Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung
von
Robert Hiecke und Heinrich Viehoff
herausgegeben
von
Ludwig Herrig.

Zehnter Jahrgang.

17

Siebenzehnter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1855.

1851, Nov. 15.

Inhalts-Verzeichniß des siebenzehnten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Herder's Aesthetik.

Einleitung.

Herder's Bedeutung für die deutsche Literatur besteht hauptsächlich darin, daß er in alle Gebiete des Geistes die ihm eigenthümliche reproductive Phantasie und gemüthvolle Reflexion hineintrug. Seinem Streben lag das Ideal einer allumfassenden Weisheit zu Grunde. Es war ihm innerstes Bedürfniß, sich nichts Großes und Schönes, was unser Geschlecht zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat, entgehen zu lassen, und zugleich drängte es ihn, die göttlichen Rathschlüsse nicht bloß in den Urkunden der Religion, sondern auch auf den Blättern der Natur und des Menschenlebens zu lesen. Deßhalb fühlte er auch seinen Geist durch eine Kunst oder Wissenschaft niemals ausgefüllt, sondern stürmte von einem Gebiete zum andern, um stets Neues zu entdecken. Er brachte zunächst eine unendliche Unruhe in die Literatur, aus der sich allmählich ein verjüngtes Leben in den einzelnen Zweigen entfalten sollte. Er warf Blitz auf Blitz in das alte Dunkel, sprach kühne Ahnungen aus und wies auf unbetretene Bahnen hin. Daß er bei der Sehnsucht, mit seiner Erkenntniß Alles zu umfassen, die Gränzgebiete des Geistes vielfach verwirrte, daß er als Dichter in bloße Betrachtungen, als Philosoph in Phantasien gerieth, und daß er die Wissenschaft im Kanzeltone vortrug, liegt vollkommen in der Natur der Sache. Auch erklärt es sich aus der ganzen Entfaltungs- oder Explosionsweise seiner Kräfte, daß die Unsterblichkeit seines Namens nicht sowohl auf den Ergebnissen seiner einzelnen Forschungen und auf dem rein wissenschaftlichen Gehalte seiner Ideen beruht, als auf dem Gepräge des persönlichen Genius, das er jedem seiner Werke aufgedrückt hat. Die Gabe, alle Kenntnisse und Anschauungen aus den entlegensten Regionen auf einen lebendigen Mittelpunkt, auf den Mittelpunkt eines Herzens zusammenzuziehen, dem die Liebe ihre Grazien verliehen hatte, gibt den geistigen Schöpfungen Herder's ihren einzigen, unvergänglichen Reiz. Ihre Wirkungen lassen sich nach einzelnen

Thatsachen des Lebens und der Wissenschaft nicht wohl abmessen; der Einfluß einer solchen Persönlichkeit verliert sich ins Unendliche. Daß er aber auch heutzutage, nach so bedeutenden Fortschritten aller Wissenschaften, noch immer eine magisch erweckende Kraft auf die Geister übt, daß in Kunst, Religion, Philosophie und Geschichte seine Ideen auch jetzt noch befruchtend fortwirken, — wer möchte es nicht mit Liebe und Dankbarkeit anerkennen?

Die Poesie war der Aether, in dem Herder sich bewegen mußte, um zu athmen, und ihre Wärme trieb auch alle seine Geistesblüthen im Leben und in der Wissenschaft hervor. Sie hauchte ihm die Gabe ein, jeden Gegenstand als einen ganzen und ungebrochenen anzuschauen; sie verlieh ihm die dunkele, unbewußte Kraft, das dürre Verstandesdenken des Zeitalters zu überfliegen und sich in der lebendigen Idee gesund zu baden. Da sich aber die Poesie in ihrer ihm eigenen Reproductionskraft mit vorwaltender Neigung den Regionen der Erkenntniß zugewandte, so wurde dadurch sein schöpferisches Dichtertalent fast ganz absorbirt. Er beschränkte sich darauf, durch seine Dichtungen das eigene Leben zu erheitern und zu verschönern; die Muse war eine Freundin seiner Erholungsstunden.*) Desto entschiedener concentrirte sich seine wissenschaftliche Thätigkeit auf die Poesie des Lebens, der Geschichte und der Künste; der geborene Aesthetiker trat auf den verschiedenartigsten Gebieten der Forschung immer wieder hervor. Was nun die Erkenntniß und Beurtheilung des Schönen selbst betrifft, so stellte sich Herder auslegend und ergänzend neben

*) In seinen früheren lyrischen Gedichten hallen die qualvollen Kämpfe der Jugend und der Titanensturm des Mannesalters kraftlos wieder. Unter seine späteren Herzensergießungen haben sich viele Sittensprüche und Lebensregeln von dürftigem Inhalte eingedrängt, die nur von einem schwachen Schimmer der Poesie umgeben werden. Einzelne seiner Lieder athmen eine wohlthuende Reinheit und Zartheit der Empfindungen; doch entbehren sie des vollen, musikalischen Klanges und der formalen Abrundung; wir vermissen darin die anmuthige Bewegung, den Liebeszauber der Dichtkunst. Die Oden und religiösen Lieder sind meistens kraftlos und zerflossen. Nur sein Cid, seine Legenden und Paramythien haben das Anrecht auf Unsterblichkeit. Bei der Bearbeitung des Cid fühlte er sich tief in den spanischen Ritter- und Heldengeist, namentlich in das reizbare Ehrgefühl und den adeligen Stolz hinein, und bei einer großen Einfachheit der Sprache schritt das Ganze doch in der ächten Grandezza einher. Weniger athmet uns hier die Gluth der spanischen Liebe entgegen. Auch finden wir nicht das brennende Colorit der Naturbilder, an das wir durch Calderon gewöhnt sind, den dunkelblauen Himmel, die gewitter-

Lessing und Winkelmann. Die feine Unterscheidungsgabe, die bewegliche Verstandesdialektik des ersteren reinigte das kritische Feld von Vorurtheilen und verbreitete über dasselbe eine heitere, frische Lebensluft des Geistes. Er weckte die Lust am tieferen Denken; er zeigte in der Wahrheit den reizendsten Besitz des Geistes; er führte auf die liebenswürdigste Weise den ganzen Ernst der Forschung, wie in die Wissenschaft überhaupt, so namentlich in die Aesthetik ein. In der Beurtheilung der Kunstwerke beschränkte er sich auf die scharfsinnige Zergliederung ihrer äußeren Gestalt, auf die strenge Beobachtung ihrer planmäßigen Folgerichtigkeit, auf die Untersuchung des Zusammenhanges, in welchem die vereinzelten Züge eines Charakters unter einander stehen. Obgleich er auf diesem Wege viele scharfsinnige Entdeckungen machte, so war er doch von der lebendigen Reproduction der Kunstwerke, in der zugleich das umfassendste Urtheil enthalten ist, in der Regel weit entfernt. Auch in seinen ästhetischen Theorien kam er nicht leicht über die verständige Reflexion und Beobachtung hinaus. Wenn die Thätigkeit Lessing's eine vorzugsweise negative blieb, wenn er es nicht zur poetischen Reproduction der Kunstwerke und namentlich zur Gesammtanschauung ihrer Geschichte brachte, so stellte Winkelmann in diesen Beziehungen Lessing's ergänzende Hälfte dar. Indem die Negation in diesem Kunstrichter eine ganz untergeordnete Stellung einnahm, entzündete sich an der Beschäftigung mit den Kunstwerken der Alten seine enthusiastische Anschauung des Schönheitsbegriffes. Er war nicht im Stande, denselben in systematische Worte zu fassen; nur in ahnungsvollen Tönen

---

schwangeren Lüfte, die unter den beengenden Lebensformen einen um so tieferen Krater der Leidenschaften aushöhlen. Es fehlen jene phantastischen Blumen, die bei Calderon wie aus einer Lavadecke hervorwachsen. Den Legenden geht die epische Plastik ab; ja sie versinken oft in den mageren Ton der Chronik. Aber ein unnachahmlicher Reiz liegt in dem zarten Schmelz eines liebewarmen Herzens, das über alle ihre Demuthsblumen hingeathmet ist, in der freundlichen, zutraulichen Menschenliebe, zu der sich hier der Glaube der Vorzeit gemildert hat. Die heiligste Bewunderung Gottes und göttlicher Menschen durchzittert alle Saiten dieser Poesie. Dieselbe bezaubernde Milde der Menschlichkeit malte mit zarten Fingern die Jünglingsgestalt der antiken Mythen nach und schuf sie um. Sie spiegeln sich in dem weichen Herzen des christlichen Braminen ab und werden von dem Abendroth einer in die Unendlichkeit fortträumenden Phantasie sanft angeglüht. Die Sprache ist hier weit gesangreicher, als in den Legenden, eine Dichterprosa ohne Trockenheit und Ueberfülle.

wagte er manchmal ihn aus heiliger Ferne anzukündigen. Er sah das Urbild der Schönheit, aber in einem göttlichen Glanze, den er mit irdischen Stoffen nicht nachzubilden vermochte. Er empfand es oft mit Schmerz, daß er nur stammelnd von seiner Gottheit zeugen konnte, und daß die schönsten Blüthen der Rede, womit er sie zu bekränzen wünschte, ihm unter den Händen verwelkten. Aber immer wieder, so oft er auch verzweifeln wollte, schien ihm die Unsterbliche zu winken und ihm frischen Jugendmuth zum Weiterstreben einzuhauchen. Seine Offenbarungen über die Schönheit finden sich zerstreut und vereinzelt in den kunstgeschichtlichen Werken, oder nur flüchtig in besonderen Abhandlungen angedeutet. Aber es liegen darin die Keime zu einem Baume der strengsten und umfassendsten Gedankenentwicklung. Vor allen jedoch ließ er die in ihm liegenden, ihrem tiefsten Gehalte nach für ihn unaussprechlichen Ideen des Schönen in der Betrachtung und Nachschaffung der griechischen Kunstwerke wiederstrahlen. Er vertheilte nach dem Maßstabe dieser Ideen die Gruppen und Perioden der Kunstgeschichte. Seine Phantasie begeisterte sich geradeso an dem Anblicke der alten Bildsäulen und Gemälde, wie der Genius des Dichters an der unmittelbaren Wirklichkeit der Natur und des Menschenlebens. Er schuf eine Poesie der Kunstgeschichte. Da seine ästhetischen Ideen sich niemals ohne die glühende, andachtsvolle Betrachtung schöner Gegenstände entwickelten, so war es ihm fremd, den Kanon der kalten Beobachtung und Beurtheilung einem Kunstwerke entgegen zu halten. Fast möchte man sagen, er habe alle Gebilde der Schönheit so dargestellt, wie ein Liebender seine Geliebte. Er strömte nämlich in wenige Worte die ganze Gluth des Feuers aus, das ihm durch die Betrachtung eingehaucht wurde, und beinahe war ihm keine Farbe zu stark, um das nachzumalen, was er mit den Augen der Liebe angeschaut hatte. Groß war die prophetische Kühnheit, womit er den Torso des Hercules ergänzte. In seiner Schilderung der Niobegruppe und des Apollo von Belvedere erhebt er sich zum Schwunge der pindarischen Ode und begleitet die Gottheiten in die seligen Höhen des Olympos zurück, denen der Geist der Künstler sie entführt hatte.

Die eigenthümliche Gabe, die nun Herder für die geschichtliche und kritische Auffassung der Schönheit mitbrachte, war die Genialität seines Empfindungslebens. Es fehlte ihm trotz der feinen Reflexionen, die er im Einzelnen anstellte, doch im Ganzen an der einschnei-

denden Schärfe des Lessingschen Verstandes, sowie auch seine Phantasie zu schwankend und nebelhaft war, um sich zu den plastischen Reproductionen Winkelmann's zusammenzunehmen. Wie er unter allen Künsten die Musik an meisten hervorhebt, so bewegen sich auch seine Uebersetzungen und Beurtheilungen poetischer Werke vorwaltend in dem musikalischen Elemente. Indem er übersetzte, malte er nur den Eindruck, den die Originale in seinem Empfindungsleben zurückließen.*) Er wurde in seinen Stimmen der Völker zur Weltharfe, die sich von allen Dichtungen durchtönen ließ und sie ahnungsvoll nachbebte. Es gelang ihm hier, die feinsten, verschwebendsten Töne herauszufühlen, mit dem Gehöre zu erhaschen und in ätherische Nachbilder zu kleiden. Auch wenn er beurtheilen, wenn er kritisch reproduciren wollte, zog er mit inniger Liebe nur die Seelengestalt des fremden Werkes aus und bildete dieselbe nicht mit Farben oder Worten, sondern mit Tönen ab. Selbst die Gestalten des Homer und Ossian, in denen die musikalischen Eindrücke seines Gemüthes noch die bestimmteste Sprache fanden, schweben oft wie jener Geist im Hiob vorüber, dessen Ruf man hört, ohne seine Bildung zu erblicken.

Auch an der feineren Beobachtungsgabe gebrach es ihm nicht; er hatte aber wenig Geduld und Neigung, einem Kunstwerke die Einzelheiten abzulauschen: mit der Kühnheit eines Adlers war sein Blick immer auf das Ganze der poetischen Volksgeister und Zeitalter gerichtet. Im poetischen Herzen der Völker, in der dunkeln Geburtsstätte ihrer Sagenentwicklung war sein Geist zu Hause. Von dort strömten ihm die Quellen der tiefsten Erkenntnisse entgegen. Mit einer Zartheit ohne Gleichen verfolgte er die Genien der Nationen durch alle verborgenen Gänge ihrer Entwicklung und faßte die Poesie als ein lebendiges, ganzes, untheilbares Ergebniß der Sitten, der Religion, der Schicksale und Thaten eines Volkes auf.**)

Er ließ es dabei nicht an Versuchen fehlen, in die philosophische Erkenntniß des Schönheitsbegriffes einzubringen, und namentlich ging

---

*) Ueber die Methode seiner poetischen Uebersetzungen äußert sich Herder selbst in der Terpsichore S. 308.

**) Ueber die „Naturmethode," die er in der Geschichte der Poesie befolgt haben will, ist besonders die liebenswürdige Stelle in den Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie II. S. 176 zu vergleichen.

er hier, wie überall, von dem rühmlichen Bestreben aus, das speculative Denken mit dem erfahrungsmäßigen auszugleichen.

Die logische Schärfe und Strenge eines durchgebildeten Dialektikers, dürfen wir von ihm nicht erwarten; dazu mangelte ihm die eigentliche Männlichkeit des Denkens, die Geduld, seine Aufmerksamkeit anhaltend auf einen Gegenstand zu richten. Von dem ewigen Drange zu beobachten, zu sammeln und zu vergleichen beherrscht, scheute er die farblose Einsamkeit des in die reine Innerlichkeit vergrabenen Forschens. Auch die systematische Bildung, soweit er dieselbe sich aneignete, verwandelte sich immer wieder in die Form des Empfindungslebens oder setzte sich in ruhigeren Stunden als äußerliche Verstandesreflexion ab. Er hat ebenso oft alle Systeme überflogen, als er unter ihnen zurückblieb. Daß er auch über philosophische Begriffe sich lieber im Prophetentone aussprach, war nun einmal in seiner Natur begründet. Daß aber die Orakelworte nicht immer zutrafen, daß sie öfter von weitschweifigen und gewöhnlichen Betrachtungen unterbrochen wurden, — wer möchte dies einem Geiste verargen, der mit der Sprache und Denkart seiner Zeit, mit so vielen Anforderungen des Amtes und der Wissenschaft, mit der Vielseitigkeit seiner Talente, mit der Reizbarkeit seines Gemüthes, in einem ewigen Ringen und Kämpfen begriffen war? In den Samenkörnern ästhetischer Ideen, die er unordentlich durch seine Werke hingestreut hat, liegen Keime genug, selbst zu einer systematischen Entwicklung, jedenfalls aber Keime des göttlichen Lebens, die nicht absterben können.

In die nachtheiligste Stellung gerieth er als Philosoph des Schönen durch seine berüchtigten Ausfälle auf die Kritik der Urtheilskraft. Er hatte nicht die Concentration des Denkens, in ein strenges Lehrgebäude, wie das Kantische, sich zu versenken und hineinzuleben. Es fehlte ihm die bescheidene Zurückhaltung der eigenen Reflexionen, ohne die man der Gedanken eines solchen Meisters sich niemals bemächtigen kann. Schon als Jüngling verhielt er sich dieser Philosophie gegenüber zweifelnd und um seine Selbstständigkeit besorgt. In seinen späteren Jahren wuchs ihm aber der Kriticismus über den Kopf, und er hatte sich in die einmal errungene Bildung zu tief eingewurzelt, um der Ergründung eines Systems, dessen barbarisch lautende Sprache keinen Reiz für seinen ästhetisch feinen Sinn haben konnte, die kostbare Zeit zu opfern. Da

er nun überdieß manche nachtheilige Wirkung der neuen Philosophie im sittlichen Leben, im Staate und im amtlichen Berufe zu beklagen hatte, so äußerte er seine Entrüstung in zwei polemischen Schriften, die der Kantischen Metaphysik und Schönheitslehre galten. Durch unwürdige Schmähungen*) glaubte er den riesenmäßigen Geist seines alten Lehrers bewältigen und die Auctorität desselben vernichten zu können. Einen sehr betrübenden Eindruck macht es, wenn man den erzürnten Kritiker sich mit Ideen herumschlagen sieht, die er aus Mißverständniß dem Gegner in den Mund legt, wenn er Streiche in die Luft führt, die nur seine eigene Schwäche im systematischen Denken beurkunden. In der Kalligone, die sich mit dem Schönen und der Kunst beschäftigt, kämpfte er nur gegen die dürftigen Gedanken, die er in seinen Gegner hineinlas. Die Kritik der Urtheilskraft erschien ihm als ein Babel von Begriffsverwirrung und gewissermaßen als ein Zeichen hereinbrechender Barbarei. Dennoch stimmen die positiven Principien der Kalligone, die alle Anerkennung verdienen, der Hauptsache nach mit Kant überein. Wir haben es übrigens an Herder's Art zu philosophiren als eine verdienstliche Seite hervorzuheben, daß er sich angelegentlich bemühte, das wirkliche Leben der Dinge gegen die Verflüchtigung des subjectiven Idealismus aufrecht zu erhalten. Er suchte die Wahrheit in der den gegenwärtigen Geist ergreifenden Empirie; er folgte der stillen Gewißheit des Unsichtbaren, die aus dem Maßstabe der sichtbaren Welt geschöpft wird, als dem Ergebnisse unseres gesammten geistigen Lebens, das nicht bloß den eigenen Inhalt reproducirt, sondern in und an den wirklichen Dingen sich entwickelt. In diesem weiteren Sinne des Wortes war er ein Glaubensphilosoph wie Jakobi.

Es ist begreiflich, daß ein Mann von Herder's beweglicher und vielgeschäftiger Persönlichkeit sich mit seinen einzelnen Betrachtungen und Urtheilen in manche Widersprüche verwickeln mußte. Da sich dieselben leicht entdecken lassen, so kann es unsere Aufgabe nicht sein, sie herauszuheben und mit kritischer Wichtigkeit zu widerlegen. Wir beabsichtigen vielmehr, die tiefere Einheit seiner Ideen auch unter den mannigfaltigsten Nüancen, Schattirungen und Abweichungen der Form aufzusuchen und nachzuweisen. Ein System der Herderschen

---

*) Vergl. Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft I. S. 12, 18, 21, f. Kalligone I. S. 6—8, 11—13, 32 f., 131 f., 138, 209, II. S. 198.

Aesthetik aufzustellen, scheint uns um so weniger ein überflüssiges und nutzloses Vorhaben zu sein, als ein langer und vertrauter Umgang mit seinen Werken dazu gehört, die weit auseinander liegenden Strahlen seiner ästhetischen Ideen in einem Brennpunkte zusammenzufassen, und als unsere Literarhistoriker, die sich meistens auf ein sehr allgemein gehaltenes Urtheil über Herder beschränken, zwar die einzelnen Schriften dieses Mannes charakterisiren, aber auf eine tiefere Entwicklung seiner Weltansicht sich nirgends einlassen.*)

A. Metaphysik des Schönen.

I. Vom Schönen.

§. 1. Indem Herder den Grundbegriff der Schönheit zu entdecken suchte, erging er sich in mancherlei geistvollen Beobachtungen und Ahnungen, ohne jedoch den scharfen und bestimmten Ausdruck der wissenschaftlichen Erkenntniß für dieselben zu finden. Seine weitschweifigen, oft rednerischen Reflexionen lassen sich in die einfache Definition zusammenziehen: Schönheit sei die sichtbare Seligkeit eines Gegenstandes, dessen Dasein mit sich und mit seiner Idee vollkommen harmonire und hiermit die Erscheinung der Idee überhaupt hervorrufe.**) In dieser Definition sind denn allerdings die wesentlichen Momente der Schönheitsidee enthalten. Die Schönheit bringt uns das Bild der vollendeten Freiheit, des ganz mit sich versöhnten Geistes zur Anschauung; sie ist das selige Lächeln der Idee über ihre unüberwindliche Göttlichkeit; der Staat des ewigen Friedens, das unter der Decke der Wirklichkeit sich hervorarbeitende Reich der Lichtgeister wird in ihr geoffenbart. Indem aber der schöne Gegenstand die durchsichtige Gestalt einer besondern Idee ist, so tritt das Weltall der Ideen in denselben ein. Der Anblick der besondern Idee zieht die Erinnerung oder Vergegenwärtigung der Idee überhaupt nach sich. Die Gestalt, die e i n e n Genius offenbart, trägt für den Betrachter alle Genien an sich und wird zum sichtbaren Genius des Weltganzen.

*) Wir citiren Herder's Schriften nach der 1827—1830 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen erschienenen Ausgabe von 60 Duodezbänden.

**) Kalligone, I. S. 24, 27 f., 35, 50 f., 55 f., 59, 88 f., 91—93, 96, 99, 103 f., 121—124. Antiquarische Aufsätze S. 34; Humanitätsbriefe II. S. 202; Ideen zur Gesch. u. Kr d. Poesie u. s. w. I. S. 193.

§. 2. Dadurch, daß Herder das Gefühl der Lust, das durch die Schönheit erweckt wird, als einen Instinkt betrachtet, der uns zu der unbewußten Förderung unserer Lebenszwecke hinleite, verläßt er den Standpunkt der freien, wissenschaftlichen Idealität und läßt sich zu teleologischen Betrachtungen herunter, die eine Sache der beobachtenden Naturforschung und nicht der Aesthetik sind. So wendet er sein Nachdenken der niedrigen Stufe des sinnlichen Wohlbefindens zu, das die Weihe der Schönheit nicht empfangen hat. Nach seiner Ansicht ist nämlich auch das Angenehme, das den gröbsten Sinnen schmeichelt, noch ein harmonisches Gute, das zur Erhaltung unseres Seins und Wohlseins dient. Dieses Gute betrachtet er als die Mittheilung des absolut Guten in der Gestalt, die von den unfreien, ungeweihten Sinnen erfaßt werden könne. Das den Sinnen zusagende Nützliche hält er dem Geiste wie eine Vorschule oder ein Elementarbuch des ewig Guten hin. Der gewöhnlichen, sinnlichen Lust sucht er aber dadurch eine Bedeutung zu geben, daß er sie von dem Bewußtsein ableitet, den Zweck des sinnlichen Organes, nämlich die Beförderung unserer Glückseligkeit, wenn auch in ihrem untergeordnetsten Momente, erreicht zu sehen. Wir haben von unserem Standpunkte aus nur das Eine in diesen Betrachtungen festzuhalten, daß der Eindruck und die Wirkung des Schönen insofern allerdings der absoluten Zweckmäßigkeit entspricht, als durch die Anschauung desselben die innersten Keime unseres Daseins geweckt, unsere edelsten Kräfte in Freiheit gesetzt, die Organe der reinmenschlichen Thätigkeit in uns entfaltet und die unversiegbaren Quellen der Glückseligkeit in unserem Gemüthe geöffnet werden. In diesem Sinne dient alles Schöne dem Eudämonismus und kann als eine Besiegelung desselben betrachtet werden.*)

§. 3. Indem wir die dem Schönen wesentliche Einheit der schönen Erscheinung und ihres anbetenden Betrachters in's Auge fassen, so gewinnen wir die höhere Bestimmung, daß die Schönheit die sichtbare Gestalt der Liebe sei. Denken wir uns einen schönen Gegenstand, der sein Leben in völliger Abgeschiedenheit verbringen müßte, ohne angeschaut, geliebt und verehrt zu werden, ohne seine ganze Liebe dem Anbetenden entgegenzubringen, so würde ihm ein Wesentliches zu seiner Vollendung fehlen; ja seine Existenz würde einen durchgreifenden Wider-

---

*) Vergl. Kalligone I. S. 33 f., 40, 53.

spruch in sich tragen. Und wenn wir uns mit aufmerksamen Blicken in die Geheimnisse der Schönheit vertiefen, so kann es uns nicht entgehen, daß sie nach dem Anschauenden sich hinbewegt, daß sie in ihren Mienen und Geberden die Sehnsucht ausdrückt, ihm sich mitzutheilen, ihn zu beseligen, von ihm erkannt und geliebt zu werden. Dieser Liebesmagnet der Schönheit ist die Grazie, Charis, Anmuth oder Huld. Die Seligkeit der das schöne Bild durchathmenden Seele, ihr letzter Lebenspunkt, ist der Augenblick der Mittheilung, in welchem die Anmuth zum Reize wird und hiermit dem Betrachter das Herz raubt. Dieser wird durch die Verschmelzung mit dem schönen Gegenstande in selige Selbstvergessenheit versenkt, verwandelt sich ganz in die Idee, die in dem schönen Gegenstande sich enthüllt, und verschwebt in den Fluthen des göttlichen Lebens, das ihm von dort entgegenströmt. In der Schönheit, „als ob sie Alles wäre, wohnt des Anschauenden Seele."*)

§. 4. Obgleich aber die Grazie darnach verlangt, sich dem Anschauenden mitzutheilen und ihn durch ihre Umarmung zu beseligen, so verbirgt sie sich doch im Gürtel der Scham und Bescheidenheit vor sich selbst und der Welt, um gerade hierdurch Himmel und Erde zu entzücken und zur Liebe zu entflammen. Je mehr sie darnach strebt, sich unsichtbar zu machen, desto sichtbarer glänzt ihre Herrlichkeit hervor: denn die Schönheit ist durch und durch Erscheinung, Offenbarung und Gegenwart der Idee. Mit dieser Schamhaftigkeit des Schönen untrennbar verbunden ist seine selbstbewußte Ruhe, seine Würde, durch die es den unedlen Betrachter von sich zurückschreckt, die Gährungen des Gemüthes dämpft und eine „heilige Freude" erweckt. „Hohe Einfalt" ist vielleicht das treffendste Prädikat für die wahre Grazie.**)

§. 5. Von bleibender Schönheit ist nur das Wahre und Gute. Was unser sittliches Gefühl als unrein empfindet, das muß auch unserem Geschmacke früher oder später als unrein sich darstellen. Eine

---

) Kalligone I. S. 34. N.) 88 f., 113—116. II. 204. Legenden u. s. w. S. 262 f., 266, 276 f., 283. „Huld und Liebe," Gedichte I. S. 52. Antiquarische Aufsätze S. 108. Schriften zur römischen Literatur S. 94.

**) Kalligione I. S. 115. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie I. 117 f. II. S. 64. Schriften zur römischen Literatur S. 94. Früchte aus den sogen. goldenen Zeiten I. S. 84. Kritische Wälder II. S. 117, 119, 172. Fragmente zur Deutschen Literatur II. S. 51 f.

schöne Gestalt muß durch den Wohllaut ihrer Glieder eine sittliche Harmonie hervorbringen. Ja die eigentliche Seele der Schönheit wohnt in der sittlichen Bildung eines Gegenstandes, in seiner „moralischen Grazie." Je sittlich reizender die reine Grazie ist, von der ein Gemälde belebt wird, desto mehr ruft es die Empfindung einer höheren Ordnung hervor, desto mehr entzückt es die innerste Seele. Wie aber in jeder ächten Schönheit sich das Gute abspiegelt, ebenso ist sie auch die äußere Gestalt der Wahrheit; ja nur das Wahre ist schön. Die Welt des Genius ist demnach die Welt der innern Wahrheit. Indem Herder in die Fußtapfen Platon's eintritt, betrachtet er das Schöne als Darstellung des Guten und Wahren, als bleibendes Wesen der Dinge, als „ihre innere Gestalt," die sich in der äußeren nur wie ein „veränderliches Traumbild" abdrückt. Wie den Griechen überhaupt, erscheint dem deutschen Denker der Begriff des Schönen als der Urbegriff, als Gesammtkraft der Seele, durch die sie auch des Wahren und Guten sich vollkommen bemächtigt.*) Wie nun das ächte Schöne nur zum Wahren und Guten hinleitet, so ist es auch, wenn wir dem Wahren und Guten folgen sollen, nothwendig, daß es die Gestalt des Schönen für uns annehme. Soll unser Wille zur Befolgung eines sittlichen Gebotes angeregt werden, so muß es in einer einladenden Gestalt ihm entgegenkommen; die Beweggründe zum Guten müssen als Reize erscheinen, die aus der sittlichen Idee selbst entsprungen sind und sie zu einem Bilde der Schönheit formen. Nur durch die Schönheit hat das Gute für uns Interesse. Es gibt aber auch keine Güte und keine Wahrheit, die nicht für den Erkennenden und Ausübenden die höchste Schönheit hätten. So wurde die Tugend von den Griechen mit Recht als das sittlich Schöne, als die Wohlgestalt der Seele betrachtet, und was die ächte Bildung bedingt, ist die „moralische Grazie." „Das Wahre, Gute und Schöne," ruft Herder aus, „ungetrennt und unzertrennlich, sei unsere Losung!"**)

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie, II. S. 80 f. Kalligone I. S. 109, 118, 185; S. 203 f., 209. Nachlese histor. Schriften, S. 417. Sophron., S. 54 f.

**) Sophron., S. 54 f. Kalligone, I. S. 16, 113 f., 118. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie, I. S. 202—207. Früchte aus den sog. goldenen Zeiten, I. S. 35.

II. Vom Erhabenen.*)

§. 6. Obgleich das irdische und beschränkte Dasein jedes schönen Gegenstandes von der göttlichen Idee durchdrungen und durchleuchtet ist, so kann es doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Schönheit als einzelnes Wesen, das der Idee zum Leibe dient, in diesem höheren Lebensprincipe selbst den Keim ihrer Auflösung enthält. Sie weist mit ihrer eigenen Tiefe, wenn wir dieselbe durchdringen, über sich in die Allgemeinheit hinein, die das einzelne Schöne überschreitet. Die Erhabenheit bringt dieses Verhältniß in der Weise an den Tag, daß die Idee ihr Gebilde überwächst und an der einzelnen Erscheinung ihre Suprematie über alles Einzelne zu erkennen gibt. Indem nun Herder das Erhabene als die Gegenwart des Unendlichen im Endlichen bezeichnet, faßt er diesen Begriff zu weit und bezeichnet durch denselben das Schöne überhaupt, dem freilich in jeder seiner Gestaltungen das Moment des Erhabenen zugestanden werden muß. Dasselbe gilt von der weiteren Bemerkung, daß der erhabene Gegenstand in uns die Ahnung des Weltalls hervorrufe. Dagegen kommt Herder dem Begriffe des Erhabenen näher, indem er jene Definition durch einzelne Beispiele veranschaulicht. So tragen erhabene Gedanken eine Welt von Begriffen in sich und orientiren dieselben unter ihrer Einheit. Denn es ist ein wesentlicher Zug des Erhabenen, daß es die Unendlichkeit der Idee dem sinnlichen Stoffe gegenüber einheitlich zusammenfaßt. Wenn Herder sodann das Gefühl der Andacht, das uns mit einem Gedanken Alles zugleich gebe, als ein weiteres Beispiel der Erhabenheit anführt, so läßt es sich nicht leugnen, daß gerade durch diese Stimmung des Gemüthes die sinnliche Form der Idee durchbrochen, also die beginnende Auflösung der einfachen Schönheit herbeigeführt wird, die in allem Erhabenen liegt.

) Vgl. Kalligone, I. S. 200 f., II. S. 71 f., 87—90, 104 f., 110, 118 f., 122—125, 127—130, 133—136, 207. Geist der hebräischen Poesie, I. S. 126, II. S. 111 f., 128, 134, III. S. 112. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, I. S. 9. A.) Theolog. Briefe, III. IV. S. 247 f. Blumenlese aus morgenländischen Dicht., S. 128—132, 265. Antiquarische Aufsätze, S. 53 f., 117—124, 136 f. Schriften zur griech. Literatur, S. 256. Fragm. zur deutschen Literatur, II. S. 36, 48, 267. Früchte aus den sog. goldenen Zeiten, I. S. 149, 168, 189. Ideen zur Gesch. u. Kritik d. Poesie u. s. w., II. S. 150. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst, S. 95. Legenden, S. 23 f. Adrastea I. S. 41—43.

Wenn sodann Herder darauf hinweist, daß der von Phidias dargestellte Zeus zwar in Tempeln throne, aber von keinem derselben umfaßt werde, so spricht er in der Form der Ahnung den Gedanken aus, daß die Erhabenheit von der Kunst zwar immer in die Schranken der Schönheit eingebannt wird, aber innerhalb derselben über alle Einzel-Gebilde der Schönheit hinausweist und das Reich der Unendlichkeit aufschließt. Indem er von der Musik sagt, sie spreche an unser Innerstes als an einen Mitgeist der Schöpfung, und damit zu erkennen gibt, daß uns diese Kunst in die Mitte des Weltalls hineinführt, hebt er die Universalität, die uns vorzüglich durch die Musik veranschaulicht wird, als die erhabene Seite aller Schönheit hervor. In ähnlichem Sinne bezeichnet er den erhabenen Ausgang, der in einem Momente uns Alles gewähre, als das höchste Ziel der Kunst.

Indem wir nun durch das Erhabene selbst in's Unendliche umgewandelt, indem durch dasselbe unsere Gedanken, Gefühle und Vorstellungen verewigt werden, überhören wir die Stimmen der endlichen, irdischen Welt und vernehmen nur den Zuruf der Geister, die, der Enge des Daseins enthoben und von den Mängeln desselben gereinigt, im Lichtglanze der Verklärung wohnen. So übt namentlich die Musik, als die Stimme der Genien und die Sprache der Engel, jene wunderbare Kraft aus, durch welche der Mensch über seine beschränkte Einzelpersönlichkeit hinausgehoben wird und die „Ethik und Metaphysik" seines Lebens, d. h. die ewigen Grundformen, die reingeistigen Elemente desselben empfindet.

§. 7. Als die unmittelbare Gegenwart des Unendlichen ist das Erhabene von der gemeinen Welt abgeschieden und ruht auf sich selbst. Es erscheint nicht aus dem gewöhnlichen Zusammenhange der Lebensbedingungen hervorgegangen, sondern aus den Tiefen seines eigenen Wesens entsprungen. So steht in der Bildhauerei „jeder Gegenstand auf seinem Grunde, in seiner Welt", d. h. er wird durch keine außer ihm liegenden Ursachen bedingt, durch keine Verhältnisse des übrigen Daseins beschränkt. Er scheint sich aus seinem eigenen Innern hervorzubringen und seine Umgebung aus eigener Machtvollkommenheit zu setzen. „Eine Statue steht ganz da," d. h. als eine in sich abgeschlossene Welt, die keiner außer ihr liegenden Lebensbedingungen bedarf, „unter freiem Himmel, gleichsam im Paradiese," d. h. als vollkommen gegenwärtige Idee, in verklärter Form der

Sinnlichkeit, von dem gewöhnlichen Causalzusammenhange der Dinge, von dem prosaischen Organismus der Lebensverhältnisse abgeschieden. Ein erhabener Charakter wird sich über kleinliche Rücksichten auf das Gewimmel des Menschenlebens und das Gewirre der Meinungen hinaussetzen; er wird nur in sich selbst, in seinen Grundsätzen, in seiner durch die Idee befreiten Natur wurzeln. So sprach und schrieb Fenelon wie „ein Himmels-Genius unter den Menschen, der von seinem Erdengeschlechte weder Dank noch Ruhm begehrte."

§. 8. Im Besitze der Unendlichkeit und der Freiheit von allen gemeinen Lebensbedingungen bedarf das Erhabene, um seine Größe anzukündigen, keines äußerlichen Pompes, keines erborgten Schmuckes; vielmehr tritt es mit schlichter Naivität, mit stiller Kraft auf. In ruhiger Himmelsklarheit herrscht der Donnergott und regiert segnend. Erhabene Gesinnungen kleiden sich in einfache Formen und wirken, wenn auch als glänzende Vorbilder, doch in stillem Einflusse. Die sittlich-erhabensten Menschen stellen uns das Edelste, als wenn es ihre Natur wäre, in mächtig-stiller Wirkung dar. Ueberhaupt kann die Unschuld im Besitze der Unendlichkeit als vollkommenster Ausdruck des Erhabenen bezeichnet werden. Insbesondere gibt sich die Erhabenheit der Kunst durch die höchste Einfalt der Darstellung zu erkennen. Darin gehen uns die morgenländischen Dichter als die großartigsten Muster voran. Man denke z. B. an die patriarchaliche Einfalt, mit der die ersten Capitel des Hiob geschrieben sind. Auch Klopstock zeichnet sich durch seine einfältige Würde, durch seine stille Majestät aus.

§. 9. Die geistige Unendlichkeit bedarf weniger Worte und Formen; den äußeren Ueberfluß findet sie lästig. Mit ihrem unerschöpflichen Reichthume sich selbst genug, borgt sie vom sinnlichen Stoffe nur das Nothwendigste, legt aber auch in das Wenige, dessen sie bedarf, eine ganze Welt von Ideen, Anschauungen und Beziehungen hinein.*) So drückten die Bildwerke der Griechen mit dem Wenigsten das Meiste aus. Eine hinreißende Kürze charakterisirt

---

*) Je klarer im Erhabenen die Alles überragende und beherrschende Idee sich offenbart, desto unwesentlicher und überflüssiger muß an ihren Erscheinungsformen alles dasjenige sich darstellen, was nicht den tiefsten, eigensten Gehalt der Dinge in sich schließt. Vor diesem Läuterungsfeuer kann die untergeordnete Zufälligkeit und Endlichkeit gar nicht mehr bestehen, sie wird ausgebrannt. Daher die epitomische Kürze, mit welcher das Erhabene seine Gegenstände darstellt.

die ersten Capitel des Hiob. Wenn auch die erhabenen Dichtungen des alten Testamentes zum Theile einen Reichthum von Bildern enthalten, so prägt sich dieser Reichthum doch immer nur in wenigen, schlagenden, ahnungsvollen Worten aus. Nur sparsam schmücken sich die hebräischen Gesänge mit den Symbolen der göttlichen Erhabenheit; vielmehr nimmt bei ihnen die Ausführlichkeit dieser Züge in dem Maße zu, in welchem die uralte Erhabenheit der Poesie sich abschwächt.

§. 10. Jener Lakonismus der Form erscheint denn auch als Reinheit und Klarheit der Umrisse und als typische Bestimmtheit der Gestaltung. Denn die Idealität des Erhabenen bringt es mit sich, daß alle Dinge in schärfster Gattungsmäßigkeit erfaßt und ohne Schwanken, mit festen Zügen hingestellt werden. Insbesondere ist an den morgenländischen Dichtungen der reine Umriß der in's Große gezeichneten Gestalten hervorzuheben; ihre Charaktere lassen sich wegen der typischen Bestimmtheit, mit der sie auftreten, den Thiercharakteren der aesopischen Fabel an die Seite stellen.

§. 11. Trotz der Schärfe und Klarheit, mit welcher das Erhabene seine Formen abgränzt, ist doch der Betrachter nicht im Stande, den unendlichen Inhalt in diesen endlichen Formen selbst ganz zu umfassen. Das Bild des Unendlichen regt nur den Geist dazu an, die durch dasselbe abgespiegelte Idee in sich zu erzeugen. Hier steigert sich die Magie des Schönen zu einem so hohen Grade, daß die Seele des Betrachters nicht sowohl die Verschmelzung des Unendlichen und des Endlichen in sich aufnimmt, als vielmehr durch die zur Erhabenheit gesteigerte endliche Form über alles Endliche hinaus gerückt und in das unsichtbare Reich der göttlichen Ideen emporgehoben wird. Daß auch von dieser Seite das Erhabene ein Moment aller Schönheit ist, versteht sich nach den früheren Bemerkungen von selbst. So können wir namentlich die Gestalten der antiken Götter- und Heroen-Bilder, so deutlich umgränzt sie auch vor uns stehen, ihrer unendlichen Form nach mit den sinnlichen Augen nie überblikken. Keine Hand ist im Stande, den Gott oder Helden der griechischen Bildhauer zu „ertasten". Nur die von dem Geiste der gegenwärtigen Götter und Genien „durchschütterte" Phantasie erzeugt in sich, wie durch eine wunderbare Eingebung, das wahre, unendliche Bild dieser verklärten Gestalten.

§. 12. Das Erhabene steht immer im Begriffe, die Hülle der

Körperlichkeit, mit der es sparsam bekleidet ist, völlig von sich abzustreifen und wie mit ätherischem Leibe den irdischen Regionen zu entschweben. So finden wir, daß die Gestalt des Erhabenen für das Auge sich verdunkelt, sich unkenntlich und selbst unsichtbar macht, während das idealere Organ des Ohres noch seinen Laut, seinen Zuruf hört oder doch wenigstens mit tiefer Ahnung erwartet. Dem Hiob ging der Geist vorüber, und seine Haare grauseten; ein Bild stand dem Schauenden vor Augen, und er kannte dessen Gestalt nicht, hörte aber eine Stimme. Der Gott des Himmels und der Erde versagte es dem Moses, ihm seine Gestalt zu enthüllen. Aber im Wetter und Glanze ging er an dem Propheten vorüber, und eine Stimme aus dem Verborgenen mußte seine Thaten, seine Eigenschaften preisen. Wenn die wilden oder halbwilden Völker in der Stille, in der heiligen Dämmerung ihre Götzenbilder anbeten und klopfenden Herzens dem Ausspruche derselben entgegenharren, dann beleben sich diese Bilder, dann werden sie „dämonisch, voll Gottheit und Geistes," d. h. sie sprechen, sie verkündigen ihren Willen, sie enthüllen ihr Inneres für das Ohr der Seele, in Lauten, die dem sinnlichen Ohre nicht vernehmlich sind. So finden wir auch in der morgenländischen Poesie manchen göttlichen Orakelspruch, „den ein räthselhafter Parallelism uns gleichsam nur von ferne hertönt". Auf seinen höchsten Gipfeln läßt das Erhabene die Bilder und Formen zerrinnen und wird zugleich wortlos wie die Musik, die jeder Vermittlung bei ihrer Ansprache an die Menschenbrust entbehren kann. Ja die Aussichten, die das Erhabene vor unseren Blicken öffnet, sind oft ganz schweigend, und die erhabensten Momente der Musik liegen oft in einer Pause.

Die schweigende Erhabenheit tritt besonders großartig in den ersten Capiteln des Buches Hiob hervor. Klopstock's Psalm „läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen; eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille; wir stehen in Gedanken". Diese Stille als ein Gipfelpunkt des Erhabenen ist also voll Erwartungen, voll Ahnungen, voll Aussichten in's Unendliche.

§. 13. Da die Erhabenheit nur aus sich selbst entspringt und in sich selbst wurzelt, so begreift es sich, daß sie bei ihrer Einwirkung auf das Gemüth nach dem gewöhnlichen psychologischen Entwicklungsgange nicht fragt, daß ihr Vorbereitungen und Uebergänge, die

das tägliche Leben verlangt, etwas Fremdartiges sind, daß sie ihre Angriffe plötzlich und unbewußt macht und den Geist mit stürmischer Gewalt in ihre Tiefen hineinzureißen pflegt. In diesem Sinne bemerkt Herder: durch die Gegenwart des Unendlichen wird mit einem Male „der Faden unserer Gedanken und Zeitmomente zerrissen, indem wir in eine neue Reihe von Dingen und Successionen plötzlich versetzt werden". Die Magie des Unendlichen, die alle Schranken der Endlichkeit in uns durchbricht, reißt uns, stets wachsend, so lange fort, bis wir, „wie über der Schöpfung schwebend, alle ihre Harmonieen im Zusammenklang zu empfinden glauben". In Klopstock's zartem Gemüthe lag es, daß er die Eindrücke des Erhabenen gern allmählig herbeiführte, daß er die Schauer desselben in süße, mildernde Melodieen auflöste; dennoch wird auch er nicht selten von dem Strome des Erhabenen plötzlich fortgerissen und läßt ihn dann gewaltig in die Seele brausen oder doch dieselbe süßbetäubend überfluthen. — „Wir stehen," wie es oben von Klopstock's Psalm hieß, in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen, gedankenvollen Betäubung überauscht."

§. 14. Die unendliche Gewalt, mit der uns das Erhabene gewöhnlich ergreift und alle Grenzen der Endlichkeit in uns überschreitet, verwirrt und betäubt die Seele, die sich wie in einem Labyrinthe selbst zu verlieren glaubt. Die obenerwähnten Götzenbilder z. B. äußern eine übernatürliche, für das alltägliche Bewußtsein unheimliche Wirkung, weil sie den Geist in seiner unmittelbaren Gegenwart zeigen, weil ihnen die beruhigende Vermittlung einer sinnlichen Form abgeht, die das Geistige ganz in sich aufgenommen hat. Der anbetende Betrachter muß hier einem Uebernatürlichen folgen, er mag wollen oder nicht, es mag ihn schmerzen oder erfreuen. Aber mit einem Male, indem das Erhabene alle seine Räthsel auflöst und mit dem Blitze der Erleuchtung in das unheimliche Dunkel der Unendlichkeit hineinschlägt, gibt es dem Gemüthe seine Ruhe, seine Einheit mit sich selbst zurück. Der unruhige Betrachter fühlt sich vollkommen beschwichtigt, nachdem er den erhabenen Gegenstand umfaßt und dieser ihm alle seine Mysterien enthüllt hat.*) Das Ge-

*) Sobald uns die Idee, die im Erhabenen ihre unumschränkte Majestät ankündigt, zu sich emporgezogen und von der Befangenheit des irdischen Standpunktes losgerungen hat, so ergreifen wir in der Idee gerade das Nächste und Unmit-

müth nähert sich eben dadurch dem erhabenen Gegenstande, daß es bescheiden vor ihm zurücktritt, ihn aber zugleich desto brünstiger mit seinen Gedanken und Neigungen umfaßt und sich an ihm hinaufrankt. So wird denn das Gefühl unseres Abstandes von dem Erhabenen zu einer „Himmelsluft, die uns hebt und stärket". Indem uns das Gefühl der Andacht wie mit zauberischen Fesseln an den höchsten Gegenstand knüpft, so macht es unsere ganze Natur heiter und stark in Sanftmuth, wie namentlich die andächtige Musik eine heilige, himmlische Harmonie, Erhebung und Freude in uns zurückläßt. Wenn wir in der sittlichen Welt solche Grundsätze, deren Befolgung uns schwer oder unmöglich zu sein schien, zur herrschenden Gesinnung, zu einer erhabenen Natur geworden sehen, die ihr göttliches Leben ohne Prunk und Affectation mit stiller Kraft äußert, so fühlen wir uns dadurch für den ersten Augenblick überrascht und erniedrigt, um eben hiermit über uns selbst erhoben zu werden. Solche Persönlichkeiten prägen uns die Ueberzeugung ein, daß die von ihnen dargestellten Gesinnungen nicht nur im Bereiche der Möglichkeit liegen, daß sie vielmehr die reine Natur des Menschen bilden, und daß sie eine unversiegbare Quelle der Seligkeit enthalten.

§. 15. Obgleich der erhabene Gegenstand in sich unendlich ist, so setzt er sich doch, vermöge der Formbestimmtheit, die allem Erhabenen wesentlich ist, selbst die Grenze, und in diesem Sinne bemerkt Herder von der Bildsäule, sie stehe zwar in keinem Raume, d. h. sie erhalte sich frei von den bedingenden Lebensmomenten, aber sie gebe sich selbst Raum, d. h. sie bedinge sich selbst aus der Vollmacht der in ihr gegenwärtigen, unendlichen Idee. Sagt nun Herder außerdem, die Phantasie des Betrachters ruhe endlich bei dem Maximum, das in dem Erhabenen selbst aufgestellt sei, und dessen willkürliche Erschaffung ihr nicht gestattet werde, so kann damit nichts anderes angedeutet sein, als daß die Phantasie des Betrachters zwar die ideelle Gestalt der Bildsäule nachschaffend in sich hervorbringe, aber hierbei durch einen ganz bestimmten Typus der Idee, den das Kunstwerk vorschreibe, in ihren Schranken erhalten werde. Gäbe uns die erhabene Gestalt das Recht, bei ihrer Betrachtung überhaupt und auf

telbarste, was unserer Natur und Existenz angehört, und so muß dem Geiste das Erhabene mit wunderbarer Helle sich aufschließen, aber freilich als ein Mysterium, d. h. als eine Tiefe, die dem Verstande und den Sinnen als solchen verdeckt bleibt.

unbestimmte Weise in das Reich der Ideen auszuschweifen, so würde sie ihren wesentlichsten Grundzug selbst aufheben, der darin besteht, daß sie dem tiefern Leben des Geistes sich aufzwingt, es beherrscht, ja in sich selbst verwandelt. In diesem Sinne sagt auch Herder von der Statue des Olympischen Zeus, der flatternden Einbildungskraft seien vor derselben gewiß die Schwingen gebunden worden; von dem Anblicke des Gottes erfüllt, habe der Grieche anbetend davor gestanden; d. h. die heilige Scheu vor der gegenwärtigen Gottheit habe den Griechen abgehalten, etwas Fremdartiges in das Bild derselben hineinzutragen; die Anbetung habe ihn gezwungen, das höhere Wesen, das sich ihm offenbarte, auch im nachgeschaffenen Seelenbilde bis zu dem leisesten Zuge getreulich zu wiederholen. So begeistert uns ja eine anbetende Liebe, den Gegenstand zu einem Bilde des Weltalls zu erweitern und nöthigt uns doch zugleich, verehrungsvoll und mit zarter Scheu auch die feinste Linie seiner wirklichen Gestalt zu bewahren und zu schützen. Der heilige Styl der griechischen Bildnerei, fügen wir noch aus Herder hinzu, gibt „in wenigen Formen" „ein so stark und festgehaltenes Eins und mit ihm das Größte, über welches die ergriffene Phantasie nicht hinaus kann". Das erhabene Objekt würde sich selbst aufheben, wenn es auch in quantitativer Beziehung dem Betrachter einen Spielraum der Willkür übrig ließe; denn seinem ganzen Wesen nach ist es ohne Mangel, absolut, vollkommen. Das Weitere, was wir in dieser Beziehung aus Herder festzuhalten haben, besteht darin, daß durch die Unendlichkeit des Inhaltes in dem Erhabenen, sofern es der Kunst angehört, die bestimmte Form der äußerlichen Offenbarung nicht gesprengt werden darf, und daß wir sie auch in unserer Betrachtung als die absolute und unverletzliche Gestalt eines gegenwärtig Göttlichen festhalten müssen. Die Kunst würde aufhören, wenn sie nicht dem „Unermessenen Umriß, Schranken, Bestimmung, Maß gäbe". Die erhabensten Dichterstellen sind eben die, in welchen „an's Unermessene Maß gelegt, und eben dies Hohe, Ueberschwengliche," „das unerreichbar schien, als erreicht," in welchen „ein Unbegreifliches" als „begreiflich", „ein Unermeßbares" als „ermessen" dargestellt wird. Je reiner und sittlich=erhabener die Menschen erscheinen, desto mehr „machen sie uns das Schwere leicht, das Unermeßbare meßbar", d. h. sie zeigen uns die leicht überwindende Kraft des Göttlichen auch in den kleinlichsten, drückendsten und schwierigsten Lebens=

beziehungen. Ihre Unendlichkeit bewährt sich gerade dadurch, daß sie in jede nothwendige Grenze sich findet und nicht darin verloren geht.

§. 16. Das Gefühl des Erhabenen ist nach Herder sowohl der Anfang, als der schwer zu erreichende Gipfel des Schönen. Das Erstaunen, die Bewunderung, die Hochachtung, die durch das Erhabene in uns geweckt werden, erschließen uns die Pforten zum „hohen Schönen," d. h. zur Offenbarung jener Schönheit, die mit dem Erhabenen ganz verschmolzen ist, oder sie „halten uns bei der Empfindung und Betrachtung" des hohen Schönen „desto fester." In der sittlichen Welt ist gerade das erhabenste Selbstgefühl nichts anderes, als das Bewußtsein unserer Harmonie mit der Weltordnung, folglich das Bewußtsein, daß wir die höchste Schönheit an uns darstellen. Auf der andern Seite vermag das Gefühl des Schönen sich nicht in der bloßen Mittheilung, in der bloßen Verschmelzung mit andern Dingen zu erhalten: es wird durch seine eigene Dialektik dazu gezwungen, über sich selbst hinauszugehen in das Bereich der unendlichen Ideen und dadurch zu einem kräftigen, männlichen Ringen sich anzuspornen. Wie aber die Kunst das Erhabene zu ihrer ersten Bedingung hat, wie eine ideale Schönheit nicht möglich ist, ohne daß der Geist sich vorher in die Abgründe des Unendlichen versenkt hat, so ist auf der andern Seite ein „erhabener Ausgang" (z. B. in einem Musikstücke oder in einer Tragödie), der „in einem Momente uns Alles gewährt", das höchste Ziel, dem die Kunst zustrebt. Das Schöne und Erhabene erscheinen nach Herder als zwei Momente des „Erhabenschönen" oder „Schönerhabenen". Wo der Eindruck der Einheit in einem Kunstwerke überwiegt, nennen wir dasselbe erhaben, wo es uns vorzugsweise durch die Darstellung des Vielen beschäftigt, ertheilen wir ihm das Prädicat der Schönheit. Wenn es auch den erhabenen Gegenständen öfter eigen ist, daß die reine Abgezogenheit, die feste und starke Einheit, die Ehrfurcht gebietende Würde derselben in scharfen und rohen Formen sich ausdrückt, so verlangen wir doch, wenn ihr Gebilde auf Kunstvollendung Anspruch macht, daß die geistige Anmuth sich ihrer göttlichen Hoheit zugeselle. So unterläßt es denn auch Herder nicht, um nochmals Klopstock's zu gedenken, an der großen und erhabenen, ja majestätischen Gestalt dieses Mannes die ernste Lieblichkeit hervorzuheben.

§. 17. Fassen wir die in den obigen Paragraphen entwickelte Lehre vom Erhabenen noch einmal zusammen, so vermögen wir nicht,

die folgenden Betrachtungen, die sich uns im vergleichenden Hinblicke auf die moderne Wissenschaft von selbst aufdrängen, zurückzuhalten. Der Zauber des Schönen liegt darin, daß hier in einer endlichen Grenze die Gegenwart eines Unendlichen eingeschlossen wird. Der Mensch möchte so gerne in diesem Sinne ein Weltall an sich selbst darstellen, er möchte in seine Lebensgrenze die ganze Schöpfung hineinbannen. Das Schöne gewährt ihm den Genuß, ihm diese Verschmelzung in einem Bilde zu zeigen. Aber der Reiz der wirklichen, von der Natur und dem Leben producirten Schönheit vergeht, ihre Blüthe entfärbt sich und verwelkt. Die Vergänglichkeit auch der liebenswürdigsten und holdseligsten Gestalt macht dem Gemüthe auf eine drückende Weise sich fühlbar. Das Bild, in dem man so gerne sich selbst verewigen möchte, läßt im Verfallen, im Sterben nichts zurück, als die nackte Idee des Ewigen und Schrankenlosen, zu der das Herz nicht hinanreicht. Erhaben ist dieser Eindruck zu nennen, weil er das Gemüth nöthigt, sich auf seinen unendlichen Inhalt zusammenzufassen, an dem ewigen Selbst sich aufzurichten, während die irdische Form desselben in ihre Elemente sich auflöst, und Stärke zu gewinnen durch den Gedanken, daß in dem Erhabenen die Keime zu neuer Schönheit liegen, daß es in jedem Augenblick zu einer neuen irdischen Geburt sich herunterlassen kann. Dieses Erhabene schließt in wehmüthigem Schmerze die Lust der Resignation und eines rein geistigen Trostes ein. Das Gemüth beruhigt sich wie über den gestorbenen Adonis, den der nächste Frühling wiederbringen wird. Betrachten wir aber den Gegenstand genauer, so tritt in dieser Auffassung immer nur e i n e Seite des Erhabenen hervor, nämlich das Tragische, die Auflösung des Schönen durch seinen unendlichen Inhalt. Es gibt aber auch eine Erhabenheit, die das Gemüth aufrichtet und begeistert, ohne daß ihm zugleich jene furchtbare Poesie des Todes aufgeht. Auch die Erhabenheit, wie alle Züge des Schönen, hat außer der bewußten, erkennenden und erschütternden Form ihre naive, friedliche und harmlose. Wir wandeln, wohin wir gehen, über den Kirchhof des Schönen, der zuletzt alle Gestalten in sich aufnimmt und begräbt. Aber selige, ja entzückende Momente bleiben uns aufbewahrt, wo wir das Unendliche aus der schönen Endlichkeit uns zuwinken und in das All der Schöpfung deuten sehen, ohne daß die starre Hand des Todes an diese wunderbare Blüthe rührt, ohne daß sein verzehrender Hauch sie

anweht. Solche Momente bietet nicht bloß die Kunst, sondern auch die Lebenswirklichkeit. Ein erhabener Zug dieser Art läßt sich sogar in jeder Schönheit erkennen; denn jede, auch die anspruchloseste trägt das Menschenherz wie auf göttlichen Schwingen in's Unendliche hinan und durchströmt es von da mit Frieden und mit Seligkeit. Die still erhabene Schönheit schließt die Knospen des Schönen auf, ohne ihre Zerpflückung ahnen zu lassen. Wer denkt beim Anblicke einer erhabenen Heldengestalt oder eines griechischen Gottes an den Tod? Wem wird nicht gerade durch diesen Anblick der Stachel des Todes aus der Seele gezogen? Der Held, der Gott steht so vor mir, als müßte er so ewig dastehen, als bebte die Vergänglichkeit vor dieser Lebensfülle zurück, als wagte sie nicht die verrätherische Hand an ein solches Heiligthum zu legen. Muß denn die Nemesis immer, wenn endlich einmal eine große Gestalt unter den Menschen auftritt, wie ein Spion daneben lauern? Wem fällt der Neid des Schicksals ein, wenn eine erhabene Erscheinung das Herz mit den Fesseln ihrer Magie umstrickt hält? Ja, es gibt eine stille, selige Erhabenheit, die der Himmelsfriede begleitet, in der die Seele ohne Sorgen schwelgen, in der sie der gegenwärtigen Gottheit sicher genießen darf. Diese Erhabenheit nennen wir die naive, weil sie, aus einem ungebrochenen, ganzen Gemüthe geboren, auch das gebrochene im Nu wiederherstellt und ihm den ursprünglichen Frieden, die Freiheit von Schuld, Mangel und Jammer wiedergibt. Ja, solche Momente des Lebens und der Kunst sind die hellfunkelnden Gestirne, die auch in ein verkümmertes, zerstücktes und betrogenes Dasein hineinblicken. Auch die Gipfel der tragischen Kunst sind solche Aeußerungsmomente der Menschheit, in die jedes Herz seinen Kummer, seine Sorgen getrost hineinwirft, in denen aus seinem Elend es wieder erwacht zur Hoffnung, daß es endlich über der ganzen Welt und auch über ihm tagen, daß die Sonne der Ewigkeit alle endlichen Gestalten und Verhältnisse dereinst ungetrübt durchscheinen werde. Wir sehen wohl ein, daß Herder über diese naive Erhabenheit nicht hinausging, daß in seinem schönen, kindlichen Geiste nur sie zur Erkenntniß durchdrang. Aber er hat sie auch mit den zartesten Linien des Gedankens und des Bildes umschrieben, unbekümmert um eine trübselige Kritik, die es unverzeihlich finden möchte, daß er es unterließ, die Abgründe des Todes und der Vergänglichkeit aufzuwühlen. Daß übrigens die Keime der tragischen Weltansicht auch in ihm lagen, wer kann es

bezweifeln, wenn er die Gedanken des großen Mannes über den Aristotelischen Begriff der Tragödie gelesen hat?*)

Die erhabene Kunst will erheben, erheben über die Schranken und Armseligkeiten des äußern, erheben über den Jammer des sittlichen Lebens. Kann sie das Gemüth erheben, wenn sie beständig eine ängstliche Furcht vor der Nemesis in ihm erweckt oder mit ihrer Nothwendigkeit es kalt tröstet? Daß es etwas über der Nemesis gebe, nämlich Verjüngung, Erlösung und Befreiung, — das ist es, was gerade die Erhabenheit uns einprägen soll.

Auch das Tragische ist nur erhebend, wenn seine Dissonanzen in dieser Erhebung des Gemüthes sich auflösen, wenn sie das gequälte Herz wie mit breiten, mächtigen Flügeln zum Himmel der Ruhe hinanträgt, wenn die Anschauung des Unendlichen, wie eine Lethe, den Müden in ihre Wellen eintaucht. Der Himmel spannt sich aus, um zuletzt alle die Leidenden zu empfangen, und aus jeder Nacht muß es tagen: dieß ist der letzte Grundton alles Tragischen. Auch kann der letzte Eindruck des Erhabenen, wie der alles Schönen, immer nur ein naiver sein. Wie das Schöne überhaupt, so geht das Erhabene wesentlich nur auf zwei Gattungen zurück, nämlich das Erhabene in seiner ungebrochenen Naivetät und das Erhabene, das durch die läuternden Flammen des Kampfes hindurchgegangen ist.

B. Das Naturschöne.

§. 18. Herder betrachtet die ganze Natur als eine Welt der „Wohlordnung" und „Wohlgestalt", die von dem Leben Gottes erfüllt sei und von einem „großen Herzen" bewegt werde. Indem sie das Glück ihrer Geschöpfe als höchstes Ziel verfolge, stimme sie überall mit sich selber zusammen. Aus den Naturgesetzen gehe ein Band der Ruhe und Bewegung hervor, das mit seinen sanften Formen alle Dinge umfasse; es entspringe aus ihnen eine elastisch wirkende „Bestandheit" der Dinge, die mit sich selbst und unserem Gefühle zusammenstimme, mit einem Worte: die Schönheit. Keine

*) Da die Gedanken Herder's über das Tragische sich unmittelbar an seine Lehre von der Tragödie anschließen, so findet ihre Beleuchtung in diesem späteren Zusammenhange eine passendere Stelle, als hier.

Linie, keine Gestalt und Umgrenzung der Natur sei als ein Spiel der Willkür zu betrachten; vielmehr biete jeder Körper den reellen Ausdruck seines Wesens dar; in jedem Organismus erscheine die Seele desselben; ja die ganze Welt sei eine Allegorie.*)

Der menschliche Gedanke sei nur „ein Abbild" der in ihr verkörperten Gedanken. Da wir dazu bestimmt seien, die Bilderschrift der Natur auszulegen, so habe uns der „Weltgeist" die Bedeutung aller seine Werke eingeprägt.**) In unserm Innern „punkte" die Schöpfung; unsere Brust sei der „Pulsschlag der Natur"; wir selbst seien die Harmonie, das „Lebensgefühl", die Vernunft des Weltalls, dessen „Erhalterbande" sich in uns zusammenfügten. Wir seien uns unserer selbst in Gott bewußt, und Gott habe sein Selbstbewußtsein in uns.***) Daher seien auch alle Schönheiten der Natur dazu bestimmt, der Gestalt des Menschen, seiner Liebe und Freude zu dienen. Die menschliche Gestalt selbst sei der Gipfel des Naturschönen. Wenn sich diese Schönheit zunächst als die durchscheinende Form der zweckmäßigen Vollkommenheit, als der Ausdruck der Gesundheit und des „wallenden Lebens" darstelle, so könne doch, genau genommen, nur die Bedeutung der inneren Vollkommenheit an der menschlichen Gestalt als schön betrachtet werden. In diesem Sinne sei der Mensch unter allen uns bekannten Allegorien die ausdrucksvollste, „ein wandelndes Gemälde seiner selbst, ein Spiegel, in dem unwillkürlich seine geistige Gestalt erscheine". Das menschliche Anlitz sei „die Tafel Gottes und der Seele"; „die Lippe Jehovah's" habe darauf „wie in einem Anhauch der Liebe geschwebet"; die Menschengestalt sei „das große Weltall in der Hieroglyphe des Kleinen".†) Mit

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 137 f. Kalligone I. S. 51, 55, 96. II. S. 198 f. „Die Natur," Gedichte I. S. 45. „Gott," Gedichte II. S. 91.

**) Im Bereiche der künstlerischen Schönheit nimmt die Natur ihre Stellung als Symbolik, Vorahnung, Prophezeihung und Spiegel des Geistes ein. Sie scheint alle Bestimmungen des Geistes in sich zu enthalten, aber als eine verzauberte Welt, die nur im anschauenden Subjekt von ihren magischen Fesseln abgelöst wird.

***) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 134 ff. „Der Genius der Zukunft," Gedichte I. S. 111. „Die Schöpfung," Gedichte II. S. 108.

†) Salomons Lieder der Liebe, S. 94. Antiquarische Aufsätze S. 81, 95 f. Kalligone I. S. 99, 102. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 161 f. Geist der hebräischen Poesie I. S. 190. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes I. S. 182.

jener durchgreifenden Allegorie und Harmonie des Weltalls, die uns Herder im Rausche der dichterischen Begeisterung verkündigt, stimmt es freilich nicht zusammen, wenn er nur in solchen Gestalten, die nicht ganz „mißbildet und verworren" seien, den Ausdruck ihrer Idee erkennt.*) Ueberhaupt beruht nach seiner Ansicht, die er an anderen Stellen sehr bestimmt ausdrückt, das ganze Leben der Welt auf einem ewigen Kampfe und Widerspruche, und doch behauptet er zugleich, alle Wesen seien durch die unauflösliche Kette der Liebe, die das Einzelne dem Ganzen aufopfere, mit einander verbunden. Er räumt es ein, daß die Naturgegenstände einen harten Contrast gegeneinander bilden, daß sie in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen sind, und glaubt uns durch den Gedanken zu beruhigen, daß die lebendigen Wesen diesen Streit in der Absicht führten, in ihres Gleichen fortzuleben und hiermit dem allgemeinen Weltzwecke zu dienen. „Unwissend und von der Natur gezwungen, opfere jedes Einzelne sich diesem Zwecke auf, zu welchem in und außer seiner Substanz alle Elemente wirkten".**)

C. Die Kunst.

I. Natur und Kunst.

§. 19. Da Herder bei seinem kritisch-ästhetischen Verfahren zuerst von der Opposition gegen die verkünstelte Schulpoesie seines Zeitalters und gegen die pedantischen Schönheitsregeln der französischen Kunstrichter und ihrer deutschen Nachbeter ausging, so ist es erklärlich, daß er, besonders in seinen jüngeren Jahren, auf die Naturseite der Poesie ein allzu großes Gewicht legte. Eine Menge von einzelnen Aussprüchen, die sich in dieser excentrischen Richtung bewegten, finden sich selbst in seinen späteren Schriften. Daß er die natürliche Ursprünglichkeit des Empfindungslebens bei dem Dichter

---

*) Kalligone II. S. 156, 163—167.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 77 f. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 55. — In dem Gedichte „die Gärten der Hesperiden" (Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 56 ff.) drückt Herder ein zartes Erbarmen mit der gequälten, leidenden Natur aus, in der nur durch den Menschen Hesperien blühen könne.

mit so großem Nachdrucke hervorhob, erklärt sich aus der Herrschaft, die seine eigenen Empfindungen über alle anderen Seelenkräfte ausübten. Vor Allem stellte er demnach an den Dichter die Forderung, daß er eine energische Sprache des Geistes und des Herzens führen solle.*) Er leitete die Wirksamkeit eines Gedichtes nicht sowohl aus der Poesie ab, als er dieselbe auf die unmittelbare Natur, auf die Welt der Leidenschaften und Handlungen im Gemüthe des Dichters zurückführte. So erschien ihm der Dichter bloß als ein Bote der Natur, der die Offenbarungen derselben dem menschlichen Geschlechte zu überbringen habe, und er betrachtete es als die eigentliche Aufgabe desselben, in den Blättern der Natur mit klaren Blicken zu lesen, die Seele derselben in sein Gemüth aufzunehmen, ihre Orakel zu empfangen und zu verkündigen. Den ganzen Zerfall der Poesie konnte er sich nur daraus erklären, daß man sie den mütterlichen Armen der Natur entführt und zu einer Sache der Kunst gemacht habe. Nur in solchen Zeiten schien ihm die ächte Dichtung aufzublühen, wo der Mensch noch in einem innigen Verkehre mit den Gebilden der Natur lebe, seine ganze Empfänglichkeit ihnen entgegenbringe und die Mittheilungen derselben mit freiester Göttlichkeit ausspreche, wo er sich nicht scheue, das in der Wirklichkeit Angeschaute mit der ganzen Stärke der ursprünglichen Farben darzustellen, wo er in seinen Naturgemälden die angeborene Kraft ungehemmt walten lasse. Mit dem Auge der Empfindung, meinte er, müsse die Natur betrachtet, sie müsse bewundert und angestaunt werden, wenn der Dichter einen treuen Spiegel derselben aufstellen wolle, und seine Schilderungen würden dadurch, daß er allenthalben in ihr eine sinnbildliche Beziehung auf den Menschen erblicke, erst die wahre Vollendung erhalten. Das Weltall reiche uns eine große Bildertafel dar, auf der alle Gestalten lebendig seien. Wie ein gewaltiges Meer ströme es dem Menschen entgegen, in ihm selbst aber müsse die frische Quelle des Lebens sprudeln, damit er mit jenem Ocean sich vereinige. Diese Einheit der aus dem Leben der Natur aufgenommenen Empfindung und des dichterischen Gemüthes in der Darstellung, sei der wahre Genius der Poesie.**) „Die höchste Natur sei immer Poesie: die tiefste Empfindung spreche immer erhaben.

---

*) Johann Georg Müller's Vorrede zu Herder's Gedichten I. S. 6.

**) Geist der hebräischen Poesie I. S. 18, 34, 101 f.; II. S. 88 91, 94,

Die Wilden verstünden sich alle bei ihren starken, fortreißenden Bildern, und die Leidenschaft brauche keine Poetik, sich wie sie ist darzustellen und zu schildern.*) Was insbesondere die poetische Sprache betrifft, so verlangt Herder, daß der Gedanke eines Gedichtes mit seinem Ausdrucke so eng verwachsen sei, wie die Seele mit dem Körper, daß der Dichter den ganzen Ton seiner Empfindungen in der Sprache ausdrücke und durch die Unmittelbarkeit seiner Gemälde sich in das Herz des Hörers eingrabe.**) Bei diesen wilden Völkern findet sich „jene nachdrückliche, richtige Kürze, jener schnelle, unvergeßliche Ausdruck, den die Maler der Buchstaben nie erreichen.“ Sie drücken sich immer stark und fest aus: „immer die Sache, die sie sagen wollen, sinnlich, klar, lebendig anschauend: den Zweck, zu dem sie reden, unmittelbar und genau fühlend.“ Sie erfassen „den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte und dies mit jenem.“ Ihre Gesänge „weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! und alle hat das Auge gesehen!“ „Das setzt Sprünge und Würfe;“ „es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen des Gesanges, als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst.“***) Vor allen Dingen rühmt es Herder an der hebräischen Poesie, daß ihre Schöpfungen ganz von Empfindungen der Natur erfüllt seien, daß die Natur an ihrem Busen sie genährt und aufgezogen habe. Er entdeckt in ihr die Spuren des ältesten und ursprünglichsten Menschengeistes, weil sie durchaus in Bildern und in der Sprache der Leidenschaften sich ausdrücke, weil sie die einfachsten Vorstellungsarten der menschlischen Seele aufbewahre. Kein biblischer Schriftsteller wollte, wie Herder sagt, ein Dichter in dem herkömmlichen Sinne des Wortes sein. Kein poetisches Erzeugniß dieser Literatur entsprang aus einer künstlerischen Absicht; vielmehr gingen sie alle aus der Naturnothwendigkeit des

---

N. 6. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker, S. 210—214. Fragmente zur deutschen Literatur, II. S. 176—178.

*) Vom Studium der Theologie, S. 70; vergl. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 32.

**) Fragmente zur deutschen Literatur, II. S. 176—178.

***) Geist der hebräischen Poesie III. S. 165. Kalligone I. S. 180 f. Stimmen der Völker I. S. 26 f. 40.

Gemüthes hervor. Ein menschlicher Zweck, eine sittlich-religöse Wirkung war es, auf die der Dichter hinarbeitete und hinarbeiten mußte; die schöne, kunstvolle Gestaltung war ihm gleichgültig. Seine Gesänge quollen aus der Tiefe des individuellsten Lebens; seine Bilder und Ausdrücke waren durch den Genius der Nation und der Zeit von selbst gegeben; sie waren „Erforderniß der Sprache und des Gemüthes dessen, der sprach, sowie des Ohres und des Gemüthes derer, die hörten; Bedürfniß der Sache, der Zeit, des Zweckes, der Umstände." „Innig geglaubte Wahrheit," „kindlich-reine Einfalt und Naivetät" sind die großen Zierden dieser Poesie, die uns für den Mangel künstlerischer Formen hinreichend entschädigen.*) Auch an den Griechen hebt es Herder besonders hervor, daß ihre vollendetsten Werke sich in den Schranken der unschuldig-einfältigen Natur bewegten, daß ihre Sprache und Dichtkunst aus dem Genius der Natur geboren sei.**) „Wo ist bei uns", ruft er aus, „die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaft, die Griechenland in seiner Jugend um sich sah?" „Wo ist die Dithyrambensprache? die unsere ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte".***)

§. 20. In andern Stellen, wo Herder das Verhältniß der Kunst zu der Natur mit größerer Ruhe und strengerer Wissenschaftlichkeit betrachtet, spricht er sich dahin aus, daß die Nachahmung der schönen Natur das Princip der Kunst sei. †) Diese Bemerkung ergänzt sich durch sein Festhalten an der Täuschung, auf welche die Poesie und die Kunst überhaupt hinarbeite. ††) Er verlangt also von den freien Schöpfungen der Phantasie vor allen Dingen, daß sie einen getreuen

---

*) Geist der hebräischen Poesie I. S. 26, 40, 82, 237 f.; II. S. 88, 90, 139; III. S. 185. Theologische Briefe I. und II. S. 21 f., 38. Vom Studium der Theologie S. 73. Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, S. 122.

**) Stimmen der Völker I. S. 65. Schriften zur griechischen Literatur S. 252, 263. Ideen zur Geschichte der Menschheit III. S. 129—131. Kritische Wälder II. S. 113 f., 173. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 149.

***) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 88.

†) Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 138 f. Adrastea I. S. 74. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie II. S. 142.

††) Kritische Wälder I. S. 206. Schriften zur römischen Literatur S. 129. Kalligone I. S. 192 f. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 121.

Spiegel des wirklichen Lebens darbieten sollen, nicht bloß eine reflexive Beschreibung, sondern eine unmittelbare Vergegenwärtigung des von der Natur gegebenen Daseins. In diesem Sinne soll sich das Gedicht oder Kunstwerk an die Stelle des wirklichen Lebens selbst setzen. So ist das Ideal der griechischen Werke mit der schönen Natur beinahe zu einem Bilde verschmolzen; jenes ist „ein Abglanz der Natur, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt." „Es ist der unerreichte Vorzug der griechischen Kunst und Dichtkunst, daß beide gleichsam nur für sich dastehn, und wie die Werke der Natur sich in ihrem Innern genießen," d. h. daß sie zu ihrem Verständnisse keiner Vergleichung mit der Wirklichkeit bedürfen, sondern die ganze Fülle derselben in das Ideal aufgenommen haben und darin vergegenwärtigen, daß sie eine für sich abgeschlossene Welt im Kleinen darstellen.*) Indem er aber dabei nicht stehen bleibt, räumt er der Dichtung das Recht einer eigentlichen Fiction ein, die in der Zusammensetzung bekannter, charakteristischer Bildungen zu einem unbekannten, charakteristischen Geschöpfe bestehe.**) So schwingt sich die orientalische Phantasie nicht bloß auf den „Flügeln der Morgenröthe bis an die Grenzen der Natur auf," sondern wagt sich oft über diese Grenze und irrt „im Reiche des unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umher."***) Sie geht also bis zum Phantastischen, d. h. zur Ueberschreitung der Naturgesetze durch das poetische Ideal fort. Doch liegt diesen Fabelgeschöpfen, wenigstens in den Erzählungen des Orientes, meistens eine Naturwahrheit zu Grunde: ohne den, wenn auch noch so losen Zusammenhang mit einer solchen würde die Darstellung aufhören poetisch zu sein, da die Kunst immer in der Einheit des Geistes mit der Natur besteht. „Man hat nicht sowohl erdichtet, als wahren Dingen angedichtet, und das Seltene, Einzige, Wunderbare zum Unbegreiflichen, völlig Fabelhaften erhöht."†) Wenn aber durch das Phantastische, das immer nur als ein untergeordnetes Moment in der Kunst auftreten darf, die freie Selbstbestimmung derselben im Verhältnisse zur Wirklichkeit bezeichnet wird, so liegt überhaupt der eigentliche Mittelpunkt der poetischen Schöpfung, wo ihre einzelnen

---

*) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 51 f. Schriften zur griechischen Literatur S. 156.

**) Geist der hebräischen Poesie II. S. 102.

***) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 36.

†) Geist der hebräischen Poesie II. S. 104.

Momente aus der Wirklichkeit magnetisch herangezogen werden, in der dichterischen Idee, die freilich ebensowohl der feinste Auszug des wirklichen Daseins, als die Selbstoffenbarung des künstlerischen Geistes ist oder vielmehr aus der innigsten Vermählung beider entspringt. Nur wenn in einem künstlerischen Geiste diese Vermählung vollzogen ist, hat er die Stimmung und Weihe, um das Schöne der Wirklichkeit rein in sich aufzunehmen und in vollendeten Formen wiederzugeben. Auch hier strahlen uns die Griechen als die höchsten Muster entgegen. „Wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen! und wie schön wußten sie diese in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden!"*) In ihren Werken wurde der schönen Natur ein „Tempel" gewölbt, d. h. sie strahlte in demselben verklärt wieder, sie feierte darin ihre Auferstehung. In manchen Dichtungen des Morgenlandes wandelte sich die Naturschönheit zur Schönheit des Paradieses um. „In den Bildern" derselben, umfließen uns kühle Wellen, in ihnen wehen erquickende Lüfte; ihre Phantasie wohnt, wie eine Peri, auf den Zweigen der Bäume, wo sie von Blumendufte und der Ambrosia reiner Früchte lebet."**) Weiterhin macht Herder die Bemerkung, daß es nicht in der Aufgabe der Kunst liege, das ganze Gebiet der Schöpfung für ihre Darstellungen zu benutzen. Wenn sie dieß unternähme, so würde das Nachgebildete räthselhaft und dem Mißverstande ausgesetzt, wie in der großen Schöpfung dastehen; die Kunst würde also aufhören, eine Prophetin und Auslegerin der Wirklichkeit zu sein. Ja sie müßte mit ihrer kleinen Welt hinter dem verschleierten Bilde der großen zurückbleiben. Während nämlich der Geist des Weltalls die sämmtlichen Dinge mit einander verknüpfe und eine Thatsache durch die andere erläutere, stelle uns ein solches Kunstwerk nur vereinzelte, losgerissene Bestandtheile des Weltalls dar, ohne uns die Mittel zu ihrer Erklärung zu bieten. Der Künstler ist also dazu verpflichtet, seine Vorstellungen nach einem engeren, bestimmtern Zwecke auszuwählen, als ihn das Weltall bei seinen Schöpfungen vor Augen hat. Dieser Zweck aber liegt in der Idee des Künstlers, d. h. in dem concentrirten Urbilde der Welt, das er in seinem Geiste sich gestaltet hat. Da er den Zusammenhang der ganzen Natur doch niemals in seinen Darstellungen zu wieder-

*) Antiquarische Aufsätze S. 184 f.

**) Kalligone I. S. 32.

holen vermag, so muß er sich darauf beschränken, aus den für seinen Zweck geeigneten Stoffen der wirklichen Welt eine kleine Welt zu formen, die seine Gedanken offenbart.*) Er muß in den Rahmen seiner Phantasie nur die sprechendsten, deutlichsten, sinnvollsten Züge der Wirklichkeit zusammendrängen, um in diesen den allgemeinen Geist des Daseins, die Zwecke der sittlichen Weltordnung und den Inhalt seines eigenen Geisteslebens zu vergegenwärtigen. Auch ist es weder nothwendig, noch ausführbar, daß der Künstler den gesammten Stoff seiner Phantasie aus der Wirklichkeit schöpfe, vielmehr muß er das Fehlende oft durch seinen prophetischen Geist ergänzen. „Durch eine Art von Allwissenheit und geheimer Vorahnung“ kennt er „auch die Falten und Schlupfwinkel des menschlichen Herzens,“ die er in seiner Lebenswirklichkeit „nicht gefühlt haben darf, jetzt aber im Lichte seiner Musen gewahr wird.“ „Der Dichter, der alle Leidenschaften schildert, kann sie ja nicht alle als persönliches Eigenthum besitzen; genug wenn er sie als ein ruhiger Spiegel treu aufnimmt und wieder abglänzt.“ „Die größten Künstler jeder Art waren immer die leidenschaftslosesten, heitersten Charaktere.“**) Zur Erläuterung der letzteren Sätze haben wir noch Folgendes beizufügen. Wenn wir mit Recht den Menschen und das menschliche Leben als den Mittelpunkt aller künstlerischen Darstellungen betrachten, so muß der Künstler die Fähigkeit haben, alle Radien des Menschlichen in sich zusammenzuziehen, die ganze Gattung in sich zu vergegenwärtigen, als Mensch im prägnantesten Sinne des Wortes zu erscheinen. Zu seiner Entwicklung ist es deßhalb unerläßlich, daß er durch sein eigenes Leben in die bedeutsamsten menschlichen Zustände und Verhältnisse hineingezogen, daß er mit der Freude und dem Schmerz, mit dem Besitz und der Entbehrung vertrauter gemacht werde, als andere Menschen. Ein Dichter, der nicht mit aller Stärke der Empfindung geliebt und gehaßt, sich gefreut und gelitten hat, wird die bedeutsamsten Blätter im Buche des Lebens nicht verstehen.***) Die stärkste Phantasie reicht nicht aus, ihm für den Mangel der einzelnen Erlebnisse den genügen-

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 141.

**) Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 87.

***) In diesem Sinne sagt auch Herder („der verschiedene Gesang,“ Gedichte I. S. 25.) „Ein Lied voll Philomelens Schmerz (das die göttlichen Trauertöne der Nachtigall erheben will) erfordert Philomelens Herz.“

den Ersatz zu bieten. Nur wenn er durch das Leben bewegt und geschüttelt, wenn er durch die Flammen der Prüfung gezogen und geläutert ist, hat er die Weihe empfangen, um als Prophet seines Geschlechtes aufzutreten. Aber die Entfaltung eines Kunstwerkes verlangt jene tiefe, seelige Ruhe, die sich von allen Leidenschaften und Stürmen des Gemüthes völlig befreit fühlt. Die ganze Seele des Künstlers muß alsdann wie ein blauer, sonniger Himmel sich ausbreiten, an dem nur die Erinnerungen der eigenen Erlebnisse wie leichte Wölkchen hinschweben dürfen. Von allen Dingen, die er erfahren hat, dürfen nur die großen, idealen Züge übrig geblieben sein; die Wirklichkeit selbst mit dem ganzen Gewebe ihrer Einzelnheiten muß er in den Strom des Lethe versenkt haben. So lange wir in eigene Freuden und Schmerzen noch verwickelt sind, vermögen wir nicht mit künstlerischer Freiheit zu schaffen, weil uns die Unbefangenheit abgeht, uns an die Stelle der ganzen Menschheit zu setzen. Wohnt aber die ganze Seligkeit des Genius in unserm Innern und gelingt es der Begeisterung, alle unsere Gedanken und Vorstellungen, alle Sehnen und Nerven unseres Empfindungslebens in die Idee umzuwandeln, so daß wir selbst zur Statue unseres Geistes uns formen können, d. h. zu einem Gebilde, in dem unser irdisches Dasein bis in die kleinsten Züge geläutert und verklärt wird, so blicken wir der Welt ins Herz, und vor unserem prophetischen Auge entschleiern sich auch die verborgensten Geheimnisse des Gemüthes. Wie dem großen Winkelmann, als er einen scheinbar dürftigen Rumpf betrachtetete, durch die Magie der Begeisterung das Bild des vergötterten Herakles sich ergänzte und zusammenfügte, so erweitert sich jedem Dichter im prophetischen Augenblicke der Torso der Wirklichkeit zu einer Gestalt voll göttlichen Lebens.

§. 21. Indem Herder tiefere Blicke in die Geburtsstätte der künstlerischen Idealisirung wirft, gelangt er zu folgenden Ergebnissen: Jede nicht ganz mißbildete und verworrene Gestalt enthält eine Idee, eine innere, bleibende Natur oder dasjenige, was sie sein soll. Wird nun diese Idee von allem Zufälligen und Unreinen gesondert und zum reinen Verstandesbilde der wesenhaften Form verklärt, so erhalten wir das Ideal des Gegenstandes. Die Gestalt geht in die Seele des Künstlers ein und wird in derselben zur Idee, zur Echo des Geistes. Hierbei liegt es zugleich in der wahrhaft idealisirenden Thätigkeit des Künstlers, daß er im einzelnen Gegenstande die ganze Gattung dessel-

den erblickt, daß er in der bestimmtesten Fassung des Individuellen das Allgemeine vergegenwärtigt. Die großen Dichter Griechenlands z. B. stellten den Gattungsbegriff mit und in der strengsten Wirklichkeit des Einzelnen so natürlich und leicht dar, daß man freudig staunt, wenn man „im Anschauen des Allgemeinen im Besonderen zwischen Beiden die Grenze sucht und sie kaum findet."*) Aus diesen Bemerkungen ist besonders Folgendes hervorzuheben. Der künstlerische Geist, der hierbei in dem geweihten Zustande des Schaffens gedacht wird, geht nicht von dem abstrakten Gattungsbegriffe aus, um für denselben ein Exemplar in der Einzelheit zu suchen; vielmehr wird er sogleich von einem einzelnen Gegenstande mächtig angezogen und erblickt den in demselben lebenden und wirkenden Gattungsbegriff. Je liebevoller und inniger die Phantasie den kleinsten Zügen der Einzelheit sich einwebt, desto reicher entfaltet sich vor ihr das Gesammtbild der Gattung. Die in dem einzelnen Gegenstande wohnende Idee hallt wie eine geistige Musik in der Seele des Künstlers wieder, sie durchdringt wie ein Lebensäther das einzelne Bild, das unter seinen Händen sich gestaltet. Von der Liebe zum Individuum unwiderstehlich fortgezogen, ruht er nicht, bis er alles Sprechende, Ausdrucksvolle und Schöne der Gattung in demselben zusammengedrängt hat. Es versteht sich dabei von selbst und geht schon aus den früheren Bemerkungen hervor, daß er alle Züge und Merkmale entfernt, die der Idee des ergriffenen Gegenstandes fremd sind, daß er das Zufällige beseitigt und dem Nothwendigen eine ganz abgerundete und durchsichtige Gestalt gibt; denn es ist das Eigne der Liebe, daß sie ihren Gegenstand zu seiner vollkommneren Eigenthümlichkeit zu befreien sucht, daß sie die innere Wahrheit desselben vervollständigt. So führt uns der Künstler in die vertraulichste Wirklichkeit hinein, und doch muthet sie uns ganz anders an, als das Bild des Lebens, das wir durch die unmittelbare Erfahrung in uns aufnehmen. Die verborgenen Seelen des Daseins sind uns erschlossen, das Wesen der Dinge ist uns enthüllt. Wir sehen die harte Rinde des Lebens durchbrochen und allen Inhalt desselben auf die durchsichtige Oberfläche der Gestalt herausgetreten. Die Idee breitet sich leuchtend durch die krystallartig schimmernden Gebilde aus, und wir schauen dem Gerichte zu, das sie über die

*) Schriften zur römischen Literatur S. 188. Kalligone II. S. 156, 163 bis 167. Schriften zur griechischen Literatur S. 256.

enthüllte Wirklichkeit hält. Wir erblicken vor uns die Befreiung und Verewigung der Wahrheit und das in's Nichts zergehende Scheinleben der Lüge. Zwar ist hier Alles ganz begrenzt und individuell, aber als Ausschnitt des großen Weltganzen. Es ist ein enger Tempelraum, in dem sich alle Götter versammeln, oder ein Edelstein, auf dem das Bild der ganzen Schöpfung erglänzt. Indem so der Künstler sich selbst und die außer ihm existirenden Dinge in ein Gebilde des Weltalls umwandelt, in welchem die Idee ihr Gericht hält und ihre Versöhnung mit der Endlichkeit vollzieht, verklärt er sich selbst und die Menschheit, verklärt er Natur und Geschichte zur Schönheit.

§. 22. Das in den vorhergehenden Paragraphen beleuchtete Verhältniß zwischen der Natur und der Kunst, in welchem die letztere sich wesentlich als die Symbolisirung des Geistes durch die Natur dargestellt hat, scheint uns von selbst auf die Begriffsbestimmung des Symbols zu führen. Die Bemerkungen Herder's über das Symbol und dessen Verhältniß zur Allegorie verwirren sich durch die Unbestimmtheit seines Sprachgebrauches. Wollen wir diese beiden Begriffe streng von einander unterscheiden, so müssen wir von dem sprachlichen Ursprunge ihrer Bezeichnungen absehen. Denn durch diesen werden wir auf eine kaum bemerkliche Grenzlinie der in Rede stehenden Begriffe hingeführt. Die Geschichte der bildenden Kunst, an welche Herder zunächst seine Bestimmungen anknüpft, zeigt uns zwischen den Ideen und Gestalten ein doppeltes Verhältniß. Entweder wächst der Inhalt und sein Bild als ein gemeinschaftliches, organisches Wesen aus einem und demselben Mittelpunkte des Lebens hervor, und beide können so wenig aus einander gehalten werden, als die Seele von ihrem Leibe. Die Idee hat alsdann kein selbstständiges Dasein für sich, sondern ist durch alle Glieder der Gestalt ergossen und kann nur in und mit derselben angeschaut und erkannt werden. Will man sie auf eine abstrakte, rein geistige Weise darzustellen versuchen, wagt man es ihre Logik in eine Formel einzupressen, so wird man ihr innerstes, feinstes und geheimstes Leben nur vernichten und auslöschen. Denn der Gedanke in einem göttlichen Leibe ist etwas unendlich Weiteres und Höheres, als die rein theoretische Form desselben. Die schärfsten philosophischen Begriffe vermögen kaum eine Ahnung von der göttlichen, erschütternden, beseligenden Gegenwart des olympischen Zeus zu erwecken, weil die Unendlichkeit einer Idee in den Marmor eingeschlossen und ohne ihn todt ist.

Das entgegengesetzte Verhältniß aber stellt sich dar, wenn ein Gedanke in theoretischer oder intellectueller Form bereits erkannt und abgeschlossen ist und nun mit willkührlicher Absicht in eine Gestalt eingekleidet wird, die bloß an ihn erinnern soll. Der Gedanke bleibt alsdann kalt und abstrakt wie er war, ohne sich durch den Leib der Gestalt zu verbreiten, ohne in demselben zu wachsen und sich zu vollenden. Die Gestalt hegt ihn nicht als ihr Lebensprincip, sondern bleibt ihm, was ihr individuelles Dasein betrifft, gleichgültig gegenüberstehen. Sie erscheint als ein bloßer Buchstabe, der den Gedanken bezeichnet, aber der Gedanke nicht ist. Das erstere Verhältniß bezeichnen wir als Symbol, das zweite als Allegorie. Jede Schönheit ist streng genommen ein Symbol, unendliches Dasein der Idee in einer individuellen Gestalt. Die Bildhauerei z. B. erhöht die von ihr dargestellten Körper zu Symbolen; in der Poesie faßt sich das künstlerische Individuum, das in ihren Darstellungen erscheint, als eine symbolische Gestalt zusammen. Das prosaische Bewußtsein dagegen verfährt immer allegorisch, indem es die unendliche Gegenwart der Idee auf trockene und abstrakte Sätze zu reduciren sucht und den Lebensformen die elektrische Kraft des Unendlichen auszieht. In der sittlichen Welt schafft die Liebe Alles in Symbole um, während der Egoismus, der Neid mit ätzender Verstandeskraft allegorisirt.

Aus diesen Gesichtspunkten sind nun Herder's Bemerkungen über Symbol und Allegorie zu beurtheilen. Die bildende Kunst erscheint ihm als durchherrschende Allegorie, da sie die Seelen durch körperliche Gestalten bilde, und er verlangt von der Allegorie, daß sie nicht symbolisch, sondern natürlich verfahren solle. Er wollte vielmehr sagen, die ächte Symbolik gehe nicht allegorisch zu Werke, sondern zeige die Idee in unmittelbarer Einheit mit der natürlichen Gestalt. Oder: das Symbol bestehe darin, daß die Idee untrennbar von der Gestalt geboren werde, während in der Allegorie der für sich abgeschlossene, abstrakt geistige Gedanke eine sinnliche Form annehme, die ihm an und für sich fremd sei und niemals mit ihm zu einem lebendigen Organismus verwachse. Er sagt nun — mit besonderem Hinblicke auf die griechischen Göttergestalten — die Sculptur bilde nicht Abstrakta (d. h. in unserem Sinne: sie allegorisire nicht), sondern sie bilde Personen (als lebendige Repräsentanten einer Idee). Es sei nicht der abstrakte Begriff der Liebe, der in Aphrodite

vor uns stehe, sondern die Liebesgöttin. Die Gestalt bedeute hier unmittelbar ihre Idee und spreche dieselbe auf natürliche Weise (nicht durch eine abstrakt conventionelle Verstandesbeziehung) durch sich selbst aus. Der reine Punkt der Allegorie (soll heißen: des Symbols) liege hier in der Personification selbst, in dem menschlich dargestellten Götterсharakter (also in der incarnirten Idee). Eine solche Erscheinung stehe nicht als ein Spiel der (deutelnden) Phantasie, sondern „als ein geglaubtes (durch seine unmittelbare Gegenwart idealgewisses) mächtig-holdes, durch sich selbst bedeutendes Wesen dar. Unserer Begriffsunterscheidung kommt Herder durch die Bemerkung ganz nahe: die Allegorieen und Personificationen der Griechen seien „fast Natursymbole," d. h. Gestalten von unmittelbarer Naturgegenwart der Idee. Nur durch die innigbedeutende Naturwahrheit, fügt er hinzu (d. h. durch die reichen Idealbeziehungen in der natürlichen Darstellung selbst), sei es möglich gewesen, daß man jener Mythologie so mannigfaltige physische und moralische Auslegungen gegeben habe."*)

Ueber die Allegorie in unserem Sinne, der eine untergeordnete Bedeutung in der Kunst zugestanden werden mag, hat sich Herder eben so klar, als feinsinnig ausgesprochen. „Allegorie der Kunst," sagt er, „fordert einen engen Umfang. Indem sie mit Wenigem Viel, dazu dieses leise und gleichsam stumm sagen will, ist sie ein zartes Memento." Die ächte Allegorie ist „eindringend, lieblich, unvergeßlich." Die Allegorieen der Dichtkunst und Rede sind ätherischer Art. „Geschöpfe der Phantasie und des personificirenden Verstandes, aus einem Hauche der Sprache genommen, in einem Hauche gebildet, müssen sie der Einbildungskraft leicht vortreten, sich lieblich anmelden und das, was sie sein sollen, durch sich selbst bewähren." Dieß gilt besonders von den Allegorieen der Lyrik, „wo auf dem Hauche der Empfindung die Bilder wie Geister vorüberschweben." „Die schönsten Allegorieen der Kunst waren Mährchen (Mythen) oder mußten es werden: so nur ward ihr Dasein gesichert; sonst verstob es."**)

Die „holde" und „wahre Einfalt," womit die Griechen ihre

---

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 141 — 143. Antiquarische Aufsätze S. 126, 128. Kalligone II. S. 202 f.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 146 f., 150—152.

Begriffe allegorisiren,*) „der Wink, mit dem sie den zartesten Punkt der Handlung erfassen, die Leichtigkeit, mit der sie, ohn' ein Ueberflüssiges, ein Weniges und das Wenigste zu jenem Punkte der Erinnerung ordnen, dieß macht sie zu Mustern, sowie des reinen, klaren Sinnes, so der süßen Genügsamkeit und Weisheit der Allegorie.“**)

II. Der Genius.

§. 23. Was uns immer zuletzt aus den Tiefen des Spiegels, der im Kunstwerke die Welt zurückstrahlt, entgegenkommt, ist der Genius des mit sich und dem Dasein ganz versöhnten Künstlers, der das Bündniß seines Bewußtseins mit allen Genien des Lebens feiert und sein Ich zum allgemeinen Ich der Menschheit erweitert hat. Den Begriff des Genius bestimmt Herder bald in einem weiteren, bald in einem engeren Sinne. Aus der Entwickelungsreihe unserer Lebenserfahrungen, sagt er, bleiben auf dem Grunde unseres Gemüthes gewisse Axiome als Resultate zurück. Es gibt nun solche Momente, in welchen die ruhig betrachtende Vernunft uns entweder einen falschen oder gar keinen Rath gibt. Ueber diese Nacht des Bewußtseins wird uns das einzige Licht durch jene innere Offenbarung verbreitet, die uns plötzlich, mit der Schnelligkeit eines Blitzes aufgeht. Eine treue Hingebung an dieses Orakel ist alsdann der einzige Weg, der uns zum Heile führen kann. Dieser Genius oder Schutzgeist ist nichts anderes, als die reine Idee, der glänzende Traum unseres Selbst, die Vereinigung unserer geheimsten Kräfte, Bestrebungen und Wünsche. Ohne die Orakel des Genius hat beinahe kein großer Mann gelebt oder seinen Zweck erreicht.***) Man erkennt leicht,

*) Die „schöne Bilderdenkart,“ die sich nach Herder (Kritische Wälder II. S. 135—137, 174, 176) in allen Werken der Griechen äußert, läßt sich mehr noch auf das Symbol, als auf die Allegorie beziehen. An einer andern Stelle (Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 149) sagt er: Der griechische Kunstsinn habe in allen Dingen Allegorie „im weiteren Sinne des Wortes,“ d. h. „Seele im Körper, ausdrucksvolle Bedeutung“ gesehen, also in unserem Sinne vorzugsweise das Symbol.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 145. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie I. S. 221.

***) Humanitätsbriefe I. S. 226 f. Gedichte S. 110 N.* Vergl. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 123 f.

daß sich in diesen Gedanken Herder's die sokratische Lehre vom Genius wiederholt. Das Wesentliche derselben, was wir festzuhalten haben, besteht darin, daß wir einen unverwüstlichen Lebensgrund unserer Persönlichkeit in uns tragen, den wir als das Resultat von unzähligen, unberechenbaren Ursachen zu betrachten haben, und auf den wir in bedeutungsvollen Augenblicken, wo die vernünftige Ueberlegung uns keinen Ausgang zeigt, zurückgehen müssen. In sittlicher Beziehung wäre es sehr gefährlich, das Handeln nach diesem Genius zum herrschenden Grundsatze zu machen. Im Allgemeinen haben wir uns an das klar erkannte Sittengesetz zu halten, wenn wir nicht der Manier eines individuell-beliebigen Handelns verfallen wollen. Jene Zuflucht zu dem Genius gehört also zu den Ausnahmezuständen, die nur in äußerst verwickelten Fällen eintreten dürfen. Wenn aber in dem eben bezeichneten Sinne jedem Menschen ein Genius oder ein unverwüstlicher Typus der Persönlichkeit angehört, so gibt es doch einzelne Individuen, bei denen diese Naturkraft nach irgend einer Seite hin zur herrschenden Macht wird. Einen solchen besonderen Genius hat Herder vor Augen, wenn er den Genius überhaupt als eine himmlische Naturkraft bezeichnet, die den Menschen etwas Neues offenbare und in Allem, was sie hervorbringe, sich selbst oder vielmehr ihren „Engel" forme. Dabei ist es aber nicht zu übersehen, daß gerade der Genius, wie jede höhere Geisteskraft, nach Herder's Lehren wesentlich darin besteht, die engen Schranken der einzelnen Persönlichkeit zu durchbrechen, in allen Seelen zu leben, als Herz in tausend Herzen zu schlagen und so wie ein unsichtbarer und namenloser Gott in dem Weltall zu wirken. Wer dagegen seine Particularität auch dem bedeutendsten Werke einprägt, der vertilgt in demselben den allgemeinen, ewigen Genius, das große Leben der Unsterblichkeit. *) Es gehört also wesentlich zu dem Genius im strengen Sinne des Wortes, daß er dem menschlichen Geschlechte etwas Neues offenbart. Diese Offenbarung betrifft aber weniger den Inhalt als solchen, als die Form seiner Erkenntniß. Das Neue, was der Genius bringt, ist zugleich das ewig Alte; er verkündet bloß durch deutliche Worte und Bilder, was längst in dem Busen

*) Wirkungen der Dichtkunst auf die Sitten der Völker, S. 290. „Das Ich, ein Fragment", Gedichte I. S. 61. „An Raphael's Gemälden selbst vergeß' ich gern den Mann und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt."

der Menschheit geschlummert hat; er schließt die Knospen auf, die seit Jahrhunderten gereift sind; er nimmt den Hörenden und Schauenden das Wort aus dem Munde. Seine Originalität ist die des Perikles, in der alle Athenienser sich abgebildet und vollendet sahen. Tritt uns ein Werk des Genius entgegen, so wundern wir uns darüber, daß wir es nicht selbst zu Stande gebracht haben. Damit hängt denn der generelle Grundcharakter aller Geniuswerke innig zusammen. Allerdings zeigen dieselben das schärfste Gepräge eines besonderen Geistes; wer mit seinem eigensten Ich zerfallen ist, dem krankt und verkommt der Genius. Aber gerade wenn wir von diesem Ich den vollständigsten Besitz ergriffen haben, fühlen wir die Kraft und den Drang, dasselbe zu dem allgemeinen Ich der Gattung zu erweitern und an die Stelle der gesammten Menschheit treten zu lassen. Wir werfen uns getrost in das Weltall der Geister, weil wir nicht fürchten dürfen, uns darin zu verlieren; ja wir fassen die kühne Zuversicht, daß unser innerstes Leben bestätigt und erhöht daraus hervorgehen werde. Nur d e n preisen wir als den Glücklichen, der sich mit seinem Ich so geeinigt hat, daß er auch dann keinen Verlust desselben besorgt, wenn er es wie ein Rauchwerk auf den Opferaltar der Gattung legt. Ja in dieser Sorglosigkeit, und nur in ihr beruht das ganze Walten des Genius, in dem die zerstückelte Menschheit sich zur naiven Gestalt ihres Ganzen zusammenfügt.

Bei der weiteren Entwickelung dieses besonderen Geniusbegriffes macht Herder auf den wichtigen Umstand aufmerksam, daß der Genius zwar aus der Natur hervorgeht und sich aus den gährenden Mächten derselben gestaltet, daß er aber bei seinem Schaffen, selbst im schnellsten Flammenstrome der Thätigkeit und Empfindung, aus vernünftigen Absichten handelt und Wahrheiten der Vernunft offenbart. Die Voraussetzung, aus welcher diese Ansicht hervorgeht, liegt darin, daß gerade der Genius, vermöge seiner himmlischen Abkunft, sich an die allgemeinen Gesetze der sittlichen Weltordnung besonders enge gebunden fühlen muß, wenn er sich selbst und seine Aufgabe begreifen will. Das höchste Ziel, das er unverrückt zu verfolgen hat, ist die Wahrheit, von der die Vorsehung den höchsten Geist so wenig als den geringsten losspricht. Der Lüge zu dienen, und wäre es auch in den glänzendsten Formen, wird zum todeswürdigen Verbrechen an dem, der zum geistigen Gesetzgeber berufen ist. Die großartigsten Abbilder eines individuellen Lebens verzerren sich zu Fratzenbildern, wenn

sich der leuchtende Faden der allgemeinen Wahrheit nicht hindurchzieht, wenn sie gegen die anerkannten Gesetze des Guten, Rechten und Zweckmäßigen sich verschwören. Wenn es auch der Begeisterung, aus der ein einzelnes Geniuswerk hervorgeht, widerstreiten mag, daß es mit der bestimmten sittlichen Absicht unternommen wird, so hat der Genius doch sein ganzes Leben auf die Verwirklichung solcher Absichten anzulegen; er hat sich mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Handlungen zu einem Tempel der Gottheit einzuweihen, der jederzeit zur Stätte seines Schaffens bereitet sei. Ein trüber Strom kann selbst das Bild des Himmels nicht rein zurückgeben; aus einem verdorbenen Herzen wächst kein Kunstwerk, an dem die allgemeine Menschenvernunft sich erbauen kann. An den Genius ergeht deßhalb vor Allem der Ruf zur Besserung, zur Einkehr in sich selbst. Was nun den künstlerischen Genius betrifft, so macht Herder über ihn die besondere Bemerkung, daß er in dem eigentlich Speculativen der Weltweisheit immer ein Fremdling sei. *) Allerdings stellt sich in dem künstlerischen Werke die Wahrheit zunächst nicht als philosophische dar, d. h. die Gedanken werden hier nicht auf strenge Begriffe zurückgedrängt und von den Grundgedanken in genauer Folge abgeleitet. Aber die Resultate des philosophischen Denkens, das in dem Künstler mehr oder weniger selbstständig vorgegangen ist, bleiben doch als Niederschlag in seinem Geiste zurück und verbreiten sich durch seine Werke. Wir bezeichnen diese lebendigen Resultate als die Weisheit, ohne welche den Kunstwerken das Auge der Seele abgehen würde. In unserem Zeitalter, wo die Philosophie ein herrschendes Bildungselement geworden ist, hat der Künstler die Verpflichtung, in dasselbe einzudringen und es als Lebensäther für seine Werke zu empfangen. Sollte er dadurch für einzelne Momente seines Lebens an der Naivetät verlieren, so kann er sich damit trösten, daß ein reines Gemüth, wenn es dieselbe der Wahrheit zum Opfer bringt, sie zum Lohne immer und zwar in verklärter Gestalt zurückempfängt. — Als die eigentliche Vernunft des Genius, durch welche seine Naturkräfte zum schönen Ebenmaße geordnet werden, bezeichnet Herder mit nicht ganz glücklicher Wahl des Ausdruckes den Geschmack, der selbst, wie der Genius, intuitiv oder unmittelbar anschauend sei, also nicht auf der Reflexion beruhe. Er sei der feinste Faden im Gürtel der

*) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 275.

Grazien und im Schleier der Musen, der höchste und concentrirteste Reiz des schönen Werkes, die äußerste Feinheit des Urtheils in der Empfindung des Ganzen. Der wahre Geschmack lebe nur in dem Genius und gehe nur von ihm aus. Der Genius könne nur von einem anderen Genius zu diesem schönen Gleichmaße gebildet werden. Ueberhaupt hauche uns jedes geniale Werk, obgleich es unnachahmlich sei, die Congenialität ein.

Da der Geschmack doch immer nur der conventionellen Seite unseres Schönheitsgefühls angehört, so reicht dieser Begriff nicht hin, um dasjenige zusammenzufassen, was wir den Sinn oder Takt für die Gesetzmäßigkeit des Schönen nennen würden. Herder bemerkt aber ganz richtig, daß dieser Sinn nur aus der göttlichen Gabe des Genius selbst entspringe, folglich auf theoretischem Wege nicht festgesetzt oder vorgeschrieben werden könne. Er ist die nothwendige Form, in welcher die zur Natur gewordene Vernünftigkeit des Künstlers auftritt. Wer, mit dem Genius begabt, alle Kräfte desselben dem Dienste der Vernunft und der Wahrheit geheiligt hat, und in wem die vernünftige Freiheit und die geniale Nothwendigkeit nicht mehr zu trennen sind, der hat nach der Herder'schen Definition Geschmack, d. h. er ist die individuelle Regel der Schönheit.

Mit den obigen Bemerkungen Herder's hängen seine Ansichten von der Kunstbeurtheilung auf's Innigste zusammen. Nur ein Genius kann das Urtheil über einen andern sprechen. Nicht durch die stufenweise Auffassung der Einzelheiten vermögen wir das Ganze einer göttlichen Schöpfung zu erkennen und zu durchdringen; mit dem Blicke des Adlers müssen wir auf das Ganze und vom Ganzen auf die Theile hinlaufen. Wir müssen also, um das Kunstwerk, das wir betrachten, lebendig zu verstehen, es zum zweitenmale erschaffen können. Die weiteren Betrachtungen, die Herder über den Genius anstellt, lassen uns einen tiefen Blick in seine eigene schöne Natur thun, sie sind eine unbewußte Abspiegelung derselben. „Unsichtbar, sich selbst vergessend, gleichgültig, ob ihn die Menschen erkennen und rühmen, lebt der Genius in seinem Werke und fühlt sich beseligt durch den Gedanken, ein wirkender Bote der Vorsehung zu sein. Jede edle Menschennatur schläft wie aller gute Saame im stillen Keim, ist da und erkennt sich selbst nicht. Indem der Genius die Glorie im Antlitze des Ewigen schaut, trägt er das Kind auf seinen Händen." Durch diese goldenen Worte wird im Allgemeinen bezeichnet, daß der Genius,

wenigstens in seinen genialen Stunden, immer zur völliger Naivetät zurückkehre, in seinem Werke sich selbst vergesse und im Aussprechen der göttlichen Orakel seines Innern eine ungetheilte Seligkeit genieße. Der wahre Genius lebt also in der Arglosigkeit des Kindes, das keinen Kampf und Zwiespalt menschlicher Leidenschaften kennt und ahnet und im Getümmel der Welt wie am Rande eines Abgrundes furchtlos entschlummert.

Daß der Genius ein Bote des Heiles und des Friedens für die Menschheit sei, daß er segnen und erhalten, nicht verwüsten und zerstören solle, daß Licht und Humanität von ihm ausgehen, versteht sich nach dem Obigen von selbst. Daher überwiegt in den eigentlichen Genien immer die positive und aufbauende Kraft; sie sehen Großes, Schönes und Göttliches überall und schweben in Gefahr, es nur zuviel in die Welt hineinzudichten und von der Welt zu verlangen. Ihre Göttlichkeit ist ihre praktische Schwäche, und sie bedürfen deßwegen der Ergänzung durch scharfe, negative Naturen.

An der positiven Natur erkennt Herder mit vollem Rechte auch den genialen Kritiker: ein solcher stelle das Neue, das Schöne und Gute auszeichnend in's Licht und leihe ihm, wo möglich, eine noch größere Vollkommenheit. Zur Auffindung der Fehler an einem Kunstwerke reichen untergeordnete Gaben des beobachtenden Verstandes hin, während es die größten Fähigkeiten beurkundet, wenn ein Kritiker auch aus einem verkümmerten Werke die genialen Funken herauszulocken und zu einer Flamme zu entfachen im Stande ist. Die volle Wahrheit des Urtheiles verlangt es hierbei freilich, daß der kritisirende Genius auch die untergeordneten Verstandeskräfte, gegen die er gleichgültig ist, mit einer Art von Gewalt zu seinen Diensten aufruft, — eine Operation, die Herder zum Nachtheile der Sache häufig genug vernachlässigt hat.*)

§. 24. Zur Erläuterung des im vorigen Paragraphen bezeichneten Verhältnisses zwischen dem Genius und dem Geschmacke dienen aus Herder's Schriften nachfolgende geschichtliche Bemerkungen. Der gute Geschmack war in den schönsten Zeiten des Griechen-

---

*) Vergleiche Kalligone I. S. 183, 187. II. S. 38—43, 48 f., 61 f., 65 „Seele und Gott" S. 81 f. „Schwungkräfte der Menschheit," Gedichte I. S. 261. Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 9—12, 15—18, 26—36, 51, 60. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie II. S. 166. Schriften zur römischen Literatur S. 119, 126 f.

thumes ein so natürliches Erzeugniß, wie das Volk selbst, wie seine Namens- und Lebensart, seine Situation und Verfassung war. „Er existirte, wie Alles, zu seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel zu Zeitzwekken." „Der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres schönheittrunkenen Genius, ihres hellen, treffenden Verstandes." Er war „jene leichte Wirksamkeit," „die Allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf," dabei „ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend."*) Dabei steht in allen Werken der Griechen, trotz aller „Local- und Zeitverschiedenheiten, eine gewisse große Regel des Geschmacks" fest. Die griechische Kunst zeigt „den Werth und die Wirkung dessen, was Schule ist."**)

Im Gegensatze zu jenen reinsten Mustern der Schönheit bezeichnet Herder die von seinem Jahrhundert vergötterte klassische Poesie der Franzosen als eine Kunst des genielosen oder falschen Geschmackes. Nicht „Genie, aber Geschmack konnte Ludwig XIV. wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter des Genies traf. Um ihn lebte Anstand, Thätigkeit, Glanz und Würde." „Eine Form der Eleganz nahm also der Geschmack in allen seinen Aeußerungen an". „Der edelste Ton, in dem man schrieb, war, wie Ludwig sprach, anständig, höflich, mäßig, so daß jedesmal die Worte mehr zu bedeuten schienen, als sie bedeuteten, indem sie immer das Lindeste im weitesten Umfange sagten." „Zur Mode wurde das überhingehende, sanfte Berühren der Empfindung, ein mit Fleiß gewählter Halbausdruck der Gesinnung." Dieser „glänzende Gesellschafts-" und „edle Hofgeschmack, der damals allein regierte," mußte sich auch als solcher bald verderben. „Dasselbe Publikum derselben aufgeklärten und witzigen Kreise, die einst der Sprache Leichtigkeit, Reinheit, Anstand verschafft hatten, gaben ihr auch bald einen kleinfügigen Witz, Spitzfindigkeit und den elenden Geschmack, durch Wendungen zu frappiren." „Da das Beste, das hervorgebracht ward, auf der Meinung eines engen Publikums, d. i. eines ausgesuchten Kreises sogenannter Kenner, schwamm, so mußte das garstige Ungeheuer Kabale den Geschmack hier mehr verengen, aufhalten und verderben, als irgendwo und jemals in andern Zeiten. Die üppige Erziehung, die Lebensart der

*) Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 25, 30, 32, 56.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 112. Schriften zur griechischen Literatur S. 263 f.

Hauptstadt drang, weil Alles auf einem Modegeschmack beruhte, bis auf Richter und Richterinnen, also auch auf Verfasser und Künstler hin."*)

§. 25. Die schöpferische Stimmung des Genius oder die Begeisterung wird von Herder nicht allgemein charakterisirt, sondern an einzelnen Kunstformen und Literaturen nachgewiesen. Unter allen Gattungen der Poesie wurzelt nach seiner Ansicht die Lyrik am meisten in der Begeisterung oder Eingebung. Sie folgt dem Antriebe des Augenblickes und eröffnet vor dem Geiste die Aussicht in das Unendliche. Die Person des lyrischen Dichters verschwindet in seinem Gesange; er spricht nicht aus sich selbst und in seinem eigenen Namen, sondern als Priester im Auftrage eines Gottes. Durch ihn singen Apollon und die Musen.**) Insbesondere wird die hebräische Lyrik aus der heiligen Quelle der Eingebung abgeleitet.***) An den Griechen wird es gerühmt, daß ihre Dichtungen von glühendem Feuer durchlodert seien, daß ein schönheitstrunkener Genius ihnen ihre Werke eingegeben habe."†)

In diesen sehr unbestimmt gehaltenen Andeutungen läßt sich im Allgemeinen Folgendes erkennen. Die Begeisterung ist ein Zustand des Augenblicks, der seltene Knotenpunkt, in welchem die auseinanderliegenden Fäden der künstlerischen Ideen und Bilder sich zusammendrängen, das Resultat unendlicher Wirkungen, die im bewegten und ringenden Gemüthe vorgegangen sind. Die vollkommne Naivetät eines solchen Momentes gibt es nicht zu, daß er durch menschlichen Willen und menschliche Absicht hervorgerufen werde. Er fällt uns als ein freies Geschenk aus den Wolken zu, er ist eine Gabe, die wir der göttlichen Gunst verdanken. Wir können ein solches Walten des Augenblickes auch als ein dämonisches bezeichnen, insofern das Zusammentreffen der Lebensmomente, aus denen er geboren ist, schlechterdings nicht berechnet werden kann und seine Wirkungen sich jeder pragmatischen Auffassung entziehen. Denn durch ihn fühlt sich der Mensch geradezu in das Unendliche hineingestellt, so daß er, wie

*) Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 47—50. Adrastea I. S. 69 f.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 193. Terpsichore S. 6. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 129, 163.

***) Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 230.

†) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 99. Ursachen des gesunkenen Geschmacks S. 30.

Cola Rienzi, sagen darf, er nehme von allen Himmelsgegenden Besitz. Wie schon das Wort selbst andeutet, wird der Begeisterte von dem Geiste selbst oder von der Gottheit angehaucht; er fühlt sich gleich der cumäischen Sibylle, die der Gott ergriffen hat, in der tiefsten Brust erschüttert und umgewendet, und sein einzelnes Leben selbst in den Geist verwandelt. Daher schweigen für ihn alle Stürme der äußeren Welt und der inneren Leidenschaften, und eine selige Ruhe, als wenn er das Irdische überwunden hätte, durchfließt seine Nerven und Adern. Das göttliche Feuer, das ihn ganz verzehrt und verwandelt, löscht jede andere Flamme aus und brennt gleichmäßig und stille, wie auf dem Altar eines Gottes. Daher begegnen die griechischen Bildsäulen dem gemeinen Betrachter spröde und kalt, während sie dem Eingeweihten, dem der Gott das Auge entsiegelt hat, mit unauslöschlicher Liebesgluth ihre Arme entgegenbreiten. Die priesterliche Allgemeinheit, die Herder an der lyrischen Poesie besonders hervorhebt, ist aller Kunst eigen. In allen Gattungen kann der Genius nur dann das Schöne hervorbringen, wenn er das ewige Bündniß mit den göttlichen Ideen feiert, wenn er in seliger Selbstvergessenheit sich aufopfert und sein Ich mit schrankenlosem Entzücken in der göttlichen Welt untergeht, die vor seinen Blicken sich aufschließt.

§. 26. Mit den früheren Bemerkungen über das innerste Wesen der Schönheit hängt es untrennbar zusammen, daß Herder als den eigentlichen Genius der Kunst, wie alles höheren Geisteslebens die Liebe bezeichnet. Ohne wissenschaftliche Bestimmung und Ableitung hat er die Liebesidee, namentlich von der ästhetischen Seite, häufig in seinen Werken ausgesprochen und vorzüglich seine Dichtungen in den sanften und milden Schimmer derselben eingetaucht. Wir wollen seine darauf gegründete Welt- und Kunstansicht wenigstens mit kurzen Worten andeuten.*)

Herder betrachtet die Liebe als die Schöpferin und Erhalterin der Welt, als das zarte, unsichtbare Band, von welchem alle Wesen

*) „Das Saitenspiel", Gedichte I. S. 30. „Am Meer, bei Neapel", Gedichte II. S. 17 f. „Die Erfinderin der Künste", Gedichte I. S. 49 f. Antiquarische Aufsätze S. 10 f., 13, 96. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 156, 194 f. Salomon's Lieder der Liebe S. 88 f., 93, 96. Kalligone I. S. 146 f. Terpsichore S. 200. Kritische Wälder II. S. 113 f. Schriften zur römischen Literatur S. 119, 129 f.

umschlungen werden, an welchem ihr Dasein hinschwebt und fortbesteht, als das flammende Herz, das in allen Dingen schlägt, als die Weltharmonie, worin alle Dissonanzen sich auflösen. Daher fühlt er die Welt, deren Mißtöne sein weicher Sinn so gern überhört, zur sanftesten Musik gestimmt, und alle ihre Gestalten verklären sich vor seinen Blicken zur Gegenwart der göttlichen Ideen. Obgleich er die Seligkeit der poetischen oder romantischen Liebe fühlte und ihre magische Einwirkung auf die Geister, namentlich in der Kunst, anerkannte, so betrachtete er sie doch nur als eine Vorstufe der Weihe für die von Christus und Johannes verkündigte göttliche Liebe, die alle Menschen brüderlich umfaßt, deren Reize ohne Mangel und unverwelklich sind, deren Lichtglanz wie Morgenroth des ewigen Lebens uns entgegenstrahlt. Jene bräutliche Liebe für das menschliche Geschlecht, die den ewig schönen und jugendlichen Johannes verklärte, ist auch die eigentliche Muse und Eingebung der Herder'schen Gedichte, ist namentlich die Grazie, die aus seinen Legenden uns anlächelt. Er hat deßwegen auch mit der höchsten Begeisterung jene Cäcilia gefeiert, die den Umarmungen des irdischen Geliebten sich entzog und Leib und Seele für den himmlichen rein bewahrte.*)

Die Liebe in ihren verschiedenen Formen und Nuancen bringt eine vollkommene Wiedergeburt des Menschen hervor; sie raubt ihm das eigene Herz, um ein anderes, ein göttliches an dessen Stelle zu setzen. Sie macht den Menschen zu einem Könige, der über alle Dinge gebietet; sie öffnet ihm die Pforten des Paradieses und gibt ihn dem Urzustande wieder, wo er in vollkommener Harmonie mit sich selbst und den Dingen lebte. Die ganze Glückseligkeit des Menschen ist eine zarte Pflanze, der mit dem Verluste der Liebe die Sonne entzogen, der Himmel geraubt und das Herz ausgebrochen wird. Wenn die Seele zu lieben aufhört, so hört sie auf zu sein, und die Nacht breitet sich um sie aus. Alles Schöne und Gute wird durch die Liebe besiegelt, magnetisch angezogen und zum Einklange mit der ganzen Schöpfung bestimmt. Alle schönen Thaten der Menschheit sind doch eigentlich nur als Werke der Liebe zu betrachten.

Alle Weisheit und Erkenntniß bleibt mühselige Reflexion, kalte Verstandesbeobachtung, auseinander liegendes Stückwerk, wenn ihr

*) „Cäcilia", Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 194 ff.

der beseelende, verjüngende, befreiende Lebenshauch der Liebe fehlt. Nur mit ihren Augen sehen wir der Idee in das Herz hinein, durchblicken wir die Geheimnisse der Natur und enträthseln die Hieroglyphen des Menschendaseins. Die Liebe reicht dem Denker den Schlüssel zur Wahrheit und öffnet dem Künstler das Auge für die Schönheit. Nur sie verleiht uns den Besitz aller geistigen Gaben. Sie ist „der Menschheit und der Künste Genius." „Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens, Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens." Nur von der Liebe sind die Künste erfunden worden; sie ist „der beseelende, webende Geist der Idealschöpfung." Wie ein Pygmalion durchforscht sie alle Schätze ihrer Vorstellungen und Gedanken, schmückt ihr Gebilde damit aus und umarmt es im Rausche der Begeisterung. Der dichterische Lorbeer ziert kein Haupt, das nicht von der Liebe eingeweiht worden ist; er ist immer eine Daphne, die vor den Augen des liebetrunkenen Gottes in Zweige und Blätter sich verwandelt. Insbesondere verlangt die lyrische Poesie zu ihrer Anregung und Weihe „persönliche Anhänglichkeit", „freie Lieblingsplätze des Herzens; mit jedem Eigensinn, mit jeder Abwechslung des Glückes der Liebe fordert sie Freunde und Geliebte". „Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemälde", als die Griechen. Auch die echte Auffassung eines Kunstwerkes ist ohne die Liebe nicht möglich. Nur wenn wir mit unserer ganzen Persönlichkeit uns in dasselbe versenken, wenn wir es umarmen und anbeten, erhalten wir den Schlüssel zu seiner wahren Erkenntniß.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Beiträge zur französischen Literaturgeschichte.

1. Ueber Boileau.

Wie der Sprachwissenschaft eine erschöpfende Betrachtung des Verhältnisses der einzelnen Sprachen zu einander als Ziel vorschweben muß, so ist auch das der Literaturgeschichte nicht allein auf die Kenntniß der literarischen und überhaupt der geistigen Entwickelung der einzelnen Völker gerichtet. Der höhere Zweck liegt auch bei ihr in der Auffindung des mehren oder allen Gemeinschaftlichen und in der Feststellung der allgemeinen Gesetze, nach denen der menschliche Geist fortgeschritten ist. Das Festhalten dieses idealen Gesichtspunktes verleiht dem Studium der Schriftsteller eines fremden Volkes außer dem einen Interesse, das sie vermöge des Inhalts und der Form ihrer Werke gewähren, noch ein zweites und keinesweges gering zu veranschlagendes. Sei es das Streben, Fremdartiges durch Vergleichung mit Bekanntem uns mehr zu assimiliren, oder jener berechtigte Reiz, der in der Auffindung allgemeiner Gedanken liegt, wir sind leicht geneigt den fremden Autor mit einer entsprechenden Erscheinung in unserer eigenen Literatur gleichzustellen: und, da in der That wenigstens im Großen und Ganzen die Kulturvölker der neueren Zeit einen sehr ähnlichen Gang der Entwickelung gehabt haben, so sind solche Versuche oft von glücklichem Erfolge begleitet gewesen und haben auf das allgemeine Verständniß fördernd eingewirkt.

Auf der anderen Seite ist dies Streben indeß auch nicht ohne Gefahr. Da in den meisten Werken, die in Deutschland über die französische Literatur wenigstens geschrieben werden, meistentheils das ganze Gebiet derselben umfaßt wird, so wird eine äußerliche Kenntniß von Namen, Werken und Jahreszahlen zu sehr begünstigt, und das allgemeine Urtheil, welches sich an derartige Aufzählungen anzuschließen pflegt, ist, wenn es nicht selbstständig begründet wird, von keinem höheren Werthe als vereinzelte historische Notizen. Jedenfalls kann der Leser, abgesehen davon, daß er sich gewöhnt, Urtheile seinem Gedächtnisse einzuprägen, ohne ihre Begründung zu haben, auf diese Weise leicht verführt werden, vollständige Identität da zu sehen,

wo nur einzelne Momente der Aehnlichkeit vorhanden sind. Wenn Wieland z. B. der deutsche, Joachim Du Bellay, das Mitglied der Plejade, der französische Ovid genannt werden: so ist eine solche Vergleichung der richtigen Erkenntniß eher schädlich als nützlich. Es giebt nur ein Mittel, um das Recht zum allgemeinen Urtheile zu gewinnen: das gründliche Studium des Einzelnen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend glaubt der Verfasser nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn er im Folgenden, ohne sich unmittelbar an die französischen Behandlungen desselben Stoffes anzuschließen, einigermaßen ins Detail eingehende Skizzen zweier französischer Dichter giebt, die eine ausgezeichnete Stellung in der Literatur ihres Volkes einnehmen. Beide haben während ihres Lebens eine große Anzahl von Anhängern und Schülern gehabt, die sich nach ihnen bildeten: der eine ist jedenfalls der begabteste Dichter des 16ten Jahrhunderts gewesen, der andere wenigstens nach einer Richtung hin die bedeutendste Erscheinung des 17ten; mit dem ersten ist mit vielem Rechte Opitz verglichen worden, mit dem zweiten nicht mit gleichem Rechte Lessing. Aeußere Gründe bestimmen mich indeß, gegen die Zeitfolge den Versuch über Boileau voranzuschicken, und den Ronsard betreffenden erst später nachfolgen zu lassen.

Nicole Boileau, Sieur Despréaux, geboren in Paris am 1ten November 1635, gestorben am 13ten März 1711, gehört seiner ganzen Richtung wie der Zeit seines Lebens nach der Blütheperiode der französischen Literatur an, einer Periode, in der dieselbe sich freilich unter dem Joche von Regeln und Gesetzen bewegte, die den Flug des Genius hemmen mußten, in der sie sich aber wenigstens zu der innerhalb dieser Schranken möglichen Vollendung emporhob. Corneille's Meisterwerke zwar, der Cid, Horaz, Cinna, Polyeuct, Pompejus, Rodogune fallen noch in die Kinderjahre Boileau's; aber Racine war nur 4 Jahre älter wie er, und nachdem er schon in seinem 20ten Jahre durch die Ode La Renommée aux muses mit ihm bekannt geworden, seitdem sein ganzes Leben hindurch mit ihm in der engsten Verbindung geblieben. Molière's glänzendste und produktivste Zeit (1660 — 70) trifft mit der des ihm gleichfalls genau befreundeten Boileau zusammen. Aber außer diesen Heroen der dramatischen Poesie zieren das Zeitalter Ludwig's XIV. noch die vorzüglichsten Männer in allen andern Gattungen und die meisten von ihnen, deren Namen jede Literaturgeschichte uns nennt, stehen

in näherer oder fernerer Beziehung zu Boileau. Unter solchen Verhältnissen kann es zunächst befremden, wie dieser, ohne entweder ein bedeutender Dichter zu sein, noch sich durch besondere Gelehrsamkeit auszuzeichnen, so produktiven Geistern gegenüber eine höchst bedeutende und geachtete Stellung einnehmen konnte. Daß dem aber so war, ist ein unzweifelhaftes Faktum. Racine und Molière fragten ihn bei der Composition ihrer Dramen um Rath, und es läßt sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stücken*) namhaft machen, bei denen eine direkte Einwirkung seinerseits stattgefunden hat. Der alternde Corneille hatte Grund genug, seine Kritik zu fürchten: denn die Epigramme auf seine Tragödien Agesilas und Attila „Après l'Agésilas, hélas! mais après Attila, holà,“ fanden weite Verbreitung und haben vielleicht auch mit ihren Antheil an dem vollständigen Fiasko, das diese Stücke machten.

Aber auf der andern Seite hängt die Autorität Boileau's nicht nur an der Verbindung mit den vorzüglichen Dichtern seiner Zeit, sondern auch an dem Kampfe gegen die schlechten, über die er ein strenges Gericht gehalten hat. Geschmack und Urtheil des französischen Publikums waren zur Zeit seines Auftretens noch äußerst unsicher. Der Hauptfehler Ronsard's bei großem poetischen Talente war eine ebenso große Geschmacklosigkeit gewesen, und seine Fehler in dieser Beziehung waren von seinen Anhängern und Nachfolgern noch übertroffen worden. Und auch diejenigen Dichter, die sich nach andern Mustern gebildet hatten, eröffneten durch andere Schwächen der Kritik ein weites Feld. So wurden denn auch der König und seine Minister Mazarin und später Colbert in ihrer Begünstigung der Literatur vom Zufall oder von äußeren Rücksichten geleitet. Man kennt die ersten Schicksale des Cid und das Urtheil, welches die Akademie über dies wenigstens für die Zeit seiner Abfassung vorzügliche Drama fällte: die Phädra Racine's fiel Anfangs gegen das äußerst mittelmäßige Produkt Pradon's, Phädra und Hippolyt, die besten Stücke Molières, der Misanthrope und Tartüffe, bedurften lange Zeit, um zur Geltung zu gelangen. Auch die Pensionsliste aus dem Jahre 1663 beweist nicht, daß Anerkennung nur eine Folge vorzüglicher Leistungen war. Es finden sich dort neben Racine, Molière den bei-

*) L'amour médécin — Le Misanthrope — Le malade imaginaire — Les femmes savantes, auch l'Ecole des femmes.

den Corneille's, Benserade auch manche andre Namen, die ihr Leben in der Nachwelt meistens nur den Satiren Boileau's verdanken: die Abbé's de Pure und Cottin, Lassagne, Perrault, endlich Desmarets und Chapelain. Die beiden letzten sind noch mit besonders ehrenden Epitheten bezeichnet. Desmarets: le plus fertile auteur et doué de la plus belle imagination, qui ait jamais été; Chapelain: e plus grand poëte français, qui ait jamais été et du plus solide jugement. — Gegen solche Dichter also und zahlreiche andre, gegen die Geschwister Scudéry, Perrault, la Serre, Charpentier, Henault, Pelletier, Perrin, Colletier, Pitreville, Linière hat Boileau seine literarischen Angriffe gerichtet, und die Sache des guten Geschmacks wie der Klarheit des Ausdrucks gegen mannichfache Verirrungen vertheidigt.

Aus einer angesehenen Beamtenfamilie abstammend, widmete sich Boileau Anfangs der Jurisprudenz, dann der Theologie; später nach dem Tode seines Vaters, der ihm, obwohl er der elfte Sohn war, ein nicht unbedeutendes Einkommen hinterlassen haben muß, folgte er einzig und allein seiner Neigung zur Poesie. Einzelne Satiren, die er verfaßt und anfänglich nur seinen Freunden mitgetheilt hatte, erregten vieles Aufsehen, und da sie wider seinen Willen und mit manchen Entstellungen abgedruckt wurden, so sah er sich zu einer eigenen Ausgabe derselben veranlaßt. Eine solche erschien, acht Satiren umfassend, 1666. Die Bewegung die diese hervorriefen, war gewaltig. Auch diejenigen Schriftsteller, die nicht angegriffen, sondern vielleicht sogar gelobt worden waren, fanden es tadelnswerth, daß bestimmte Personen namhaft gemacht waren; hatte doch Reignier, der unmittelbare Vorgänger Boileau's als Satiriker, stets nur allgemeine Charaktere angegriffen. Unser Dichter vertheidigte sich indeß in der neunten Satire gegen die vielen Angriffe, die man gegen ihn gerichtet hatte. Zwar hätte er auch die Satire Ménippée*) aus dem Jahre 1593 zu seinen Gunsten anführen können, aber er zog es vor, sich auf das Beispiel der Alten, auf Lucilius, Horaz, Persius, Juvenal und Virgil zu berufen: und wenn auch nicht unmittelbar in Folge dieser Vertheidigung, so hatte er doch bald die Freude, eine große Anzahl ausgezeichneter Männer auf seine Ansichten einge-

*) Vgl. Kreyssig Geschichte der französischen Nationallitteratur p. 130 „die Ménippée nennt einen Jeden bei seinem Namen und wendet die Allegorie nur an, um ihre Karrikaturen lustiger zu machen."

hen zu sehen. Außer den bereits früher genannten Personen möge hier der Präsident Lamoignon eine Stelle finden, der sein ganzes Leben hindurch ein vertrauter Freund und Beschützer Boileau's blieb, durch Gutzkow indeß in unsere Literatur als Urbild des Tartüffe eingeführt ist. Die historische Grundlage, auf die diese Auffassung seines Charakters sich stützt, beruht auf einer von Voltaire zuerst ohne Quelle mitgetheilten und auch in Frankreich stark bezweifelten Anekdote. Als Lamoignon im Auftrage des Parlaments die Vorstellung des Tartüffe inhibirte, soll Molière zu den bereits versammelten Zuschauern gesagt haben: „Meine Herren, wir waren im Begriff den Tartüffe vor Ihnen zu spielen, aber der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele."

Der Ruhm Boileau's steigerte sich indeß bald durch das Erscheinen seines vorzüglichsten Werkes, der Art poétique. Fast gleichzeitig ist seine Uebersetzung der Schrift Longin's über das Erhabene, mit zahlreichen philologischen und ästhetischen Anmerkungen versehen, so wie mit einer Vorrede, das Leben Longin's und eine allgemeine Kritik seines Werkes enthaltend. In dieser letzten Schrift sehen wir bereits die Anerkennung ausgesprochen, die ihm vom Könige zu Theil geworden war. Ludwig der vierzehnte hatte ihm ein allgemeines Privilegium für den Druck aller seiner Werke gegeben mit dem ausdrücklichen Bemerken, qu'il voulait procurer au public par la lecture de ses ouvrages, la même satisfaction, qu'il en avait reçue.

Das nächste bedeutendere Werk Boileau's ist eine Art Epopoe, le lutrin, des Betpult betitelt, ein Werk, das von der französischen Kritik sehr hoch gestellt wird, das aber für uns wegen der vielfältigen Beziehung auf Lokalverhältnisse nur wenig Interesse haben kann. Die Abfassung des ganzen Gedichtes wurde durch einen an sich unbedeutenden Streit veranlaßt, der sich zwischen dem „Trésorier" und dem Chantre einer Pariser Kirche La Sainte Chapelle über die Ausdehnung der Amtsfunktionen des letzteren erhoben hatte, und durch die Vermittelung des erst erwähnten Präsidenten Lamoignon beigelegt wurde. Genauere Nachrichten über das Einzelne liegen uns nicht vor, doch müssen in der That viel komische Scenen vorgefallen sein, da Boileau so bereitwillig auf die ihm von Lamoignon an die Hand gegebene Idee einging, das Ganze poetisch zu bearbeiten. Die Mittel übrigens, die der Dichter angewendet hat, unterscheiden

sich nicht von den in der Epopoe überhaupt gewöhnlichen: die beim Epos angewendeten werden zu komischen Zwecken benutzt. Die personifizirten Gestalten der Zwietracht, der Fama, der Faulheit sind Virgil nachgebildet oder in seinem Sinne erfunden; aber auch außerdem sind viele Stellen ihm, Homer, Seneca, endlich auch Tassoni's la Secchia rapita (der Eimerraub) nachgeahmt. Charakteristisch ist es aber, daß Boileau auch in diesem Gedichte seinem Hange zur Satire freien Lauf läßt. Die Trägheit und Genußsucht der Geistlichkeit wird oft genug gegeißelt, und bei dem im fünften Gesange geschilderten Kampfe der beiden Parteien, wird, da alle mit Büchern um sich werfen, die Gelegenheit benutzt, einige Dutzend Werke namhaft zu machen, die sich des Dichters Mißfallen zugezogen haben. Endlich fehlen auch die landesüblichen Schmeicheleien für Ludwig XIV. nicht, auf die wir noch später zurückkommen. Dieser gab indeß jetzt Boileau auch gediegenere Beweise seiner Huld als bisher. Es erfolgte seine Pensionirung und seine Ernennung zum Historiographen des Königs. Die letzte Würde erhielt beiläufig zu gleicher Zeit Racine und es konnten vielleicht in der That nicht zwei Männer ausfindig gemacht werden, die weniger geeignet gewesen wären, dieselbe zu bekleiden; auch ist während des Lebens beider nichts von ihrer historischen Thätigkeit bekannt geworden und selbst in ihrem Nachlasse haben sich keine bedeutenden Vorarbeiten gefunden. Jetzt säumte auch die Akademie nicht länger, ihn in die Reihen der Vierzig aufzunehmen. Boileau's Hauptfeinde in derselben, Chapelain, Scudéry, Cottin, Lassagne, waren gestorben, manche seiner Gegner waren indeß noch darin. Daher war er auch naiv genug, in seiner Antrittsrede in der Akademie am 2ten Juli 1684 den Grund seiner Wahl einzig und allein in der ihm bewiesenen Gunst des Königs zu suchen. Nachdem er vorher in der üblich bescheidenen Weise von dem Wenigen und der geringen Bedeutung dessen gesprochen, was er geleistet hat, fährt er also fort: „Welches ist also der Grund, meine Herren, der bei Ihnen eine so günstige Stimmung für mich hervorgerufen hat? Ich fange an ihn zu erkennen und wage mir zu schmeicheln, es wird Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich ihn ausspreche. Die Güte, welche der größte Fürst der Welt gehabt hat, indem er mich beauftragte, gemeinschaftlich mit einem der berühmtesten Schriftsteller die unendliche Reihe seiner unsterblichen Thaten zu einem Ganzen zu vereinigen, diese Erlaubniß, sage ich, welche er mir gab, hat

in Ihren Augen alle Eigenschaften ersetzt, welche mir mangeln. Nur sie hat Ihr Urtheil zu meinen Gunsten bestimmt. Ja, meine Herren, eine wie gerechte Ursache mich auch jederzeit von dem Eintritt in die Akademie hätte fernhalten müssen: Sie haben es nicht ruhig mit ansehen können, daß ein Mann, der bestimmt ist, von so Großem zu sprechen, des Nutzens Ihrer Lehren beraubt oder in einer andern Schule als der Ihrigen gebildet werde."

Mit dieser Aufnahme in die Académie Française, an die sich bald die in die Académie des belles lettres schloß, hatte Boileau äußerlich die höchste Stellung erreicht, die ihm zu Theil werden konnte. Aber es scheint auch, als wenn das herannahende Alter, das noch dazu bei ihm wegen großer Schwächlichkeit des Körpers früher eintreten mochte, auch in seinen Schriften manche Spuren zurückgelassen hat. Wenigstens treten einige der dieser späteren Periode angehörigen Satiren und Episteln sehr gegen die älteren zurück. Auch die Ode auf die Eroberung Namur's im Jahre 1692 zeigt in ihrer etwas geschraubten und hyperbolischen Manier wenn auch nicht den alternden Dichter, so doch, daß derselbe für diese Dichtungsgattung kein Talent hatte. Zwei andere Oden, die eine an die Engländer gerichtet, eine seiner ersten Jugendarbeiten, die andere an Molière in Beziehung auf die Ecole des femmes, sind gleichfalls unbedeutend. Dagegen wurde Boileau noch einmal in seinem Leben zu einer größeren und erfolgreichen Concentrirung seiner Thätigkeit angereizt. Die äußere Veranlassung dazu lag in der Schrift Perrault's Parallèle des Anciens et des Modernes, deren 3 erste Bände 1693 erschienen. Perrault hatte in dieser Schrift ebenso wie in einem bereits früher erschienenen Gedichte „le siècle de Louis XIV." die französischen Dichter der Gegenwart um Vieles höher gestellt, als die Alten, und zu dem Ende an vielen derselben, wie Pindar, Homer, Virgil, eine allerdings sehr kleinliche Kritik geübt. Einige Einzelheiten aus Perrault's Werk hervorgehoben, mögen dazu dienen, um ungefähr seinen Standpunkt zu bezeichnen. Mehre Oden Pindar's, so z. B. die erste pythische, erklärt er für Galimathias. Er tadelt die Weitläufigkeit, mit der in der Ilias bei dem Berichte von Agamemnon's Verwundung erzählt wird, es seien ihm Schenkel und Beine und die schönen Knöchel darunter von Blut befleckt worden. Es sei höchst unzart, daß Nausikaa zu Odysseus sage, eine Jungfrau handle unrecht:

ἦτ' ἀέκητι φίλων πατρὸς καὶ μητρὸς ἐόντων
ἀνδράσι μίσγηται, πρίν γ' ἀμφάδιον γάμον ἐλθεῖν.

Homer ist ferner ein schlechter Naturhistoriker gewesen, da er den Hund des Odysseus gegen alle Regel über 20 Jahre alt werden läßt. Die Beschreibung der Fama bei Virgil:

Ingrediturque solos, caput inter nubila condit,

hält er für eine geschmacklose Hyperbel. Die Gleichnisse à longue queue, wie die einzelner Epitheta Homers, mißfallen ihm höchlich: kurz, man sieht leicht, auf was für Dinge Perrault sein Augenmerk gerichtet hat. Manche seiner Untersuchungen sind indeß nicht nur nicht unverständig, sondern, obwohl er wenig oder gar kein Griechisch verstanden haben soll, höchst wahr und in späterer Zeit allgemein bestätigt. Wenn er zu beweisen sucht, es habe niemals einen Dichter Homer gegeben, der die Ilias und Odyssee verfaßt, sondern beide Epen seien eine Sammlung kleinerer Gedichte, die man später vereinigt habe, so ist Boileau's Zorn und Aelians variae historiae als Gegenbeweis sehr am unrechten Orte. Im Großen und Ganzen aber war es jedenfalls verdienstvoll, daß Boileau die Vertheidigung der Alten übernahm. Er hatte eine Zeitlang geschwiegen, aber Racine, der in Perrault's Schrift bei Gelegenheit der Tragödie gänzlich ignorirt war, reizte ihn auf und der Prinz Conti sagte zu ihm, er werde nächstens auf seinen Sessel in der Akademie schreiben: du schläfst Brutus... So erschienen denn „les réflexions critiques sur quelques passages du rhéteur Longin," die eine in den meisten Punkten glückliche Widerlegung der Ansichten Perrault's über Homer und Pindar enthalten. Für uns hat die Schrift außerdem noch das Interesse, daß sich aus ihr am besten die allgemeinen Ideen Boileau's über das Alterthum und die Bedeutung, die er demselben zuschreibt, erkennen lassen.

Mit Uebergehung der Parodie einiger Scenen des Cid, eine Satire auf Chapelain und La Serre enthaltend, an der Boileau nur geringen Antheil hat, obwohl sie meistens in seinen Werken mit abgedruckt wird, mit Uebergehung ferner des Arrêt burlesque, einer Art Satire, die durch eine Eingabe der Universität zu Paris veranlaßt wurde, das Parlament möge verbieten, die Cartesische Philosophie zu lehren, wenden wir uns noch zu Boileau's Epigrammen und zu einer prosaischen Satire: les Héros de Roman. Die ersten beziehen sich meistens auf literarische Verhältnisse der damaligen Zeit; eine nicht geringe Anzahl sind gegen Perrault, einige gegen Pradon,

Cottin, Bonnecorse u. a. gerichtet, andere nicht eigentlich persönlicher Natur. Folgende Beispiele von einigen der besseren mögen zeigen, ob Boileau's Witz sehr scharf gewesen ist.

Nr. 24. An Perrault.

Wie, dein Onkel, der Mörder, hat eine Krankheit geheilt mir;
Konnte mein Arzt er sein, da ich am Leben noch bin?

Nr. 12. Nach Martial.

Der große Doktor Paul, der Schrecken seiner Stadt,
Der mehr, als Pest und Krieg, Unheil gestiftet hat;
Er ist ein Pfarrer jetzt und scharrt die Leute ein:
Ihr seht es, sein Beruf wird stets derselbe sein.

Nr. 5. An Cottin.

Meine Feinde erfanden wohl tausendfache Beschimpfung,
Um in den Augen der Welt rings mich verachtet zu sehn.
Aber Cottin erwählt ein Mittel, untrüglich und sicher,
Seine Verse, die schreibt mir als Verfasser er zu.

52. Verse unter mein Porträt.

Knechtend unter das Joch der Vernunft den Reim, und obwohl ich
Andere nachgeahmt, immer doch originell,
Hab' ich in meinen Schriften gelehrt, einfach und erhaben
Persius mit Horaz und Juvenalen vereint.

Die Héros de Roman ferner sind eigentlich eine sehr frühe Arbeit des Dichters, doch Rücksichten auf Fräulein von Scudéry, die erst 1701 starb, bewogen ihn, dieselbe erst lange nach ihrem Tode 1710 erscheinen zu lassen. Die Romane Clelia und Cyrus sind es vorzugsweise, die hier angegriffen werden. Nachahmerin des Honoré d'Urfé, der in seiner Asträa auf eine interessante und geistreiche Weise seine eigenen Abenteuer in einen Schäferroman zu verflechten gewußt hatte, nahm Fräulein von Scudéry historische Personen und legte ihnen schäferhafte Liebe bei. So erscheinen denn bei ihr Horatius Kokles, Mucius Scävola, Lukretia, Brutus, Cyrus, Artamenes in einem Grade von Liebe erfüllt, daß alle andre Interessen für sie schwinden. Boileau nun läßt in seiner Satire diese und andre Figuren, die sich bei Chapelain, Desmarets und Calprenede finden, in dieser ihrer Romangestalt vor Pluto und Minos in der Unterwelt auftreten, indem Diogenes als eine Art lustiger Rath, der die nöthigen Erklärungen giebt, diesen zur Seite steht.

Nachdem im Vorigen die verhältnißmäßig unbedeutenderen Schriften Boileau's kurz besprochen sind, bleiben uns jetzt noch diejenigen zu einer etwas genaueren Untersuchung übrig, denen er seinen Haupt-

ruhm verdankt und die früher nur beiläufig erwähnt wurden: l'art poëtique, die Satiren und Episteln.

Das erste dieser Werke, eine Nachahmung der Horazischen ars poetica, gilt fast allgemein als die vorzüglichste Leistung Boileau's. Unsern gegenwärtigen Anforderungen nach dürfte freilich eine Theorie der Dichtkunst oder theoretische Betrachtungen über dieselbe nur in Prosa abgefaßt sein. Daß Horaz dies nicht schon gethan hat, dürfte bei der vorherrschenden Neigung der Alten, selbst für abstrakt philosophische Gegenstände den Hexameter zu wählen (man denke an Parmenides, Lukrez, Aratus) nicht besonders befremden. Für Boileau aber lag die Sache schon anders, und sein Freund Patru, der berühmte Jurist, dem er seinen Plan mittheilte, hatte nicht Unrecht, an der Möglichkeit des Gelingens stark zu zweifeln; aber unser Dichter hatte einmal eine vorherrschende Neigung, gerade diejenigen Dinge poetisch zu behandeln, die sich ihrer Natur nach am wenigsten dazu eigneten, und er führte seinen Plan mit bewunderungswürdiger Kunst durch. Worin indeß diese Kunst bestand, kann sich nur aus einer Vergleichung mit Horaz ergeben.

Die ars poetica macht zunächst den Eindruck, als wenn der Dichter eine Anzahl geistreicher Bemerkungen über Wesen der Poesie und die Haupterfordernisse der einzelnen Gattungen in eine ziemlich lose Verbindung gebracht hat, ohne irgend etwas Systematisches damit geben zu wollen. Indeß ganz so verhält es sich damit denn doch nicht. Schon die Scholiasten haben aus derselben 25 Regeln ausgezogen, die an sich in ziemlich strengem Zusammenhange stehen, oder wenigstens leicht durch einige Umstellungen in einen solchen gebracht werden können und neuerdings noch ist der Versuch gemacht worden,*) dieselben nach den bei Cicero de oratore angegebenen fünf Theilen der Beredtsamkeit anzuordnen. Wenn sich nun auch weder annehmen läßt, daß Horaz gerade diese 25 Regeln gegeben oder daß er nach Cicero's Anleitung gedichtet habe, so ist es doch natürlich, daß die Verdeckung der Uebergänge zwischen dem Einzelnen eine von ihm beabsichtigte und durch die poetische Form bedingte war. — Nach der Annahme Vieler soll nun Boileau nichts Anderes gethan haben, als Horaz zu übersetzen und dessen Ideen weiter auszuführen; ja auch die weitere Aus-

*) In Hantschke's de sententiarum ordine in Horatii epistola ad Pisones sive de arte poetica libro. Programm von Wetzlar, 1853.

führung soll aus den Betrachtungen des Italienischen Dichters Jérome Vida über die ars poetica entnommen sein. Schon er selbst mußte sich gegen diese Vorwürfe vertheidigen: er wies für das erste auf die Länge seines Gedichtes hin, in Betreff des zweiten gab er die Versicherung, das genannte Werk nie in Händen gehabt zu haben. In der That hat man auch Boileau mit diesen Anfechtungen Unrecht gethan. Zwar hat er selbst nicht viel selbstständige und neue Gedanken gehabt, aber er hat aus den Horazischen eine außerordentlich geschickte Auswahl von solchen getroffen, die noch auf seine Zeit anwendbar waren; er hat ferner auch diejenigen Dichtungsgattungen berücksichtigt, die eine Erfindung der neueren Zeit waren, Sonett, Ballade, Madrigal, Rondeau und Vaudeville. Freilich sind die Bemerkungen hierüber mit Ausnahme deren über das erste ziemlich oberflächlich und lassen sich so ziemlich auf den einfachen Satz zurückführen, daß jedes Genre seinen eigenen Styl habe. Nimmt man noch hinzu, daß Boileau häufig die Dichter der Gegenwart heranzieht, um abschreckende Beispiele zu liefern und seinem Hange zur Satire zu folgen, daß er ferner episodisch auf ältere französische Dichter näher eingeht, so dürften damit die wesentlichsten Momente seiner Thätigkeit, soweit sie produktiv ist, angegeben sein.

Wir verfolgen nun, mit Auslassung der zahlreichen historischen Excurse und der satirischen Elemente, den positiven Inhalt wenigstens eines Theiles der art poëtique genauer. Allerdings fehlt uns dabei der Wohllaut der Verse und die Eleganz des Ausdrucks, aber es wird wenigstens möglich sein, den Ideenkreis, in dem der Dichter sich bewegt, auf diese Weise kennen zu lernen.

Jeder Dichter bedarf des Genies und der natürlichen Anlage für die Dichtkunst. Daher prüfe derjenige, der sich ihr widmen will, lange seinen Geist und seine Kräfte und halte die Neigung, Verse zu machen, noch nicht für einen Beweis seiner Befähigung. Aber selbst wenn Talent vorhanden ist, bleibt es noch immer nothwendig, den Umfang desselben zu bestimmen. Mancher eignet sich zum anakreontischen Liede, zum Epigramme, zum Epos oder zur Idylle, vereinigt indeß finden sich diese Anlagen selten.

Aber, welchen Gegenstand man auch behandle, die Richtigkeit des Gedankens und die Prägnanz des Ausdrucks darf nie dem Reime zum Opfer gebracht werden. Daher muß der Dichter Anfangs auf die Auffindung desselben die größte Mühe und Sorgfalt verwenden, bis

später sich ihm das mühsam Gesuchte von selbst darbietet. Ein anderes Hinderniß freilich schaffen sich die Dichter oft selbst: sie lassen, um nur originell zu erscheinen, ihrer Phantasie allzufreien Spielraum; aber sie mögen bedenken, daß das Wahre und Richtige sich oft nur in einer Form sagen läßt.

Die Herrschaft des Objekts über den Dichter führt indeß noch zu einem andern Fehler, zu der übermäßigen Ausführung des Details. Das ist eine unfruchtbare Fruchtbarkeit: der Autor muß den Umfang dessen, was er sagt, angemessen zu begrenzen verstehen. Ueberhaupt verfällt man oft, um einem Fehler zu entgehen, in einen wo möglich noch schlimmeren. Die Mattigkeit des Ausdrucks soll vermieden werden: er wird hart; die Länge — er wird dunkel; jener will etwas bei seinem wahren Namen nennen — er wird trivial; er will nicht gewöhnlich schreiben und sein Styl geht mit ihm durch.

Das Richtige liegt nicht in der einen oder andern Form des Styls. Abwechselung ist nöthig, um den Leser vor Ermüdung und Langerweile zu schützen. Daher muß es das Streben des Dichters sein, in leichter Weise aus einer Stylart in die entgegengesetzte übergehen zn können.

Diese Nothwendigkeit des Wechsels ist jedoch nicht so weit auszudehnen, daß auch das Frivole mit an die Reihe kommen könnte; ebensowenig das Burleske und Hyperbolische. Man kann einfach und dabei doch kunstvoll — erhaben, ohne das Streben danach zu zeigen, und anmuthig sein, ohne lasciv zu werden.

Aber außer diesen den Styl mehr im Allgemeinen berührenden Vorschriften müssen auch die metrischen Gesetze genau beobachtet werden; die Cäsur des Alexandriners muß zugleich einen Abschnitt im Sinn bezeichnen, der Hiatus und das Enjambement (das Uebergreifen des Sinnes aus einem Vers in den andern) dürfen nicht vorkommen, und vor Allem muß der Dichter nach Euphonie streben.

Mit alledem muß eine gewisse Leichtigkeit des Ausdrucks verbunden sein, die vielen Autoren fehlt, deren unklare Gedanken gewissermaßen von einer dichten Wolke umgeben zu sein scheinen. Aber ehe man schreibt, muß man natürlich denken gelernt haben: ein klarer Gedanke führt bald den richtigen Ausdruck mit sich. Diese Richtigkeit zeige sich aber nicht allein im Gedanken, sondern auch in der Form: Barbarismen und Soloecismen sind unzulässig.

Alle diese Fehler haben oft ihren Grund in der zu großen

Schnelligkeit des Arbeitens; die Schnelligkeit allein ist kein Ruhm, und es ist nicht genug, daß in einem sonst mangelhaften Werke sich hin und wieder einige Spuren von Geist zeigen; dasselbe muß vielmehr ein wohlgeordnetes Ganze ausmachen, indem jedes Einzelne seine bestimmte und begründete Stelle hat.

Wenn ein Dichter auf diese Weise strenge gegen sich selbst ist, so hat er auch von der Kritik weniger zu fürchten; aber, um sicherer zu gehen, wähle man Freunde, die nicht schmeichlerisch, sondern gerecht sind. Ihnen übergebe man sein Werk, vor ihnen lege man den Stolz des Autors ab und beharre nicht darauf, etwas beibehalten zu wollen, wogegen sie einen gerechten Tadel ausgesprochen haben. Fade Bewunderer wird man leicht finden: Paris und die Provinz, der Adel und der Hof des Königs bieten deren genug dar; aber das beweist noch nicht die Fähigkeit dessen, den sie bewundern.

So weit der Inhalt des ersten Gesanges. Der zweite führt uns zunächst als einzelne Gattungen die Idylle, Elegie und Ode vor. Der für eine jede erforderliche Styl, der an Würde sich steigernde Inhalt wird entwickelt, Theokrit und Virgil, Tibull und Ovid, und Horaz und Pindar werden als Muster bezeichnet. Es folgt das Sonett. Dann das Epigramm. Das letztere giebt dem Dichter Gelegenheit, das Vorspiel mit Heftigkeit zu verfolgen, das sich um diese Zeit in alle Gattungen der Poesie eingeschlichen hatte; er will es aus jeder ernsten Darstellung in Poesie und Prosa verbannt, und auch im komischen Style nur mit großem Maaße angewendet wissen. Endlich noch einige Bemerkungen über Rondeau, Ballade, Madrigal und schließlich die Satire. Es ist für Boileau bezeichnend, da er selbst Satiriker war, daß er deren Ursprung uur in dem Streben nach Wahrheit sucht. Mit der Ableitung des Vaudeville aus der Satire und einem Tadel über die häufige Ausartung desselben schließt der zweite Gesang.

Der dritte Gesang ist ausschließlich dem Epos und dem Drama gewidmet, Für das erste ist die antike Mythologie unentbehrlich und die Gestalten der christlichen Religion lassen sich nicht in dasselbe einführen. Ferner ist die Wahl der Helden zu beachten: für Verbrecher wie Eteocles und Polynices kann kein Interesse erweckt werden und Childebrandt z. B. macht schon durch seinen barbarischen Namen einen lächerlichen Eindruck. Geeignete Helden für das Epos sind Cäsar, Alexander, Ludwig XIV.

In der Tragödie geht Boileau von der Aristotelischen Theorie aus, daß der Zweck derselben in der Erweckung von Furcht und Mitleiden bestehe. Die drei Einheiten fälschlich gleichfalls aus Aristoteles abgeleitet, werden als unabänderliches Gesetz hingestellt. Dann folgt die Regel über das dénoûment, die Entwickelung; unter fortwährend sich steigerndem Interesse geschehe dasselbe nicht durch ein äußerlich herbeigebrachtes Moment, einen deus ex machina. Unerwartet darf der Schluß sein und es ist sogar zu empfehlen, daß er es sei, aber er liege in der vorhergehenden Handlung vorbereitet. Eine große Wichtigkeit wird dann auch den Bienséances beigelegt. Darunter ist nicht allein Wohlanständigkeit in sittlichem Sinne, sondern auch im ästhetischen zu verstehen. Alles muß von der Bühne fern gehalten werden, was das Ohr oder das Auge verletzen könnte. Niemand darf auf der Bühne sterben oder überhaupt in einer Handlung dargestellt werden, die nicht in der besten Gesellschaft vorkommen könnte. Wie allgemein beiläufig diese Theorie schon früher galt, zeigt sich darin, daß die Ohrfeige, die in Corneille's Cid Don Diego von Don Gormaz, dem Vater Ximenens, erhält, als ein großer Verstoß gegen die bienséances angesehen wurde. Auch daß in dem Horazius desselben Dichters der gleichnamige Held nach dem Siege über die Curiatier seine Schwester, die vor ihm entflieht, auf der Bühne verfolgt, um sie hinter den Coulissen umzubringen, gilt als ein Hauptfehler des Stückes. Unter die bienséances gehört ferner auch die historische Treue bei Darstellung bekannter Persönlichkeiten, die richtige Zeichnung der Sitten des Landes, in das die Handlung verlegt wird — ein Punkt, in dem die Franzosen keine große Meister sind — die Regeln endlich, daß der Dichter sich nicht selbst in der Heldenrolle charakterisiren, und bei der Zeichnung neu erfundener Personen innere Consequenz bewahren müsse.

In der Komödie, zu der Boileau zuletzt übergeht, wird zunächst die von Aristophanes vertretene Gattung verworfen, die von Menander und Terenz gewählte empfohlen. In ihr muß der Dichter unbedingt der Natur folgen, er muß die verschiedenen Altersstufen in der Charakterzeichnung genau beachten. Das Mittel, um das Richtige zu treffen, ist das Studium des Lebens bei Hofe und in der Stadt. So hat sich Molière gebildet und er hätte das Höchste in seiner Kunst erreicht, wenn er nicht zu oft in das niedrig Komische (le bouffon) verfallen wäre, denn wenn auch die Komödie keine tragi-

schen Schmerzen zu schildern hat, so darf sie doch nicht durch Schmutz und Obscönität den Pöbel erfreuen wollen. Der Scherz muß anständig sein; die Entwickelung des Ganzen leicht; keine Scene darf vorkommen, nur um Scherze anzubringen, wenn sie nicht für das Ganze erforderlich ist. Der Styl selbst muß sich bisweilen über die Sprache des gewöhnlichen Lebens erheben.

Der vierte und letzte Gesang der art poëtique ist verhältnißmäßig unbedeutend und könnte ohne Schaden für das Ganze fehlen. Kein Autor darf sich mit der Mittelmäßigkeit begnügen, als Kritiker müssen Männer von Geschmack und Kenntnissen ausgewählt werden; sie können dem Dichter auch die Möglichkeiten bezeichnen, was unter Umständeu einmal gestattet ist, die Grenze der Regel zu überschreiten. Verbindet, heißt es dann weiter, in euren Schriften, das Nützliche mit dem Angenehmen. Seid darum nicht frivol; aber die keusche Liebe mit Anstand behandelt, braucht nicht aus euren Schriften verbannt zu werden. — Laßt euch in keine literarische Coterien ein. Arbeitet für den Ruhm, aber nicht für den Gewinn, den ihr freilich annehmen dürft, indeß nicht in der Weise, daß er der Zweck eurer Arbeit war. — Einen großen Einfluß hat die Dichtkunst seit den ältesten Zeiten auf die Sittlichkeit und Veredlung des Menschengeschlechtes ausgeübt: erniedrigt sie daher nicht. Ihr meint, die Noth könne dazu treiben; aber was ist überhaupt unter einem Fürsten zu besorgen, der mit solchem Eifer wie Ludwig XIV. für die Anerkennung wahren Verdienstes sorgt. Ihm müssen alle Schriftsteller sich widmen: Corneille möge wieder so werden, wie er als Dichter des Cid und des Horaz war: Racine seine Helden nach Ludwig bilden; Segrais und Benserade in ihren Leistungen fortfahren. Stoff ist hinlänglich da. Noch in diesem Augenblicke dringt der Ruf von neuen Thaten des Königs an unser Ohr.

Den späteren Ausgaben der Satiren und Episteln Boileau's, zu denen wir jetzt übergehen, ist ein Discours au roi vorhergedruckt, der der Zeit seiner Abfassung nach erst hinter die fünfte Satire zu setzen ist. Für das ganze Verständniß der Satiren aber so wie der Episteln ist das Verhältniß des Dichters zum Könige zu wichtig, als daß es nicht wenigstens in Kurzem berührt werden müßte. Ludwig XIV. war unzweifelhaft der Mittelpunkt, um den sich die gesammte Literatur seiner Zeit bewegte; kaum einer oder der andre der zahlreichen und ausgezeichneten Schriftsteller, die damals in Frankreich lebten,

haben dem Hofe fern gestanden; und wenn auch die Gunstbezeugungen desselben nicht immer nach Verdienst ertheilt wurden, wenn auch Ludwig XIV. selbst in literarischer Beziehung kein Urtheil und nicht allzuviel Geschmack besessen haben mag, so war die Anregung, die von den höchsten Kreisen ausgeübt wurde, gewiß keine fruchtlose. Man hat in neuerer Zeit sich bemüht, den Einfluß Ludwig's auf die Literatur zu bestreiten, und in einem Aufsatze der Revue des deux mondes *) wird die ganze Frage sogar ironisch behandelt: das einzige Verdienst des Königs um Molière, heißt es, hätte darin bestanden, die Aufführung des Tartüffe nicht länger als fünf Jahre zu hindern. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Ludwig sich in seiner Eigenschaft als Mäcen mannichfache Mißgriffe hat zu Schulden kommen lassen. Molière's Flug ist gewiß dadurch, daß er sehr häufig im Auftrage des Königs in wenigen Tagen oder Wochen eine Komödie zu Stande bringen mußte, gehemmt worden; es war thöricht, von Racine eine Oper zu verlangen, noch thörichter vielleicht von diesem, sie ausführen zu wollen, und der große Tragiker hätte sich die Ungnade des Königs nicht so sehr zu Herzen nehmen sollen, daß er ein Jahr, nachdem Frau von Maintenon ihm die Weisung hatte zukommen lassen, nicht mehr bei Hofe zu erscheinen, aus Gram starb; auch war es unedel, dem großen Corneille noch einige Jahre vor seinem Tode die so lange bezogene Pension entziehen zu wollen; aber Alles das sind Einzelheiten, und Fehler in der Beurtheilung, die die Kritiker selbst so häufig begehen, können in dem vorliegenden Falle nicht hoch angerechnet werden. Das Große der damaligen Zeit bestand darin, daß in der That der Hof ein lebhaftes Interesse an den Erscheinungen der Literatur und der Wissenschaft nahm; in dieser Beziehung war jene Zeit für Frankreich in der That ein goldenes Zeitalter, dem des Augustus und der Medicäer vergleichbar, und man hat keinen Grund sich zu scheuen dies anzuerkennen, da die Schattenseiten desselben darum nicht aus unsern Augen verschwinden. Dieser Anerkennung aber muß eine humane Beurtheilung der moralischen Erscheinungen folgen, die nothwendig aus einer solchen Concentration der gesammten Literatur hervorgingen. Uns berührt hier deren nur eine — die Schmeichelei gegen den König, von der sich

*) Ein Aufsatz von Eugen Despois: Des influences royales en litérature. Eine Recension desselben findet sich in dem Magazin für die Lit. d. Ausl. vom 11ten Febr. 1854.

auch bei unserm Dichter sehr starke Anzeichen finden. Anfänglich ist bei Boileau diese Schmeichelei noch sehr gehalten, und sogar mit einer gewissen Freimüthigkeit verbunden. In der ersten Satire z. B. besteht sie in nichts, als in der Anerkennung, die der König den Künsten und Wissenschaften angedeihen läßt, während der allgemeine Zustand der Pariser Verhältnisse sehr ungünstig geschildert wird; in dem Discours au Roi werden sogar andere Panegyriker, Charpentier wegen seiner Eclogue royale und Chapelain wegen eines Sonettes angegriffen, in dem er den König mit der Sonne vergleicht. Ja, in der ersten Epistel wagte Boileau sogar, als der König in seiner Eroberungslust nicht wenig Lust hatte, den 1668 abgeschlossenen Frieden zu Aachen wieder zu brechen, ihn daran zu erinnern, daß man ein großer König sein könne, ohne Eroberer zu sein.

Entre les grands héros ce sont les plus vulgaires,
Chaque siècle est fécond en heureux téméraires.
Chaque siècle produit des favoris de Mars,
La Seine a des Bourbons, le Tibre a des Césars.

Aber das ist auch schon das Kühnste, was Boileau gewagt hat; dagegen übertreiben die früher erwähnte Ode auf die Eroberung Namur's, die vierte Epistel, in der die Kriegsthaten in Holland und Deutschland, namentlich der Uebergang über den Rhein am 4ten Juni 1672 besungen werden, und in der der Dichter sich über die barbarischen Namen der holländischen Städte als für die Poesie wenig geeignet beklagt, die Verdienste des Königs bedeutend, und mag man dem Dichter auch noch den Schluß dieser Epistel verzeihen:

Je t'attends dans deux ans aux bords de l'Hellespont,

so überschreitet doch die achte Epistel etwas zu sehr die auch beim Loben nöthige Grenze.

Grand roi, cesse de vaincre ou je cesse d'écrire,

ist der Anfang, und nach einigen andern Versen heißt es:

Souvent ce qu'un seul jour Te voit exécuter
Nous laisse pour un an action à conter.

Das Faktum der Schmeichelei läßt sich danach nicht wegdisputiren; aber sie war, wie schon gesagt, landesüblich und man thut deshalb nicht Unrecht, sie mehr der Zeit als der einzelnen Person beizumessen.

Gehen wir jetzt auf den weiteren Inhalt der Satiren ein, so sind es vorzugsweise die schlechten Schriftsteller, die dieselben zum

Gegenstande haben. Mag Boileau über die Schwierigkeit des Reims sprechen (S. II.), oder eine geschmacklos angeordnete Mahlzeit beschreiben (VII.), über die Thorheit der Menschen im Allgemeinen spotten (IV.), oder ihre Laster geißeln (VIII.), immer kommt er auf diese zurück und spricht seine Verachtung und seinen Tadel gegen sie aus.

In den meisten Fällen ist B.'s Urtheil allerdings gerecht gewesen. Der Abbé Cottin scheint in der That ein sehr schlechter Dichter und ein fader Geck gewesen zu sein; seine zu seiner Zeit bekanntesten Schriften sind eine Räthselsammlung, Rondeaus, Sonette und Oeuvres galantes in Poesie und Prosa; wenige der späteren Autoren haben seine Partei gegen Boileau genommen, und auch Molière verspottet ihn in der Komödie les femmes savantes unter dem Namen Trissotin. Männer ferner wie Linière, Pradon, Pinchène, Brébeuf hat er gewiß mit Recht vom Parnaß zu verweisen sich bemüht. In einzelnen Fällen dagegen ist er auch offenbar ungerecht gewesen, so namentlich bei zwei Männern, denen ein bedeutendes Verdienst nicht abzusprechen ist, bei Chapelain und Quinault. Der erste, wesentlich betheiligt bei der Gründung der Französischen Akademie, nach einander von Richelieu, Mazarin und Colbert hoch geehrter Odendichter und vorzüglicher Kritiker, hat eigentlich nur zwei Blößen gegeben, in denen er angegriffen werden konnte; das eine ist die Kritik des Cid, das andere ein Epos La Pucelle. Aber beide schwachen Seiten hat Boileau eifrig benutzt, und während Chapelain in ganz Europa, könnte man sagen, die größte Achtung genoß — denn er suchte im Auftrage des Königs die zu pensionirenden fremden Gelehrten aus, schrieb Boileau über ihn:

> Qu'il soit le mieux renté de tous les beaux esprits
> Comme roi des auteurs, qu'on l'élève à l'empire
> Ma bile alors s'échauffe et je brûle d'écrire.

Verse wie: Il se tue à rimer, que n'écrit, il en prise wurden sogar sprichwörtlich. — Noch schlimmer ist Boileau mit Quinault umgegangen. Dieser allgemein beliebte Operndichter, Verfasser von Armida, Roland, Atys, Theseus, Amadis u. a. Opern, die von Lully komponirt wurden, ferner einzelner Tragödien, wie der Astrate Stratonice u. s. w., zeichnete sich in der That durch eine außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit des Versbaues aus, ohne daß in seinen Werken eine sonderliche Tiefe gewesen wäre. Seine Werke

fanden Beifall; aber Boileau griff den leichtfertigen Geschmack an, der sich in seiner ganzen Art und Weise aussprach:

Si je pense exprimer un Auteur sans défaut,
La raison dit Virgile et la rime Quinault.

lesen wir in der zweiten Satire, in der dritten citirt Boileau sogar selbst seine eignen Verse; aber auch noch an vielen andern Stellen seiner Werke finden sich Angriffe auf Quinault zerstreut, so in der vierten Satire, in der Astrate, vorzugsweise wegen der im dritten Akte enthaltenen Scene mit dem königlichen Ring, lächerlich gemacht wird.

Die Satiren wie die Episteln sind, wie nach der ganzen Sinnesrichtung Boileau's leicht zu erwarten war, zum Theil Nachahmungen der Alten; von den ersten lassen sich sieben auf bestimmte Originale von Juvenal, Horaz nnd Persius zurückführen, von den letzteren sind drei Horaz nachgebildet. Es bleiben demnach noch fünf der ersten Gattung, neun der zweiten übrig, in denen mehr eigenthümliche, durch die damalige Zeit bedingte Stoffe behandelt werden. In diese Kategorie fällt außer der bereits früher erwähnten zweiten und vierten Satire, die zehnte, elfte und zwölfte. Die erste von diesen ist gegen die Frauen gerichtet; der Dichter schildert darin elf verschiedene Charaktere: die Kokette, die Geizige, die Launische, die Gelehrte, die Spielerin, die Preciöse, die Ahnenstolze (bourgeoise de qualité), die Frömmlerin, die Pedantin und die Proceßsüchtige. Bei Gelegenheit der Frömmlerin ermangelt er indeß nicht, ein Gemälde der wahren Frömmigkeit zu entwerfen, mit dem Frau von Maintenon gemeint ist:

J'en sais une, chérie du monde et de Dieu,
Humble dans les grandeurs, sage dans la fortune,
Qui gémit, comme Esther, de sa gloire importune,
Que le vice lui-même est contraint d'estimer.

Aber Boileau war in der That ein Gegner der religiösen Heuchelei; die zwölfte Epistel behandelt in einer edlen und wahrhaft christlichen Weise die Liebe des Menschen zu Gott. Die Absolution des Priesters kann keine Wirkung haben, wenn nicht eine Reue des Sündigen vorangegangen ist. Das ist der Hauptsatz, der nach verschiedenen Seiten hin betrachtet wird, und der Zorn des Dichters gegen die Geistlichen, die für ihre Person un pouvoir sans limite annehmen, beweist hinlänglich, daß das Ganze eine kühne Behauptung war, die ihn leicht in den Verdacht des Jansenismus oder gar des Calvinismus bringen konnte. Aber gleichwohl fährt er fort:

Un si bas, si honteux, si faux christianisme,
Ne vaut pas des Platons l'éclairé paganisme
Et chérir les vrais biens, sans en savoir l'auteur,
Vaut mieux, que sans l'aimer, connaître un créateur.

Daß Boileau indeß selbst nicht wünschte, für einen Ketzer gehalten zu werden, zeigt eine in derselben Epistel gegen Luther gerichtete Invektive. Er spricht dort von den „transports frénétiques du fougueux moine auteur des troubles Germaniques", und schon in der vierten Epistel hatte er sich tadelnd gegen den gelehrten Protestanten Jean Claude ausgesprochen, der in literarischen Fehden gegen Bossuet, Nicole, Arnauld und andere ausgezeichnete katholische Theologen seiner Zeit gestanden hatte.

Uebergehen wir endlich den Inhalt der noch übrigen Episteln, deren Inhalt nichts besonders Hervorstechendes hat, die an Lamoignon (VI.), an Racine bei Gelegenheit der Phädra (VII.), an seinen Gärtner (VI.) gerichteten und einige andere, so bleibt nur die zwölfte Satire übrig, l'Equivoque betitelt. Das Wort „equivok" wird hier für jede Zweideutigkeit des Sinnes genommen, so daß das Feld, welches zu bearbeiten war, vielleicht ein zu großes ist, als daß ein wesentliches Resultat hervorgehen konnte. Die Beispiele, welche gewählt werden, um die schrecklichen Wirkungen des Equivoken zu zeigen, sind allerdings etwas sonderbar. Dieses, heißt es, veranlaßte zuerst, daß Adam den Apfel aß, es wußte sich in die Arche Noah's mit einzuschleichen, erzeugte den heidnischen Aberglauben der Egypter und Griechen und untergrub deren Moral; dann wird das Wort wiederum einmal in seinem eigentlichen Sinne genommen, und von Socrates heißt es:

Et Socrate, l'honneur de la profane Grèce,
Qu'était-il en effet, de près examiné
Qu'un mortel par lui-même au seul mal entraîné
Et malgré la vertu, dont il faisait parade
Très équivoque ami du jeune Alcibiade.

Weiter werden dann der Streit der Arianer und der Rechtgläubigen, als aus den Worten *ὁμούσιος* und *ὁμοιούσιος* hervorgegangen, die Ketzerei Luther's und Calvin's, die Religionskriege, die allgemeine Demoralisation, endlich auch die Irrthümer der katholischen Kirche auf dieselbe Quelle zurückgeführt.

Wir verlassen hiermit die Besprechung der Satiren und Episteln; es schien nicht nöthig, diese beiden Gattungen von einander zu tren-

nen, denn ihr Inhalt und die ganze geistige Richtung, aus der sie hervorgegangen sind, lassen sich kaum unterscheiden. Auch in den Episteln sind die Angriffe gegen einzelne Personen häufig genug, so daß die strenge Sonderung, welche z. B. Voltaire zwischen beiden macht, nicht motivirt erscheint; jedenfalls läßt sich aber aus ihnen in Verbindung mit der Art poëtique der ganze Standpunkt Boileau's bestimmen. Wir haben vorhin gesehen, daß sich seine Ansichten größtentheils negativ äußerten, wie denn das bei einem Satiriker kaum anders der Fall sein kann; bisweilen finden wir aber in seinen Schriften auch allgemeine Grundsätze ausgesprochen.

Rien n'est beau que le vrai: le vrai seul est aimable
Et doit régner partout et même dans la fable.

Und dieser Wahrheit glaubt er selbst jederzeit treu geblieben zu sein. Aus keinem andern Grunde, sagt er, sind meine Gedichte beliebt bei Volk und Fürsten, als:

Parcequ'en eux le vrai, du mensonge vainqueur,
Partout se montre aux yeux, et va saisir le coeur.
Que le mal et le bien y sont prisés en juste
Que jamais un faquin n'y tint un rang auguste
Et que mon coeur toujours conduisant mon esprit,
Ne dit rien aux lecteurs qu'à soi-même il n'ait dit.

Und darum meint er auch, wird man Alles dasjenige für wahr anerkennen, was er von seinem Könige gesagt hat:

Boileau, qui dans ses vers pleins de sincérité
Jadis à tout son siècle a dit la vérité
Qui mit à tout blâmer son étude et sa gloire
A pourtant de ce roi parlé comme l'histoire.

Dies Streben nach Wahrheit, das in seiner Anwendung auf die Poesie also vorzugsweise gegen Unnatur und falsches Pathos gerichtet ist, die Reinheit der Sprache und die allgemeine Mustergültigkeit der Alten: das sind die allgemeinsten Anschauungen, die Boileau von der Poesie gehabt hat. Wie wenig das eigentliche Wesen der Poesie damit erschöpft oder eigentlich auch nur berührt ist, leuchtet uns leicht ein und bedarf keines Beweises; man denke nur daran, wie wenig Gnade Shakspeare vor seinen Augen gefunden haben würde; aber man bedenke auch die Zeit, in der Boileau gelebt hat, die Zeit der französischen Literatur, die ihm voranging und die in ihrer theils unentschiedenen, theils maß- und geschmacklosen Haltung in der That eines so strengen und selbst einseitigen Kritikers bedurfte. Mag er

manchmal gefehlt haben, so ist sein Urtheil in den meisten Fällen ein höchst gerechtes, und von kleinlichen Rücksichten unabhängiges gewesen, und die vorzüglichsten Dichter der damaligen Zeit verdanken ihm gewiß einen Theil der gerechten Anerkennung, die ihnen schon während ihres Lebens gezollt wurde. Was er in Beziehung auf sie vorausgesagt hat, ist durch den Lauf der Zeit bestätigt worden; er hat Corneille, was freilich nicht schwer war, er hat aber auch Racine und Molière ihr Leben in der Nachwelt schon in frühen Jahren vorher verkündigt; viele andere dagegen, die er in seinen Satiren angriff, haben ihm die Verachtung zuzuschreiben, in die sie bald gerathen sind.

In dieser Weise hat Boileau bis in sein spätestes Lebensalter gewirkt. Es konnte nicht fehlen, daß die Art seiner Schriften ihm eine Menge von Feinden bereiten mußte, und auch eine Menge von solchen, die ihn durch Wort und That Schaden zu bereiten suchten. Zwar hatte er selbst nie den Charakter oder das Leben irgend Jemandes angegriffen, aber seine Gegner beobachteten diese Schonung nicht immer. In der That ließe sich ein ziemlich umfangreicher Katalog von Schriften anfertigen, die in irgend einer Weise gegen Boileau gerichtet sind, und wenn wir auch diejenigen hinzurechnen, in denen wieder von dritten Personen seine literarischen Gegner zu rechtfertigen gesucht werden, so schwillt die Boileau-Literatur dadurch zu einem bedeutenden Umfange an. Es kann nicht unser Zweck sein, auch nur auf einzelne dieser Libelle näher einzugehen. Doch läßt sich ein bedauerliches Resultat nicht verkennen, das eben als Folge des Vielen, was für und gegen ihn geschrieben ist, dasteht: es ist nicht gut möglich, ein klares und in bestimmten Zügen gezeichnetes Bild seines Charakters zu gewinnen. Voltaire zunächst mit seiner bekannten Perfidie, die sich oft in einer Art von natürlichem Widerwillen gegen moralische Größe und Unbescholtenheit zeigt, hat eine Anzahl Züge von Boileau gesammelt, die allerdings nicht zu seinen Gunsten sprechen. Er hat in seinen Satiren seinen älteren Bruder Gilles, der Doctor der Sorbonne und gleichfalls Mitglied der Akademie war, wenigstens angreifen wollen, wenn er auch später dessen Namen unterdrückte. Er hat öfters beliebige Personen in seinen Satiren genannt, ohne von ihnen irgend etwas Besonderes zu wissen. Daß er ferner La Fontaine, wie Voltaire behauptet, niemals nennt, ist nicht richtig, denn in seinen Briefen findet sich eine ausführliche Recension seiner Uebersetzung der Joconda von Ariost, die gegen die

gleichzeitig erschienene von Bouillon äußerst hoch gestellt und in der ihm auch sonstige Anerkennung gezollt wird. Dagegen schildern uns die Biographen Boileau, so namentlich Desmaisaux, denselben wiederum als einen moralisch hoch zu achtenden Mann, dessen ganze Handlungsweise durch das feinste Zartgefühl bestimmt wurde. Er hatte z. B. ein Beneficium, d. h. eine geistliche Pfründe, ohne Amt erhalten; nach einigen Jahren gab er dieselbe wieder ab, da er keinen Beruf zum geistlichen Stande in sich fühlte, und vertheilte den Betrag der ganzen bisher bezogenen Summe an die Ortsarmen. Gegen Patru benahm er sich aufs Edelste. Als dieser im späteren Lebensalter genöthigt war, seine Bibliothek zu verkaufen, kaufte sie Boileau für ein Drittel mehr, als dieser gefordert hatte, und knüpfte noch die Bedingung daran, daß er sie erst nach dessen Tode in seinen Besitz nehmen wollte. Für die weitere Auszahlung der Pension Corneille's verwandte er sich so eifrig, daß er Frau von Montespan bat, lieber die seinige einziehen zu lassen, als sie Corneille zu entziehen. Jüngeren Dichtern war er oft ein hülfreicher und aufopfernder Freund; ja, er unterstützte sogar solche, die er in seinen Werken hatte geglaubt angreifen zu müssen. In seinen späteren Lebensjahren scheint es unserm Dichter auch eine Art Bedürfniß geworden zu sein, sich mit seinen literarischen Gegnern vollständig zu versöhnen. Die Mißhelligkeit mit seinem Bruder, der ihn übrigens auch gereizt zu haben scheint und z. B. ein intimer Freund des vorher öfter erwähnten Cottin war, und von deren wirklichem Vorhandensein uns das siebenundvierzigste Epigramm einen Beweis giebt, war schon früher beigelegt, wie denn dieser Bruder auch schon 1669 gestorben war. Aber er versöhnte sich auch mit Perrault und mit Quinault, und die meisten seiner sonstigen Gegner waren schon vorher durch den Tod abberufen.

Nach diesen Andeutungen glauben wir berechtigt zu sein, uns auf die Seite seiner Biographen stellen zu können, und in seiner ganzen literarischen Wirksamkeit keine kleinliche Tadelsucht oder persönliche Bosheit sehen zu dürfen. Er war vielmehr von dem besten Willen beseelt, und nur sein Talent, ziemlich eng begrenzt, wie es war, wies ihm diejenige Gattung der Dichtung an, die er auch ausschließlich behandelt hat.

Die letzten Lebensjahre Boileau's, der von Jugend an eine sehr wankende Gesundheit gehabt hatte, wurden durch die Gebrechlichkeit

des Alters in hohem Grade getrübt. Zu seiner allgemeinen Körperschwäche, die allerdings für einen Mann von einundsiebzig Jahren natürlich war, kam noch eine starke Taubheit; er entsagte dem Umgange mit der großen Welt ganz, und lebte nur in engerem Umgange mit älteren Freunden. Er starb endlich am 15ten März 1711 in einem Alter von vierundsiebzig Jahren, von den Besten seiner Zeit betrauert und ohne, wie manche seiner berühmteren Zeitgenossen, seinen Ruhm überlebt oder in späterem Leben eine abweichende Richtung eingeschlagen zu haben. „Welches Lob, — sagte Batincour, der Sekretär der Akademie, als er die übliche Lobrede über ihn hielt, — welches Lob, meine Herren, kann ich hier vor Ihnen aussprechen, das Ihnen nicht längst bekannt wäre. Ich berufe mich auf Ihr Urtheil über den Hingeschiedenen, auf das aller Völker Europas, welche Boileau's Gedichten die höchste Bewunderung haben zu Theil werden lassen. Sie wissen dieselben auswendig, sie übersetzen sie in ihre Sprachen, sie lernen die unsrige, um sie besser genießen, um deren Schönheit in ihrem ganzen Umfange würdigen zu können. Dieser allgemeine Beifall ist der größte Ruhm, den die Welt einem Schriftsteller verleihen kann, und zu gleicher Zeit das sicherste Kennzeichen der Vorzüglichkeit seiner Werke."

Es ist das nicht ein eitles Lob und leere Phrase, wie sie oft von den Sekretären der französischen Akademie hat ausgesprochen werden müssen, sondern die Verbreitung der Boileau'schen Schriften und der Einfluß, den sie auf die Literatur vieler Völker Europas ausgeübt haben, ist in der That ein erstaunlicher gewesen; und ihn wenigstens seinen Grundzügen nach zu bestimmen, ist zugleich der letzte Theil der uns vorliegenden Aufgabe.

In der deutschen Literatur sind die Spuren Boileau'scher Lehren bald zu erkennen. Denn obgleich Gottsched in der Uebersetzung des Lexikons von Bayle bisweilen gegen seinen Meister polemisirt, so hat er sich dessen Ansichten doch in ihrem vollen Umfange zu eigen gemacht. Seine „Kritische Dichtkunst" und seine „Deutsche Schaubühne" beweisen dies hinlänglich; ja sogar den Haß Boileau's gegen die Oper, der sich in seiner Polemik gegen Quinault zeigt, hat er mitgeerbt. An den Namen Gottsched's aber knüpft sich jene Periode unserer Literatur, in der der französische Einfluß eine nur allzu bedeutende Rolle gespielt hat. — Auch in England, wo doch schon die glänzende Entwickelung der nationalen Literatur vorher-

gegangen war, ist in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert die Wirkung des von Boileau vertretenen Systems sichtbar, wenn gleich die Einführung einer vollständigen Regelmäßigkeit der Dichtung an der Abneigung des Volkes und der tief eingewurzelten Vorliebe für Shakspeare scheitern mochte; aber wenigstens bekennt sich Edward Young in seinen Satiren als einen Schüler Boileau's und Addison, Thomson, Mallet, Glover nahmen die Franzosen zu ihren Mustern. — In Portugal übersetzte schon bei Boileau's Lebzeiten der Graf von Ericeyra die Art poëtique in seine Landessprache, und diese Arbeit blieb nicht ohne weitgreifenden Einfluß. Das Trauerspiel Osmia von der Gräfin Vimieira, die Stücke von Baptista Gomez, von Pedro Nolasco und vielen andern, die Epopöen des Antonio Diniz da Cruz e Silva sind in französischem Geschmacke geschrieben, die letzteren sogar unmittelbare Nachahmungen des früher erwähnten „Lutrin" von Boileau. Endlich Italien und Spanien: dort knüpft sich der Einfluß des französischen Classicismus vorzugsweise an den Namen Alfieri's, der der berühmteste Dramatiker nach vielen weniger bedeutenden Vorgängern war; hier waren Vertreter der Novantike, wie Eichendorff in seinem neuesten Werke „zur Geschichte des Dramas" diese französische Geschmacksrichtung nennt, Moratin, Cadalso, Jovellano, und als Aesthetiker Blas Nasarre in seiner Abhandlung über die Spanische Komödie, bis endlich eine Art von Nationalkampf gegen dieselbe begonnen wurde, ein Kampf, in dem namentlich Ramon de la Cruz mit seinem „Manolo" 1780 einen glänzenden Sieg davontrug.

Fast ganz Europa, sehen wir, hat an sich die Folgen dieser Entwickelungs-Epoche der französischen Literatur zu empfinden gehabt, und schon daraus läßt sich der Rückschluß machen, daß sie eine berechtigte gewesen sein muß. Und in der That, ohne daß wir damit ihre Einseitigkeit und Unzulänglichkeit erkennen, so war jene Strenge der Regel, die Korrektheit des Ausdrucks, Eleganz der Sprache und folgerechtes Denken verlangte, eine heilsame Beschränkung regelloser Phantasie und subjektiver Maßlosigkeit, wie sie die älteren Dichter oft irre geführt hatte.

Danzig. **Dr. Strehlke.**

Alfred Tennyson.

Wenn man einen Engländer aus der sogenannten gebildeten Klasse nach dem größten der lebenden Dichter seines Volks fragt, so wird man fast jedesmal den Namen Alfred Tennyson hören, und gewiß wird man dieselbe Antwort vernehmen, wenn man einem Würdenträger von Orford oder Cambridge diese Frage vorlegt. Deutschland hat denn auch gethan, was es fremden Dichtern gegenüber für seine Schuldigkeit hält, und eine Uebersetzung Tennyson's gearbeitet, während daheim zwischen Alp und Belt manch größerer Meister nur in der Wüste zu singen scheint. Indessen ist solche Aufmerksamkeit auf die Weltliteratur an und für sich lobenswerth, und das Dasein der Uebersetzung, von der wir sprechen, veranlaßte nur dadurch unsere obige Klage, daß es uns scheint, als wenn Mancher ohne weitere Selbsterfahrung auf solch eine Thatsache hin auch vor den englischen Lyrikern und den Lyrikern der Gegenwart eine Bewundrung hegen mag, die zu falsch ist, um nicht nachtheilig zu sein. Seit einigen Jahren droht nun der steigende Ruhm von Alexander Smith den Poeta laureatus Tennyson zu überleuchten, und so dürfte es an der Zeit sein, ein etwas abschließendes Urtheil über den Letzteren zu fällen.

Tennyson ist blos Lyriker, wenn wir, dem alten Mißbrauch gemäß, kurze erzählende Gedichte zu ächten Liedern mit einrechnen. Nur einmal hat er in seiner Prinzeß ein längeres, episches Gedicht versucht, für unsern Geschmack aber ohne allen Erfolg. Vielfach hatten wir in England dieses Gedicht von einsichtsvollen Männern tadeln hören, Behufs dieses Aufsatzes aber entschlossen wir uns natürlich dazu, mit eigenen Augen zu sehen. Wir wurden in ein namenloses Königreich versetzt und ein Prinz erzählte seine Liebesgeschichte mit einer Prinzeß, welche, den Männern feind, mit ihren Freundinnen stillen Betrachtungen über das Weib lebt. Also der alte, piquante Stoff, der uns aus Turandot, Donna Diana, Verlorene Liebesmühe

schon bekannt ist und zu dessen Behandlung die ganze Feinheit Moreto's und der Großgenius des Dichters gehörte, der den Fallstaff schuf. Wir gestehen nun aber offen, daß wir nur ein zwanzig Seiten hineingelesen haben in Tennyson's Prinzeß und uns dann mit Durchblättern begnügt. Wir fühlten uns schlechtweg von Vers zu Vers mehr erkältet; und die Harmonie von prodesse und delectare wird von Niemandem so strenge wie von englischen Dichtern verlangt, die im Athenaeum glänzen wollen. Tennyson hat keine Spur von epischem Talent in dieser Erzählung bekundet, und als wir aus der Umgebung von Fürsten nun eintraten zu einer plump-armed ostleress und a stable wench und mine host plied with his richest wines, da gaben wir das medley, wie der Dichter zum Glück sein Lied nennt, trotz aller deutschen Gewissenhaftigkeit auf und dachten an den lieben Meister Ludwig, dessen Scherze nie verblühen, und erfreuten uns an der beneidenswerthen Sicherheit, mit welcher der göttliche Ariost seine Laune dahinspielen läßt.

Um so eindringlicher haben wir die Lyrik Tennyson's, welche ausschließlich ihm Anspruch auf Ruhm gegeben hat, in ihrem Wesen uns klar zu machen gesucht. Der Lyriker ist das Lieblingskind der Musen, langathmende Begeisterung ist selten, sagt Gervinus, und ein kleines Lied, das wirklich Leben sprudelt, das wirklich trägt an seiner Stirn die Weihe, kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände als hundert starke, doch geklerte Bände. Zudem ist England reich genug an trefflicher Kunst des Romans, der denn doch wohl für das moderne Epos in unserer ersten Frühe einer neuen Weltperiode wird gelten dürfen, und an Lyrik ist es, wenigstens für ein großes, germanisches Volk doch wahrlich arm. Wir thun also wohl dem Dichter Tennyson nicht zu viel Abbruch, wenn wir, absehend von seinem Verhältniß zu Männern wie Bulwer und Boz, unsere Frage so fixiren: Wie besteht Tennyson, der anerkannt erste Lyriker des heutigen Englands vor dem Obertribunal der kosmopolitischen deutschen Kritik, und wo käme er etwa zu stehen in dem sangreichen Chore, wenn er ein Landsmann Uhland's wäre? —

Zunächst die bestimmte Anerkennung, daß uns in allen Dichtungen Tennyson's eine sehr reine Metrik und männlicher Wohllaut seiner Sprache begegnet, die wir zwar nicht, wie der undankbare Göthe, die unvergleichlich schönere nennen wollen neben der deutschen, welche von ihrem größten Meister den schlechtesten Stoff sich

mußte schelten lassen, die aber doch — die Sprache Shakespeares — auch in den Liedern unsers Poeten ebenso ihren Vorzug im Ausdruck starken Willens und wilder Leidenschaft bewährt, wie etwa Italiänisch im Liebesgesang. Die Wahl der Verse ließ uns zuweilen ein Studium der deutschen Lyrik voraussetzen und besonders sei es noch bemerkt, daß wir — es sei mit der Schüchternheit des Ausländers gesagt — eine verhältnißmäßig große Reinheit des Reims bei Tennyson gefunden haben.

Zuerst treten uns in dem Bande, den wir besprechen, Melodies entgegen, Gedichte, die nicht ohne Gesang beurtheilt zu werden wünschen. Hier finden wir kurze und ganz kurze Verse zu Strophen verbunden, die wir bunt nennen möchten. Aber diese Form duldet nicht mehr das ächt sangbare, das liebliche Volkslied. Leicht und unbehindert in einfachem Maaß, sorglos um die Zahl der Sylben ströme das Lied, das ächte, aus der Seele, aber Tennyson's Strophen sind zu sonderbar, haben zu wenig Einheit und Unmittelbarkeit, um nicht dem Argwohn Raum zu lassen, daß er sie künstlich und zu absichtsvoll gebildet, als wäre alles Neue berechtigt. Wir nennen solche Form Verkünstelung und fühlen den Einfluß derselben im Inhalte deutlich. Nur für komische Lieder lassen wir dergleichen buntes Werk in Ehren, und erinnern den deutschen Leser einerseits an die barocken Formen von Kopisch in manchem seltsam niedlichen Liede, andrerseits an die holde Einfachheit Goethe'schen Liebesgedichts aus der Zeit seiner glühenden Jugend. Loben aber dürfen wir unbedingt und ohne Rücknahme die beiden schönen Gesänge, The Mermaid und The Merman. In reichen Bildern und in Versen und Reimen, die mannigfach sind wie eines Wasserfalls Tändelei, sprechen beide Geister ihre fröhliche Lust aus, der Merman prahlt mit vielen Küssen der Meermädchen und diese, unermeßlich kokett, freut sich:

And all the mermen under the sea
Would feel their immortality
Die in their hearts for the love of me.

Hier ist Alles in Einklang.

Man erlaube uns die Hinweisung auf eine glückliche Travestie dieses Merman, welche sich in The Book of Ballads findet; der Merman ist hier The Poet Laureate und der böse Spottvogel läßt ihn seinen Comfort preisen:

I am the laureate bold,
With a butt of sherry,

To keep me merry
And nothing to do but to pocket my gold,

witzig genug auf das noble Schweigen Tennyson's stichelnd. Der Laureate bekommt nämlich selbst vom Engländer, der doch, wenn er zahlt, gut zahlt, 100 Pfund und das angegebene Maaß guten Xereswein.

Die philosophirende Dichtung Tennyson's, wesentlich durch The two Voices und Palace of art, Vision of sin, vertreten ist, und wie sollte es anders sein? unbedeutend. Philosophie muß mißrathen in einer Sprache, die von philosophical instruments spricht. Philosophie ist und bleibt dem Engländer nun einmal gewöhnlich Moral und was darüber ist, das ist vom Uebel. Natürlich genug haben gerade diese Gedichte Tennyson in den Augen englischer Kritiker am höchsten gestellt, denn was einem Volke versagt ist, das eben meint es zu besitzen. Es ist die Kehrseite zu dieser Stellung Tennyson's in England, mit der Vorliebe Schiller's für seinen Spaziergang gegeben, der dem Volk seine Balladen nicht aufwiegt. O! diese philosophischen Gedichte Tennyson's müßten die Goethomanen lesen, welche, der neidischen Eitelkeit der Schlegel nachsprechend, noch immer die Dichternatur des großen Propheten benagen, der von allen, die gelebt, am meisten die Wissenschaft der Wissenschaften mit der höchsten der Künste versöhnt hat. Wenn didaktische Poesie möglich ist, so muß die Poetik von dem bis jetzt erreichten Standpunkt aus die Schiller'sche als den Urtypus bezeichnen, und an diesem gemessen, verschwinden freilich die Reflexionen unsers Dichters zu Allgemeinheiten, und um das schlimme Wort fallen zu lassen, zu Phrasen.

Gehen wir nun zu den erzählenden, romanzen- oder balladenartigen Gedichten Tennyson's über, denn wir gestehen, daß uns bei diesen Wörtern das klare Bewußtsein ihrer Bedeutung nicht mehr zur Seite steht, so finden wir neben Unbedeutendem auch recht Schönes und des Schönen, selbst massenhaft gemessen, keine spärliche Erndte. Hier sind wir in des Dichters eigene Welt getreten, hier fühlen wir, daß er nicht invita Minerva Verse macht, hier wird er original.

Das Gedicht Day Dream aus mehren Liedern bestehend, behandelt die schöne Sage, des Mittelalters wenn wir nicht irren, von der hundert Jahre lang im einsamen verfallenden Waldschloß schlafenden Prinzessin, welche der Prinz endlich, der schicksalsberufene Held, mit seinem Kusse zu neuem Leben erweckt, wie wir das Alles

mit sinnreichster Anspielung aus dem Mährchen unsers lieben Uhland und wohl die Meisten auch aus dem lieblichen gläsernen Pantoffel Platen's kennen. An Styl und Pracht der Sprache stellt sich das englische Gedicht, besonders dessen zweiter Abschnitt: the sleeping palace neben die prachtvollsten Verse des deutschen Dichters. — Viel mehr noch aber freut es uns, des Gedichtes Godiva zu erwähnen. In klangvollen schlichten Fünffüßlern, wenn ich Shakespeares Vers, den unser Dichter in seinen epischen Gedichten sehr liebt, so nennen darf, erzählt Tennyson, wie Godiva, die Königin, Gnade der Besiegten von ihrem harten Gemahl erflehend, zum Bescheid erhält, er wolle verzeihen so gewiß sie nackt durch die Stadt reiten würde, und wie das barmherzige Weib sich entschloß und durch die Straßen, die menschenleeren, jagte, clothed on with chastity.*) Würdig reiht sich an dieses Gedicht die Rede des auch in Ithaka noch wanderlustigen Odysseus an, der seine alten Gefährten zu neuem Auszug auffordert, mit herrlichem Preise der Arbeit und Gefahr und mit männlicher Verachtung gegen die Freuden der Ruhe. Ausziehen heißt er sie mit ihm, to strike, to seek, to find and not to yield. Und als drittes in diesem schönen Kranz erscheint Oenone, die Klage des liebenden Mädchens um ihren falschen Geliebten, Paris, Priamos' Sohn, der ihr Liebe geschworen und um der verheißenen schönsten Frau von Griechenland willen ihr den Schwur gebrochen hat. Trefflich sind namentlich die schildernden Partieen dieses Gedichtes, sowohl der Schönheit des Ida mit seinen vielen Quellen, als besonders jener drei nebenbuhlernden Göttinnen. Lieblich schlingt sich durch das Ganze der Vers, in dem die Betrogene ihre Mutter, die Nymphe des Ida, fleht, ihr zu lauschen ehe sie sterbe. Nach der Weise der griechischen Bukoliker, wie z. B. in der zweiten Idylle Theokrits, wird von Zeit zu Zeit die Formel wiederholt, in einem Gedichte, dem wir gern die keusche Strenge klassischer Schönheit nachrühmen.

Des kurzen Liedes The two Sisters mit wildem Balladenstoff und eigenthümlicher Form wollen wir noch rühmend Erwähnung thun, aber nun glauben wir auch mit den preiswerthen epischen Gedichten schon leider zu Ende zu sein. Lady Clare ist eine so ordinaire Geschichte, daß der Dichter im Ernst sie hätte ungedruckt lassen sollen. Wer könnte ihm dies Lied nicht nachsingen? Die Betrachtungen des heiligen Simeon Stylites sind ein zu spröder, undankbarer Stoff,

*) Nur Ein Knecht will durch den Zaun spähen, aber schon ist er erblindet.

und offenbar nicht mehr in einem kleineren Rahmen anzubringen, als im Drama, dem das Vorrecht bleibt vor andern poetischen Formen, auch das Unleidliche zu verschönen. Was liegt uns am heiligen Simeon? Gleiches urtheilen wir auch über das Gedicht, welches Morte d'Arthur betitelt ist. Diese Welt ist todt, viel todter als die Welt des Achilleus und begehren wir noch einmal nach ihr zurück, so mögen uns die alten, großen Epiker des Wegs leiten. Wem diese ein Buch mit sieben Siegeln sind, dem bleibt jene mittelalterliche Sehnsucht wohl fern, und käme sie doch über ihn, so unterdrückte er sie weiser, und könnte er das nicht, so wäre immer noch dieser hellenisirende Styl Tennyson's ein sehr trübes Medium. Wir wenigstens halten die in Rede stehenden Dichtungen für gemachte im schlimmen Sinne des Worts, und wenden uns mit flüchtiger Erwähnung des niedlichen Liedes von der May Queen und des sehr zahmen Tendenzgedichtes von der grausam hochmüthigen Lady Clara Vere de Vere, der der Dichter sich begnügt zuzurufen:

Kind hearts are more than coronets
And simple faith than Norman lord —

wir wenden uns jetzt zu dem anspruchvollsten Gedichte im ganzen Bande, zu Locksley Hall, welches in seiner Absicht wenigstens an die politische Schule unsers Vaterlandes erinnert.

Ein durch verschmähte, nein, gebrochene Liebe europamüder und zum Auswandern entschlossener Jüngling strömt noch seinen Abschiedsmonolog auf der Erde von Alt-England vor, und zwar in der, dem Schreiber dieser Zeilen vor andern Maaßen willkommenen trochäischen Tetrameter, mit männlichem Reim, wie sich von selbst versteht, und leider nicht stets beobachteter Diärese. Ist dieser Jüngling nun Tennyson selbst, ist dies des Dichters eigener großer Lebensschmerz gewesen? Wir kennen seine Geschichte nicht, um hierüber historisch entscheiden zu können, vom ästhetischen Standpunkte aus identificiren wir beide Personen unbedenklich. Nur der Dramatiker und Epiker sind selbstverständig nicht verpflichtet, für ihre Dichtung persönlich einzustehen, der Lyriker, wenn es ihm gefällt, in eines andern Seele zu dichten, muß sich die Mühe geben, uns dies zu sagen. Chamisso liebte nicht, wie seine Frauenlieder die Liebe auffassen, aber Tennyson's Jüngling tritt mit dem Anspruch von Seelenadel vor uns hin, und der Dichter reißt ihm nicht die Larve vom Antlitz, also hält er diesen Charakter für einen, dessen er selbst sich nicht schämen würde, also

heißt uns der Sprecher in Locksley Hall nicht anders als Alfred Tennyson. Aber hier haben wir noch manches mit Beweisstellen zu belegen.

Den ersten Höhepunkt gewinnt das Selbstgespräch in dem Vorwurf an die thörichte Ungetreue, in den Worten: Thou art mated with a clown und nun gar he will hold thee something better than his dog, a little dearer than his horse! Ist das eines Dichters Phantasie, der sich die frühere Geliebte, die erste Geliebte, das Wesen, welchem er den Eintritt in die vita nuova verdankt, diese Unausgesungene mit gemeinen Thieresgeschlechtern zusammen denkt? Was ist gegen diese Schimpfrede der giftigste Grimm des argen Heinrich Heine gegen seine Maria, der er dann doch mit ein Paar Versen mehr als hundertfach Abbitte thut, und sie mit aller Schuld, die sie haben mochte oder nicht, uns ewig schön, mit ihren Perlenthränentröpfchen vor das Gemüth stellt! Und doch sollen wir dem Lästerer glauben, was er da spricht: I had loved thee more than ever wife was loved! Zudem ziemlich banal! Das Gedicht springt ab zu politischen Träumereien, bis es wieder gegen Cousin Amy zu Felde zieht: I have loved too slight a thing! A thing! was giebt es Verächtlicheres? Many a slimy thing sagt Coleridge von widrigen Ungebilden der wüsten See. Wir lesen weiter: Woman is the lesser man and all thy passions matched with mine are as moonlight unto sunlight and as water unto wine. Von der Leidenschaft wagen wir dies zu verneinen und wenn die Bischöfe des Mittelalters disputirten, ob womankind zu mankind gehöre oder den Uebergang zu den Affen bilde, so ist Robert Burns ein Dichter und dieser sagt von der Natur:

Apprentice hand
She tried on man,
And then she formed the lassies.

Und wie endet Tennyson's Gedicht?

a thunderbolt
Let it fall on Locksley Hall!

Also ein rohes, gemeines Après nous le déluge ohne die Entschuldigung bewußter Frivolität.*) Sind solche Gedanken die

*) Da sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen,
Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' Euch der Teufel holen! —

innerste Musik eines rein gestimmten Busens, oder darf etwa, wie der Priester mit der unauslöschlichen Weihe ein Verbrecher, so der Dichter eine niedrige Seele sein, und doch der Götterliebling bleiben? Wahrlich nicht! Der Bosheit und unlauteren Regung, sagt Platen mit edlem Sinne, weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede Bewegung.

Fragen wir an bei höheren Naturen, wie ein Dichter gefühlt hätte in Tennyson's Lage. Schiller zürnt der losen Minna:

Ha! wie will ich da dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich,
Weinen will ich bittre Thränen,
Weinen, Minna, über dich!

Das tiefste Wesen aller Poesie ist Idealität und ein Dichter, so sehr wie seine göttliche Natur gemischt sein mag mit gemeinen Blute, muß nicht anders als in weißen Gewanden an den Altar seines Gottes treten. Nicht eben den Zorn, den unsittlichen, unchristlichen und ungriechischen gegen die Treulose machen wir Tennyson so schwer zum Vorwurf, als die Herausgabe des Gedichtes, wodurch er es als Kunstwerke anerkennt, als Kunstwerk diese Gefühle, welche besser in unarticulirten Lauten sich hätten aussprechen sollen.

Und nun die politischen Gedanken desselben Gedichts, welche etwas wild und unzusammenhängend mit den besprochenen Minnegefühlen erscheinen! Hier ist mehr Phrase als Stolz der Freiheit, Wörter großen Klanges, die, ohne recht eingeführt zu sein, mehr betäuben als ergreifen. Wir hören von Argosies of magic sails, the standard of the peoples, Parliament of men, the Federation of the World, doch nichts individualisirt sich und wird ächte, drastische Poesie. Hier sind die Fehler unsrer jungen Lyrik ohne deren hohen Stolz, und der Dichter besinnt sich auch noch und fühlt unsern etwanigen Rausch:

Fool! again the dream the fancy! but I know my words are wild.

Endlich bricht das Bewußtsein hervor, dem Auswanderer so natürlich:

Better fifty years in Europe than a cycle of Cathay und
I, the heir of all the eyes in the foremost lines of time,

aber dieser hochbeglückte Mensch fällt dann auf die Stufe menschlicher Bildung zurück, die wir beim Donnerkeil bezeichnet haben. Man werfe unserer Analyse nicht Verworrenheit vor, es ist in der That nicht viel mehr logischer Zusammenhang in dem Gedichte selbst, das

wir recht oft gelesen haben. Wir meinen aber, daß ein lyrisches Gedicht einen mühelosen Genuß gewähren soll, freilich mit Ausnahme tiefer, wirklich philosophirender Gedichte. Wenn wir noch erwähnen, daß wir das Talent Tennyson's zur einfach idyllischen Erzählung, wie er es z. B. in seiner Dora bewährt, nicht verkümmern wollen, und daß wir allerdings manches hübsche Gedicht in dem Bande übergangen haben mögen — in der Kritik, denn sie alle zu lesen, hielten wir für unsere Pflicht, — so bleibt uns jetzt nur noch des Endresultat unserer Betrachtungen zu ziehen.

Obwohl wir jene Behauptung von Gervinus, daß nur Epos und Drama die höchsten Dichtungsformen sind, in ihrem Sinne anerkennen müssen, so wollen wir doch Dichtern wie Goethe und unter den Engländern Byron darum nicht ihren Rang unter den Großen verweigert wissen, weil allerdings durch alle ihre Schöpfungen ein wesentlich lyrischer Ton geht. Auch einem Rückert, dessen reicher Genius augenscheinlich und nach seinem eigenen Geständniß stets darnach rang, Geist und Gemüth, die er fort und fort wie Blüthen im Winde verstreute, in Einem großen Gebilde zu vereinigen, d. h. aus der Lyrik zum Epos oder Drama emporzusteigen, auch einem Solchen wollen wir hohe Dichterehre gönnen, denn wenn er auch der Verführung erlag, an dem bunten Wechsel lyrischer Formen sich labend, niemals seine Kraft zu sparen, sondern in tausend kleinen Geschenken die gesangesfreundlichen Gemüther in seinem Volke zu erfreuen, — dennoch gab er, was er gab, aus der Tiefe eines edlen und eines reichen Innern heraus. Andere, ärmer an Fülle der Entfaltung sind um so reicher an Tiefe und ächtestem Werthe und wir brauchen aus der Menge Namen, welche unserer Feder sich in deutscher Dichtung bieten, in der That keinen Einzelnen zu nennen. Aber bei dem eben von uns beurtheilten englischen Lyriker erschien uns zuletzt denn doch die Gabe zu spärlich für den Kranz des größten Dichters oder Lyrikers der weltbeherrschenden Nation, und wenn wir nicht ängstlich die Nummer ausrechnen, die er in Deutschland erhalten möchte, so sei uns noch erlaubt als Grund für seinen Erfolg in England, neben seiner relativen lyrischen Bedeutsamkeit auf die Natur englischer Aesthetik aufmerksam zu machen.

Der Lessing fehlt schmerzlich in Alt-England und Schottland, und obwohl offenbar das poetische Leben dieser großen weltbeherrschenden Nation in neuen Formen Großes und Neues und ewig Wahres

schafft, so bleibt doch die facultätische Schöngeisterei bei den alten Bedingnissen stehen und verpönt eben, was den großen Dichter macht, die offenbarende Kraft eines neuen Styls. Dadurch wird denn eine so formenreine, gemäßigte, gemilderte, nirgendwo beleidigende Poesie, wie Tennyson sie übt, zu der am meisten willkommenen. Stellen doch die meisten Gelehrten Englands den Milton über den Shakespeare, nicht aber um seiner politischen Größe. Haben wir doch von Engländern uns müssen warnen lassen, des Dichters, der den Don Juan und Childe Harold schrieb, in guter englischer Gesellschaft je zu erwähnen! We do not regard him any more as a great english poet! Von Shelley wollen wir schweigen. Tennyson ist ein Poet nach dem Herzen der Universitätsprofessoren in Oxford und Cambridge, in jenen beiden Focus, um die sich alle Dunkelheit in der meerumgürteten Insel dreht, er ist aber nicht der Dichter der lebensüberkräftigen brittischen Nation.

In diesem Lichte erscheint uns der Poeta laureatus vom vereinigten Königreich Alfred Tennyson. Wir besinnen uns eben, daß Francesco Petrarca nicht für seine Sonette, die jedes adjectivum ornans verschmähen, sondern für seine Africa gekrönt ward, darin er mit Maro um die epische Palme in lateinischer Sprache gerungen hatte, und die wohl nur wenige gelehrte Männer Europa's jemals unter den Folianten aufgestöbert haben. Betrachten wir Tennyson's Lyrik als seine Africa und hoffen wir seine Sonette und Canzonen zu erleben!

Berlin. Dr. **Döllen.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Das Aesthetische nach seinem eigenthümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift von Friedrich Dittes. Leipzig, 1854.

Wenn gleich vorliegende Schrift genau genommen dem Gebiete des Archivs nicht anzugehören scheint, so ist doch, abgesehen davon, daß die Sprache in ihrem ganzen Umfange, im Größten wie im Kleinsten sich am allerwenigsten der ästhetischen Betrachtung entzieht, auch durch die Preisaufgabe, welche die Monographie hervorgerufen hat, gefordert, daß nach einer gedrängten Angabe der eigenthümlich psychologischen Stellung des Aesthetischen auch der Einfluß desselben auf Erziehung und Unterricht, namentlich auch auf den Unterricht in den Sprachen, nachgewiesen werde.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Theil des Buches allein es ist, den wir zu berücksichtigen haben. Vorher wird es zweckmäßig sein, aus dem Vorwort und der Einleitung wenigstens den Standpunkt des Verfassers zur Wissenschaft, seine Ansicht von der Aufgabe, die er gelöst hat, und deren Bedeutung kurz zu berühren.

Nach S. VIII des Vorworts ist die Pädagogik der Gegenwart (das Datum der Abfassung fehlt) im Begriff, in ein neues Stadium zu treten; sie wird eine gründliche Umgestaltung erfahren. Wir stehen gegenwärtig in dem Zeitpunkte, von welchem an einst die Geschichte der Pädagogik eine neue Periode datiren wird. „Der Morgenstern des heraufdämmernden Tages ist Beneke." „Es wird die Zeit kommen, wo man ihn, den Philosophen, allgemein auch als Reformator der Pädagogik anerkennen wird." „Durch das neue Licht wird sich die Pädagogik verjüngen, das glauben wir eben so fest, als wir davon überzeugt sind, daß sie gegenwärtig im Allgemeinen den Charakter der Bedrücktheit und Bedrückung, der Faulheit und Fäulniß in sich trägt." „Auch wagen wir zu behaupten, daß die Lehrer und Erzieher im Ganzen genommen über alles andere sie Angehende besser unterrichtet sind, als gerade über das Aesthetische, und daß im Zusammenhange hiermit im Reiche der pädagogischen Praxis die ästhetische Jugendbildung bis heute die unbekannteste Provinz ist."

Aus der Einleitung ersehen wir, daß denn doch „die schöpferischen Geister Schiller's, Göthe's, J. Paul's und anderer praktischen Aesthetiker der Welt viel Herrliches geoffenbart haben." „Auch der denkkräftige Philosoph Krug hat sich der Aesthetik in mehreren Schriften liebevoll angenommen. Mit besonderem Erfolge aber ha tsich die neue Psychologie Beneke's auch den Untersuchungen des Aesthetischen hingegeben."

Ich glaube, aus diesen theils rein subjectiven Ansichten, theils objectiven Bekenntnissen geht zur Genüge hervor, daß wir von dieser Schrift, trotz aller Preiswürdigkeit von dem Standpunkte der Preisrichter aus, — das ist nämlich der Beneke'sche — weder für die Wissenschaft im Allgemeinen, noch weniger für den speciellen Gesichtspunkt, nach dem wir hier allein zu urtheilen haben, etwas Neues, Anregendes, Förderndes oder überhaupt nur Lesenswerthes zu erwarten haben.

Und so ist es auch, um zunächst nur bestimmter von dem über den Unterricht in den Sprachen Gesagten zu reden, in der That. Auf zehn Seiten (S. 106 — 112 und 120 — 123 werden nur in unbestimmtem, farblosem Hin- und Herreden, in schattenartigen, verbleichten Bildern, in hypothetischem Für und Wider, Je mehr

und Desto und in allen Abstufungen des Könnens, Mögens, Sollens und Müssens viel Worte, aber wenig Inhalt gegeben. Nach dem ganzen Zuschnitt dieses Theiles ist der Standpunkt, auf dem der Verf. sich befindet, ein sehr elementarischer. Hat er aber das ganze Büchelchen vielleicht aus dem Gesichtspunkt der Elementarschule geschrieben, was Manches vermuthen läßt, so hätte er es wenigstens offen sagen sollen. Wie löblich auch seine Bemühung, wie preiswürdig auch das Geleistete, das Ganze hätte doch eine andere Beurtheilung erfahren. —

Wollte der Verf. ein zeitgemäßes Thema behandeln, hätte er es auch zeitgemäß behandeln müssen. So wie er zur praktischen Beglaubigung sich auf Schiller, Göthe, J. Paul beruft, — daß er Lessing's nicht gedenkt, ist unbegreiflich, — so hätte er außer Krug's und Beneke's, da es nicht angeht, zu sagen: statt Krug's und Beneke's — die neuesten, hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete nicht unbeachtet lassen dürfen. Durch das Studium der dahin einschlagenden Schriften von Solger und Hegel, Weiße und Vischer und vor Allem auch von Wilhelm von Humboldt, wie sehr hätte sich des Verfassers Blick erweitern, wie viel tiefer und gründlicher die ganze Schrift sich gestalten müssen.

Deutschlands Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Begründet von Jos. Ans. Pangkofer, fortgesetzt von Dr. G. Karl Frommann. Erster Jahrgang, 3. Heft. Nürnberg, 1854.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe," sagt der Dichter. Unwillkürlich werden wir bei dem lebendig und frisch hervorquillenden Keimen, Knospen und Blüthen an dem Baume oder — nennen wir's vorerst lieber noch Zweige — der deutschen Sprachwissenschaft an dies schöne Wort erinnert. Und wenden wir es auch zunächst nur auf die jüngst neu erschienenen Blätter an; — nach den Blättern die Blüthe, nach der Blüthe die Frucht! — so ist's Grund genug, uns hier über die Wahrheit desselben zu freuen. Es ist in der That, als sollte nun auf einmal Alles, was zu erforschen ist, erforscht, was zu sammeln ist, gesammelt werden, so regen sich alle Kräfte, hohe und niedere, dichterische und prosaische, wissenschaftliche und populäre. So sind, um nur an die neuesten Erscheinungen der Art zu erinnern, ganz kurz nach einander begründet worden der erneuerte Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit; Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie, die Weimar'schen Jahrbücher von Hoffmann und Schade; das Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte von Heuneberger. Rechnen wir dazu das Hauptwerk für deutsche Philologie, Haupt's Zeitschrift, die Blätter Kuhn's und Höfer's und die nach kurzem Bestehen wieder eingegangene Kieler Monatsschrift, so werden wir wahrlich trotz diesem und jenem, was uns drängt und beengt, dem Genius der deutschen Wissenschaft den Tribut freudigster Anerkennung nicht versagen.

Welche Stellung die deutschen Mundarten einzunehmen gedenken, ist durch den Titel schon hinreichend angegeben. Ausführlich hatte darüber, wie wir aus dem Vorwort dieses dritten Hefts ersehen, der inzwischen verstorbene Begründer des Blattes in der Vorrede zum 1. und 2. Hefte sich ausgesprochen. Der neue Herausgeber ist durch seine verdienstlichen Leistungen im Gebiete der deutschen Literatur längst rühmlich bekannt und auch als Mitherausgeber des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit mit Allem, was zur Redaction eines solchen Blattes gehört und das Gedeihen desselben bedingt, vertraut. Es läßt sich also mit Recht das Beßte von dem glücklichen Fortgange desselben erwarten, um so mehr, als die tüchtigsten Kräfte dem Herausgeber ihre Mitwirkung zugesagt und diese Zusage zum Theil schon verwirklicht haben.

Den Inhalt dieses 3. Heftes bilden das neue Vorwort des jetzigen Herausgebers; ein sehr lesenswerther Aufsatz: die deutschen Volksmundarten in Be-

ziehung auf Geschichts- und Sprachforschung von Dr. Fr. Hoffmann; einige Synonyme des Plattdeutschen in Westphalen von Eye; Nachträge zur Literatur der deutschen Mundarten; Erklärungen zu einem von Dr. Lochner herausgegebenen Spruche von Hans Rosenplüt und mehrere mundartliche Dichtungen und Sprachproben von Weikert, A. von Keller, von Eye, Neumann, Schneyer und Friedrich Hoffmann.

Das nächste Doppelheft ist bereits unter der Presse und wird unter Anderem einen Beitrag zur Geschichte der niederrheinischen Mundart im 15. Jahrhundert von Prof. Dr. Pfeiffer enthalten. Ich glaube, das Alles ist bedeutend genug, um auf die Wichtigkeit des Unternehmens für die Wissenschaft hinweisen zu dürfen. Für die folgenden Hefte erlaube ich mir nur den Wunsch, daß der Herausgeber für die Volksdialecte eine möglichst gleichmäßige und eine dem Hochdeutschen möglichst entsprechende Orthographie einführen, nicht die abnorme, abgeschmackte und abschreckende beibehalten möge.

Der Vogel Phönix, ein angelsächsisches Gedicht stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. Rinteln 1854.

Da es im Interesse der deutschen Sprachwissenschaft liegt, alle einzelnen Glieder des germanischen Sprachstamms als wesentliche Theile des Ganzen sorgfältigst zu beachten und nach Möglichkeit zu nützen, so verdient auch die kleine Schrift des Herrn Grein, die den Zweck hat, ein Denkmal der alten, schönen angelsächsischen Poesie unter uns heimisch zu machen, dankbare Erwähnung.

Der Uebersetzer giebt in einem kurzen Vorworte einige literarische Notizen über dies Gedicht, welches nur als Vorläufer einer größeren Sammlung von Uebersetzungen aus dem Angelsächsischen, die nächstens erscheinen soll, zu betrachten ist.

Das Gedicht selbst besteht in einer ziemlich weitläufigen Paraphrase eines lateinischen Originals von Lactantius nebst einem mystisch-allegorischen Anhange des angelsächsischen Uebersetzers, welcher die Sage vom Vogel Phönix auf Leben und Wandel der Heiligen und Seligen bezieht, wie sie, hier durch Christus erlöset, dort oben wohnen in der Glorie des Herrn.

Der Uebersetzung ist der lateinische Text zur Vergleichung beigefügt. Dies wird zur besseren Auffassung des Ganzen, wie mancher Einzelheit beitragen, wenn auch nicht zum völligen Verständniß jedes unverständlichen Wortes, jeder sachlichen Dunkelheit. Das Fremdartige, Alterthümliche, Harte, was dieses Gedicht, gleich wie alle der älteren Zeit, nach Inhalt und besonders in der Form bietet, ist in der Uebersetzung nicht genug gemildert, um dem ganzen gebildeten Publikum, für welches derartige Uebersetzungen doch im Grunde bestimmt sind, zusagen zu können. Manche Ausdrücke hätte der Uebersetzer lieber nicht gebrauchen sollen, ohne sie zu erklären; manche hat ihm wohl die Noth, die Fessel der Allitteration aufgedrungen. Man wird indeß geneigt sein, hier um so mehr Manches zu entschuldigen, als Uebersetzungen aus dem Angelsächsischen unter uns zu den seltneren Erscheinungen gehören.

Daß die allitterirenden Buchstaben mit fetteren Lettern gedruckt sind, ist für das Auge unangenehm, für die Sache selbst aber von keiner Bedeutung, da die Allitteration sich beim Lesen von selbst geltend macht und für das Ohr, nicht für das Auge von Wirkung ist.

Deutsches Sprach- und Uebungsbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. N. Sparschuh. Erster Theil: die Wortlehre. Mainz 1854.

Nicht so günstig, wie über die Lehrbücher des Annaberger Lehrercollegiums, können wir über das deutsche Sprach- und Uebungsbuch des Herrn Sparschuh berich-

ten. Weder nach wissenschaftlichem noch praktischem Standpunkte scheint dasselbe der Forderung entsprechend, die man an ein solches Lehrbuch für die unteren Klassen der Gelehrtenschulen zu stellen berechtigt, ja verpflichtet ist.

Daß das Vorwort mit großen Ansprüchen auftritt, kann man schon hingehen lassen; man muß sogar der Ansicht des Verf. von der Aufgabe des deutschen Unterrichts in den meisten Punkten beistimmen. „Der deutsche Unterricht muß," sagt er unter Anderem, „vor Allem das Verständniß unserer herrlichen, reichen, tiefen Muttersprache in wissenschaftlicher Behandlung erschließen und auf diesem Wege zugleich die geistige Entwickelung allseitig anregen und fördern." Wer wollte unter gehörigen Modificationen namentlich für die untersten Stufen des deutschen Unterrichts das bestreiten?

Sodann „muß der deutsche Unterricht auch die Grundlage bilden, auf welcher die fremden Sprachen sich leicht und gründlich erlernen lassen." — Dem widerstreitet nun freilich die gewöhnliche Praxis gar sehr, und ich glaube mit Recht. Man hat mit dem gründlichen Unterricht des Deutschen theoretisch und praktisch doch wahrhaftig allein schon genug zu thun, zumal wenn, wie der Verf. verlangt, derselbe wissenschaftlich behandelt werden soll. Daß Alles, was im deutschen Unterricht gethan wird, das sprachliche Bewußtsein, so wie im Allgemeinen den Verstand zu schärfen, die geistige Kraft zu wecken, auch der Erlernung fremder Sprachen wesentlich zu Gute kommt, ist nicht zu leugnen. Damit ist indessen den fremden Elementen ein volles Genüge gethan.

Daß der Verf. dahin arbeitet, die so lästigen, (?) meist unfruchtbaren Correcturen (?) wegfallen zu lassen, dafür wird ihm jeder Lehrer aufrichtig Dank zollen, falls er wirklich das Versprochene leistet. Man sieht nur nicht recht ein, wie, da die Correcturen meistens dem praktischen Theile des Sprachunterrichts angehören, durch ein grammatisches Lehrbüchlein alles Praktische auf einmal soll abgeschafft werden können. Besser orthographisch sowohl als stilistisch werden die Arbeiten bei gründlicherer technischer Vorbildung durch die Grammatik werden, weiter doch am Ende nichts.

Schließlich wird noch bemerkt, daß die Beispiele mit aller Absicht so gewählt sind, daß auch durch den deutschen Unterricht die Ethik (!) in den Schülern gefördert und dem traurigen Materialismus unserer Zeit entgegengetreten werde. Das, dächt' ich, hätte gar keiner Bemerkung bedurft. Welcher Lehrer und welche Disciplin hätte wohl je bei gesunden Sinnen das Gegentheil erstrebt?

Nach dieser kurzen Beleuchtung des Vorworts wenden wir uns zu dem Inhalte des Buches. Der erste Abschnitt behandelt in drei Kapiteln (§. 1—38; S. 1—33.) den Laut, der zweite in 14 Kapiteln (§. 39—211; S. 33—130.) das Wort. Das ist ganz in der Ordnung, und die Eintheilung macht sich von selbst. Daß aber dem Kapitel über die Declination sogleich von §. 62—81 unter verschiedenartigen Ueberschriften die syntaktischen Verhältnisse der Kasus nebst dem Gebrauch der Präpositionen eingefügt sind, wie und wodurch ist das zu rechtfertigen?

Wenn ich nun gleich Eingangs behauptet habe, daß das Buch nach wissenschaftlichem und praktischem Standpunkte unbrauchbar sei, so muß das näher erwiesen werden. Es wird sich bald ergeben, daß die praktische Unbrauchbarkeit hauptsächlich daher rührt, daß das Buch allerlei sogenannte wissenschaftliche Zuthaten hat, die der Schule auf diesem Standpunkte nimmermehr angehören können, und daß ein gut Theil dieser wissenschaftlichen Zuthaten an und für sich werthlos, ungenau, ja oft widersinnig ist.

Indem wir den einen Punkt beweisen, beweisen wir meistens zugleich auch den andern. In der Wahl der Beispiele wollen wir auch nicht ängstlich zu Werke gehen, am wenigsten etwa Seite für Seite durchmustern und nach dem angegebenen Maßstabe abmessen; es würde sonst des Guten zu viel werden.

Indem der Verf. die Lehre von den Buchstaben behandelt, sieht Alles sehr wissenschaftlich und systematisch aus. Der Eintheilung der Buchstaben folgt specielle Behandlung der Laute. Hiebei ist schon des Auffallenden und Verfehlten nicht wenig, wie einige Proben beweisen mögen. S. 4 lesen wir: „**b** wird in einzelnen Wörtern, besonders wenn ein **e** oder **i** folgt, noch mehr (?) erweicht und nimmt

den Ton des **w** an, z. B. die Liebe, das Leben." Ein Beispiel mit folgendem **i** würde man vergeblich suchen. — „Der eigentliche **b**=Laut tritt aber in solchen Wörtern wieder ein, sobald ein Consonant auf **b** folgt, z. B. er lebt, ihr liebt, geraubt, das Haupt (sic)."

Noch mehr überrascht Folgendes: S. 4. „Verbindet sich **b** oder **p**, **d** oder **t**, **g** oder **k** mit einem liquiden Buchstaben im Anfange des Worts, oder wie man auch sonst noch sagt, im Anlaut, dann vermag das Gehör keinen Unterschied aufzufinden, und die Aussprache ist völlig dieselbe. Man vergleiche blau, bläulich, blasen ꝛc. mit platt, plaudern, Platz u. s. f." Man sieht, der Verf. will dem Volksidiom Rechnung tragen. Ist das etwa wissenschaftlich? ist das praktisch für die unteren Lehrstufen?

Ebenso wunderlich und grillenhaft sind manche Bemerkungen über Aussprache und Orthographie. S. 14 z. B.: „Eine Silbe kann kurz oder lang ausgesprochen werden. Wird sie kurz ausgesprochen, dann müssen zwei Consonanten folgen; hat aber die kurze Silbe an sich nur einen Consonanten, so muß er verdoppelt werden." S. 16: „Früher hatte man unter den Vocalen auch **y**. Sein Ton ist verloren gegangen." Was soll das eigentlich heißen? S. 19: „Aus obigem Grundsatze der Orthographie ergiebt sich, daß auf einen langen Vocal oder auf einen Diphthong kein **ch** kommen könne, da es gewissermaßen aus zwei **g** besteht." S. 20: „Aus gleichem Grunde kann kein **ß** nach einem langen Vocale stehen." S. 21 steht die Forderung, man solle Enterich, Gänserich, Dietrich u. a. wie Pfennig, Essig, Honig, gütig u. a. schreiben. —

Wie die Regeln, so die Beispiele. Seitenlange Verzeichnisse von Wörtern folgen den Regeln in wunderlichster Mischung. Diese Beispiele sollen „von allen Schülern zugleich, laut, in gewissem Takt gelesen, dann durchgefragt und geschrieben werden". Für die Schüler höherer Lehranstalten, also für eine Sexta ist das nicht mehr nöthig. Zu rügen finde ich besonders dabei, daß absichtlich allerlei diesem Standpunkte fremdartige, seltene, provinzielle Ausdrücke aufgenommen und viele sogar theils kurz, theils sehr dürftig erklärt werden, z. B. die Kipse, der Pferch, die Phiole, der Phosphor, die Physik, der Bläuel, der Placken, der Plunzer, der Plüsch, der Brack, die Brame, die Bricke, Prämisse, die Pranke, Drude, die Drusen, die Trappe, die Trester, Krämpelmarkt, der Gnom, der Knast, knatschen, der Knebel (ein kurzes Stück Bengel), der Kneif, kneipen oder petzen, der Griebs, die Achel, die Prahme, die Queble u. s. w.

Mindestens ebenso viele Wörter sind ohne Erklärung geblieben, die einer solchen wohl bedurften, z. B. das Panier, die Daube, die Kulte, der Köder, die Pfalz, die Pfründe u. s. f.

Eine Blüthenlese verfehlter, scheinbar wissenschaftlicher, für die Schüler der untern Klassen überflüssiger, ja man darf sagen widersinniger, unlogischer Regeln und Bemerkungen findet sich im 3. Kapitel des 1. Abschnitts über die Etymologie oder Wortforschung. Es würde um so mehr zu einer unangemessenen Weitläufigkeit führen, wollte ich auch nur einige Proben davon zum Besten geben, als die ganze Kritik über das Buch sich in wenig Worte hätte zusammenfassen lassen; die größere Ausführlichkeit der Anzeige mehr der Wichtigkeit der Sache, als der einzelnen Erscheinung eines verfehlten Buches — was ja eben nichts Ungewöhnliches ist — zuzuschreiben ist.

Der zweite Abschnitt umfaßt von S. 33—73 die Declination; von S. 97—122 die Conjugation; von da bis zum Schlusse (S. 126) die Adverbien, die Conjunctionen, die Interjectionen. Daß die Präpositionen von Seiten ihrer syntaktischen Bedeutung mit der Casuslehre verbunden ganz am ungeeigneten Orte behandelt sind, ist schon erwähnt. Es ist schon aus der Angabe der Seitenzahlen ersichtlich, daß das Hauptwort einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Der Verf. nennt es, beiläufig bemerkt, oft ungenau Nomen, gleichwie das Zahlwort Numerus. Diese große Ausführlichkeit rührt hauptsächlich von allerlei raisonnirenden, in dieser Art und an diesem Ort, ganz abgesehen von ihrem inneren Werthe, überflüssigen Bemerkungen her.

Im 3. Kapitel S. 36—41, welches von den Eigennamen und Gattungsnamen

handelt, lernt der Knabe, daß die Namen der Personen nur immer eine einzelne Person oder eine einzelne Familie darstellen; daß wir Alles, was vom lieben Gott geschaffen ist, ein Wesen nennen, daß die Gattungsnamen belebte und leblose Wesen bezeichnen. „Die belebten Wesen heißen wir Thiere, die leblosen, wenn sie in der Erde und mit derselben in der Schöpfungszeit entstanden sind, heißen Mineralien." Erst am Schlusse des Paragraphen heißt es: Auch die Pflanzen haben Leben, auch sie nehmen ihre Nahrung zu sich u. s. w. Dann kommt auf 4 Seiten eine specielle Eintheilung des Thierreichs. Die Thiere werden wieder in kleinere Gattungen eingetheilt, in Säugethiere, Vögel u. s. w.

Das ist dem Verf. deutsche Grammatik, wissenschaftliche, allen Sprachen zu Gute kommende Grammatik! —

Von S. 41—50 werden im 6. Kapitel die concreten und abstracten Substantiva behandelt.

Es giebt außer der Körperwelt eine geistige Welt, ja, „daß es eine Seele giebt, darüber besteht kein vernünftiger Zweifel." Die Thiere haben ihre Triebe, der Mensch Vernunft, Sprache u. s. f. Der Mensch entwickelte sich erst allmählich zur Cultur (§. 58 und 59); er hat gute Eigenschaften, welche uns Gott näher bringen, Tugenden. „Einige von diesen Tugenden erhält der Mensch durch die Gnade Gottes schon bei der Geburt, wie die Demuth (!), andere erwirbt er sich erst im Leben durch guten Willen und lange Gewohnheit, z. B. die Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe. Die Lehre von den Tugenden heißt die Sittenlehre oder Ethik!"

Endlich haben wir den Höhepunkt des Verf. glücklich erstiegen; wir sind in der Grammatik zur Ethik emporgehoben, und der Schüler? der Sextaner und Quintaner? der studirt, was die Vorrede verheißt, mit der Grammatik zugleich Ethik! Die Lehre von den Concretis und Abstractis führt durch das weite, große Gebiet der Naturlehre endlich zu der Lehre von Tugenden und Lastern. Und „so wie es Haupttugenden giebt, so giebt es auch Hauptsünden, wie die Hoffart, den Geiz, die Unreinigkeit des Herzens, den Neid, die Genußsucht oder Fraß und Völlerei, den Zorn und die Trägheit." Aus diesen Hauptsünden (es sind wirklich die mittelalterlichen sieben) entspringen die übrigen Fehler, Untugenden und Laster, als der Hochmuth, die Eitelkeit, die Prahlerei, die gemeine, niederträchtige Schmeichelei und Kriecherei, und noch 21 andere, deren Ende nicht abzusehen, da nach dem Worde mit u. a. abgebrochen wird.

Doch brechen auch wir hiemit ab. Ich glaube den Beweis geliefert zu haben, daß das Buch seinem Wesen nach als verfehlt zu betrachten ist, theils wegen der vielen sachlichen Unrichtigkeiten, theils wegen des vielen für die Jugend und für den deutschen Unterricht unbrauchbaren zusammengehäuften Materials. Als Druckfehler sind mir aufgefallen, Nasellaut S. 22, Gesanden S. 23 und verwand S. 21 und öfter. Am brauchbarsten sind vielleicht noch die Fragen, die den einzelnen Kapiteln angehängt sind, die jedoch natürlich da, wo die Lehre, auf welche sie sich beziehen, nicht stichhaltig, ist ebenfalls zu verwerfen sind.

Deutsche Schulgrammatik für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. Moritz Spieß. Erster Cursus, für einen einjährigen Unterricht in der untersten Klasse berechnet. Buchholz und Leipzig 1854.

Deutsche Schulgrammatik für höhere Schulen. Herausgegeben von Bruno Berlet. Zweiter Cursus, für den Unterricht in mittleren Klassen berechnet. Buchholz und Leipzig 1854.

Diese beiden Heftchen, denen noch ein drittes folgen wird, sind nach der von dem Lehrercollegium der Realschule zu Annaberg unterzeichneten Vorrede dazu be-

stimmt, dem je länger, je lebhafter gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, jede Disciplin in jeder Klasse im Laufe eines Jahres in ihrem ganzen Umfange zu lehren, so daß nach dem Standpunkte der betreffenden Klasse das für dieselbe Geeignete aus der Gesammtheit eines Unterrichtsgegenstandes ausgewählt und zu einem relativen Ganzen vereinigt wird. Das erste Heftchen, den ersten Kursus enthaltend, ist für die unterste Klasse bestimmt und auf ein Jahr berechnet; der zweite Kursus für die mittleren Klassen, also auf mehrere Jahre; auf wie viele, wird nicht gesagt. Beide Kurse stehen in genauer Beziehung zu einander und zwar so, daß der zweite den ersten erweitert, ergänzt, Manches systematischer zusammenstellt, und daß „Regeln, die im ersten Hefte mit Absicht in elementarer Form ausgesprochen wurden, im zweiten eine schärfere Fassung und tiefere Begründung erhalten." „Der zweite Kursus umschließt den ersten concentrisch, wiederholt das Wesentliche seines Inhalts und fügt das nöthige Neue an passender Stelle ein." Die Bücher sollen dem Schüler in die Hand gegeben werden, die nähere Entwickelung der grammatischen Regeln „hat bei der Lectüre zu geschehen, ohne deshalb diese zu einer mechanischen Zungengymnastik herabzuziehen, sondern deren leichteres Verständniß und größere Fruchtbarkeit für Stylistik, so wie tieferes Eindringen in den Kunstbau einer Sprache zu vermitteln."

Man muß, denke ich, einige Ausdrücke abgerechnet, den Forderungen und Bestrebungen des Lehrercollegiums zu Annaberg beistimmen. Soll der Unterricht im Deutschen sich nicht bloß auf das Mechanische beschränken und auf ein allzudürftiges Minimum herabsinken, so muß eine gewisse Gründlichkeit, ein gewisser Umfang des Wissens auf jeder Stufe, oder, besser gesagt, in jeder Klasse erreicht werden. Diese Pensa müssen, je mehr Klassen auf einander folgen, je mehr also der Unterricht zerstückelt und zersplittert wird, um so schärfer und genauer bestimmt werden, damit keine Lücke entstehe. Eine Schulgrammatik ist aber sicherlich das beste Mittel, dem Zuviel oder Zuwenig, — jeder unsicheren Praxis, der Willkür und dem nur in diesem Falle ganz entbehrlichen Dictiren vorzubeugen.

Muß man sich also mit der Tendenz der vorliegenden Büchelchen unbedingt einverstanden erklären, so dürfte zunächst die Zweckmäßigkeit der äußeren Darstellung und Vertheilung in zwei gesonderte Hefte fraglich erscheinen.

Es ist nicht zu leugnen, daß für Schüler der unteren Klassen nichts unzweckmäßiger und überflüssiger ist, als Schulbücher, die viel mehr enthalten, als der Schüler auf seinem elementaren, sehr beschränkten Standpunkte gebraucht. Für die unterste Klasse oder Stufe ist ein möglichst begrenztes, aber ausreichendes Material als Grundlage des ganzen Unterrichts nothwendig. Kann und muß dies Material auch noch als integrirender Theil auf der folgenden Stufe benutzt werden, so würde ich wünschen, daß alles für die höheren Stufen Bestimmte durch anderen Druck oder sonst in irgend einer Art näher bezeichnet wäre, wie dies z. B. von Krüger in seiner griechischen Grammatik sehr zweckmäßig geschehen ist. Der störende, zeitraubende und kostspielige Gebrauch beider Hefte neben einander würde dadurch vermieden, die Vertrautheit mit dem Buche und dadurch auch mit der Sache größer, das Erfassen und Festhalten des Gegebenen sicherer. Die vielen Citate im 1. Kursus sind schon störend, die des zweiten fast unerträglich; überlästig beim Gebrauch und im Grunde überflüssig. Der Lehrer wird die betreffenden Stellen ohnehin zu finden wissen, der Schüler, hat er anders den ersten Kursus gehörig inne, muß sie zu finden verstehen. Hat die Erfahrung in Annaberg aber ein anderes Resultat aufzuweisen, werde ich mich freuen, eines Besseren belehrt zu werden.

Was den gegebenen Stoff betrifft, so finde ich denselben durchweg gut oder wenigstens zweckmäßig geordnet und meistens gut gewählt. Der Umfang scheint mir aber, zumal für große Klassen, im Ganzen zu groß und Manches in beiden Heften einer höheren Stufe vorzugreifen, wie z. B. Einiges über Satzbildung im 1. Kursus, Metrisches und Literarhistorisches, so dürftig und elementar beides auch gehalten ist, im 2. Kursus. Doch entschuldigt sich hier Vieles durch das in der Vorrede Bemerkte, Anderes wird ohne Zweifel in localen Verhältnissen seine Begründung finden.

Auch gegen die **Darstellung** finde ich im Allgemeinen nichts Erhebliches einzuwenden; im Einzelnen wird sich Manches finden, was wohl eine Abänderung erheischte. Es sollte doch trotz der Rücksicht für Kürze, Einfachheit und Verständlichkeit manche Regel **schärfer** und **bestimmter** ausgedrückt sein. In dieser Hinsicht giebt besonders das erste Heftchen Anlaß zu mehrfachen Ausstellungen. Ganz verfehlt scheint uns namentlich S. 64 der Abschnitt von der Schreibung der Wörter. Der zweite Kursus macht hier Manches wieder gut, was der erste, ohne Zweifel dann und wann absichtlich, gefehlt hat. Doch wäre hier eine größere Uebereinstimmung wünschenswerth und vom pädagogischen Standpunkte aus zweckmäßig gewesen, um nicht zu sagen nothwendig.

Die **Methode**, die dem ganzen Sprachgange zu Grunde liegt, ist die durch Praxis gemilderte, weniger schematisirte Becker'sche. So wenig sich Becker's Verdienste um die Grammatik und gerade um die Grammatik der Schule bestreiten lassen, so wenig kann bei einiger Erfahrung von der Anwendung des ganzen Becker'schen Sprachmechanismus vernünftiger Weise hier die Rede sein. Ja die Darstellung des Nebensatzes, so einfach sie nach dem Becker'schen System ist, müssen wir für den Standpunkt, für den diese Kurse bestimmt sind, entschieden verwerfen. Sie giebt nur Abstractionen, während die ältere, allgemein übliche, auch von neueren Grammatikern z. B. von Hoffmann u. A. allein berücksichtigte, es nur mit dem Inhalt, der wesentlichen, concreten Substanz des Satzes zu thun hat. Da die Bearbeiter der Hefte auch dem Einflusse anderer Grammatiker sich nicht ganz entzogen haben, sie nennen wenigstens noch Götzinger, — so würden sie meinem Ermessen nach auch hier von Becker besser diese oder jene gute Bemerkung, als das ganze System über die Nebensätze aufgenommen haben.

Papier und Druck sind gut. Der Preis, der Bestimmung angemessen, für jedes einzelne Heft billig; nur in Rücksicht darauf, daß in beiden Heften viel Gemeinsames enthalten ist, was durch andere Anordnung gar leicht zu ändern gewesen wäre, etwas hoch. Dr. **Sachse.**

Deutsches Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen und Realschulen. Herausgegeben von Aug. Spieß, Prorektor, und Fr. Spieß, Professor. Zweite verbesserte Auflage. Bielefeld, Verlag von Velhagen und Klasing, 1854.

Der Zweck dieses Lesebuchs ist besonders darauf gerichtet, den Schüler mit den einzelnen Gattungen der poetischen und der prosaischen Darstellung bekannt zu machen. Die poetische Abtheilung enthält: 1) Gedichte epischen Charakters; 2) Gedichte lyrischen Charakters: a. episch-lyrische, b. rein-lyrische, c. didaktisch-lyrische Gedichte, d. lyrische Gedichte in besonderen Formen, namentlich Oden, Sonette, Octaven und Canzonen; 3) Proben dramatischer Dichtungen; 4) didaktische Gedichte, namentlich Fabeln, Parabeln, Räthsel und Epigramme. Die prosaische Abtheilung enthält: 1) beschreibende Prosastücke; 2) Beispiele der erzählenden Prosa (Geschichte, Sagen, Märchen); 3) Abhandlungen; 4) Briefe; 5) Dialoge; 6) Reden; 7) Parabeln, Fabeln und Sentenzen. Vorausgeschickt ist ein kurzer Abriß der Poetik, Metrik und Rhetorik, angehängt sind literarhistorische Notizen. Die Auswahl der mitgetheilten Musterstücke ist so getroffen, daß sie zugleich charakterbildend auf den Schüler wirken können, und sind in ästhetischer Beziehung zu loben. Dem Schüler werden die besten Schriftsteller der Nation vorgeführt, wie Göthe, Schiller (von dem im Ganzen nur wenig aufgenommen ist, weil seine Werke verbreitet und darum allgemein zugänglich sind), Kleist, Bürger, A. W. Schlegel, Tieck, Uhland, Chamisso, Platen, W. Müller, Rückert, Eichendorff, Körner, Schenkendorf, Salis, Arndt, Knapp, Klopstock, Luther, Paul Gerhard, Lessing, Leo, Varnhagen von Ense, Herder 2c. Auch aus den neuesten Schriftstellern sind passende Stücke entlehnt worden.

Geschichtskalender des preußischen Vaterlandes in Bildern von C. E. J. Amelung, Rektor in Charlottenburg. Berlin, 1855. W. Adolf.

In 44 historischen Schilderungen und in fast 100 Liedern und Gedichten werden die Hauptmomente der preußischen Geschichte dem Leser vorgeführt. Wir wählen, um zu zeigen, wie der Verf. seine Aufgabe zu lösen gesucht hat, die Monate März und April. Die Gedenktage des März sind a. der 10. (Geburtstag der Königin Louise 1776), b. der 17. (Preußen erklärt den Krieg gegen Frankreich 1813), c. der 22. (Geburtstag des Prinzen von Preußen 1797), d. der 31. (Einzug der Verbündeten in Paris 1814); die des Aprils, a. der 17. (Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521), b. der 29. (Sterbetag Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten 1688), c. der 30. (die Mark Brandenburg kommt an das Haus Hohenzollern 1415). Die den Gedenktagen zu Grunde gelegten Thatsachen sind theils in prosaischen (vom Verf. abgefaßten) Aufsätzen, theils in Gedichten, die aus den besten deutschen Schriftstellern gewählt sind, geschildert. Die Auswahl ist lobenswerth. Zu Friedrich's des Großen Sterbetag hat der Verf. die Ode auf Friedrich's Tod von Schubart abdrucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß er auch die schöne Ode von demselben Dichter: „Als ich ein Knabe noch war" 2c. hätte abdrucken lassen, die sehr gut zum 24. Januar, als dem Geburtstage Friedrich's des Großen, gepaßt hätte. Zu Uebungen im Deklamiren und im freien Vortrage ist das Buch sehr brauchbar, und sollte in keiner preußischen Schulbibliothek fehlen.

Göthe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters, bearbeitet von E. Julius Saupe, Subkonrektor am Gymnasium zu Gera. Gera, Verlag von H. Kanitz, 1854.

Bei keinem Dichter hängt Leben und Dichten so unzertrennlich zusammen, als bei Göthe, bei keinem Dichter ist es darum nothwendiger, in die individuellen und persönlichen Beziehungen der einzelnen Gedichte einzudringen, als bei ihm. Wir begrüßen deshalb das vorliegende Werk mit Freude, weil es in einer klaren Uebersicht uns Göthe's Dichtungen als Confessionen aus seinem Leben in chronologischen Tafeln vor Augen stellt.

Der Verf. hat den ganzen Stoff in 4 Abschnitte getheilt, nämlich a) Göthe's Kindheit und Jugend 1749 — 1775, b. Göthe's Weimar'sche Lehrjahre, 1775 — 1786, c. Göthe's klassische Meisterjahre, 1786 — 1806, d. Göthe im Alter, 1806 — 1832. Jeder dieser Abschnitte zerfällt wieder in mehrere Untertheile, z. B. der erste Abschnitt enthält aa) Göthe als Knabe, 1749 — 1765, bb) Göthe als Student, α) in Leipzig, 1765 — 1768, β) in Frankfurt, 1768 — 1770, γ) in Straßburg 1770 — 1771, cc) Göthe als Doktor der Rechte α) in Frankfurt, 1771 — 1772, β) in Wetzlar 1772, γ) in Frankfurt 1772 — 1775, dd) erste Schweizerreise 1775.

Schon diese Probe mag zeigen, wie übersichtlich der Verf. den Stoff eingetheilt hat. Jede Seite des Buches zerfällt in zwei Spalten, deren eine die biographischen Elemente enthält, während die andere die gleichzeitigen Dichtungen angiebt. Auf diese Weise ist es dem Leser leicht gemacht, sich in kurzer Zeit über jeden beliebigen Zeitpunkt aus Göthe's Leben ein anschauliches Bild von der Wirksamkeit des Dichters zu verschaffen. Die im Buche enthaltenen Angaben scheinen mit Sorgfalt gesammelt zu sein; wenigstens sind uns in den Abschnitten, die wir genauer verglichen haben, keine Fehler aufgestoßen. Manche Data hätten genauer angegeben werden können, z. B. Göthe's Erhebung in den Adelstand und zum Vorsitz in der Kammer 2c. Der Verf. hat sich damit begnügt, den Juni 1782 als

die Zeit anzugeben, in welcher dies geschehen sei. Riemer liefert in seinen Mittheilungen über Göthe, Bd. II, S. 150 genauere Angaben über diese Ereignisse, die wohl schon vor den 1. Juni zu setzen sein dürften. Doch dies sind Kleinigkeiten, und wir sind der Ansicht, daß die Kritik an neuen Erscheinungen der Literatur vor Allem das Gute anzuerkennen habe, was sie enthalten. So sei denn die kleine Schrift, deren Werth durch angehängte Tabellen über die Genealogie des Großherzoglich-Sächsischen Hauses während Göthe's Lebenszeit, und über die Abstammung der Familien Textor und Göthe noch erhöhet wird, allen Verehrern unseres großen Dichters bestens empfohlen.

Berlin. Dr. Kleiber.

Miscellen.

Eine Shakspeare-Gesellschaft in einer Londoner Tavern.

Die große Metropole Englands und der Welt, London, ist von jeher der Gegenstand so vieler Beschreibungen und Reiseberichte gewesen, daß man meinen sollte, es sei für jetzige Besucher dieser Stadt kaum etwas Neues mehr zu bemerken übrig. Doch ist dem nicht so; ein Fremder, der nur nicht geradezu Ohren und Augen den auf ihn einströmenden Eindrücken verschließt, mag immer noch Stoff zu eigenen Beobachtungen finden.

Wir hielten uns im vergangenen Sommer einige Wochen in London auf und nahmen unser Quartier am Strand, nicht weit von Temple Bar, jenem bekannten Gränzthore der City gegen Westend zu, an dessen Eingange der Souverain des Landes, wenn er die City besucht, harren muß, bis ihm vom Lord Mayor der Zutritt gewährt wird. Von Temple Bar gelangt man zunächst nach Fleetstreet, einer schon im 17. Jahrhundert in der großen Brandcatastrophe von London eine wichtige Rolle spielenden Straße.

Fleetstreet ist keine Berliner Charlotten- oder Behrenstraße, in der auf- und abwandelnd man nach Gefallen eine philosophische Träumerei abspinnen, die Häuser zu beiden Seiten der Straße betrachten und die Aushängeschilder studiren kann. Es ist vielmehr eine enge, häufig, besonders bei regnigtem Wetter, sehr schmutzige, mit Menschen, Lastwagen, Omnibussen, Cabs, Karren zum Aeußersten vollgedrängte Straße, in der man genug zu thun hat, um mit heiler Haut von einer Seite des Trottoirs zur anderen zu gelangen, während man durch das betäubende Geräusch dieses sich durcheinander drängenden Menschenknäuels und dieser knarrenden und rasselnden Vehikel sich in einer fortwährenden nervösen Aufregung befindet.

So kam es denn, daß wir schon manchesmal diese Straße mit beschleunigten Schritten durcheilt hatten, ohne selbst dem herrlichen Bau von St. Paul, der von da aus über Ludgatehill mächtig emporsteigt, viel Aufmerksamkeit zu gönnen, als eines Tages unsere Augen auf eine Art Placat fielen, das in zwei Exemplaren an dem Fenster einer Tavern aufgestellt war. Wir standen still und lasen folgende Anzeige: „Temple Discussion Forum. The Literary Loungers. The next meeting will take place on Tuesday the ...., when the subject of the conversation will be.“ — Diese Worte waren, das Datum ausgenommen, gedruckt; dann folgte geschrieben: „Shakespeare's Life and histories of King Richard II.“ Dann wieder gedruckt: „To be introduced by .... Chair taken at 9 o'clock in the evening. Visitors are requested to take part in the conversation.“ — Also eine literarische Gesellschaft in einer Tavern, welche noch dazu den wunderlichen Namen Green Dragon Tavern führte! — Wir beschlossen, uns diese „literarischen Müssiggänger“ einmal näher anzusehen.

Noch vor der bestimmten Zeit fanden wir uns am nächsten Dienstag Abend ein, um ja einen guten Platz zu bekommen. Wir hatten durch einen schmalen Gang zu gehen, der an eine mit dunkelm Tuch ausgeschlagene Thür führte, in welcher in einem Oeil de Boeuf von mattem Glase die Worte Coffee-Room prangten. Vorsichtig öffneten wir diese Pforte, die offenbar ins Heiligthum führen mußte. Wir befanden uns alsbald in einer Stube, die sich auf den ersten Blick in Nichts von einer gewöhnlichen Berliner Weißbierstube unterschied. Die Wände braun angemalt, an den Seiten lange Tische mit gepolsterten Bänken und Stühlen davor, auf den Tischen eine Anzahl langer weißer Thonpfeifen in malerischer Abstufung

geordnet, und Blechgefäße mit Papierfidibus, von der Decke Glockenzüge herunter hangend. An dem andern Ende der Stube dem Eingange gegenüber, entdeckten wir jedoch einen großen Lehnstuhl, offenbar der Sitz des Chairmans, und vor demselben einen Tisch mit einem Schreibpulte darauf, sowie Dintenfaß und Schreibmaterialien. Wir waren also doch an keinen falschen Ort gerathen, wie wir im ersten Augenblicke vermutheten. Ueberdies befanden sich auch an den Wänden eine Anzahl Portraits, und ein solches eines kahlen, sehr ernst blickenden Gentlemans gerade über dem Lehnstuhle. Gäste befanden sich im Augenblicke meines Eintritts nur einige wenige in der Stube, mit englischer Ruhe und Schweigsamkeit ihr Glas Ale trinkend; jedoch erkannte ich in dem einen sogleich das Original eines der Portraits wieder. Ich machte nun gleichfalls eine Bestellung und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Das Lokal füllte sich nur sehr allmählich und bedeutend nach der im Programme angegebenen Zeit. Waiters erschienen, steckten die Lichter an, die auf den Tischen standen und brachten den Gästen das Verlangte, das meist in Gin oder Brandy and Water bestand. Bald erschien der stattliche Herr, dessen Portrait ich zuvor bewundert hatte, setzte sich in den bequemen Lehnstuhl, und ließ sich in ein Gespräch mit einem Herrn zur Linken ein, der eine Papierrolle in der Hand hielt, und offenbar derjenige war, der die Discussion einleiten sollte. Dann ward das Zeichen zur Ruhe gegeben und der Chairman kündigte an, daß, dem Programm gemäß, Mr. Ch.. die heutige Discussion über Shakspeare's King Richard II. mit einem kurzen Vortrage einleiten werde. Der genannte ehrenwerthe Herr begann demnach und verbreitete sich in einer nichts weniger als kurzen und stark im Londoner Accent vorgetragenen Darlegung über das erwähnte Stück Shakspeare's, seinen historischen, ästhetischen und dramatischen Werth und bewies viele Sachkenntniß und eine große Begeisterung für seinen Autor. — Nach der Beendigung des mit Beifall aufgenommenen Vortrages stattete der Chairman im Namen der Versammlung dem Redner seinen Dank ab und forderte dann zur Discussion auf. Es erfolgte eine beträchtliche Pause, wie dies gewöhnlich vor dem Beginne einer Debatte der Fall zu sein pflegt. Dann erhob sich ein ältlicher Herr, um, wie er sagte, den trefflichen Vortrag des Redners und die Bemerkungen des Chairman durch einige fernere Bemerkungen über schöne Kunstwerke Shakspeare's zu ergänzen.

Bis dahin hatten die Verhandlungen so ziemlich jenen bekannten einer literarischen Gesellschaft geglichen, die uns der hannöversche Advokat Dettmold so hübsch beschrieben hat; A sagt einige Worte, B lobt die gediegenen Bemerkungen A's und fühlt sich gedrungen, einige eigene hinzuzufügen, C lobt wiederum die trefflichen Aeußerungen B's und wüßte kaum noch etwas Weiteres über den Gegenstand zu sagen, wenn es nicht Dies oder Jenes wäre u. s. w. — Nun aber sollte plötzlich Leben in die Discussion kommen. Ein jüngerer Mann, von ziemlich burschikosem Aussehen, erhob sich, und äußerte, er müsse ganz offen bekennen, daß ihm das ewige Lobpreisen Shakspeare's im höchsten Grade widerwärtig sei, Einer spreche dem Andern nach, und am Ende wisse Keiner, was er sage und warum er es sage. Man solle doch endlich einmal aufhören, Shakspeare Eigenschaften beizulegen, die er nie gehabt habe, es sei gar keine Frage, daß von den dreißig und einigen Stücken, die unter den Namen William Shakspeare gingen, das Wenigste diesem mit Recht zukomme. Es sei ja bekannt genug, wie Shakspeare zu denselben gekommen. Er habe die Manuscripte derselben auf den Börtern der Theaterbibliothek seiner Bühne gefunden. Jedermann müsse wissen, daß Managers in damaliger Zeit die absoluten Eigenthümer der Theaterstücke gewesen seien, welche sie von den Autoren kauften. Wenn Shakspeare in dieser Hinsicht irgend ein Verdienst zukomme, so sei es das, diese Stücke mehr theatergerecht gemacht zu haben. Aus dem, was wir von Shakspeare's Lebensumständen wüßten, gehe sattsam hervor, daß er gar nicht fähig gewesen sein würde, selbst ein Stück zu schreiben. Er sei der Sohn armer Eltern in Stratford upon Avon gewesen, vagabondirend nach London gekommen, dort eine Zeitlang Call-boy an verschiedenen Bühnen gewesen, habe dann durch ein gewisses praktisches Geschick, das ihm allerdings nicht abgesprochen werden könne, Zutritt zu einer Theaterbühne erlangt, und sei endlich bis zum Manager derselben

avancirt, in welcher Eigenschaft er Hand an das Theatereigenthum gelegt, die Stücke zum Theil umgearbeitet, und dann unter seinem Namen auf die Bühne gebracht habe. — Wie es immer und überall Leute geben wird, die Allem, was mit einer gewissen Dreistigkeit vorgebracht wird, Beifall zollen, so war es auch hier der Fall; der Shakspeare-Mastix fand seine Anhänger. Doch sollte Shakspeare nicht ungerochen bleiben. Der Redner, der zuerst gesprochen hatte, erhob sich voll Unwillen und äußerte sein Befremden und seinen Verdruß darüber, daß jene alten längst widerlegten Beschuldigungen in der Gesellschaft der Literary Loungers von Neuem aufgewärmt würden, es sei längst erwiesen, daß Shakspeare der Sohn sehr achtbarer Eltern in Stratford-on-Avon gewesen, daß er eine sehr sorgfältige Schulerziehung genossen, und nie als Call-boy an der Thür Londoner Theater gestanden habe. Bloße dramaturgische Aenderungen würden aus schlechten oder mittelmäßigen Stücken nie solche Meisterwerke gemacht haben, wie die Shakspeare'schen seien, und wenn dieselben schon vorher diese Vollendung besessen hätten, so würde daraus nur folgen, daß wir statt eines Shakspeare eine Reihe von Shakspeares zu verehren hätten.

Diese Erwiederung wurde mit besonderem Beifall angehört, die Darlegung der Einzelnheiten, die für Shakspeare's Autorschaft der Stücke sprechen, wurde mit fast unablässigem Hear, hear! begleitet, und am Schlusse der Rede die lebhafteste Beistimmung durch Klopfen auf den Tischen kund gethan. Es wurde nun noch Einiges hin- und hergeredet, und da sich der Anti-Shakspearianer durchaus nicht geben wollte, so erklärte der Chairman zuletzt, es sei bei den Literary Loungers bisher immer Sitte gewesen, nur um der Sache selbst willen zu streiten, da aber am heutigen Abend von einer Seite her der Streit offenbar nur fortgesetzt werde, um das letzte Wort zu behalten, so werde er die Discussion schließen, wie er hiemit thue, indem er seinen Präsidentenstuhl verlasse. — Damit war denn die Sache abgemacht, und da es mittlerweile ziemlich spät geworden war, so erhoben sich auch die übrigen Mitglieder und Gäste und verließen den Saal oder die Bierstube, wie man will, Einer nach dem Andern.

Wir wohnten noch mehreren solcher Discussionen bei, die allemal am Dienstag Abend gehalten wurden. Derselbe Herr, der über King Richard II. gesprochen hatte, hielt nacheinander Vorträge über King Henry IV., first and second Part, King Henry V., King Henry VI., first, second and third Part, jedoch boten die sich an die Vorträge anknüpfenden Debatten nicht viel Bemerkenswerthes dar. Jener Anti-Shakspearianer erschien nicht wieder in der Versammlung und es fehlte daher den Discussionen die Würze der Opposition. Wir erinnern uns nur einer bemerkenswerthen Aeußerung; dieselbe betraf den Charakter des Falstaff. Einer der Anwesenden äußerte nämlich, daß Falstaff durchaus nicht der Feigling sei, für den er gewöhnlich genommen werde. Es sei ein bedeutender Unterschied zwischen ihm und seinen Spießgesellen Bardolph und Pistol. Falstaff's Unlust an kriegerischen Thaten entspringe nicht sowohl aus Feigheit, als aus einer gewissen Gutmüthigkeit und Bequemlichkeitsliebe, wie sie solchen wohlbeleibten Herren gewöhnlich eigenthümlich seien. Doch konnte diese Ansicht sich keine Geltung verschaffen, sondern es blieb dabei, daß Falstaff den Namen eines Feiglings verdiene, wenn auch Bardolph und Pistol noch erbärmlichere Feiglinge seien. — Eine andere Behauptung, die im Laufe dieser Discussion auftauchte, war, daß Shakspeare sich in der Zeichnung des Prinzen von Wales, nachherigen Königs Heinrich V., eine Inconsequenz habe zu Schulden kommen lassen. Es war nicht gerade schwer, Shakspeare gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen und zu zeigen, daß das lustige, bewegte Leben, was er, vor seiner Thronbesteigung, mit Falstaff und dessen Gesellen führte, für einen Prinzen von seiner geistigen Begabung gerade die Quelle seiner künftigen Größe geworden und ihm jene Menschenkenntniß verschafft habe, die ein ausschließliches Verweilen an dem von Schmeichlern erfüllten Hofe seines Vaters ihm nicht gegeben haben würde. Wir nahmen in dieser Debatte das Wort und erinnerten an den römischen Imperator Titus, der auch in seiner Jugend für einen Schwelger und Lüstling galt und sehr geringe Hoffnungen erweckte, und doch später einer der besten Herrscher Roms wurde und den schönen Beinamen die Liebe und die Wonne des Menschengeschlechtes

erhielt. Das ziemlich unzusammenhängende Englisch, in welchem diese Aeußerungen vorgebracht wurden — es war das Erstemal, daß wir in einem fremden Lande und in einer fremden Sprache öffentlich redeten — wurde mit Wohlwollen und Nachsicht angehört, und gleichfalls am Schlusse mit einigem Beifall belohnt, — was wir nur anführen, um den harmlosen Ton der Gesellschaft zu zeigen. — Eine besondere Erregung gab sich dagegen bei der Besprechung des King Henry V. kund. Bekanntlich schildert dieses Stück die Kämpfe zwischen König Heinrich V. von England und König Karl VI. von Frankreich, Streitigkeiten, welche endlich in der Vermählung des englischen Königs mit Katharine, der Tochter des französischen Königs, ein glückliches Ende finden. Die Beziehung auf die Gegenwart lag hier zu nahe, um vermieden zu werden. Und warum hätte das auch geschehen sollen! Es waren die ersten Tage des October, jene begeisterungsvolle Zeit, wo so eben die Nachrichten von dem glorreichen Siege an der Alma, noch verstärkt durch das allgemein geglaubte Gerücht von dem Falle Sebastopols, nach England gekommen waren. Alle Londoner Bühnen waren damals mit den englischen, französischen und türkischen Fahnen geschmückt, allabendlich ertönten vor dem Beginne der Vorstellung: God save the Queen! und die französische Marseillaise, unter dem lauten Beifallrufe der beide Nationallieder stehend anhörenden Zuschauer. Was Wunders, daß auch die Shakspearegesellschaft in Fleetstreet von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen wurde und denselben bei passenden Gelegenheiten kund gab! Die Worte König Karl's, mit denen er seine Tochter Katharine dem englischen König zuführte, gaben dazu den Anlaß. Dort heißt es:

Take her fair son, and from her blood raise up
Issue to me: that the contending kingdoms
Of France and England, whose very shores look pale
With envy of each other's happiness,
May cease their hatred, and this dear conjunction
Plant neighbourhood and Christian-like accord
In their sweet bosoms, that never war advance
His bleeding swoord 'twixt England and fair France.

Act V, sc. II.

Diese Allianz, sagte der Redner, habe keinen langen Bestand gehabt, weil sie eben nur zwischen den Souverainen geschlossen worden, jetzt aber hätten die beiden Völker eine Allianz geschlossen, und wie diese so eben durch das im gemeinsamen Kampfe gegen Barbarei und Absolutismus vergossene Blut besiegelt worden, so sei zu hoffen, daß sie auch über die Zeiten des Krieges hinausdauern, und durch den Austausch der friedlichen Beziehungen des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und der Künste ihre eigentliche Bedeutung und segensreiche Entwickelung erhalten werde. — Es läßt sich leicht denken, welch ein Jubel diesen Worten folgte, und wie herzlich alle Anwesenden in denselben einstimmten; — es war der natürliche Ausdruck von Menschen, die sich mit Stolz ihrer Nationalität bewußt sind. Es war übrigens dies das letzte Mal, daß wir den Verhandlungen dieser Gesellschaft beiwohnten, da wir bald darauf London verließen.

Es interessirte uns zu wissen, welches Zeichens und Berufes diese Leute wohl sein möchten. Einigen von ihnen stand derselbe deutlich genug auf der Stirne geschrieben. Der fleißige Lecturer war offenbar ein Buchdrucker, der Anti-Shakspeꝛianer was man in Deutschland einen Literaten zu nennen pflegt, der Chairman, wie sich bald herausstellte, ein Arzt, der Ehrenretter Falstaff's ein Maler, und den ältlichen Herrn, der in der ersten Versammlung, der wir beiwohnten, durch Belobung der Worte seiner Vorgänger so viele Anlage zu einem deutschen Clubmann bewiesen hatte, erblickten wir, einige Tage darauf, vor seinem antiquarischen Buchladen nahe bei Temple Bar. — Alle aber waren Bachelors, Männer ohne eigentlichen Home, die nach den geschäftlichen Mühen des Tages in diesem literarischen Beisammensein eine Erholung suchten und fanden.

Reading, Berkshire. **Dr. M. Maaß.**

Wodurch entsteht die tragische Katastrophe in Schiller's Braut von Messina?

Soll der einzelne Charakter eines Schauspiels oder besonders derjenige entwickelt werden, welcher unter mehreren in ein gleichnamiges Geschick verflochtenen dramatischen Personen den Hauptcharakter ausmacht, so wird die dramatische Fabel des Stückes, zu dem er gehört, in Untersuchung zu nehmen und darin auf das Rechtsverhältniß zu achten sein, unter welches die Personen gegenseitig gestellt sind oder gegen welches sie anzuarbeiten haben. Die Vernunftgiltigkeit der Charaktere, der Handlungen und des Gesammtschicksals muß alsdann als das natürliche Ergebniß des in der Fabel des Schauspiels liegenden Rechtsbegriffes erscheinen.

Untersucht man nun die Fabel vorliegenden Stückes, so läßt sich dieselbe mit ein paar Worten erledigen. Die Geburt eines dem Fürstenhause zur Unzeit bescheerten Kindes soll erfolglos gemacht worden. Damit der Vater das Neugeborene nicht etwa sogleich vertilge, und damit es zugleich nicht später den Seinigen eine schon vorverkündete Ursache des Verderbens wirklich werde, läßt es die Mutter in einem entfernten Kloster heimlich auferziehen. Da der Vater endlich stirbt, weiß außer der Mutter und ihrem alten Diener, welcher ehemals den Säugling weggeschaft hat, keine Seele mehr um Dasein oder Abkunft jenes verborgenen Fürstenkindes. Die Mutter beschließt, es zu sich heimzunehmen und öffentlich als die berechtigte Tochter anzuerkennen an dem Tage, an welchem ihre beiden Söhne die alte Eifersuchtsfehde beilegen und sich versöhnen; denn dadurch ist das befürchtet gewesene Familienunheil für immer abgewendet. Allein indessen hat der Zufall dem zur Jungfrau erwachsenen Mädchen ihre beiden Brüder zu Gesicht geführt; da noch kein Anlaß gegeben ist, sich als Geschwister gegenseitig zu erkennen, entbrennen sie zu ihr in widernatürlicher Liebe, hierauf untereinander wieder in kaum verrauchter Eifersucht, rauben sich gegenseitig die unerkannte Schwester und, während bereits eine zwiefache Blutschande zu drohen scheint, endigen sie im Brudermord.

Bei der groben Bündigkeit einer solchen Unheilsgeschichte, die der Dichter in ein Drama verwandelt hat, ist unsere nächste Frage immer die, wie er denn das uns gemüthlich Unerträgliche in eine schöne und überzeugende Wahrscheinlichkeit verwandelt habe.

Denn dies zeigt uns die eben erzählte Fabel bereits, daß hier der tragische Conflict und die Katastrophe nicht durch das religiöse oder familiäre Verhältniß, nicht durch die sittliche Beschaffenheit dieser Personen, also auch nicht durch das Eingreifen einer übermächtigen Schicksalsgewalt zu Stande kommt — sondern allein durch ein vorausgesetztes Geheimniß, dessen sich Alle gegen Alle und über Alles bedienen. Das Stück, das sich die feindlichen Brüder nennt, könnte sich mit größerem Rechte die Verschweigende Familie nennen.

Alles nämlich, was in jeglichem Lebensverhältnisse unaufschiebbar mitgetheilt werden muß je nach Stimmung und Drang des Herzens, oder nach dem Gebot der Lebensklugheit, Sitte und Vernunft, Alles dieses wird von den Personen dieses Stückes entweder geradezu ganz und fortwährend verschwiegen, oder es wird zu erzählen doch verschoben, verspart, auch noch zuletzt immer nur zur Hälfte gesagt. Warum so? Die Dichtung selber versichert, es geschehe dieses aus einem so verhängten Familienmißgeschicke. Eine nähere Betrachtung dagegen sagt uns, das Gedicht bediene sich dieser naturwidrigen Schweigsamkeit seiner Personen aus eigner Willkür und, wie sich später ergeben wird, aus Mangel an einem andern genügenden Motive. In dem entscheidenden Momente nämlich, da die alten Mißverständnisse eines in sich gespaltenen Fürstenhauses beigelegt werden sollen, wo aller gefährliche Hader, der bisher die Herzen und das Land verödet hat, abgethan sein soll, in eben diesem Momente wird weder die Quelle der bisherigen Uebel gezeigt, noch das Mittel genannt und gebraucht, sie zu verstoßen; die am meisten Betheiligten verbergen sich gegenseitig abermals ihre sie am meisten betheiligenden, sie am nächsten einigenden Interessen. Also verfallen sie ja nothwendig sogleich wieder den alten sie trennenden Widersprüchen. Versichern nun solche Menschen sich ihrer gegenseitigen Treue

und Liebe, handeln aber dennoch in gegenseitiger Heimlichkeit an einem Plane fort, dessen Mißschaffenheit sie schon vorher so weit entzweit hatte, so wird der harmloseste Vorgang den Apfel der Zwietracht frisch vom Baume schütteln. Kein Wunder also, daß sich ihnen selbst das Wohlgemeinte unter der Hand verkehrt, daß jede Abwehr gegen ferneres Unglück nur die Last der Unglücksfälle höher thürmt, daß sogar die eben vollbrachte Aussöhnung der feindlichen Brüder und das Herbeiholen der neu gewonnenen Schwester zum Morde führt. So verliert alsdann die Mutter, anstatt ihre Tochter heimholen zu können, diese und die beiden Söhne zusammen; so verlieren diese Söhne beide ihre vermeintliche Braut, das Fürstenhaus verwandelt sich in eine gemeinsame Gruft, der Thron ist verödet und das Reich wird von Seeräubern in Besitz genommen. Während aber die Familie bei diesen Unfällen den Himmel anklagt und die grausame Härte des sie heimsuchenden Mißgeschickes, sind wir Zuschauer mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. Der Jammer von Leuten, die sich lieber zusammen in ein augenscheinliches Verderben stürzen, als daß sie sich zur gegenseitigen Erklärung die nöthige Zeit nehmen mögen, rührt uns nicht, sondern belästigt und erbittert uns eher. Ein einziges Wort der Entdeckung würde lange noch manches hemmen, Anderes noch unschädlich vorbeigehen lassen; wir selber möchten dieses Wort wie oft den blind Losfahrenden zurufen. Aber sie wollen nicht beisammen verweilen, nicht das zu Ende besprechen, zu dessen Besprechung sie doch so eben zusammengekommen sind; das allergewöhnlichste Wahrnehmungsvermögen verwiese sie darauf. Sie haben es nicht, und dennoch wollen sie sich brüsten mit ihrer feineren vorahnenden Seele. Nicht einmal das, was sie in Liebe beglückend auflöst, theilen sie sich mit; nicht einmal ihre Eifersucht und Verfeindung werfen sie sich leidenschaftlich in's Gesicht. Wir Zuschauer, die wir froh sind in dem Besitz des alles leitenden Vernunftgesetzes, verschließen uns kalt gegen eine so grundlose und unfaßbare Leidenschaftlichkeit; sie mögen in Liebesraserei hinwegstürzen, in Zornesraserei wieder heranbrausen; sie mögen gotteslästerliche Worte wie Pfeile in den Himmel schießen; wir empfinden nur um so bestimmter, daß die Götter nicht schuld sind an solchem blinden Eigensinn, daß das allwaltende Geschick keine Verantwortlichkeit habe für die Grillen und Irrungen solcher Sonderlinge.

Setzen wir uns einmal nur die Geständnisse auseinander, welche sie über sich selbst ablegen.

Schon seit fünf Monaten (p. 41 der ersten Ausgabe, Tübingen 1803) hat Don Manuel keinen einzigen Tag vorübergehen lassen (p. 43), an dem er seine Braut Beatrice nicht besucht und gesprochen hätte, und morgen wird er sie nun als seine Frau in's Elternhaus führen. Allein bis jetzt hat er sie noch niemals um Vaterland, Abkunft und Verwandtschaft befragt. Eben so wenig hat er sich darüber um Aufschluß an ihren alten Diener Diego gewendet, welcher doch der einzige Mensch ist, der um des Mädchens Herkunft weiß, der sogar ihre noch lebende Mutter kennt (44), ja welcher bereits mit einer eigenthümlichen Entdeckung „gedroht hat“, die er über diese Jungfrau morgen, als an dem zur Trauung bestimmten Tage machen werde. Es ist aber Diego zugleich derselbe Diener, welcher seit Manuels Knabenzeit im Messinensischen Palaste gelebt hat, der eben so lange schon bei der verborgenen Beatrice auf deren Mutter Geheiß ab und zu geht. Sein herkömmliches Erscheinen an beiden so verschiedenartigen Orten, im Palast und im Kloster, sollte bereits den Prinzen zu Fragen getrieben haben; ebenso hätte des Dieners Bekanntschaft mit dem geheimnißvollen Bräutigam die Aufmerksamkeit und Nachfrage Beatricens veranlassen müssen; doch nichts von Beiden geschieht. Der Prinz weiß, daß Diego morgen über die Braut jene Enthüllung machen wird, die ihm seit fünf Monaten schon angekündigt ist; anstatt noch vier und zwanzig Stunden sie abzuwarten, hat Don Manuel gerade einen Tag vorher das unbekannte Mädchen aus dem Klosteraufenthalt hinweggenommen „wie ein Räuber“ und in einen Garten bei Messina gebracht. Sie weiß durchaus nicht, was sie in diesem Garten soll, sie weiß noch nicht einmal, wer ihr räuberischer Liebhaber ist, und doch hat sie sich von ihm entführen lassen, um statt in jenem einsamen Kloster hier in einem noch einsameren Garten etwas abzuwarten, das sie ebenfalls noch nicht weiß. Der Verlassenen fällt hier unter mancherlei beschämenden Gedanken auch der an die Mutter

schwer auf's Herz; ihr wird sie nun niemals mehr vor Augen kommen können, theils aus Scham über ihren sittlichen Mißtritt, theils weil sie ja eben im Begriffe ist, in die weite Welt zu entlaufen. Doch lieber, sagt sie, will sie ihre Mutter niemals wiedersehen, lieber sich selber sogar ein ewig Räthsel bleiben, als sich von dem Geliebten trennen (58, 59), der ihr aber doch nicht minder ein noch vollständiges Räthsel ist. Sie verlangt nicht in's Herrenhaus des Bräutigams, nicht in das der künftigen Schwiegermutter geführt zu sein, sie ist zufrieden damit, allein und unbehütet, zwecklos und unziemlich dazustehen in einem menschenverlassenen Garten als — überflüssige Gartenverzierung.

In einem solchen Garten, zunächst an der Hauptstadt gelegen und in einem vom Kampfe der politischen Parteien beunruhigten Lande, ist es ein Leichtes, daß der Bruder Don Cesar die schutzlos gelassene Braut seines Bruders Manuel überfällt und da sie ihm nicht erklären kann, wer sie sei und wem sie angehöre, sogleich als herrenloses Gut zu eigen nimmt. So mag es das Fehderecht in einer wilden Zeit wollen. Allein Don Cesar geht noch einen Schritt weiter. Obschon er sie heute erst zum zweiten Male erblickt und zum allerersten Male spricht, während sie selbst auf seine Ansprache ihm keine einzige Sylbe erwiedert, stellt er sie seinen Begleitern sogleich als die Seinige vor und reicht ihr vor diesen Zeugen als Bräutigam zur Verlobung die Rechte. Und dabei benimmt er sich ganz so gleichgiltig wie sein Bruder Manuel, auch er verschmäht es, sie erst nach Namen und Abkunft zu befragen (64):

Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur dich von dir, nichts frag ich nach dem Andern.

Doch nennt er sich ihr als Don Cesar, Messina's Beherrscher. Die Jungfrau schaudert zwar mit geheimem Grauen vor diesem unerwarteten Namen, aber sie sagt mit keinem Worte, welche Pflicht ihr gebiete, solchen Gruß und solche Beehrung ausschlagen zu müssen, und wie sie diesen Garten nur augenblicklich bewohne, um ihn morgen schon als die Frau ihres Geliebten zu verlassen. Alle solche aus innerer Herzensnöthigung stammenden Erklärungen versäumt sie, sie wendet sich sprachlos von Don Cesar ab. Dieser, der sie nun schon seit denselben fünf Monaten umsonst aufgespürt hat, seit welchen sie ihr Manuel tagtäglich besucht hatte, sollte in diesem Momente besonders erfreut sein, bei der so unvermuthet hier Aufgefundenen gleichfalls einmal länger verweilen zu können. Gleichwohl verläßt er sie plötzlich. Aber aus welchem Grunde wohl, mitten in seinem Liebesenthusiasmus?

Aus dem Grunde, sagt er (65), „um das Mädchen sich selbst und ihrem Schrecken über das unerwartete Neue zu überlassen." Wir halten einen Bräutigam dieser phraseologischen Unart nicht fähig; eher ließe sich ihr ganz untractables absolutes Stillschweigen als wahrer Grund seines überraschenden Davongehens vermuthen. Und wirklich, was auch sollte denn der etwaige Inhalt ihres Dialoges sein, wenn Beide nur in dem Vorsatze wetteifern müssen, sich gar nichts von Belang zu sagen. Er sieht sich hierin bereits von Beatricens Sprachlosigkeit übertroffen und geht also ab.

Solche Wege widerstehender Unwahrscheinlichkeit werden hier eingeschlagen, damit zwei Bräutigame nur nicht sogleich das Auge öffnen müssen, um auf den ersten Blick in ihrer Braut die unleugbare Schwester zu erkennen.

Inzwischen dieser beiderseitigen Bewerbung der Brüder um eine Braut, die ein Jeder um ihre Abstammung zu fragen vergaß, hatte Mutter Isabella ihnen verkündigt, daß ihnen eine noch nie gesehene Schwester aufbewahrt sei und mit dem morgigen Tage vor ihnen erscheinen solle. Die Söhne entgegnen, daß sie Beide mit dem gleichen Tage ihr ebenso eine Schwiegertochter in's Haus zu führen gedächten. Wenn nun Don Manuel hierüber der Mutter seine unerwartete Meldung macht, so bestebt er darauf, über die von ihm gewählte Braut jetzt noch einen Schleier des Geheimnisses werfen zu müssen. Wir haben ja eben erfahren, daß er damit sein Möglichstes thut, denn jedes weitere Wort über Abkunft und Stand der Fraglichen würde seinerseits pure Aufschneiderei. Don Cesar hingegen versichert, er wolle vor Bruder und Mutter über seine getroffene Wahl nichts verschweigen.

Aber gerade das nun Belangreiche, das allein Wissensnöthige vermag Cesar keineswegs zu sagen, er hat selbst noch immer vergessen sich darum zu erkundigen (80):

Ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Und anstatt wenigstens nun Aussehen und Erscheinungsweise der Bezaubernden zu schildern, verfällt er erst in eine prunkhafte Beschreibung jenes für den verstorbenen Vater vor fünf Monaten abgehaltenen Requiems, weil er bei dieser Todtenfeier das Mädchen seiner Wahl zuerst erblickt habe. Jenen Pomp der eben beschriebenen Leichenfeier sollte die Mutter noch am genauesten im Gedächtnisse haben, denn nur von ihr, der fürstlichen Wittwe, konnte die Veranstaltung desselben ausgegangen sein; und es mag ihr schmerzlich genug sein, jetzt wieder daran erinnert zu werden. Gleichwohl hört sie jetzt der überflüssigen Schilderung so aufmerksam zu, als gäbe es gar nichts Wichtigeres sonst zu fragen. In solche Gespräche über Nebendinge mischt sich die plötzliche Meldung, die neue Schwester sei so eben aus ihrem bisherigen Klosteraufenthalte verschwunden, entführt, geraubt. Und ohne daß nur Mutter oder Söhne ihre dreifach verschiedenen Berichte über die noch nicht genannten Bräute, über die ebenfalls noch nicht genannte Schwester zu Ende erzählt hätten, bricht Don Cesar sogleich auf, um die geraubte Schwester wieder einzuholen. Er läßt sich aber dazu nicht einmal ein Merkzeichen angeben weder vom bereitstehenden Diener Diego, noch von der Mutter Isabella, woran er denn seine noch nie gesehene Schwester erkennen solle, wenn er sie wirklich wiederfände. Noch viel weniger besinnt er sich, mittelst welches gedenkbaren Zufalls er die spurlos Verschwundene überhaupt wieder betreffen könnte; er verlangt auch nicht zu wissen, wo der Ort, wo das Kloster gelegen, aus dem sie von Corsaren hinweggeführt worden sein soll, ob sie etwa gar schon auf der stummen Woge des weiten Oceans schwebe; er nimmt sich zu nichts mehr Zeit, „er fliegt hinweg."

Freilich kommt er nach einer Minute schon wieder herein, um diese unentbehrlichsten Aufschlüsse und Kennzeichen sich nachträglich doch noch sagen zu lassen. Aber gerade in den paar Augenblicken, da er so übereilt hinwegging, hat nun der Diener Diego alles dasjenige erzählt, was die Liebeswerbung Don Cesars um Beatrice allein berührt, was, wenn Cesar noch mit zugehört hätte, seine brüderliche Eilfertigkeit überflüssig machen und sein nunmehriges zweites „Hinwegfliegen" in's Dableiben verwandeln würde, was im Nu das ganze Geheimniß für Alle zerreißen, die Mißverständnisse aufklären, allen Kummer entfernen müßte. Der Diener Diego erzählt nämlich abermals dieselbe Geschichte aus des verstorbenen Fürsten Todtenfeier, die vorher schon vom Sohne erzählt worden war, aber er fügt weiter bei, wie bei diesem Requiem die so geheim verborgen geglaubte Fürstentochter Beatrice als Zuschauerin anwesend war und so durch ihre Schönheit ihrem jetzigen Entführer zuerst in's Auge gefallen ist. Dies ist eben gesagt, da tritt Don Cesar wieder zu ihnen herein, der vorhin das Allerähnlichste bereits als sein eignes Erlebniß erzählt hat. Nun aber, da es doch für Alle an der höchsten Zeit wäre, das eben neu zur Aufklärung Gekommene ihm frisch mitzutheilen, schweigen sie gegen ihn Alle zusammen. Der eben frischberichtende Bote, die neu aufgeklärte Mutter, der ebenfalls nun belehrte Bruder Manuel — sie Alle sagen Cesar allein dasjenige nicht, was ihnen doch selbst ein momentanes tiefes Nachsinnen verursacht hat. Statt darüber zu sprechen, verfällt nun gar auch Manuel in eben dasselbe fruchtlose Davonstürzen. Kaum merkt dies Cesar, der allezeit wegfertige Eilkünstler, so bittet er, der Bruder möge sich noch einen Augenblick gedulden, nachher würde man vereint zum gleichen Unternehmen aufbrechen. Allein nun ist einmal Manuel nicht dazu aufgelegt, nun ist einmal er von Cesar's Hast besessen, nun beliebt es ihm, sich aus dem fesselnden Gespräche loszureißen, und da der Andere schnell noch zum Mitkommen sich bereit erklärt, ruft ihm jener mit wahnwitziger Ereiferung entgegen (91):

Folge mir nicht, hinweg! mir folge Niemand!

So gar ungemein grassirt in diesem Stücke die Sucht zu entlaufen. Es tritt z. B. ein andermal Don Cesar nur in die Scene herein, sticht seinen Bruder Manuel blindlings zusammen und entfernt sich alsbald wieder. Seine Braut ist

Zeuge davon, um ihretwillen verübt der Eifersüchtige diesen Todtschlag, sie ist in ohnmächtigem Entsetzen bei der Leiche niedergesunken; und dennoch geht in diesem verdoppelten Schreckensmomente ihr mörderischer Bräutigam blitzgeschwind davon, läßt die hilflose Braut liegen und hat für seine grausame Eile, für eine so grobe Vernachlässigung aller menschlichen Rücksicht keine andere Entschuldigung, als eben diese Eile. Von der bewußtlosen Jungfrau und von der Bruderleiche neben ihr geht er hinweg wie ein vorüberfahrender Cabinetscourier mit einer unaufschiebbaren Hofdepesche (110):

> Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
> Die Sorge fort um — die geraubte Schwester.

Wozu diese sonderbar lautende Angabe hier, wer soll diesen Entschuldigungsgrund glauben, wozu soll er dienen?

Dieses unzeitige Entlaufen, dies unnatürliche Nichtfragen um das allein Wissenswerthe, ein so sinnwidriges Nichtwissenwollen im Momente drängendster Wißbegier ist etwas zu Auffallendes, als daß es von den Handelnden selber nicht mehrfach wahrgenommen werden müßte. Es werden daher auch etliche Versuche gemacht, ein deutlicheres Bewußtsein, das hierüber aufkommen könnte, bei ihnen und uns rasch wieder zu unterdrücken; allein der Erfolg davon ist ein schwacher. Diese Versuche sollen nämlich das Ungründliche der Dichtung so darstellen, als müßte es wie etwas Unentbehrliches zum leidenschaftlichen Charakter dieser Personen gehören.

Man betrachte, auf welcherlei Weise dies geschieht.

Der erste Act beginnt mit der Bemühung Isabellens, ihre feindseligen Söhne zu Frieden und Freundschaft wieder zu vereinigen. Trotz einer langen Mahnrede mißlingt ihr dies vollständig, sie muß unverrichteter Dinge von den Fortzürnenden hinweg gehen. Kaum aber stehen nun die Zweie allein, so gönnen sie sonderbarer Weise sich das Wort. Diese Feinde, die vorhin im Beisein der Mutter so hartnäckig geschwiegen und getrotzt haben, reden nun und söhnen sich rasch aus, dann eilt der eine fort, um schnell seine Braut zu besuchen, und der andere ebenso, um schnell der Seinigen etwas im Bazar auszusuchen, einen Brautschmuck. Keiner geht zur Mutter, keiner denkt an die gebeugte Frau und welche Freude ihr die Nachricht von der jetzt gelungenen Aussöhnung bringen müßte. Damit scheint dem Zuschauer der verhärtete Haß dieser Brüder sowohl, wie ihre beiderseitige Liebesergriffenheit als Bräutigame geschildert zu sein; beide läßt die Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe ganz der Mutter vergessen, wie beide in ihrer verrosteten Feindschaft vorhin die Muttermahnung überhört haben. Allein dies scheint nur so, während auf dem Grunde dieser Dichtung ganz andere Erfolge damit bezweckt werden. Hätten wohl die Brüder, welche sich nach der Mutter Weggang so rasch verständigen, sich in der Mutter Beisein nicht noch viel rascher ausgesöhnt, wenn Isabella das rührendste Mittel ihrer Ueberredungskunst gebraucht, wenn sie den wichtigsten Punkt der gegenwärtigen Sachlage vorgebracht und zu Beiden gesagt hätte, daß ihnen noch eine Schwester übrig sei? Und warum vergaß eine Mutter eben diesen lebendigsten, nothwendigsten Gedanken ihres Herzens, oder warum vergaßen hernach die Brüder den ihnen eben so nothwendigen, nämlich ihre Wiederversöhnung sogleich der Mutter zu verkündigen? Vorhin noch konnte etwa der Gram der verlassenen Frau es vergessen haben, die Schwester mitzuerwähnen; jetzt aber wo ihre Freude überschwölle über die geeinigten Herzen der Söhne, würde sie sogleich in die Botschaft ausbrechen: Ihr Lieben, ihr habt noch eine Schwester Beatrice!

Warum sagt sie es also nicht vorher und nicht nachher? Warum reden die Söhne nicht miteinander in Gegenwart der Mutter, und dann doch hinter ihrem Rücken sogleich? Blos deswegen, damit die Söhne nichts von dem Vorhandensein einer Schwester erfahren müssen. Wüßten sie jetzt schon davon, so hätte ja Beatrice bereits keinen Bräutigam mehr, so fände Don Manuel keinen Mörder mehr, das Schicksal hätte kein Opfer, das Orakel keine Erfüllung, und unser Dichter — kein Trauerspiel. Ein Stück, das nur aus diesen Irrungen entsteht, wäre in der ersten Scene des ersten Actes schon wieder zu Ende, wenn Isabella nicht die Theaterpassion hätte, ihre Tochter vor ihren Söhnen noch zu verleugnen. Die Mutter

konnte früher zwar fürchten, ihre Tochter dem Zwist der Brüder bloszustellen, und deshalb hat sie ihnen so lange das Dasein einer solchen verhehlt. Sie kann auch nachher noch mit dem Geständnisse davon zögern, weil sie von Scham befallen ist, daß sie als eine gute Mutter ihr eignes Kind so unnatürlich lange von sich entfernt gehalten hat. Dieses Schamgefühl kann ihr jetzt wiederum einen Augenblick die Lippen verschließen wollen, es mag ihr jetzt schwer werden, den Söhnen zu bekennen, wie so gar wenig Tröstliches sie sich ehemals von den eigenen Kindern versehen hatte, wie sich ihr Glaube dreifach von ihnen allen abgewendet gehabt hatte. Allein so empfinden nur wir, und nicht diese Mutter Isabella. Sie selbst stützt sich auf einen bestimmten Orakelspruch, und dieser macht alle unsere eigenen Gedanken ihr von jeher entbehrlich. Es hatte ihr ja ein christlicher Einsiedler längst schon geweissagt, daß gerade diese Tochter die Friedensstifterin zwischen ihren Söhnen werden würde, ihr Glaube stand von jeher ganz allein noch auf dieser letzten tröstlichen Verheißung. Heute hat sie nun zum erstenmale wieder ihre zwei Söhne neben sich, sucht sie vergeblich zur Eintracht zu bewegen und, da diese forthadern — was thut sie? Da schweigt sie selber und geht davon. Aber sie denkt wohl nur auf eine Ueberraschung? sie verschweigt wohl den harten Gemüthern der Söhne das Allerrührendste nur deshalb, um nun sogleich deren Grimm eben damit hinwegzuschmelzen; sie geht etwa ab, um gleich die Schwester selbst, diesen vom Orakel angekündigten Friedensengel mit sich hereinzuführen? Keineswegs; sie schweigt, um zu schweigen, sie geht nur, um abzugehen. So handelt eine Mutter nicht von sich aus, wenn nicht noch Jemand da ist, der ihrem Herzen Gewalt anthut und ihr einen unnatürlichen Schritt in's Ohr bläst; nun dieser Jemand ist der Dichter.

Es läßt sich vermuthen, daß er den übrigen Personen nicht anders mitspiele, und es fragt sich nur, was er dorten für Gründe angiebt, um uns auch bei jenen die Nothwendigkeit seiner Mechanismen plausibel zu machen.

Wenn die Brüder sich ausgesöhnt haben und der Bote erscheint, um dem Don Cesar geheim zu melden, die ihm entführt gewesene Braut sei wieder aufgefunden; so bemerkt der anwesende Manuel in des Bruders strahlender Miene zwar die Wirkung einer ganz außerordentlich frohen Kunde, aber es fragt derselbe weder jetzt nach, noch erfährt er sie jetzt vom Bruder. Denn dieser ist in seiner Freude nicht wie jedes andere Menschenkind; sein Herz schwillt ihm dabei gegen Andere gar nicht über, schließt den Bruder nicht mit ein, es preßt ihm keine Mittheilung ab, sondern er denkt nur darauf, hier augenblicklich wieder vom Platze weg und zum Gegenstande seiner Liebe hinzukommen. Leb wohl, Manuel! ruft er und will gehen. Freilich besinnt er sich noch über einen so argen Verstoß gegen die herkömmlichste Etiquette und noch einmal umkehrend, entschuldigt er sich (35):

Es ist nicht recht, ich fühl's und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße,
Denk nicht, ich fühle weniger als du.

Gleichwohl geht er davon, und Manuel giebt ihm auch noch ein Erleichterungsmittel dazu; er entschuldigt nämlich diese kahle Entschuldigung noch einmal mit einer andern gleich kahlen; ganz in der polirten Formel des Höflings erwiedert er dem unbrüderlichen Geheimnißkrämer und Schnelläufer (36):

Gehorche du dem Augenblick!
Laß mir dein Herz, dir bleibe dein Geheimniß.

Ist nun einmal der Zuschauer durch derlei Auskunftsmittel über die greifbarsten Unwahrscheinlichkeiten hier glücklich hinweggebracht, dann ist er auch gefangen und in der Gewalt des losbrechenden Ereignisses. Dann kann es ihm nachher freilich als eine Tücke des Schicksals erscheinen und nicht als ein Theaterstreich des Autors, daß Don Cesar die Braut Manuels alsogleich in ihrem Verstecke aufzufinden weiß, sie als seine eigene Geliebte wieder erkennen, und den Bruder, welcher die Verlobte abzuholen kommt, als einen räuberischen Eindringling niederstrecken kann.

Ein andermal verlangt die Mutter, nicht aus weiblicher Neugier, sondern in mütterlich berechtigter Theilnahme vom Sohne Cesar zu vernehmen, welche würdige

Wahl er denn getroffen, welche Schwiegertochter er ihr denn in's Haus zu bringen habe. Als Cesar erwiedert, „dieses habe er sich selbst noch nicht einmal gefragt", und dafür dann die wohlverdiente Bemerkung hinnehmen muß, welch ein unschicklich thörichtes Benehmen doch in einem derartigen Geständnisse von Seiten eines gebildeten Mannes liegen würde — da fällt Manuel Beiden mit feuriger Declamation in die Rede; er schneidet der Mutter ungebührlich das Wort ab, erspart aber damit dem verlegenen Bruder weislich die noch schuldig gebliebene Rechtfertigung. Würde Cesar nur noch diese ausstehende Antwort geben müssen, so wäre es wiederum für alle Dreie heraus, wer denn diese Beatrice ist. Allein nun erklärt Manuel unaufgefordert, in der Empfindungssphäre seiner eigenen Liebe gebe es ebenfalls solcherlei Fragen nicht um Namen und Stand der Geliebten. Dieses Sichnichtbekümmern, wer es gerade sei, den man sich wähle, und wäre es auch das allerfremdartigste Geschöpf, diese so weit gehende Unterdrückung aller Wißbegier — dies eben sei das Wesen und die Tugend der Liebe selbst, in deren Allvertrauen sich ja die Seelen ganz ohne Wortestaut fänden und berührten (83):

Das ist der Liebe heilger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Es soll somit der Mangel an gründlicher Motivirung und Entwicklung der Begebenheiten hier verdeckt werden durch eine zufällig eingestreute Theorie über das Wesen der Liebe, weil der Poet darauf rechnen durfte, daß sich gerade mit dieser Theorie manches Herz bestechen und manches Auge verbinden lasse. Scheint sie doch so ganz an die allbekannte Mythe zu erinnern von Amor und Psyche, zweier von der Allmacht der Liebe gleichzeitig ergriffener Gemüther, die ebenfalls den Abstand zwischen Gott und Menschen nicht mehr empfinden, sich in ihrem verschwiegenen Liebesbunde ebenfalls nicht weiter erkundigen um die bestehende Verschiedenheit der Himmels- und der Erdengeschlechter. Die Wendung aber, welche der griechische Mythus von diesem Vordersatze an weiter nimmt, unterscheidet ihn gerade von der sentimentalen Gefühlsschwärmerei, die in Manuels Glaubenssatze nach neuen Mitbekennern die Angel auswirft. Nicht einmal spielend und gleichnißweise kann der Sinn der Mythe zu jenem Schiller'schen Theorem gestellt werden von der fragenlosen Liebe Manuel's. Psyche's liebendes Auge war ihr allein Licht und Erkenntnißquelle gewesen, mit der sie sich ihres unbekannten Freundes überirdisch hohes Wesen zu einem ihrer Seele gleichgeschaffenen verklärt. Strahlt aber künftig einmal ihr Auge nicht mehr von solcher allausgleichenden Wonne, so hat es statt des schon erkannten Freundes wiederum nur die unbekannte befremdende Hoheit des überirdischen Gastes wahrzunehmen, und sieht sich in dessen Kreise gefährlich verirrt. Statt der unendlichen Wißbegierde beseligter Liebe verfällt sie alsdann einer blos endlichen seelenlosen Neugier. Beim ärmlichen Lampenlichte einer ganz gewöhnlichen Betrachtungsweise analysirt ihr wählerisch gewordener Verstand die gegenseitige Unebenmäßigkeit, die augenscheinliche Ungleichheit erweckt ihr Mißtrauen. Von ihrem Lager verschwindet also der Gott und läßt sie mit ihrem Lämpchen und Herzchen allein. „Zum Henker ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Diese Erfahrung redet aus der Mythe. Schiller's schweigsam Liebende erklären sich nun aber keineswegs aus dem Inhalte dieser Allegorie, sondern ihr Denken und Fühlen widerspricht sogar ganz dieser in ihren Liebestriumphen seligschweigsamen Psyche. Sie verwechseln die herzenerkundende Wißbegier und Mittheilungslust der Herzensliebe mit der trivialen Neugier und argwöhnischen Abgeschlossenheit des Liebesgeizes und der Liebeshabsucht. Während sie sich alle anzustrengen scheinen, von dieser unedeln Neugier frei zu erscheinen, begeben sie sich fälschlich auch des Geistigen überhaupt, des allgemein Menschlichen, des Wissenstriebes selbst; aus Furcht vor gemeinen Einflüssen verwerfen sie diesen adeligsten unserer Triebe, ob er nun in der Liebesgewißheit des Herzens aufjauchzt oder ob er in der Siegesgewißheit des Geistes mit einer neuen Wahrheitseroberung triumphirt.

Und dieses Alles sollte nun etwa der Dichter nicht eben so gut und besser als

es hier sich entwickelt, gewußt haben, es über der Ausarbeitung seines Werkes sich nicht wiederholt gesagt haben?

Ganz genau war er allerdings der unsichern Beschaffenheit seiner Fabel, der Widersprüche seiner Motive sich bewußt; allein er hoffte das Widerspenstige dieser gehäuften Verumständungen zuletzt doch zu einer Summe unerwarteter Situationen steigern zu können, die noch einmal mit dem Verstande nachgerechnet und in Ordnung gebracht, die Wirkung des Tragischen haben würden. Es schien ihm hinreichend zu sein, wenn sein Stück, wie er im Vorwort (p. V) ausdrücklich erwähnt, den Zuschauer in die Stimmung brächte, „sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls zu weiden." Unerwartete und tragisch höchst wirksame Scenen sind dabei allerdings gewonnen worden, dies bleibt unleugbar; es sind erschütternde Experimente, wie weit das Spiel künstlich bereiteter Irrungen fortgesteigert werden könnte, ohne darüber des Maßes des Idealen verlustig gehen zu müssen. Daß Schiller sich selbst noch mehr davon versprochen habe, ist nicht anzunehmen. Die Scenen, die sich hiebei unter einer so geübten Künstlerhand entwickeln lassen, werden an technischer Beschaffenheit und Wirkung ganz außerordentlich sein, andere aber, die jenen nur dienen müssen, werden eben deswegen unzureichend bleiben an gründlicher und einleuchtender Gedankenbewegung. Im ganzen Gebiete unserer dramatischen Literatur besitzen wir weniges, das sich mit dem ungeheuern Eindruck, zumal mit der großartigen Bühnenwirkung messen kann, wenn Act 3, Scene 3 Don Manuel aus Beatricens ahnungslosen Geständnissen diese seine Braut allmählich als die seines Bruders erkennt, und sie zugleich als seine eigne Schwester mit seinem brüderlichen Auge messen muß. Der enge wortkarge Dialog, der stoßweise zu immer schwärzeren Entdeckungen führt, gleicht dem schwerlastenden Gewölke eines Gewitterhimmels, und grauenhaft heranstürmende Aufschlüsse sind die grellen Blitze, die es an allen Enden rasch zerreißen. Wird aber jenes dramatische Spiel der Combinationen zu weit vom Dichter verfolgt und bis auf den letzten Heller ausgemünzt, so entsteht für andere Scenen entweder das Ueberspannte, dem wir keinen Glauben mehr schenken, oder gar das Grausame und Folternde, von dem wir uns mit dem Abscheu der Humanität wegwenden. Dies geschieht besonders in der vorletzten Scene des 4. Actes: Mutter Isabella umarmt unwissentlich den Mörder ihres Sohnes und beschwört ihn um Rache für den Erschlagenen. Hier ist es denn nicht mehr das allmächtige Schicksal, das vom Himmel niederfährt, um die trotzige Vermessenheit eines Menschen bändigen zu helfen; sondern Dämonen treiben ein abscheuliches Versteckspiel mit dem wehrlosen Mutterschmerz und geberden sich ganz unerschöpflich in Schadenfreude darüber, daß sie allein mehr Unheil anzurichten wissen, als dies vernünftige Menschen jemals zu begreifen haben.

Doch man vergesse nur nicht, wie jung unsere deutsche Bühne überhaupt noch ist, wie unser ganzer Baarbesitz sich noch immer an zwei Hauptnamen allein knüpft und wie wir beinahe vermögenslos sind, wo diese Nährväter uns kein Spargut angelegt haben. Neben Schiller's Leistungen im Gebiete des historischen Drama kann dieses Stück leicht schwach erscheinen, weil es nichts als eine Studie des Dichters ist, ein Versuch, aus dem historischen Drama loszukommen. Der thatsächliche Hergang beweist dies auch.

Als der Dichter im Umgange mit Wilhelm von Humboldt und Göthe die hohe Einfachheit der griechischen Tragödie kennen gelernt hatte, reizte es ihn, sich einen dramatischen Stoff auszusinnen, der den kindlichen Zeiten des Alterthums und dessen einfachen Lebensverhältnissen möglichst nahe käme und sich somit im Stile der Antiken behandeln ließe. Es war dabei die Anwendung des naiven Götterglaubens des Alterthums nicht abzuhalten, er schien der dramatischen Fabel besonders Stütze, Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit zu geben. Dieser griechische Götterglaube spricht sich als das gradlinig fortwirkende rücksichtslose Fatum aus. Unseren heutigen Bildungsbegriffen ist dasselbe nicht bedeutsamer und ernsthafter als jede andere poetische Licenz; aber wir verstatten jegliche künstlerische Licenz, in diesem Sinne also auch die Anwendung eines Verhängnisses, sobald dasselbe sein willkürliches Belieben zu einem verbindenden, und seine Ausnahme zu einer vor unserem Urtheile sich rechtfertigenden zu machen vermag. So gilt also von einem Schicksals-

drama, wie von jeder künstlerischen Leistung, die gegen unser Vermuthen gelingt, der Göthe'sche Vers:

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Auch Schiller hatte diese Frage nicht anders gefaßt; denn gegen eine ernstgemeinte Zulassung des Fatums in unserem modernen Drama hatte sich bereits sein Aufsatz über tragische Kunst (Bd. 11, S. 544 der Octavausgabe) ausgesprochen aus dem Grunde: „weil eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer kränkend und demüthigend sei für freie, sich selbst bestimmende Wesen." Da er es nun bei seinem neugewählten Bühnenstoffe nicht durchaus entbehren zu können glaubte, so suchte er wenigstens die Härte desselben dadurch abzustumpfen, daß er es gepaart auftreten ließ mit einigen verwandten, anscheinend milderen Lehren des religiösen Fatalismus, wie deren eine, die Lehre von der Prädestination, ja auch noch in der mittelalterlichen Theologie eine Rolle gespielt hat. Aus der Zusammenwirkung der verschiedenen fatalistischen Religionssysteme in einen poetischen Brennpunkt meinte er sich einen dramatischen Erfolg ähnlicher Art versprechen zu können, wie ein solcher in Lessing's Nathan entstanden ist mittelst eines Zusammentreffens aller vorherrschend monotheistischen Religionssysteme. Am Schlusse seines Vorwortes zur Braut von Messina hat sich der energische Denker bereits überredet, damit das Entsprechende nicht nur gewählt, sondern auch es in den Wirkungen schon gewonnen zu haben; daher folgt daselbst der ganz Lessingisch lautende Satz: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen; und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet." Es war demnach auch keine bloße Wahl, die sein ästhetischer Geschmack traf, daß er sich diesen dramatischen Stoff noch eigens mit dem antiken Chor ausschmückte, sondern sein behutsamer Verstand schrieb ihm dies mit vor. Dieser Chor, gleichsam der letzte Bekenner des heidnischen Schicksalsglaubens, sollte des Dichters poetische Licenz gemeindeweise in Schutz nehmen und vertreten, und Schiller traute ihm wirklich diese Kraft zu. Wenn der Dichter, meinte er, sein poetisches Geschöpf mit diesem Prachtgewande umflochten hätte „so sei es mit einer poetischen Schutzmauer umzogen, von der wirklichen Welt rein abgeschlossen und habe damit sich selbst den poetischen Boden, die ideale Freiheit bewahrt."

Die Aufgabe, die sich hiermit unser Dichter momentan gesetzt hatte, ist die größte und höchste der dramatischen Kunst, nämlich die, über die verschiedenen fatalistischen Religionsbekenntnisse hinweg in das Gebiet reiner Gotteserkenntniß thatsächlich vorzudringen. Dies war die unvermeidliche Consequenz seines auf die Grundlage der historischen Religionen gebauten Themas. Auch darin wäre er dem Wesen der Antike gefolgt, daß er dichtend einer blos spielenden Zeitrichtung entsagt hätte, um einer ernstgefaßten Glaubensrichtung nachzuhängen, wie das alte Drama bei Griechen und Deutschen es gethan. Denn jedem wahren, im Bewußtsein des Geschlechts lebendig gewesenen Kunstwerke lag immer Gotteserkenntniß zu Grunde; und was könnte unsere Bühne Tieferes darstellen wollen als eben wieder die so sehr angezweifelte Harmonie zwischen Erscheinung und Wesen, zwischen Phantasie und Denken. Aber nachdem Schillern diese Aufgabe einen Augenblick lang glänzend vorgeschwebt haben mochte, erschien ihm ihre Reihe von Widersprüchen, ihr ganzes Gefolge von Hamletisch-Faustischen Gedankenmühsalen, und sie alle wollten im Gedichte bedacht und nach Gerechtigkeit abgethan sein. Diese Arbeit führte zu weit um und war dem damals von Krankheit heimgesuchten Dichter zu anstrengend, so ließ er sie wieder fallen. Doch so weit hatte sie ihn schon eingenommen, daß er nun mindestens einen Schein von ihr in den reducirten neuen Entwurf mit aufnahm. Die Paarung der Religionen muß ihm mindestens zum Rand und äußerlichen Rahmen seines Schicksalsbildes werden, da er sie nicht mehr zur Seele desselben machen kann. Damit aber stört er nun selbst seinen dramatischen Plan auf mehreren Seiten. Er bildet sich aus halb arabischer, halb mönchischer Wahrsagerei, und aus halb griechischer, halb christlicher Cultur eine Glaubenstheorie zusammen, die gar keiner Zeit entspricht, die weder mit der Würde der Religion überhaupt,

noch mit dem Lebensverhältnisse des naiven Alterthums, noch mit der Einfalt seines Kunststils, noch mit den gezeitigten Begriffen unserer Cultur sich verträgt. Dadurch hebt er die für seine Dichtung begehrte Einfachheit wieder auf, er macht das Stück, trotz seines geringen Umfangs an Handlung, erst recht complicirt. Denn diese Personen mit ihrer ganzen Encyclopädie mythologischen Aberglaubens sind zugleich so ganz Geschöpfe des modernen Unglaubens, daß sich bei ihnen die Gelegenheitsmacherei der Weiberjäger bis in die Kirche erstreckt. Wir glauben einer vornehmen Gesellschaft in den Kirchen St. Roche oder St. Sulpice zuzusehen, welche beim katholischen Hochamte nur „des Händedruckes Zittern erlaubt und der Lippe Stammeln (pag. 63), weil doch des Ortes Majestät noch kühnere Geständnisse verwehrt." Wenn sich derlei Ungebühr die Prinzen am Begräbnißtage ihres fürstlichen Vaters vor der offenen Gruft im Tempel erlauben, wenn sie im hohen Gazettenstile darüber vor ihrer eigenen Mutter rhetorisiren, so ist ihr angeblicher Christenglaube an eine göttliche Schickung eben so sehr nur Maske, wie nachher es ihr heidnisches Tumultuiren ist gegen ein angeblich blind beschließendes Verhängniß. Es kommt hier überhaupt keine göttliche Gerechtigkeit zum Vorschein, es waltet auch die eiserne Anangke nirgend, sondern beide werden nur als Namen gebraucht, und das wirkliche Motiv aller Handlungen ist ein bloßes Phantom. Kommt aber das antike Schicksal, das so wenig ernstlich gemeint ist, im Stück dennoch oben auf, so soll es nur ein Nothbehelf werden, um des Dichters technische Operationen dahinter vor den Zuschauern länger verbergen zu können. Es muß den Schild halten, hinter dem der dramatische Mechanismus zu arbeiten anfängt: das künstliche Mißverständniß, das unzeitige Schweigen, das naturwidrige Verheimlichen — denn diese sind nun allein die Quelle aller tragischen Effecte, der Grund alles Leidens. Allein wie wird er nun diese zwei verschiedenartigen Kräfte zusammenfügen oder auseinander halten können? Er mag das Eine oder das Andere versuchen wollen, so bringt er sich damit um die Einheit seiner Idee. Verräth er uns den Plan der angelegten Intrigue, so verräth er uns damit auch, daß hinter dem angeblichen Schicksal ein bloßer Trug stecke; will er aber die Würde des Schicksals aufrecht erhalten, so muß er die ganze Handlung des Stückes ändern, denn der Rathschluß seiner Götter und der vernunftwidrige Eigensinn seiner Menschen ist in keinerlei Verhältniß zu bringen. Sonderbarerweise beläßt nun der Dichter beides, das Unvereinbare und Beziehungslosbleibende bleibt neben einander bestehen, und die erste Wirkung hiervon ist, daß ein so großer innerer Widerspruch auch den des Zuschauers wachruft. Denn nun ist blos noch das tückische Fatum activ und es ist überdies in die Hand solcher Menschen gelegt, die es dadurch noch boshafter, kurz gottloser machen, daß sie so linkisch und vorsätzlich das ihrer gemeinsamen Lage Heilsamste sich stets selbst vorenthalten müssen. Wir werden also dann unter den Gemüthsbewegungen so planlos täuschender Jünglinge, so vergebens getäuschter Jungfrauen nicht selbst gemüthlich mitbewegt, wir werden vielmehr empört über einen zu lange dauernden Selbstbetrug, über eine zu frech und zwecklos fortgesetzte Geheimthuerei, deren Folgen so leichtabwendbare und dennoch so zerschmetternde sind. Wir fühlen, daß dabei Göttliches und Menschliches entwürdigt und bescholten ist. Wenn da Isabellens Mund von Verwünschung überfließt gegen die Götter, als Lenker eines so übelverwalteten Geschickes, so geben wir freilich den Kindern recht, die der Mutter nicht die Strenge des Himmels, sondern ihr eigenes Heimlichkeitsgewebe als die Quelle der Unfälle vorführen; aber wie verletzend müssen doch beide dies thun, wenn sie darüber die Mutter zur Erkenntniß zu bringen haben. Von Beatrice wird sie eine „blödsichtige Mutter" gescholten, und Cesar ist gar noch so unmenschlich, mit Verfluchungen gegen die schon vernichtete Frau loszubrechen (142):

Verflucht sei deine Heimlichkeit,
Die all dies Gräßliche verschuldet!

Mit so kunstwidrigen Mitteln wird uns verrathen, daß diese Heimlichkeit also der Knoten sei, mit dem der Poet hier das Geschick schürzet und löset. Aber er will die Heimlichkeit vor dem Zuschauer selbst verheimlichen und das Geschick an deren Stelle rücken; ein von menschlicher Schlauheit gelenktes Intriguenstück will er ihm in ein

unter die Obhut beschließender Götter gestelltes Schicksalsstück verwandeln. Je unmöglicher sich dieses macht, um so leidenschaftlicher hängt dabei der Poet an seinem sauern Stück Arbeit. Da fängt nun das Abenteuer seiner eignen Vorstellungen an, das er nach bloßer Künstlerlaune zu behandeln gedachte, ihn selbst zu beherrschen, das Product seiner Phantasie übt Gewalt über seine poetische Freiheit aus, momentan muß er selbst Partei ergreifen für den Glauben an eine vorgespiegelte Nothwendigkeit, die ihm ein bloßes Spiel war und uns fortwährend nur als ein solches erscheint. Es ergeht ihm, wie dem Faust in der chemischen Küche, der nicht endigen kann den körperlosen Homunculus auf dem Wege des Experiments verkörpern zu wollen und darüber gleichfalls die Erfahrung machen muß, wie so oft wir Sclaven unserer Vorstellungen werden:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.

Eine solche Betrachtungsweise war den Zeitgenossen Schiller's nicht fremd, da ihnen sein Product zu Gesicht kam. Wilhelm von Humboldt (Briefwechsel mit Schiller, pag. 478) drückt mit immer lebendiger Freundschaft dem Dichter darüber zwar Bewunderung aus, lobt es aber am meisten eben um jenes künstlichen Raffinements willen, womit es seine künstlerischen Schwächen bedeckt. Denn hier werde, meint Humboldt, einem Stoffe vor unserer Einbildungskraft Geltung verschafft, „für welchen nichts im Gemüthe des Lesers vorbereitet ist, der an sich sogar künstlich ist und bei minder guter Behandlung hätte spielend aussehen können.“ In Wahrheit, man hat eine dramatische Studie über das Spiel des Zufalls vor sich. Alle Personen des Stückes sind Hazardspieler, alle setzen auf die gleiche Karte fort, welche niemals Farbe sein wird, und alle verlieren auf die gleiche Weise. Deshalb wird Beatricens Partie auch nur in Compagnie mit beiden Brüdern gespielt und geht alsbald ganz verloren, wenn einer ihrer beiden Spielcompagnons zurücktreten muß und verloren hat. Dann wirft sich Beatrice in die Spielpartie der Mutter und spielt da ein Va banque weiter, während sie doch mit ihres Bräutigams, und die Mutter mit des Sohnes Tod, bereits ihren allerletzten Einsatz verloren hat. Da sie alle zusammen das Gleiche und in der gleichen Weise thun, so kann von einer verschiedenartigen Anlage und Behandlung der Charaktere keine Rede sein. Wie schwer scheint es, sich diese Beatrice, diese Isabelle als Statue, als Bildwerk mit determinirter Miene und individueller Gestalt denken zu sollen. Schröter hat uns den Don Quixote gezeichnet, Cornelius uns den Faust sammt Gretchen, Kaulbach sogar den Reineke Fuchs — in allen diesen Bildwerken erkennen wir eine unabänderlich zutreffende Gestaltung unserer persönlich aus den betreffenden Schriftwerken erhaltenen Eindrücke; aber diesen Geschöpfen des Schiller'schen Schauspiels vermögen wir kein Gesicht zu geben; sie sind Masken der Verwegenheit, sie tragen ihre Entstehungsgeschichte nicht in sich, man muß erst anderswoher Bericht über sie einziehen.

Wir thun letzteres hier zum Schlusse.

Als unser Dichterpaar sich dem Höhenpunkte ihrer Kunsterkenntnisse näherte, als Beide ihre weiteren dramatischen Leistungen brieflich und mündlich mit einander erwogen, fühlten sie wiederholt, daß man mit dem deutschen Schauspiele neuerdings auf einen Abweg gerathe und daß man statt des damals besonders cultivirten historischen Dramas endlich der Tragödie selbst bedürfe. Um dieses zu gewinnen, griffen sie zum einfachen Stil der Alten zurück. Hier war's vor Allem nothwendig, dem ganzen äußerlichen Bühnenbehelf zu entsagen, durch den das Schauspiel so leicht seine innerlichen Kunstmängel verdecken kann. Das neue Stück sollte durch den innern Entwicklungsgang seines Gedankens wirken, seine Rollen sollten nur die nothwendigen und proportionirten Gliedmaße dieses Gedankenorganismus sein. Alles Zierrat- und Nebenwerkswesen, der ausgeklügelte Luxus einer redoutenhaften Scenerie, einer archäologisch-prunkhaften Costümirung, unsere persönliche Voreingenommenheit für angestrengtes Heldenwesen, für aufgeputztes Liebhaberwesen und seiner vergötterten Solorollen, also auch das Virtuosenthum der Coulissenreißerei und der ganze Guckkasten, zu dem damals die Bühne rasch wieder abzusinken begann, dies sollte mit dem neuen Versuche abgeschnitten werden. Dasjenige Bühnen-

stück, das seine Wirkung allein aus seiner schönen Wahrheit zieht, aus der würdevollen Bewegung seiner Idee, die entweder bereits eine Weltanschauung gewesen ist oder sich wieder zu einer solchen erweitert, ein solches Stück ist überall gleichverständlich, gleichüberzeugend, überall aufführbar, eine Rückkehr zur Natur, eine Lehrmeisterin des ganzen Volkes. Und auch nach Schiller's bekanntem Aufsatze sollte ja die Bühne neuerdings ein solches Mittel werden zur Nationalerziehung. Diesem Plane gemäß entwarfen sich unsere beiden Dramatiker zwei Stücke, in denen sie statt der bisher beliebt gewesenen geschichtlichen Besonderheiten nur die einfachsten und allgemeinsten Menschheitsverhältnisse zum Inhalt erhoben, das Kindes- und Elternverhältniß, die Familie. Göthe nannte sein Werk Die natürliche Tochter, Schiller das seinige Die feindlichen Brüder. Schiller's dafür aufgesetztes Rollenverzeichniß hieß nun also: Mutter, Tochter und Brüder; und dasjenige bei Göthe lautet: Vater, Sohn und Stieftochter. Es sollen dies, sagt Schiller, im schon angeführten Vorworte pag. XIII. „keine wirklichen Wesen sein, die blos der Gewalt des Momentes gehorchen, die blos ein Individuum darstellen, sondern es sind ideale Personen, Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen."

Sonach müssen denn diese beiden Stücke der zwei unter gleicher Aufgabe arbeitenden Freunde manche Aehnlichkeit mit einander haben.

Göthe's Eugenie wie Schiller's Beatrice ist eine Fürstentochter, die ihre Jugend in klösterlicher Verborgenheit hinbringen muß, um damit den Familienfrieden einer herrschsüchtigen Dynastie bewahren zu helfen. Die eine steht dem Neide des Bruders als Halbschwester, die andere zweien sie und sich selbst beneidenden Brüdern im Wege. Unwillkürlich hebt eine jede von ihnen den Frieden auf, da man sie zur Besiegelung der neu gewonnenen Eintracht aus ihrer bürgerlichen Einsamkeit in das Herrenschloß ihrer Geburt zurückversetzt. Ein zu lauter Liebe geschaffenes Schwesterherz entzündet dann plötzlich alle Gewitter menschlicher Leidenschaft, wird zur Stifterin der wildesten Palastrevolution und während sich ihr ganzes Geschlecht vertilgt und das Reich zusammenbricht, bleibt sie allein übrig und überschaut den Schutthaufen einstiger Größe. So weit sind sich beide Stücke gleich; in der Ausführung aber weichen sie viel weiter von einander ab, als etwa die Verschiedenheit zweier Dichternaturen blos bedingt haben würde. Göthe hat seinen Stoff aus der französischen Staatsumwälzung geschöpft, Schiller hat den seinigen erdacht. Das Schicksal Eugeniens las Göthe in den Memoiren der Prinzessin Bourbon-Conti, der ganze Stoff lag so sehr auf realistischem Boden, daß der Dichter zu seiner ungemeinen Bestürzung selbst noch der Heldin persönlich begegnen mußte, nachdem er deren Hülflosigkeit lange vorher unbefangen in Scene gesetzt hatte. Schiller's Product hat diesen Boden der fesselnden Wirklichkeit nicht, seiner Beatrice Schicksal stammt rein aus der Willkür seiner dichterischen Erfindungskraft, es ähnelt sogar der Oedipussage, und da es alles Geschichtliche rein bei Seite liegen läßt, so scheint es strenger an dem gemeinsam beredeten Arbeitsplan festzuhalten. Nun muß man aber das blos thatsächlich Wahre in der Historie ja nicht mit der historischen Glaubhaftigkeit einer Begebenheit selbst verwechseln, nicht das, was geschehen ist, verwechseln mit der Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit, mit der es sich zugetragen hat. (Aristoteles Poëtik, cap. 9). Freilich geschehen ist viel, aber es mangelt die That, sagt ein Epigramm Platen's über die poetische Wirkungslosigkeit der mancherlei historischen Stoffe, welche von der Neuzeit bald episch, bald dramatisch in Arbeit genommen worden sind. Nur das Thatsächliche an einem Geschehenen bewegt uns und zwar in so ferne, als es uns in seinem thatsächlichen Eindrucke vorgeführt wird. Hamlet's Auge füllt sich mit Thränen, da ihm ein Comödiant aus der Rolle der Hecuba vordeclamirt. Um Hecuba! ruft er dann verwundert über seine überraschende Rührung aus, was ist Hecuba! Hamlet weint, da er in einer Dichtung, bei einem bloßen alten Märchen, die große Wirkung des sittlich Wahren verspürt, und wie bei einer treffend erzählten Anekdote muß er sich zuletzt gestehen, si non e vero, e ben trovato. Historisch Richtiges und Wahres bedingt noch nicht zugleich das Vorhandensein von etwas sittlich Wahrem; ist dieses aber mit vorhanden, so wird es für alle Welt zum fixen historischen und moralischen Beispiel, zum

Gattungsnamen, zum ästhetischen Erkennungszeichen in allen Sprachen. Die Dichtkunst kann ohne diesen Inhalt nicht bestehen. Die Geschichte, die doch nur factisch Wahres berichtet, kann ganze Perioden hindurch den Inhalt dieses sittlich Wahren vermissen lassen; die Dichtkunst aber kann ohne dasselbe keinen Schritt thun, obschon sie doch nur Erdichtetes erzählt. Schiller sieht eben hierin den Scheidepunkt zwischen ächter und falscher Kunst überhaupt liegen, er sagt daher über die dramatische Poesie:

Sie kündigt nichts als eine Fabel an
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken.

Aber, fügt er sogleich hinzu mit einem Seitenblick auf das manierirte französische Drama: Das Falsche stellt sich wahr, um zu berücken. (Ueber Voltaire's Mahomet). Warum sollte nun die Phantasie des Künstlers sich dem Geschichtlichwahren entschlagen, wenn es zugleich das Sittlichwahre in sich erblicken läßt; und wie sollte sie je in eigner isolirter Hervorbringung hinanreichen an die ebenmäßige Macht einer vom ganzen Völkerleben durchgelebten Katastrophe, die durch so viele Geistesbestrebungen feingliedrig gemacht, durch die Wärme so vieler Herzen ausgezeitigt, durch hundert Häupter ausgesonnen, durch tausend Arme ausgeführt worden ist? Diesen Vortheil hat hier Göthe's Dichtung vor der Schiller's voraus. Schon der milde Reiz von Eugeniens jungfräulicher Seeleneinfalt und Unbescholtenheit fällt als ein erquicklicher Strahl in jene uns voraus bekannten Schrecknisse einer zwieträchtig und sittlichfaul gewordenen Welt, und die Würde der reinen Menschennatur fesselt unser Auge mitten im grauenhaften Anblicke eines allgemeinen Ruins. Dieser tröstlichen Erkenntniß aber giebt der Dichter erst die Gestaltung, macht sie zur Grundlage seines Schauspiels, macht sie zum neuen Inhalte unserer geschichtlichen Anschauung; er läßt, wenn die alte Welt in Trümmer geht, die neue Welt aus der Macht des sich treu bleibenden Menschenherzens, zunächst aus der unbestechlichen Seele des reinen Weibes, aus dem Ehebund und der Familie hervorgehen. Diese Idee, welcher Göthe Gestalt gab und sie so zum Praktischen in seiner Kunstrichtung mit erhob, bleibt freilich noch gar manchem nüchternen Leser fremd und er klagt dann über die Kälte des Gedichtes, wie etwa auch über die Kälte Eugeniens selbst. Das Schiller'sche Gedicht dagegen, das allein der stoßweise arbeitenden Phantasie des Poeten ausgesetzt ist, muß einen ruhelos brausenden gewaltthätigen Charakter hervorbringen. Die persönlichkeitsarme Beatrice, entschluß- und thatlos, sucht durch Schwung und Pracht zu entschädigen, es läßt sich also jener nüchterne Leser etwa durch ihr falsches Pathos wohl betäuben. Allein dieser Moment hat auch bei ihm keine Dauer, das Ende ist unausbleibliche Erschöpfung und Abgespanntheit. Er wird dann auf seine eigne Stimmung den Vers anzuwenden haben, mit welchem der Chor abschließt: Erschüttert steh ich, weiß nicht — ob ich bejammern oder preisen soll. —

Eugenie kennt die Macht der gegen sie losbrechenden Gewalten; mit jedem Schritte ihrer Flucht und Abwehr kommt sie ihnen nur um so näher, und wenn sie ihnen dann mit der einzigen Waffe, die noch übrig ist, mit der rührenden Macht der Wahrheit entgegentritt, wir lernen da die Macht dieser Seele kennen, die äußerlich längst überwältigt ist und sich an ihrem innerlichen Vertrauen aufrecht erhält. Und obschon wir dann das Vorauswissen über ihren endlichen Untergang mit ihr theilen müssen, so wünschen wir ihr doch, gerettet zu sein und fortzuleben, um so dringender, je weniger wir selbst noch einen Rettungsweg anzugeben vermöchten. Wenn aber Beatrice den Sturz ihres Hauses überlebt, so sind wir damit nicht getröstet, wir sind eher dem Dichter darüber gram. Und muß er ihr schließlich doch das Leben schenken, das ihr schon so ganz zur Qual gemacht ist, so ist damit ja eingestanden, daß sie nur ganz äußerlich vom Schicksal ergriffen gewesen, daß diesem keine gerechte Macht über sie gegeben gewesen sei, daß also auch der hohe Grad des für sie verlangten Mitleids ein unbillig verlangter gewesen sei. Es ist ihr im Gegentheil weit mehr an Schicksal und Bedeutung vorausgegeben, als sie hat aufbrauchen können, und dies ist ein so unverzeihlicher Haushaltungsfehler, eine solche Vergeudung, daß wir derlei der Vernunft des Himmels nicht zuschreiben wollen.

Erscheint nun am Schlusse dieser Auseinandersetzung etwa die Frage noch einmal, worauf es denn in diesen Gattungen der Tragödiendichtung überhaupt ankomme, so dient darauf in Kürze dieselbe Antwort, welche Demosthenes auf die Frage gab, worauf es hauptsächlich in der Beredtsamkeit ankomme. Dreimal nacheinander wiederholte er nachdrucksam: Auf den Vortrag! Und in Göthe's Eugenie (Bd. 9, pag. 304) heißt es nicht anders:

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Aarau. **E. Rochholz.**

Das 6. Heft des 3. Jahrganges von Dr. Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung enthält eine Abhandlung von Curtius über die labiale tenuis als Vertreterin einer gutturalen im Griechischen; Ergänzungen zu Kirchhoff's und Lange's Arbeiten über die oscische Tafel von Bantia, von Bugge und den Schluß des 5. Artikels einer längeren Abhandlung des Herausgebers „über das alte S und einige damit verbundene Lautentwicklungen". Angezeigt wird von Förstemann, Pott's ausführliches Werk über die Personennamen, insbesondere die Familiennamen, das prinzipiell das ganze Namenwesen aller Völker, Zeiten und Gattungen umfaßt, vorzüglich aber die Familiennamen in der am Verfasser bekannten grundgelehrten Weise behandelt; und von Kuhn „Dr. Pfeiffer's Ausgabe der Deutschordenschronik des Nicolaus v. Jeroschin. Das Heft schließt mit einer Miscelle von Kuhn über die Morgenröthe und die Schicksalsgöttinnen, welche den innigen Zusammenhang von Eos und Ushas nachweist, die Sage von Sûryâ = Ἑλλη, mit der von Brunhildens Wettlauf, den Niblungenhort mit dem goldnen Fließ als verwandt zusammenstellt und somit zeigt, wie sich Schicksalsgöttinnen, Walkyren und Morgenröthe in wesentlichen Punkten berühren.

Unter dem Titel „Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen. Specimen 1. 2." hat Herr Dr. Mahn zu Ende 1854 als einen Beitrag zu Diez Wörterbuch 15 Wörter besprochen, deren Ableitung hier großentheils als wohlgelungen anzusehen ist. Nach einer etwas langen Einleitung, welche die Verdienste der deutschen Philologen auf dem romanischen Sprachgebiete hervorhebt, zeigt er, daß anchois, laya, gorra, sauro, zapato aus dem Baskischen, alligatore, mariposa aus dem Spanischen, calibre, abrigo, maraudeur direct aus dem Lateinischen, hazard, amiral aus dem Arabischen abzuleiten sind; falsch scheint die gegen Diez behauptete Ableitung von caserne aus casa d'arme, interessant ist die ausführliche Geschichte des Wortes porcellana. Druckfehler sind nur zwei störend, S. 13, Zeile 7 von unten pitet statt petit, und bei gorra die Zahl XII statt XIII; die äußere Ausstattung ist aber leider, wie bei mehreren im Selbstverlage des Herrn Dr. M. erschienenen Schriften, gar zu sehr abstechend gegen sonstige Erscheinungen auf romanischem Sprachgebiete, die sich besonders bei den Franzosen durch Splendidität auszuzeichnen pflegen. **Sachs.**

In dem Verlage von H. Hollstein in Berlin erscheint jetzt in Lieferungen ein von Dr. H. Kletke veranstaltetes Sammelwerk unter dem Namen Walhalla, welches es sich zur Aufgabe gestellt hat, die gesammte deutsche Prosa des 18. und 19. Jahrhunderts, wissenschaftliche, wie schönwissenschaftliche, soweit sie der allgemeinen Literatur angehört, durch biographische Charakterbilder, umfassende Proben und literarische Nachweisungen ausführlich darzustellen. Die erste uns vorliegende Lieferung behandelt Rabener, Gellert und J. J. Winkelmann; für die zweite sind Charakteristiken von Kästner, Sulzer und Justus Möser versprochen. Wird das Werk der Probe entsprechend fortgesetzt, so kann es an Abnehmern nicht fehlen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Deutscher Sprachwart. Zeitschrift für Kunde und Kunst der Muttersprache, herausgegeben von M. Moltke. 1. Jahrg. (Selbstverlag.) 2²/₃ Thlr.

E. Bruch. Zur Physiologie der Sprache. (Basel, Schweighauser.) 15 Sgr.

Lexikographie.

J. A. Beil. Technologisches Wörterbuch in deutscher, französischer und englischer Sprache. 2. Lfrg. (Wiesbaden, Kreidel & Riedner.) ²/₃ Thlr.

Literatur.

K. Müllenhoff. Zur Geschichte der Nibelunge Not. (Braunschweig, Schwetschke.) 1 Thlr.

Zur deutschen Literaturgeschichte. Drei Untersuchungen von Dr. Fr. Pfeiffer. (Stuttgart, Köhler.) 20 Sgr.

A. Holtzmann. Kampf um der Nibelungen Hort gegen Lachmann's Nachtreter. (Stuttgart, Krabbe.) 8 Sgr.

K. F. Göschel. Die Sage vom Parcival und vom Gral nach Wolfram v. Eschenbach. (Berlin, W. Schulze.) 9 Sgr.

H. Markgraff. Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen geschildert. (Leipzig, Brockhaus.)

K. Ziegler. Grabbe's Leben und Charakter. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) 1 Thlr.

J. Hub. Die deutsche komische Dichtung seit Beginn des 16. Jahrh. bis auf unsere Zeit. 2. Band. (Nürnberg, Ebner.) 24 Sgr.

Oeuvres de Cyrano de Bergerac, précédées d'une notice par Le Blanc. (Paris, Lecou.)

Cours de littérature dramatique, ou De l'usage des passions dans le drame, par St.-Marc Girardin.

Bryant's poems; with Essay by G. Gilfillan. (Liverpool, Hall.) 2 s.

Jules César, tragédie de Shakspeare, traduite de l'anglais en vers français par Aug. Barbier. Nouvelle éd. (Paris, Dentu.) 2 fr.

Grammatik.

T. Benfey. Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger. (Leipzig, Brockhaus.) 3 Thlr.

Ueber deutsche Orthographie v. Dr. C. G. Andresen. (Mainz, Kunze.) 24 Sgr.

H. Steinthal. Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander. (Berlin, Dümmler.) 2½ Thlr.

Hilfsbücher.

E. Maier. Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. $8^3/_4$ Sgr.

M. W. Götzinger. Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache. 2 Theile. (Schaffhausen, Hurter.) 1 Thlr. 21 Sgr.

H. Düntzer. Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1. Heft, Hermann und Dorothea von Göthe. (Jena, Hochhausen.) 5 Sgr.

Die Gesetze der franz. Sprache, nebst Uebungen zur Anwendung derselben von Dr. C. F. Gnüge. (Erfurt, Kayser.) 20 Sgr.

Éléments de la grammaire française. Ouvrage qui a pour but de graduer l'enseignement grammatical et de lier la gr. fr. à la latine et à la grecque. (Paris, Lecoffre.) 1 fr.

Principes de composition et de style appliqués à la narration et au style épistolaire, p. Eug. Talbot. (Paris, Dezobry & Magdeleine.) 1 fr.

C. Comberbach. Grammaire anglaise comparée aux langues flamande et allemande, ou Méthode facile pour apprendre cette langue. 2 vols. (Brüssel, Kiessling, Schnée & Co.) 20 Sgr.

C. Comberbach. Recueil de thèmes, d'exercices et de versions pour faciliter l'étude de la langue anglaise. (Ebendaselbst.) 12 Sgr.

O. Busch & H. Stelton. Handbuch der englischen Umgangssprache. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

L. Lemcke. Handbuch der spanischen Literatur. I. Bd. Die Prosa. (Leipzig, Fleischer.) $2^1/_2$ Thlr.

Herder's Aesthetik.

(Fortsetzung.)

III. Die künstlerische Teleologie.

§. 27.*) Wie überhaupt kein menschliches Werk, wenn es den Anforderungen der Vernunft entsprechen soll, ohne Bedürfniß und Zweck entspringen kann, d. h. wie in irgend einer Weise eine vernünftige Nothwendigkeit ihm zu Grunde liegen muß, so ist auch eine wahrhaft schöne Kunst ohne teleologische Beziehung nicht denkbar. Jede künstlerische Schöpfung, die ein Recht auf diesen Namen hat, leitet ihre Quelle aus „Bedürfnissen und Trieben, Begriffen und Neigungen" ab; sie ist dazu bestimmt, das Wesen der menschlichen Natur nach ihren verschiedensten Seiten im Lichte der Idee darzustellen und auf die Befreiung derselben hinzuwirken. Hiernach dient die Kunst ganz eigentlich der menschlichen Bestimmung; sie ist nicht sowohl für sich selbst und für den Künstler da, der sich durch sie befreien will und muß, als daß sie das große Werk der Menschenbildung unterstützt und fördert. Die Kunst soll uns — darin liegt ihre höchste und letzte Aufgabe — durch die Art, wie sie in einem freigeschaffenen Bilde die Einheit des Geistes mit der Natur darstellt, von den zwingenden Gewalten der Natur befreien; sie soll uns

*) Blumenlese aus morgenländischen Dichtern S. 207 f. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 121. Kalligone I. S. 156, 174 f., 195. II. S. 162, 179 f., 188, 185 f., 206 f. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 95, 138 f., 157, 206, 328. Sophron S. 57. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 49, 168. II. S. 19, 32. Geist der hebräischen Poesie I. S. 192, 237. II. S. 13 f., 111—114, 134, 139. III. S. 11, 250. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie I. S. 222. II. S. 75, 169 f., 179. Theologische Briefe III. VI. S. 228, 247 f. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 226, 228, 230, 242, 268, 272, 277 f., 289—291. Legenden S. 23. Vom Studium der Theologie S. 81. Antiquarische Aufsätze S. 7, 9. Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 17—20, 61. Kritische Wälder I. S. 212 f. Ueber den Einfluß des Schönen in die höheren Wissenschaften S. 189 f., 202, 204.

zu sittlichen Gebietern der Natur erheben. Will sie aber diesen Zweck erreichen, so ist es unerläßlich, daß sie die Seele durch eine freudige Stimmung, die sie derselben mittheilt, für die Aufnahme der höheren Offenbarungen empfänglich mache. Daß diese Freude aber im höchsten und idealsten Sinne genommen werden müsse, geht aus der hohen Stelle hervor, die Herder den Schöpfungen der Phantasie in der sittlichen Welt einräumt. Er bezeichnet nämlich die Poesie geradezu als die Blüthe des menschlichen Geistes, d. h. als die höchste, zarteste und erquickendste Form, in der unsere geheimsten Ideen und Empfindungen zur Darstellung kommen. Was nur irgend von Gutem, Großem und Göttlichem in unserer Natur liegt, das feiert in der Dichtkunst seine glückliche Frühlingszeit, sein Jugendalter voll Hoffnung und fröhlicher Aussicht. Die Poesie ist nach Herder „die Sprache des Gesammtwunsches und Sehnens der Menschheit"; in alle ihre Schöpfungen leuchtet das himmlische Bild des Paradieses hinein, das wir verloren haben und wieder gewinnen wollen. Die Seligkeit des Herzens, den Frieden mit uns und mit der Gottheit bringt sie zur Anschauung; in ihren Hintergründen erschließt sie immer die Pforten des Himmels und weckt die Sehnsucht nach der ewigen Heimath, die uns endliche, dauernde Befreiung von den Schranken des dunkeln Erdenlebens verheißt. In dieser Beziehung läßt sich die Kunst und überhaupt die Schönheit als die Ahnung einer mangellosen Seligkeit bezeichnen. Damit stimmt es denn auch ganz zusammen, wenn Herder in der Kunst „das Ideal unserer Vorstellungsart" erblickt, wenn er, mit andern Worten, die Kunst als eine Enthüllung der in der Wirklichkeit sich durcharbeitenden göttlichen Idee und als die lichte, durchsichtige Gestalt derselben betrachtet. Dadurch geschieht es denn auch, daß die zunächst nur sinnliche Freude, die durch die Kunst geweckt wird, sich in eine überirdische Seligkeit, in ein göttliches Entzücken verwandelt. Denn sie gewährt uns ein Unterpfand dafür, daß überall, wohin wir auch blicken, selbst in den niedrigsten und verkommensten Gestalten, die göttliche Idee noch gegenwärtig ist, daß wir beständig, auch unter den bittersten Leiden, im Göttlichen wandeln, und daß es endlich einmal aus allen Gräbern auferstehen und sich verherrlichen muß.

Wenn also die Menschheit in der andächtigen Hingabe an die Kunstwerke das Fest ihrer Auferstehung vorahnenden Geistes begeht, und wenn der Künstler den Beruf in sich fühlt, der Priester dieses

Festes zu sein und die Opferstätte des Gottes zu bereiten, so kann von den Zwecken der Kunst nicht groß und ernst genug gedacht werden. Herder macht in diesem Sinne auf eine Stelle des alten Dichters Opitz aufmerksam, worin dieser, nach dem Vorgange der Alten, in der Poesie „die erste Philosophie, eine Erzieherin des Lebens von Jugend auf" erblickt, „welche die Art der Sitten, der Bewegungen des Gemüthes und alles Thuns und Lassens lehre". Hiernach liegt es also in dem Wesen jeder ächten Poesie begründet, daß sie, wenn auch nicht in der Form des reinen Denkens oder der eigentlich pädagogischen Lehre, die Augen des Geistes nach allen Seiten hin zur Erkenntniß aufschließt, daß sie namentlich alle Geheimnisse der sittlichen Welt offenbart und uns den reinen Maßstab für ein göttliches Handeln darbietet. Wenn Herder außerdem behauptet, die künstlerische Nachahmung gewähre uns nur deßhalb ein so großes Vergnügen, weil sie belehrend sei, so ist darin der Gedanke eingeschlossen, daß wir als Menschen das reinste Entzücken und die völligste Freiheit in dem Erkennen der Wahrheit finden, und daß uns diese Wahrheit nirgends lebendiger und unmittelbarer vorgeführt wird, als in der Kunst.

Indem nun Herder den didaktischen Charakter der künstlerischen Schöpfung näher zu bestimmen sucht, so bezeichnet er sie als einen Spiegel der Natur und der Sitten, die nämlich beide von dem freien Lichte der Idee vollkommen in der Weise durchdrungen werden, daß der Mensch, wenn er in das Kunstwerk sich hineinlebt, unwillkürlich den richtigen Takt der Natur und den Sitten gegenüber sich aneignet, daß er durch die Kunstbetrachtung sich selbst zu einem ethischen Kunstwerke umformt.*) Vorzüglich wichtig aber ist der an Schiller angrenzende Gedanke, daß die Kunst eine Lehrerin der Einfalt, der Wahrheit und Humanität, eine Verkündigerin der ächten, ungetheilten sittlichen Natur des Menschen sei. Hiernach liegt die Bestimmung der Kunst ganz besonders darin, daß sie dem Menschen, der alle seine Kräfte zertheilen und zersplittern muß, um den verschiedenartigsten

*) Sehr schön sagt Herder im Anschlusse an diesen Gedanken (Antiquarische Aufsätze S. 87.): Die besten Menschen des Alterthums hätten ihr Dasein als einen Marmor betrachtet und es für ihre Bestimmung gehalten, demselben für alle Verhältnisse eine schöne Gestalt zu verleihen; ihr Leben sei ihnen wie ein Saitenspiel erschienen, von dem sie geglaubt hätten, daß es mannichfaltig, aber immer harmonisch ertönen müsse.

Anforderungen des Lebens entgegenzukommen, die ursprüngliche Einheit seines ganzen Wesens wiedergibt, daß er in ihr sich organisch aus einem Mittelpunkte entfaltet,*) während die verkümmerte Wirklichkeit eines von der Civilisation und Reflexion durchfressenen Lebens ihn beständig mechanisirt. So wird die Kunst zu einem Asyle der Natürlichkeit, in das wir uns flüchten, in dem wir uns wiederherstellen, wenn wir durch die Lüge des Lebens uns selbst entfremdet sind. In dieser Beziehung kann man die eigentliche Poesie jedes Kunstwerkes als idyllisch bezeichnen, und daß dieser Gedanke mit der Idee des goldenen Zeitalters, das in jede Kunstwelt hereinleuchte, übereinstimmt, hat Herder selbst auf eine höchst sinnvolle Weise auseinandergesetzt. Wenn Aristoteles die Reinigung der Leidenschaften als die letzte Bestimmung der Tragödie bezeichnet, so dehnt Herder mit vollem Rechte den Kreis dieser Wirkung über das ganze Gebiet der Poesie und der Kunst überhaupt aus. Es ist also ein wesentliches Ziel der künstlerischen Thätigkeit, durch unmittelbare Vergegenwärtigung unseres ganzen Gemüthslebens im Bilde einer einzelnen Erscheinung desselben unser Gemüth zu befreien und zu reinigen und die Affekte selbst in Offenbarungsformen der Idee umzuwandeln, uns in der Gestalt des Schönen nur das Wahre und Gute lieben zu lehren, also unser natürliches Schönheitsgefühl mit dem ethischen Momente zu durchdringen. Wenn uns die Wahrheit und Güte in der Gestalt der Schönheit vorgehalten werden, bilden sie unvermerkt und mit Entzücken sich uns an. Ein ächtes Kunstwerk ohne sittliche Tiefe und Weihe erscheint Herdern als ein Begriff, der sich selbst widerspricht. Ohne das Pünktchen der Wage, das uns auf ein Haar lehre, was recht, wahr, gut und ehrenhaft sei, bleibe die geistvollste Nachahmung ein Marionettenspiel, eine sinnliche Maskerade. Ein Kunstwerk werde durch die Gesinnung göttlich oder gemein. In der Gemeinheit bleibe der Dichter stehen, wenn ihm die Zauber der moralischen Grazien abgingen, ja der Grund aller Poesie sei „die innere Rechtschaffenheit und Honettetät im Herzen des Volks". „Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte Namen, so wird auch

---

*) Wir erinnern in diesem Zusammenhange an eine Stelle in der Schrift: Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 227 ff. Wie Gott in der Natur zu dem hebräischen Volke „sprach und durch alle Begebenheiten seiner Geschichte, so wollte auch der Geist ihrer Dichtkunst zu ihnen sprechen, in's Herz, für die Sinne und den ganzen Menschen"!

jede Harfe dumpf und im Nebel tönen." — Obgleich man seit Kant und Schiller gewohnt ist, das Schöne so aufzufassen, daß es den Zweck seiner Existenz in sich selbst trägt, aus sich selbst geboren und für sich selbst bestimmt ist, so bleibt es doch wahr, daß nur aus der ethischen Reinheit des Gemüths ein wahres Kunstwerk entspringen kann. Nur die rückhaltlose, ungetheilte Treue gegen die Idee stimmt uns zu jenem Frieden, ohne welchen die göttliche Harmonie des künstlerischen Schaffens nicht zu denken ist. Der Zerfall mit uns selbst hat auch bei dem glänzendsten Talente der Darstellung das Häßliche und Verzerrte in den Formen zur Folge. Aus der Heuchelei des Dichters geht die Unnatur seines Liedes, aus der Lieblosigkeit seines Herzens die Kälte seiner Darstellung, aus einer verdorbenen, üppigen Phantasie die weichliche und wollüstige Schlaffheit des Styles hervor. Wenn auch das Subject auf jedem andern Gebiete des Geistes sich selbst belügen könnte, in der Dichtkunst muß es die Larve ablegen und sein innerstes Wesen zur sichtbaren Gestalt herausbilden. Das Lied ist der Verräther unserer verborgensten Stimmungen, Neigungen und Leidenschaften; durch eine Wendung, durch ein Wort, durch einen Hauch bringt es die lang verschleierte Persönlichkeit an den Tag. Keine Physiognomik ist zuverlässiger und evidenter, als die Kritik, die den Künstler aus seinem Werke erkennt.

Nach den obigen Bemerkungen würde der Adel des Kunstwerkes auch in ästhetischer Beziehung durch die demselben eingehauchten Gesinnungen bedingt.

Die Geschichte der Kunst beweist es zur Genüge, daß nur die edelsten und großartigsten Charaktere ihrer künstlerischen Aufgabe zu entsprechen, ihre Sendung zu erfüllen vermochten. Die sittlichen Mängel der Individuen haben sich jederzeit durch die Abschwächung des Genius gerächt; die Tugend hat ihnen stets die kühneren Flügel verliehen. Aus der sittlich religiösen Begeisterung erwuchs das Beste von Klopstock's Kraft, und Goethe's Mängel haben ihren Grund in den lieblosen oder unmännlichen Regionen seines Charakters. Weil er das Geheimniß der Liebe am tiefsten ergründete und alle Wurzeln seines menschlichen Daseins damit befruchtete, war Shakspeare der größte unter allen Dichtern. Die Gewalt seines Geistes beurkundet sich hauptsächlich dadurch, daß er in seinen Dramen uns ein sittliches Weltall aufstellt.*)

*) Wie Herder überhaupt die deutsche Muse als eine ehrwürdige Vestalin der

Da die Religion das wahrhafte Siegel unseres ethischen Lebens ist, da nur aus ihr die Gewißheit und die absolute Bekräftigung des Moralgesetzes entspringt, so versteht es sich nach dem Obigen von selbst, daß sie das lebendige Herz aller Künste ist. Opitz bemerkte daher, die ursprüngliche Dichtkunst sei nichts anderes, als „eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Dingen" gewesen. Die größten Dichter waren deßwegen auch von einer tiefen Religiosität und sprachen in den höchsten Momenten ihrer Begeisterung einen zarten und innigen Glauben an das göttliche Walten aus. Den religiösen Charakter der Kunst erfaßte Herder besonders in der christlichen Musik und Malerei. Die höchste Stimme der Musik, die ihm wie eine Engelssprache lautete, rief in seinem Herzen eine „heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude" hervor. Von der „geistigen Anmuth und Seelengröße", von der „transscendentalen Erhabenheit und Hingebung", von dem „Engelsgefühl", das in den heiligen Gestalten eines Raphael, Domenichino, Corregiso, Guido und Guercino sich ausdrücke, fand er sogar in den Werken der Alten „vielleicht nur hie und da eine in die Sinnlichkeit verhüllete Knospe". „Jede der Madonnen", sagt er, „fast jede der Gestalten

---

Wahrheit und Tugend preist, so unterläßt er es namentlich nicht, an Klopstock die moralische Schönheit rühmend hervorzuheben. Man übersehe jedoch nicht, was er von diesem Dichter in den Fragmenten zur deutschen Literatur II. S. 49. sagt: „Es mag immer wahr sein, daß Klopstock oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Epischrührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unserer Zeit oder beides zusammen. Wer kann dafür, daß Klopstock es für den letzten Endzweck der höheren Poesie hält, nicht „alle unsere sinnlichen Kräfte zu bewegen, sondern die moralische Schönheit". „Sie sei das wahre Kennzeichen des Werthes von jener". Die erste Hälfte dieser Stelle hat den Sinn, daß Klopstock den Zweck des epischen Dichters, durch objective Entfaltung der Weltbegebenheiten das Gemüth zu reinigen und zu bilden oder die aus den Thatsachen entspringende Ethik zu verkündigen, häufig bei Seite setzt und mit seiner subjectiven moralischen Weltansicht hervortretend, sich über die Begebenheiten in die Regionen erhabener Empfindungen hinaufschwingt. Die moralische Schönheit, die Klopstock als höchstes Ziel der Kunst vor Augen hat, erscheint auch Herdern als der Ausdruck ästhetischer Vollendung, aber nur dann, wenn sie zugleich die ganze sinnliche Natur des Menschen in sich aufgenommen, gereinigt und verklärt hat. Denn es bleibt doch immer die Aufgabe der Kunst, den natürlichen Menschen für das Reich der Freiheit zu erobern, seine angebornen Triebe und Neigungen nicht abzutödten, sondern durch die Läuterungsflammen des Geistes zu ziehen. Daß aber Klopstock's erhabene Poesie eine Seite der abstumpfenden Askese und des verweichlichenden Quietismus habe, wird nicht in Abrede gestellt werden können.

Raphael's ist von einem Geist durchhaucht, der allenthalben, im Widerstreben selbst, die Anlage der Menschennatur, die man den Engel im Menschen genannt hat, zeiget". „Licht und Farben hoben gleichsam das geistigste Dasein des Menschen empor; Masse und Körper bleiben zurück; die Idee des Menschen, sein Genius, wird sichtbar".

Auch die Poesie gibt ihre himmlische Abkunft dadurch zu erkennen, daß sie nirgends mehr in ihrem ursprünglichen Wesen, in ihrer innersten Tiefe sich enthüllt, als im religiösen Schwunge des Hymnus, der die Seele in die Unendlichkeit des Weltalls hinanträgt. Nach Herder's schöner Bezeichnung ist es namentlich die Poesie des Morgenlandes, die auf dem Felsen des ewigen Gottes feststeht. Indem er mit besonders feinem Sinne und inniger Hingebung des Gemüthes die hebräische Dichtung in sich aufnimmt, erscheint ihm dieselbe als die Tochter des Himmels, als die Braut seiner Ehre, als die Rächerin seines Namens, als ein reiner Altar des einzigen, des wahren und heiligen Gottes, als eine Opfer- und Tempelpoesie, deren göttliche Zeichenschrift selbst in den geringsten Bildern zu erkennen sei. Für den einzigen Zweck ihres Daseins erklärt er die Bildung des Volkes zum königlichen Priesterthume der Gottheit. Sie enthülle uns Träume vom Gottesreiche, sie rufe eine feste und geistige Zuversicht auf das höchste Wesen in uns hervor. In ihr träten uns kindliche Bilder entgegen, die sich der schwache Mensch von dem himmlischen Vater gestalte, durch die er den mit Gott geschlossenen Bund sich vergegenwärtige, des höchsten Wortes sich erinnere und die Thaten Gottes sich vorhalte, um sein Herz daran zu stärken. Das Wort Gottes sei die heilige Quelle, die belebende Seele, der umfassende Aether dieser Poesie. Innig geglaubte Wahrheit, göttliche Würde, heiliger Eifer hauche und brause durch alle Saiten der hebräischen Dichter. In den Sittensprüchen des alten Testamentes strahle die Idee Gottes als die Sonne am Himmel, die den ganzen Horizont des menschlichen Daseins erleuchte und die Schattenuhr unserer einzelnen Pflichten und sittlichen Beziehungen mit scharfen Strahlen bezeichne. Mit warmer Liebe spricht auch Herder von der züchtigen Anmuth, von der seelenvollen Grazie („Psyche-Charita") der christlichen Poesie, in der sich Religion, Liebe und häusliche Sittsamkeit zu dem reizendsten Bunde gesellten.

Aus den bisherigen Bemerkungen geht es zur Genüge hervor, welch ein großes Gewicht unser Kritiker auf die ästhetische Bildung

des Menschen im Interesse der Religion und Sittlichkeit legte. In Bezug auf die intellectuelle Bildung als solche wies er noch besonders darauf hin, daß der Geschmack wegen der Schnelligkeit und Schärfe seines instinktiven Blickes ganz vorzüglich dazu geeignet sei, ein Volk, das eben erst aus dem sinnlichen Traumleben sich aufraffe und zum Bewußtsein sammle, in die Vorhallen des Nachdenkens über rein geistige Dinge einzuführen. Er betrachtet die Kunstwerke als Elementarbücher der höheren Erkenntniß, die Beschäftigung und Läuterung des Schönheitsgefühles als die Vorübung des wissenschaftlichen Nachdenkens. Es steht nun hiermit gar nicht im Widerspruche, wenn er sich gedrungen fühlt, auf das Gefährliche der einseitigen oder vorherrschenden Geschmacksbildung aufmerksam zu machen. Indem er den Geschmack mit der Tugend zusammenhält, entdeckt er zwischen beiden den Unterschied, daß der Geschmack unsere sinnlichen Kräfte für ein Kunstwerk, die Tugend alle unsere Kräfte für das große Werk unseres Lebens zu ordnen habe. Wenn es nun auch allerdings in der Bestimmung der künstlerischen Phantasie liegt, unsere sinnliche Natur in das rechte Verhältniß zum Geiste zu setzen und in Geist zu verwandeln, so wird doch Niemand in Abrede stellen wollen, daß hierin selbst eine wesentliche Mitwirkung für die Erreichung des Tugendzweckes enthalten ist. Außerdem aber liegt überall in den höchsten Gattungen der Kunst, namentlich im Drama, eine sittliche Kritik des menschlichen Lebens, Fühlens und Handelns; die Gipfel poetischer Darstellung sind immer die Höhepunkte menschlicher Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Liebe, und die erhabensten Poeten üben das Amt des Weltrichters aus. Dennoch muß nach Herder's Vorgange immer wieder daran erinnert werden, daß die einfache Tugend unendlich höher ist, als aller Glanz der Schönheit, der ja selbst sein bleibendes Licht nur von der Güte und Wahrheit empfangen kann. Es ist allerdings der Fall denkbar, daß die Kräfte der Seele auf die harmonische Entfaltung und Ordnung des Kunstwerkes so eingeschränkt sind, wie der Instinkt einer Biene auf ihre Zelle, und daß dabei die sittlichen Kräfte der Menschennatur nicht zur allseitigen Entwickelung kommen. Wenn auch die Schönheit wie ein Planet um die Sonne des Sittlichen kreist und den Abglanz ihres Lichtes von sich ausstrahlt, so tritt doch nicht selten der Fall ein, daß die Sonne sich hinter Wolken verbirgt und der Planet für sich selbst fortstrahlt, gleich als wenn er das Licht sich selber gäbe. Diese

abstrakt sinnliche Schönheit, deren Tod und Lüge oft nur das Auge des geübtesten Kenners entdeckt, übt einen sirenenartigen Zauber auf den schwachen Menschen aus und gibt ihm ein täuschendes Nachbild himmlischer Gestalten. Ja, mit der Hölle im Busen kann ihr Auge Seeligkeit lächeln und Seeligkeit in das Herz des Betrachters täuschen. Allerdings muß der unsittliche Geschmack, der bei solcher Einwirkung eines demoralisirten Kunstwerkes vorausgesetzt wird, sich auch in ästhetischer Beziehung als verwerflich nachweisen lassen. „Das ist unläugbar", sagt Herder, „daß, wo die Sitten bis auf den höchsten Grad verdorben sind, auch der Geschmuck verdorben sein müsse". Denn „Geschmack ist nur ein Phänomen der Vernunft, die im Genie durch sinnliche und begehrende Kräfte wirket. Nagt nun an diesem Allen der Wurm von Innen, so ist auch ihre äußere Erscheinung schändlich und häßlich, und das heißt schlechter Geschmack im weitesten Verstande." Es ist keine Frage, daß der Kenner an Dichtungen, die aus einer verdorbenen Seele herausgewachsen sind, auch die verkümmerte Schönheit entdecken wird. Das Mißlingen der Kunstwerke ist, wo sie von Genien unternommen worden sind, meistens auf die Rechnung ihrer Demoralisation zu setzen. „Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend sein; wo sie gar nicht ist, da ist auch ihr Bild und Kleid nicht mehr kenntlich". Der Geschmack „ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit wohlanständigen Kleide." Wie aber aus dem Obigen von selbst hervorgeht, läßt es sich gar wohl denken, daß die Blume der Schönheit, von dem mütterlichen Zweige der Sittlichkeit losgerissen, noch eine Zeitlang fortblüht, daß in einem Dichter der Sinn, der Geschmack, die Begeisterung für das Schöne noch nicht untergegangen ist, obgleich die sittlichen Quellen dieser hohen Gaben vertrocknet sind. Außerdem dürfen wir es ja nicht übersehen, daß die vollkommene Eintracht des Guten, Wahren und Schönen zwar in einem Kunstwerke existiren, aber dem unreifen oder verdorbenen Sinne dessenungeachtet sich verschleiern kann. In diesem Falle geschieht es häufig genug, daß der Betrachter den Eindruck des sinnlichen Reizes abstrakt festhält und der im Schönen sich offenbarenden Wahrheit und Güte verschlossen bleibt. Auf diese Weise wird sich leicht eine formell-ästhetische Bildung entwickeln, die zuletzt bis zur Verklärung des sinnlichen Lebensgenusses, ja des Lasters heruntersinkt.

Andere Stellen in den Schriften des großen Mannes zeigen uns freilich, daß er, wahrscheinlich von der ängstlichen Besorgniß vor jener formell-ästhetischen Bildung verleitet, seine hohen Ansichten von der Kunst und dem Genius bedeutend herabstimmte, indem er die schönen Wissenschaften geradezu den höhern gegenüberstellte. Jene sollen nach seiner Ansicht die sinnlichen Triebe, die Neigungen und Leidenschaften, den Witz, die sinnliche Erkenntniß, die Einbildungskraft entwickeln und ordnen; dagegen soll es die Bestimmung der höheren Wissenschaften sein, das Urtheil und den Verstand, den Willen und die Gesinnungen auszubilden. Nun stellt er es zwar nicht in Abrede, daß von den schönen Wissenschaften eine wohlthätige Wirkung auf die höheren ausgehe. Er nennt es Irrthum und Thorheit, diese ohne jene anbauen, also während der Boden brach liege, in die Luft ackern zu wollen. Sehr treffend bezeichnet er die schönen Wissenschaften als das Sehglas zur Wahrheit, die den Sterblichen immer nur im Scheine sich offenbare, und erkennt es dankbar an, daß durch die schönen Wissenschaften das Gefühl der Menschheit in uns gebildet wird.*) Auch wollen wir ihm gewiß nicht entgegentreten, wenn er es als Bestimmung der schönen Wissenschaften bezeichnet, den Grund unserer Seele für die Offenbarung der Tugend und Wahrheit zu ordnen und zu reinigen. Ebensowenig bekämpfen wir aus ästhetischem Rigorismus die Aeußerung: es habe nicht an Dichtern gefehlt, die mehr als Dichter gewesen seien und ihren Werken dieses Mehr eingeprägt hätten. Vielmehr weist ja gerade das Moment der Erhabenheit, das in allem Schönen eingeschlossen liegt, auf etwas Höheres hinaus, zu dem sich die Schönheit des Dichtwerkes nur als Ahnung verhält, und in diesem Sinne waren alle großen Dichter mehr als Dichter, nämlich Propheten. Aber abgesehen von der Confusion der Kunst mit der Wissenschaft, die jenem verrosteten Begriffe der schönen Wissenschaften zu Grunde liegt, widerstreitet es der tiefern Ansicht von der Kunst, sie als eine bloße Dienerin der wissenschaftlichen Erkenntniß zu betrachten. Vielmehr

*) Humanität, sagt Herder, war die Kunst der griechischen Musen. „Das sanfte Maaß der Menschlichkeit, das dieser wohlgebildeten Nation zu Theil geworden war, es wirkte auf ihre Poesie im Größten und Kleinsten". Ihre Höhe in der bildenden Kunst erreichten die Griechen durch „Menschengefühl", durch „Kultur der Menschheit". (Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie I. S. 69, 117. Schriften zur griechischen Literatur S. 147, 156.)

haben wir daran festzuhalten, daß die göttliche Wahrheit und das göttliche Leben sich in der Kunst und Wissenschaft als in zwei vollkommen gleichberechtigten theoretischen Formen zur Entwickelung bringen. *)

§. 28. Obgleich Herder den Genius als einen himmlischen Boten an das ganze menschliche Geschlecht betrachtete, obgleich er von den größten Propheten der Schönheit, von Shakspeare, Homer, Ossian und Raphael ausdrücklich sagte, sie gehörten nicht der Nation, sondern dem Menschengeiste an,**) so hatte er doch ein sehr tiefes Bewußtsein davon, daß die lebendige Poesie, mag sie auch über alle Völker und Himmelsstriche sich ausgießen, doch nur in dem Herzen der einzelnen Nationen ihre Quelle findet. Den geheimnißvollen Rapport, der zwischen dem poetischen Individuum, seinem Volke und Zeitalter besteht, hat er mit der ganzen Feinheit seines Gemüthes herausgefühlt und den Mangel der in seiner Zeit herrschenden Poesie hauptsächtlich daraus abgeleitet, daß es ihr an einem nationalen Lebensgrunde fehle. Obgleich der deutsche Geist dazu berufen zu sein scheint, in seinem weltumfassenden Bewußtsein die literaturgeschichtlichen Entwickelungen aller Völker und Zeiten zu concentriren und die geheimnißvollen Tiefen derselben zu enträthseln, so ist es doch eine sehr beklagenswerthe Ohnmacht, die so viele unserer Dichter darin beweisen, daß sie fremdartige Anschauungsweisen und Formen der Dichtung nachahmen und reproduciren, ohne sie ganz in das deutsche Wesen umwandeln zu können. Wo aber der Hauch der Nationalität ein Werk nicht bis in das innerste Mark durchdringt und beseelt, da ist keine lebendige Production denkbar. Diesem nationalen Aether sich entziehen und einen ausländischen Himmel aufsuchen, heißt ebensoviel, als von der eigenen Natur sich

---

*) Mit den obigen Bemerkungen steht es durchaus nicht im Widerspruche, wenn Herder zu verstehen gibt, daß im eigentlichen Begeisterungsmomente des Schaffens der Künstler keine andere Absicht verfolge, als die Evolution seiner innern Welt. „Die Idee, die in ihm liegt, die ihn treibt und beseligt, sie darzustellen, ist seine Sorge, sie dargestellt zu haben, sein Lohn". (Kalligone I. S. 123. f.) Wir haben bereits in einem früheren Zusammenhange angedeutet, daß die ethische Absicht des Künstlers, insofern sie darauf ausgehen müsse, das eigene Herz zum reinen Altare der Gottheit, den eigenen Geist zum göttlichen Lehrer des Menschengeschlechtes auszubilden, dem ganzen Lebensplane und nicht dem naiven Momente des Schaffens angehören könne.

**) Humanitäts-Briefe II. S. 107 f.

lossagen, ohne die der Geist zu einem hohlen Gespenste wird. Es ist aber Herder's größtes Verdienst um die Kunstbeurtheilung, daß er sie an den Maaßstab der Natürlichkeit hielt, die zwar nicht das höchste Moment der freien Schönheit, aber doch jedenfalls ihr nächstes und nothwendigstes ist. Durch das Prinzip der Natürlichkeit, das er aufstellte, konnten einzelne Genien zur Einseitigkeit verleitet werden; vor dem schlimmsten Abwege, dem der Lüge, blieben sie gesichert. Wie nun ein Mensch für die höchste Entfaltung des Geistes und Lebens nicht verloren sein kann, wenn er sich treu und unverfälscht die Natur bewahrt hat, so kann auch die Anlehnung des Dichters an den Nationalgeist, selbst wenn sie die einseitigste wäre, niemals eine wesentliche und schädliche Abirrung seines Geistes herbeiführen. Es ist vielmehr die nächste Pflicht der künstlerischen Religion, sich der nationalen Pietät ohne Rückhalt hinzugeben, selbst auf die Gefahr hin, dadurch an Feinheit und Glanz der Bildung zu verlieren. Das Verderben unserer Literatur ist größtentheils von dem Liebäugeln mit griechischen und romanischen Elementen der Poesie abzuleiten, und die unläugbare Classicität, die ein Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Bürger, Goethe und Schiller vor den Spätern voraus haben, entspringt daraus, daß ihre Dichtungen, mochten auch noch so viele Pfropfreiser des Fremden ihnen einverleibt werden, doch in ihrem kräftigen Wachsthume durchaus national blieben. „Was alle Dichter singen“, sagt Herder,*) „wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die größeste Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation“. Die ganze Wahrheit eines Gedichtes liegt also darin, daß es die Seele der Nation in sich aufgenommen hat und in ihr wohnt. Die Tiefe des Gemüthes, die jedem ächten Genius eigen ist, wird von dem Nationalgeiste wie von einem Magnete unwillkürlich angezogen und kehrt, nachdem sie mit Adlersflügeln die Räume des Weltalls durchflogen hat, voll Sehnsucht in die enge Schranke der Heimath zurück. Wer dieses Heimweh des nationalen Sinnes nicht empfindet, der wird die großen Saiten der Poesie niemals zu treffen im Stande sein, der wird das eigene Herz und das Herz der Hörer nie befreien. Auf die Nationalität, als den Quell der wahren dichterischen Ursprünglichkeit weist auch Herder vortrefflich hin, wenn er sagt,**) „ein Original-

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie II. S. 169 f.

**) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 185.

schriftsteller im hohen Sinne der Alten sei, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor". Wenn also ein Dichter, wie es so häufig geschieht, den Eindrücken der Bildung gegenüber um Originalität verlegen ist, so ertheile man ihm den einfachen Rath, er möge vor allen Dingen in den Geist und die Geschichte seiner Nation sich hineinleben. Trägt er eine höhere Bestimmung in sich, so wird er aus jener Vertiefung wie aus einem Vergnügungsbade hervorgehen; er wird in allen seinen Werken den Stempel der Natur tragen, die, so oft sie sich auch wiederholen mag, doch jederzeit ihre ganze Ursprünglichkeit behauptet. Die Beschäftigung mit ausländischen und fremdartigen Kunstwerken, die zu unserer Nationalbildung als einer welterobernden und weltenthüllenden wesentlich gehört, wird von seinem schaffenden Geiste ebenso aufgenommen und verarbeitet werden, wie es nach Herder bei den Griechen der Fall war. Was diese den andern Nationen entlehnten, sagt er, das „originirten" sie bei sich, d. h. sie schufen es als ein freies Nationalgebilde zum zweitenmale; „sie idiotisirten es in ihrer Denkart und Sprache,"*) d. h. sie gaben ihm den heimlichsten, vertrautesten Ausdruck ihres volksthümlichen Wesens, so daß für ein griechisches Herz auch nicht der leiseste Hauch einer Fremdartigkeit darin zurückblieb. Die Erhebung und Beflügelung der griechischen Poesie durch den sie beseelenden Nationalgeist hebt Herder an verschiedenen Stellen mit Begeisterung hervor. „Die Griechen", sagt er, „hatten Verfassungen der Ehre und Freiheit", „die Liebe zur Freiheit" schuf „ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine lebendige, veredelte griechische Natur". Die griechische Kunst hatte „ihre schönste Zeit", „da sie am meisten Nationalblüthe und lebendige griechische Natur war, in den Zeiten" „des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit". „Wie sich der Thaten- und Freiheitsgeist" des griechischen „Volkes verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren".**)

Wie nun der wahrhaft schöpferische Dichter in dem zartesten und innigsten Zusammenhange mit dem Lebensgefühle seiner Nation stehen muß, so verlangt es die allumfassende Liebe, von der alle Kunst eingegeben wird, daß die Seele des Dichters ihren Widerhall in den Gemüthern der Nation finde. Als ein Ausleger ihres Geistes

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 112.

**) Schriften zur griechischen Literatur S. 147. Ursachen des gesunkenen Geschmacks S. 24—28.

muß er sie vor sich haben, die Ströme des Lebens aus ihrer Mitte empfangen; er muß das Beste, was er sagt, aus den trunkenen Blicken der Zuhörer ablesen. Ohne diese Wechselergänzung der Menge und ihres Propheten wäre das Höchste und Schönste der Dichtung niemals entstanden. „Gesang liebt Menge", sagt Herder,*) „die Zusammenstimmung vieler, er fordert das Ohr des Hörers und Chorus der Stimmen und Gemüther". Die griechische Poesie der ältesten Zeit, „die Blume der Eigenheit eines Volks", „lebt im Ohr des Volks, auf den Lippen und der Harfe lebendiger Sänger".

Den Begriff der Nation, den Herder seinen obenentwickelten Ansichten zu Grunde legt, schränkt er keineswegs auf die Aristokratie der Bildung ein. „Wenn wir kein Volk haben," sagt er, so haben wir „kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunst", „die unser sei, die in uns lebe und wirke".**) Die Wirkung der Poesie auf das Volk, — den „größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, —"***) ist „der beste, lebendige Zweck und Prüfstein" ihrer „Güte."†)

Das Volk, das hier den Gebildeten und Herrschenden entgegengesetzt wird, ist der naive Urgrund des Nationallebens, ohne den die Kultur der obern Stände in Künstelei und Unnatürlichkeit verkommen müßte. Wie das Wasser des Stromes, um sich vor der Versumpfung zu wahren, aus seinen Tiefen aufgewühlt und fortgerissen wird, so muß die obere Region der Gesellschaft, die allerdings das vernünftige Bewußtsein des Ganzen darstellen soll, ihre frische Lebensbewegung immer wieder von unten empfangen. Wie der Geist seine Lebenswurzeln, um gesund zu bleiben, in den Boden der Natur einschlägt, so müssen sich die Vornehmen an Macht und Bildung dem Volke zuwenden, um sich mit den ursprünglichen und unverdorbenen Elementen desselben zu durchdringen. Wohnt auch der feine Aether der ästhetischen Bildung, freilich durch dunkele Wolken oft genug unterbrochen, in jener Aristokratie, so findet er den fruchtbaren Stoff, den er umfangen, durchdringen und beleben möchte, immer nur im

---

*) Stimmen der Völker I. S. 68 f.

**) Stimmen der Völker I. S. 59.

***) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 173. Vergleiche Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 26 f. Stimmen der Völker I. S. 42.

†) Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 269.

Volke. In diesem Sinne ist allerdings die Popularität der Prüfstein jeder ächten Poesie.

„Der größte Sänger der Griechen, Homerus, ist zugleich der größte Volksdichter". Was er „sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels". „Seine Muse" ist „auch darin Göttin", „daß sie dem Geringsten und gleichsam jedem Kinde dienet".*)

Derselbe innige Zusammenhang, der den Dichter mit dem tiefsten und feinsten Leben seiner Nation verbindet, besteht auch zwischen ihm und dem Geiste seines Zeitalters. In welches Verhältniß er zu demselben sich auch stellen, welche Seiten er aus ihm auch vorzugsweise herausbilden möge, er wird niemals ungestraft den Versuch machen, sich von demselben zurückzuziehen, seine Sprache und Anschauung in die Tonart und Weltansicht vergangener Jahrhunderte umzuwandeln. Dabei ist es freilich seine Aufgabe, sich ein gründliches Bewußtsein von der Geschichte des Geistes zu erwerben, ohne welche die Gegenwart eine Hieroglyphe bleibt und die Ergänzung ihrer Einseitigkeit nicht vollzogen werden kann. Findet nun der Dichter in sich den Beruf, mit dem Zeitalter in einen Kampf einzutreten, so kann er nur dann aus demselben als Sieger hervorgehen, wenn er es mit seinen eigenen Waffen bekämpft, wenn er die herrschende Denk- und Anschauungsweise aus ihr selber reinigt. In diesem Sinne bemerkt auch Herder: Wir erwarten, „wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor Allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes."**) „Wir wollen auf alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen". „Als eine Stimme der Zeit" folgt die Poesie „unwandelbar dem Geiste der Zeit", ja oft ist sie eine helle Weissagung zukünftiger Zeiten". Die einschränkende Bemerkung, welche sodann Herder hinzufügt, bezieht sich zwar zunächst nur auf die Poesie seines Zeitalters, schließt aber doch in sich den allgemeinen Sinn, daß die Leidenschaft politischer Parteikämpfe mit der Freiheit und Seeligkeit des künstlerischen Schaffens unverträglich ist. Der Dichter

*) Fragmente zur deutschen Literatur I. S. 141. Stimmen der Völker I. S. 69—71.

**) Humanitätsbriefe I. S. 74—76, 79 f.

kann so wenig Partei ergreifen, daß er sogar aus den häßlichen und bösen Charakteren noch die wenigen Lichtseiten mit Liebe hervorhebt, daß er mit Thränen der Wehmuth im Auge das Amt des Weltrichters über die Feinde des menschlichen Geschlechtes verwaltet. Nur vorübergehend wird der Zorn und die Empörung über den Druck der Tyrannei durch seine Saiten brausen und immer von einem Standpunkte aus, der die Leidenschaft der Parteien unter sich läßt. Er wird im großen Ganzen der Geschichte das Recht und Unrecht aller Parteien auf gleichmäßiger Wage ruhig abwägen, indem er sich der Gottheit annähert, die mit den Augen absoluter Weisheit ganz anders über unsere Handlungen urtheilen muß, als der schwache Menschenverstand, der nur ganz wenige Fäden des unendlichen Gewebes überblicken kann, zu dem jeder Menschencharakter aus Schicksal und Schuld zusammengefügt ist. Herder sagt nämlich: „Nach unserer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich". Die Poesie bleibe „in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit." „In diesem höhern, freieren Raume begegnen sich alle politischen Meinungen als Freundinnen und Schwestern: denn im Elysium wohnt keine Feindschaft".

IV. Die Gegensätze der Kunstgeschichte.

§. 29. Als einen in der ganzen Kunstgeschichte wiederkehrenden Gegensatz erkannte Schiller bekanntlich den zwischen der naiven und sentimentalen Poesie, und er schlug hierbei insofern den richtigen Weg ein, als er von der Psychologie ausging und von da die Gegensätze als ideell nothwendige construirte. Indem aber die beiden Schlegel bei der Eintheilung der Kunst in klassische und romantische den historischen Boden betraten, versetzten sie und ihre Nachfolger, die als drittes Moment die moderne Poesie noch hinzufügten, sich in die Lage, einen durchgreifenden Gegensatz aufzustellen und beweisen zu müssen, der nur durch die Unendlichkeit der Kunstgeschichte bewiesen werden könnte, also eine Arbeit ohne Ziel dem Geiste auferlegt. Solche Versuche, deren sich das System entledigen sollte, gewähren nur den Vortheil, die leitenden Ideen für sehr specielle und gründliche Untersuchungen der Kunstgeschichte darzubieten, die bis jetzt doch nur selten angestellt worden sind. Wir

betrachten sie als kunstgeschichtliche Thesen oder Probleme. Indem sich Herder mit glücklichem Instinkte auf die psychologische Auffassung des Gegenstandes einschränkte, legte er die Schillerische Eintheilung zu Grunde und gab von derselben eine kurze, aber schlagende Kritik.*) „Sentiment und Naivetät", sagt er, sind „nicht einander entgegengesetzt", sondern „Entwickelungen einer Charis". Das Sentiment ist ein Proceß, der im Naiven seinen Abschluß findet; im Naiven liegen neue „Samenkörner" zur Entwickelung des Sentiments, nämlich „reife Gesinnungen, schweigend erhabene Aussichten, Anregungen, Gedanken". Im Naiven schweigt und ruht das Unendliche, im Sentiment zeigt es seine Bewegung und Gährung. Das Ziel der Bewegung ist die Ruhe, und in der Ruhe keimt die Bewegung. „Der naiven Muse können wir nicht entbehren, so lange wir Natur und offene Unschuld auch nur in Resten lieben; sie ist nicht ausgestorben, so lange dem Menschengeschlecht die Kindheit grünet, die Jugend blühet". Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß in aller Kunst das Streben enthalten ist, zu den ungetheilten, natürlichen Zuständen der innern und äußern Welt zurückzukehren. Empfindet nun das künstlerische Subject den Mangel dieser Zustände, sehnt es sich nach denselben zurück, ohne ihre Wiederherstellung in der Welt, in sich und in seinem Werke zu erreichen, so verharrt es auf der Stufe der Sentimentalität nach der Schillerischen, allerdings wenig treffenden Ausdrucksweise. So lange überhaupt der künstlerische Geist sich nicht im vollkommenen Besitze der gegenwärtigen Schönheit befindet, so lange sie nicht in ihren Entzückungen die Zweifel und Kämpfe des Innern, die Qualen der Reflexion untergehen läßt, so lange sie nicht die kindliche Hingabe des Menschen an die schöne Welt wiederhergestellt hat, verharrt er in der Sentimentalität. Aber auch in einer ganz reflectirten Zeit, wie in der unsrigen, werden dem Dichter immer noch selige Momente der völligen Naivetät zu Theil, die durch den vorausgegangenen Kampf nur eine desto höhere Verklärung empfangen. Es ist die Verklärung des Herkules, der nach der sauersten Arbeit der Selbstbezwingung sich auf dem Oeta verbrennt und nun, von den Schlacken der Sterblichkeit gereinigt, in den Armen der ewigen Jugend schwelgt. Die wiederhergestellte Naivetät oder die zweite, im Lichte des freien Geistes wiedergeborne

*) Kalligone II. S. 207 f.

Kindheit ist die eigentliche Poesie der modernen Welt, zu der sich der sentimentale Zustand nur als die Sehnsucht verhält. Wenn unter den Neuern die ursprüngliche Schönheit aus dem Staat, dem bürgerlichen Leben, der wissenschaftlichen Bildung entflohen zu sein scheint, so wendet das Herz eine um so leidenschaftlichere Liebe der friedlichen, bewußtlosen Natur und den magnetischen Einwirkungen persönlicher Schönheit zu. So lange noch ein Vogel den Frühling verkündigt, so lange durch seinen ersten Hauch noch eine Knospe und ein grünes Blatt hervorgerufen wird, so lange noch ein Herz in süßer Qual den Freuden und Schmerzen der Liebe sich öffnet, ist die Welt nicht aller Naivetät beraubt. Jeder Augenblick der Lebenspoesie reicht hin, sie vollkommen wiederherzustellen. Sie ist die Jugend des Herzens, die gleich dem schönen Adonis, verwelkt und betrauert wird, aber im nächsten Frühlinge desto lieblicher und reizender zurückkehrt.

Mit großer Vorliebe verweilt Herder bei dem Bilde der ungestörten Naivetät, von der die griechische Poesie durchdrungen wurde. Die Griechen, sagt er, „genossen ein schönes Klima“. Bei ihnen war „ein Himmel, der die schönen Menschenbildungen weckte, die in lichten und regen Empfindungen des Tanzes, der Freude, des Witzes und der Gesellschaft“ lebten. Ihr Gefühl „für leichte Handlung“, ihre „Verfassung der Ehre und Freiheit“, ihre „schöne Mythologie“, ihr „Gefühl für Wohlgestalt“, ihre „leichteste Wissenschaft“ und Weisheit, das Alles schuf „ihre Kunst zur Blume der Schönheit; sie war eine lebendige, veredelte griechische Natur“. Mit wehmüthiger Sehnsucht sprach Herder von der verlornen „Kindheit der alten Welt“, von ihrer „geliebten, süßen Knabeneinfalt in Bildern, Werken und Gestalten“, von ihrem „Traum voll angenehmer Wahrheit“. So lange nicht „das griechische Zeitalter der Knaben- und Mädchenliebe in seiner offenen Jugendunschuld als Spiel und Freude zurückkehrte“, meinte er, sei es nur Thorheit, griechische Bildkunst erwarten und hervorbringen zu wollen“, der jetzige Künstler müßte denn „Engelsformen, Apollo- und Hurisgestalten aus der Luft greifen“.*) Was die letztere Bemerkung betrifft, so weisen wir

*) Schriften zur griechischen Literatur S. 147, 152. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 242. Ursachen des gesunkenen Geschmacks S. 24 bis 28. Nachlese historischer Schriften S. 135. Antiquarische Aufsätze S. 55.

darauf hin, daß zwar heutzutage das Individuum durch den Staat und das Leben im Ganzen nicht leicht mehr zu einer künstlerischen Schöpfung begeistert wird, daß aber seine persönlichen Erlebnisse die Quelle der höchsten poetischen Seeligkeit in sich tragen können, und daß namentlich eine glückliche Liebe dazu geeignet ist, die Poesie der Welt mit einem Hauche vollkommen wiederherzustellen, ja daß die Vergöttlichung dieses Gefühles in dem neuern Kunst- und Lebensideale eine paradiesische Schönheit der Phantasie erwecken kann, von der das Alterthum nur die Morgenröthe zeigt. Jenes „Alter der göttlichen Phantasie", dessen Untergang von Schiller beklagt wird, hat die allgemeinen Verhältnisse unseres bürgerlichen Daseins verlassen, um einen viel höheren Ausdruck in dem Innern des liebenden Gemüthes zu empfangen, wo die Schönheit ihre Auferstehung feiert und nun erst das Entzücken der mangellosen Seeligkeit von sich ausstrahlt. Die Gestalten, die aus einer solchen Werkstätte hervorgehen, sind mehr als Apollon und alle anderen Gebilde des objectiven Schönheitsideals.

V. Die Künste.

1) Die bildende Kunst.

§. 30. Unter den bildenden Künsten hat sich Herder mit besonderer Neigung der Skulptur *) zugewendet und über das Wesen derselben sehr tiefe Aufschlüsse aus der Betrachtung der antiken Kunstwerke geschöpft. Da die Werke der Bildhauerei dazu bestimmt sind, uns einen „einigen, ewigen Anblick zu gewähren", da es in ihrem Wesen liegt, uns den idealen Auszug eines Invidiuums in der vollkommenen Reinheit und Durchsichtigkeit hinzustellen, wie es in dem göttlichen Verstande entworfen, gedacht und erkannt ist, da sie also die Aufgabe hat, ihren Gegenstand im ungebrochenen Lichte seiner Idee erscheinen zu lassen, so ist es ein Grundgesetz für diese bildende Kunst, nach der höchsten Schönheit in ihren körperlichen Formen zu streben. Denn es ist ihr nicht verstattet, das Licht der Schönheit an den Gegensätzen derselben zu entwickeln und aus einer Reihe von Zuständen und Handlungen hervorbrechen zu lassen, sondern

*) Antiquarische Aufsätze S. 53 f., 64 f., 68—71, 100—102, 117—125, 136 f. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. I. S. 159—161, 171 f., 179, 200 f., 217. Kritische Wälder I. S. 82—84, 87 f., 98, 119 bis 122. Schriften zur griechischen Literatur S. 155, 252 f. Kalligone I. S. 212 f. II. S. 160.

die Schönheit ist in dem Momente, wo der Bildhauer sie zur Darstellung ergreift, eine bereits abgeschlossene und vollendete. Seine Objecte sind nicht mehr die gegenwärtigen, in die Wirklichkeit des Lebens verwickelten; sie gehören der verewigenden Erinnerung, der verklärenden Vergangenheit an.

Auch die Schmerzen und Qualen dieser Objecte haben sich in das seelige Lächeln der über die Zeitlichkeit erhobenen Genien umgewandelt. Die Spuren der ausgeduldeten Pein blieben nur als Merkmale der durch das Leben gereinigten Göttlichkeit an den Individuen zurück. Die ursprüngliche, irdische Gestalt ihrer Erlebnisse ist mit der Erinnerung des Einzelnen in das Meer der Lethe versunken. Diese Losreißung von allen geschichtlichen und wandelbaren Verhältnissen, diese Erhöhung über den Wechsel der Zeiten, dieses Vergessen der bewegten Oberwelt wird auch durch den Mangel an einem festen, auf die Wirklichkeit gerichteten Ausdrucke des Auges bezeichnet, und die Seele, die sich nicht mehr darin concentrirt, zeigt sich nun durch die ganze Bildung des Leibes ergossen.

So entfaltet uns denn die griechische Kunst „das Ideal der Menschenbildungen in ihren reinsten Formen“, aus denen „der Dämon der Menschennatur“, das unergründliche Geheimniß unseres geistigen Lebens, die an die Oberfläche getretene, unendliche Quelle unserer Empfindungen und Handlungen uns entgegenkommt. Mit vollster Wahrheit glänzt dieses enthüllende Licht aus den innersten Tiefen der Gestalt uns entgegen; jeder Nebel der irdischen Eitelkeit und Lüge ist zerstreut, jede Täuschung des alltäglichen Lebens vernichtet; was wir vor uns sehen, ist der Mensch in seiner unverfälschten Natur, und diese Natur waltet, durch keine Reflexion gestört, in ihrer ganzen Unmittelbarkeit. Da hier die Idee der Schönheit nicht in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Entwickelungen oder in dem gegenseitigen Verhältnisse der Gestalten ihre Enthüllung finden soll, sondern da wir sie in dem Anblicke jeder einzelnen Gestalt suchen, so ist es erklärlich, daß die Griechen als das Hauptgesetz der bildenden Kunst die Schönheit betrachteten, daß ihre Künstler nur schöne Körper nachahmten, nur das Schöne schilderten. Deßhalb mußten sie auch, wie schon Lessing bemerkte, gewaltsame Stellungen und häßliche Verzerrungen entweder meiden oder herabsetzen. Da sie auch in den schwierigsten Fällen sich eifrig um die Schönheit ihrer Gestaltungen bemühten, so hüteten sie sich, irgend eine Mißform an

denselben hervortreten zu lassen, und diesen Grundsatz beobachteten sie auch da, wo die stärksten Affekte darzustellen waren. „Sie wählten", wie Herder sagt, „den besten Augenblick, stimmten das Höchste zum Sanften hinunter oder mischten ein Fremdes als Linderung in die Züge". Dem Ideale der körperlichen Schönheit, das von der Bildhauerei dargestellt werden soll, entspricht „die hohe, griechische Ruhe", der göttliche Friede, der aus dem Gleichgewichte aller Empfindungen hervorgeht, „die sich gleichsam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröthe". Das ganze Wachsthum des Lebens wird hier in der Knospe gezeigt; der Aufgang eines höheren Daseins wird uns verkündigt. Daher das Gefühl der Befreiung, der Auferstehung, das diese Gestalten uns einhauchen. Bei ihrem Anblicke wandeln wir selbst uns in die reine Gestalt unserer Seele um; die Fesseln der Erde fallen von uns ab; wir schwingen unsere Flügel der Morgenröthe des ewigen Lebens entgegen; wir fühlen uns schon dem Paradiese, den Zeiten kindlicher Unschuld zurückgegeben; die Wunden des inneren, leidenden Menschen sind geheilt, er findet seine Jugend, die erste ungetheilte Fülle des Daseins wieder und schließt die freigewordene, wiedergeborne Schöpfung an's Herz. Ein Unterpfand der Befreiung und Erlösung ist dieser seelige Anblick. Das Elysium der griechischen Kunstgestalten beschreibt Herder mit den feinen, ätherischen Linien seines begeisterten Griffels, und jedes Nachbild, das er uns zeichnet, ist wie von Rosengluth der Liebe angehaucht. Für seine zarte, jungfräuliche Seele war dies ein Asyl, wo alle Stürme des Lebens schwiegen und die Blätter der Bäume, die Blumen des Feldes nur von lispelnden Winden sanft bewegt wurden. Die griechische Kunstschule, sagt er, verstand es, „in ihren Schranken" die ganze Beweglichkeit des menschlichen „Körpers darzustellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwage zuzuwägen". „Bewegung also, d. i. Leben" „bildete die griechische Kunst, geführt von Weisheit. Denn da das Heftigste nur einen Augenblick dauert, mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht schwebend, sich lange erhält und den Anschauenden zu einer gleich ruhigen, betrachtenden, sich begnügenden Gemüthsbewegung einladet, so nehmen freilich, dem Zweck und Wesen der bildenden Kunst gemäß, ruhige Figuren auch ohne Rücksicht auf Schönheit die große Mitte der griechischen Kunsttafel ein. Das Gewaltsame steht nur am Ende; meistens in einem untergeordneten Bezirk; indessen steht's auf ihr auch da, gebildet".

„Auf allen erhabenen Arbeiten der griechischen Kunst aus guten Zeiten herrscht“ die „schöne Fortschreitung in nüchterner Einfalt“, „in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit“. „In Statuen sowohl, als auf allen griechischen Denkmalen“ bemerkt man „den bescheidenen und festen Stand, die ruhige Stellung der Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Fechter oder Faunen sind“. Einen höchst wohlthuenden Eindruck macht „das freundliche Beisammensein der griechischen Körper und Seelen unter und mit einander“, die „Ruhe, mit der sie einander anschauen und hören“, der „zarte Gemüthscharakter, den diese Ruhe verräth“. „Die Ueberredung wohnt auf ihrer Lippe“; „es ist ein gegenwärtiger Geist, der den Hörenden und Sprechenden bindet. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieser sanfte Arm auf der Schulter oder nur das Auge auf dem Anblick der Andern ruht, welche süße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret sich zwischen Beiden“! Eine „seelenvolle Einfalt“ drückt sich „in jeder griechischen Gruppe, bei jedem friedlichen Zusammensein mehrerer Personen“ aus. Der ganze Grundcharakter dieser bildenden Kunst bringt es denn auch mit sich, daß ihre Werke die reinste Harmonie aller Theile darstellen, daß der Eindruck vollendeter Statuen ein musikalischer ist. So macht auch Herder auf den Wohllaut in dem Gliederbau der griechischen Bildsäulen aufmerksam. Von den Steinen der Griechen, sagt er, spricht Gesang.

Mit Recht bemerkt Herder, die Bildhauerei offenbare uns „ewige Charaktere“, „die mit solcher Energie“ keine andere Form des Geistes auszudrücken vermöge. Sie stelle uns „die großen Bilder der Wahrheit, Götter- und Heldengestalten“ auf. Indem sie es also vermeidet, in das Einzelne, Individuelle, Charakteristische der Persönlichkeiten einzugehen, hält sie bloß die von allem Zufälligen gereinigten Urbilder des sittlichen Menschenlebens fest. Sie enthüllt uns die ganz verklärte Gestalt der Genien, von welchen unser Dasein bewegt wird. Deßwegen ist auch ihre eigentliche Heimath in der griechischen Mythologie, deren höchsten Gipfel die Vereinigung jener Genien darstellt. „Mit gegebenen, großen Vorbildern in jeder Art und Gattung“ ordnete die griechische Kunst „anschauliche“, „dauerhafte Kategorieen der edelsten und schönsten Menschenexistenz“. Sie gab Umriß, Gestalt, Stellung und Charakter der von ihr geschaffenen Persönlichkeiten mit der größten typischen Bestimmtheit und

mit jener gedrängten, körnigen Kürze, die ein Hauptkennzeichen des erhabenen Geistes ist. Denn es ist sein Wesen, das Zufällige und Endliche zu überfliegen und ohne Weiteres auf den Mittelpunkt der Dinge hinzueilen. Dieser erhabene Geist der Formen, der besonders den Skulpturwerken eignet, ist der genialste Epitomator des in der Wirklichkeit zerstreuten Ideals. Sehr schön sagt nun Herder, auf diesem Wege hätten die alten Künstler einen „Sternkreis von Göttern und Menschen" dargestellt, „den die schreitende Sonne Jahr ab, Jahr ein durchwandre"; sie hätten „diese Ruhestätten und Herbergen an die Feste des Firmamentes menschlicher Formen" gesetzt. Es ist also die ganze verklärte Menschheit, die den Griechen mit ewigen und unverrückbaren Formen durch die Skulptur dargestellt wurde. Wie in dem Lichtreiche des Zoroaster der reine Aether des irdischen Daseins sich darstellte, so leuchtete an dem Kunsthimmel der Griechen ihre endliche Welt noch einmal, in einem mangellosen, göttlichen Abbilde. Der kämpfende und strebende Geist sonnte sich in ihrem Glanze und fand seinen Trost, seine Erquickung und Erhebung im Aufblicke zu jenen Gestirnen, die ihm eine ewige Bürgschaft für die Göttlichkeit des irdischen Lebens zu gewähren schienen. Aus den obigen Begriffsbestimmungen ergiebt sich denn auch von selbst, daß nach Herder's Bemerkungen in der Bildhauerei keine Geschichte zur Gruppe gemacht werden kann; denn jeder Gegenstand ruht hier „auf seinem Grunde, in seiner Welt".

Die von der Skulptur behandelten Gegenstände sind insofern geschichtslos, als die begeisterte Phantasie sie jedem Zusammenhange entrückt hat. Obgleich sie aber, so wie sie jetzt dastehn, nur aus dem innersten Grunde ihres eigenen Wesens entsprungen sind und ihre eigene ideale Welt um sich her verbreiten, so ist doch ihre verklärte Persönlichkeit nichts anderes, als das ideelle Resultat einer geschichtlichen Entwickelung, die sie im irdischen Zeitenlaufe durchgemacht haben. Im Zusammenhange mit solchen und ähnlichen Gedanken fügt Herder vortrefflich hinzu: „Eine Statue steht ganz da, unter freiem Himmel, gleichsam im Paradiese: Nachbild eines schönen Geschöpfs Gottes, und sie ist Unschuld". Diese Worte enthalten namentlich den bedeutungsvollen Gedanken, daß der Abgeschiedene und Auferstandene im Werke des Bildhauers zur vollkommenen Naivetät zurückgekehrt ist. Die Bildsäule steht „in keinem Raume, sie gibt sich selbst Raum". Jeder Raum ist „dem Bildhauer" gleich-

gültig, wo er nur seine „formschwangern Gefühle hinlegen oder ausdrücken kann". „Die Bildsäule steht in keinem Lichte, sie gibt sich selbst Licht". „Sie steht sich unaufhörlich selbst im Lichte" (d. h. sie entzieht sich den Betrachtungen des endlichen Verstandes und läßt sich von dem anschauenden Geiste in keine Schranken einschließen). Sie „hat keinen Gesichtspunkt: (d. h. keinen einzelnen Moment, in welchem, als solchem, das dargestellte Individuum erfaßt werden könnte, vielmehr den absoluten Moment, worin die Seele über alle Einzelheiten hinausgehoben ist), sie ertastet sich Alles glieder- und formenweise im Dunkel". (Die Begeisterung des Künstlers sucht den heiligen, dunkeln Ahnungen eines verewigten Wesens die deutliche Gestalt zu geben.) „Unübersehbar, nur von Außen und nie ganz zu ertasten", ist „das eigentliche Bild" (das aus der irdischen Gestalt uns entgegentretende Urbild der reinen Geisterwelt), das die Bildhauerei in ihren Göttern und Heroen aufstellt; die unendliche Tiefe des Werkes wird durch die Form nicht erschöpft, sondern nur wie durch ein Symbol angedeutet. Daher kann auch das zur Göttlichkeit gereinigte Individuum der Skulptur nicht von der Hand, sondern nur von der „erschütterten, durchregten Einbildungskraft" ertastet werden. Nur durch einen Akt der geheimnißvollsten Offenbarung schließt sich das von den Grenzen des Steines umfaßte Heiligthum vor unseren Blicken auf; der Geist des Gottes selbst muß uns daraus entgegentreten, um sich uns zu enthüllen. Es ist eine wunderbare, magische Kraft, durch die ein solches Kunstwerk uns selbst erst verewigt, bevor es aufhört, für uns ein Räthsel zu sein. Diesen Charakter tragen nicht bloß — nach Herders Bemerkung — die Statuen der Wilden oder Halbwilden an sich. Die Statuen überhaupt sind „dämonisch, voll Gottheit und Geistes, zumal wenn sie in Stille, in heiliger Dämmerung angebetet werden, und man ihre Stimme und Antwort erwartet". Jene Unendlichkeit der Bildhauerei bezieht Herder vortrefflich auf den Olympischen Zeus des Phidias: „Als Phidias also hinaufgerückt war, Juppiter zu sehen, kam aus seiner Seele das Bild dessen, den, ob er wohl in Tempeln thront, kein Tempel umfasset".

Das Leben der Unendlichkeit, das aus dem Bildwerke uns entgegenströmt und unsere Seele wie mit Quellen des ewigen Lebens stärkt, erhebt uns aber nicht bloß über die Natur, es vergeistigt sie, es theilt ihr selbst den ewigen Inhalt mit. Besonders die griechische Skulptur geht von dieser Vergötterung des Naturlebens aus; die

sittlichen Eigenschaften ihrer Götter haben sich ja alle, nach Göthe's treffender Bemerkung, aus physischen entwickelt. Daß die Natur ein unzerstörbares Heiligthum sei, daß die Götter und Genien sie beseeligen und ihren Willen darin aussprechen, daß die Seele, nachdem sie der Natur gehorcht hat, sich verklärt, und entzückt in das Reich der Geister aufschwingt, dieser Gedanke entwickelt sich überhaupt aus der griechischen Schönheit und taucht wie eine Morgenröthe über sie empor. Auf diesen Naturgrund der Plastik weist denn auch Herder mit den schönen Worten hin: „Jedes Beugen und Heben der Brust und des Knies am Kunstkörper, und wie der Körper ruht und in ihm die Seele sich darstellt, geht stumm und unbegreiflich in uns hinüber: wir werden mit der Natur gleichsam verkörpert — und diese mit uns beseelet". In die Betrachtung des höchstens Ideals der körperlichen Schönheit, das die Bildhauerei uns darstellt, und jenes ihm entsprechenden Seelenausdruckes, in die Betrachtung der „hohen, griechischen Ruhe" (des schönen, unzerstörbaren Friedens), der „sich gleichsam ankündigenden Bewegung" (der unendlichen Lebensfülle, die von dem Kunstwerke aus mit beseeligender Stille in uns überfließt), der „aufgehenden Morgenröthe" (der Eos, die uns die Rosenpforten der mangellosen Freiheit aufschließt), in diese Betrachtung versunken, ruht die Seele und verliert „das Maaß der vorübergehenden Zeit" (wie in den Schooß des Göttlichen aufgenommen, vergißt sie die beengenden, peinigenden Schranken, worin dasselbe sich offenbart; in diesen seeligen Augenblicken legt sie die Knechtsgestalt ab, in der sie, vom Lande des Schauens entfernt, herumwandeln muß). Sie wird „in den Armen einer ewigen Entzückung und in dem Abgrunde eines langen, seeligen Anblickes" erhalten. — Die Bemerkungen Herder's über die Malerei, soweit sie eine allgemeine Begriffsbestimmung anstreben, beweisen, daß der in den Geist der Bildhauerei so tief eingeweihte Mann der schwesterlichen Kunst nur eine flüchtige Betrachtung zuwendete.*) Seiner geist- und gemüthvollen Auffassung der italienischen Malerei haben wir bereits in einem anderen Zusammenhange gedacht. — Herder's Gedanken über die Architektur verdienen bei ihrer Flüchtigkeit keine besondere Beachtung.**)

*) Vergleiche besonders antiquarische Aufsätze S. 53 f., 64—67, 70 f.

**) Wenn er von der Architektur sagt, es gehe derselben das „reine Ideal"

2) Die Musik.

§. 31. Das zartbesaitete und bei aller Festigkeit der Gesinnung leicht hinschmelzende Gemüth unseres dichtenden Kritikers fand oft in den Stürmen eines von Widersprüchen gequälten Lebens seinen Trost und Frieden in der Tonwelt. Vor allem aber verlangte es dann nach der musikalischen Stimme der Andacht, und wenn es von den starken, herzerhebenden Lauten des Chorals in seelige Selbstvergessenheit versenkt wurde, so empfand es die allgegenwärtige Gottheit, es vernahm die Jubelgesänge der Engel. Auch wenn „die weinende, gerührte Laute“ zu ihr sprach, erhob sich die Dichterseele zu einem „sanften Schweben wie im Mondesstrahl“; ein himmlisches Wesen berührte sie mit sanftem Anhauche und verwandelte den Ton der Klage in Triumphgesänge. Die Harmonie der Töne war unserem Herder „die Seele seiner Seele“, die „Freundin seines Lebens zum höheren Leben“.*) Seine theoretischen Bemerkungen über diese Kunst haben wir, soweit sie von wissenschaftlichem Interesse sind, für die Lehre vom Erhabenen benutzt.

3) Die Poesie.

Der Genius der Sprache.

§. 32. Die von Herder aufgestellten allgemeinen Begriffsbestimmungen der Poesie haben wir in den Paragraphen, die von dem Wesen der Kunst handeln, entwickelt und beurtheilt. Es bleibt uns noch übrig, seine ästhetischen Ansichten von der Sprache, die er bekanntlich auch einer psychologischen und kulturgeschichtlichen Betrachtung unterworfen hat, in's Auge fassen. Den Standpunkt, den er als Aesthetiker der Sprache einnimmt, werden wir am sichersten erkennen, wenn wir seine geistreichen Reflexionen über den Genius der hebräischen, griechischen und deutschen Sprache uns vergegenwärtigen. Aus der Fülle des Herzens, sagt er, aus dem Sturme der Leidenschaften, aus dem lebendigen Verkehre mit der Natur, aus der

---

ab, da „die Seele jedes Gebäudes“ in seinem Zweck und seiner Absicht wohne (Kalligone I. S. 160 f.), so vergießt er, daß dieser Zweck und diese Absicht sehr oft, namentlich in der religiösen Kunst, auf rein idealem Boden liegt und alsdann vollkommen mit jener Teleologie zusammenstimmt, die von Herder's ästhetischer Weltansicht für alle Künste in Anspruch genommen wird.

*) „Die Tonkunst“, Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 110—113.

reichen Natürlichkeit des geselligen Beisammenseins, aus einer Wurzel mit Gesang und Musik sind jene alten Sprachen hervorgegangen. An den orientalischen Sprachen hebt er die lebendige Einheit des Bildes und des Tones, den ureigenen hieroglyphischen Charakter, das unendliche Keimen und Sprossen der sinnlichen Veranschaulichung, das Naturwüchsige ihrer ganzen Entfaltung hervor. An der griechischen Sprache bewundert er zugleich die zarte Schönheitslinie, womit jede Form, jeder Ausdruck gesetzmäßig umzogen ist, wodurch jeder einzelne Dichter in wohlthätige Schranken eingebannt und selbst der Mittelmäßige veredelt und zur Begeisterung fortgerissen wird. Was also die Sprache jener Völker hob, was ihre Literatur unnachahmlich groß machte, das war die unwiderstehliche Macht, womit der Volksgenius in der Sprache den Dichter umschlang, dort mit der brausenden Fülle der Naturkraft, hier mit der geheimnißvollen Offenbarung eines natürlichen und ethischen Schönheitsgesetzes. Mit besonderem Nachdrucke rühmt er an der deutschen Sprache ihren Reichthum an Idiotismen, die er als ihr unantastbares Heiligthum bezeichnet, ihren Reichthum an Formen und Wendungen voll Treue, Wahrheit und Verstand, wie nur ein deutsches Gemüth sie haben könne. Wie mit der Wurzel aus dem vaterländischen Boden gezogen soll jeder Wuchs der deutschen Sprache sein und den frischen Duft der heimischen Erdscholle aushauchen. In diesem Sinne verlangt Herder idiotische Dichter und verwirft eine erborgte, nachgemachte Classicität. Er fühlt es, ohne es deutlich auszusprechen, daß auch die Classicität der Griechen nur eine Frucht ihrer Naturlebendigkeit, ihrer Lebenswahrheit, ihrer Volksthümlichkeit gewesen ist. Ein Gesetz der Schönheit, das nur erlernt und angenommen wird, ist todt und kann nur Todtes hervorbringen; mit seinen Abstractionen zerstört es die Geburten des genialen Schaffens im Keime. Nur wo sich das Bewußtsein der Schönheit in und mit der gesunden Entfaltung des Naturlebens entwickelt, kann es zum lebendigen Gesetze in den Werken der Künstler werden. Griechische Classicität ist aber nichts anderes, als organisches Wachsthum des naturgemäßen Volkslebens bis zur Krone des von der Natur selbst gegebenen Schönheitsgesetzes. Lasset uns Griechen werden, d. h. ganz in uns selbst und im gegenwärtigen Leben wurzelnde Deutsche, die ihre Orakel nicht in Dodona, sondern in den heimischen Eichenwäldern suchen, und die Classicität wird uns nicht fehlen. Denn was könnte sie Anderes

sein, als lebendige Identität der natürlichen Eigenthümlichkeit und der allgemeinen Gesetzmäßigkeit?

Doch wir wollen unseren Herder über diesen Gegenstand in seiner eigenen Sprache reden lassen. „Die hebräische Sprache", sagt er, ist eine Kindheitssprache, die sich nicht fortgebildet hat, wie die griechische und lateinische; aber ihre Anlage war groß, bestimmt und weise". Sie ist „plan", „ländlich poetisch", „unter Hirten geboren". Alles in ihr ruft: „Ich lebe, bewege mich, wirke, mich erschufen Sinne und Leidenschaften, nicht abstrakte Denker und Philosophen: ich bin also für den Dichter, ja ich selbst bin ganz Dichtung". Sie ist „mit voller Brust, mit noch unausgebrauchten starken Organen, aber unter einem reinen und leichten Himmel mit scharfem Blick, immer gleichsam die Sache selbst erfassend und fast nie ohne Spur der Leidenschaft gebildet worden. Ihre „Fundgruben" „sind reich und voll tönenden Metalls: Alles in der Sprache ist Färbung und Alles, was Färbung ist, malt, handelt, tönt und lebet. Man glaubt lauter Chor und Rhythmus zu hören, sowie man in der Form lauter Bilder und Hieroglyphen sieht". „Ich weiß keine Sprache, wo die vielfache und leichte Verknüpfung" von Bild und Empfindung „so sinnlich und merklich" wäre. „Lebendiger Laut, Bild der Sache im Athem der Empfindung", das ist „der Geist der hebräischen Sprache. Sie ist voll Athems der Seele; sie tönt nicht wie die Griechische, aber sie haucht, sie lebet". Sie ist, „was Etymologie und Grammatik betrifft", „ein Meisterwerk sinnlicher Kürze und Ordnung". „Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach will Kürze; dieß hilft den Sentenzen, den Machtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft sehr auf; es macht sie zu Blitzen, zu Pfeilen".*) Die Griechische Sprache hat „ein einziges Gepräge", „das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den plauderhaften, freien Umgang vieler Stämme und Colonien wie eine lebendige Form der Natur entstanden war". „Bei den Griechen war die ganze Sprache Gesang (Melos), in die kleinsten Theile und Wortfügungen derselben, in die verschlungensten Gänge der poetischen Erzählungen erstreckte sich

*) Geist der hebräischen Poesie I. S. 21 f., 25—27. II. S. 95, 97, 119, 124. Vom Studium der Theologie S. 77. Theologische Briefe I., II. S. 19 f., 130 f. Blumenlese aus morgenländischen Dichtern S. 128—132, 265.

die ebenso verschlungene Kunst des Rhythmus und der Metrik". „Von Dichtern war" die Sprache der Alten „gebildet, und da, bei den Griechen insonderheit, die ältesten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern und Allegorieen waren, welch ein Schatz lag gleichsam schon in der Sprache!" „Wie biegsam ist" die griechische Sprache „zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung". „Glückliche Sprache, die so vollkommene, ihr zur Natur gewordene Gedankenformen in sich hat! Der wilde Dichter ward von ihnen in Schranken gehalten und auch der mittelmäßige auf ihren Schwingen gehoben".*) Leibnitz „rühmte" „das Deutsche als eine Sprache der Treue und Wahrheit". „Die deutsche Sprache" ist „gleichsam nur Herz und Verstand" und „liebet" „statt feiner Zierde, Wahrheit und Innigkeit". Sie ist „männlich und stark" „in ihren Elementen, rauh und fest in ihren Silbenmaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft" im Reichthume ihrer „Idiotismen". „Idiotismen sind patronymische Schönheiten", „die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind; Schönheiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet; Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern. Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihre Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller im hohen Verstande". „Ein kühnes Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniell, findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Bergklüfte, um Gold zu finden". „Lasset uns" „nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache sein: ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen".**)

---

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 171. Ideen zur Geschichte der Menschheit III. S. 129—131. Kritische Wälder II. S. 174. Schriften zur griechischen Literatur S. 154—156.

**) Adrastea I. S. 66. Humanitätsbriefe II. S. 84—86. Fragmente zur deutschen Literatur I. S. 95 f., 103 f., 113 f.

a) Epische Poesie.

aa) Das Epos.

§. 33. Unter dem Epos verstehen wir nach Herder das Wort, durch welches das Herz der Volkstradition sich ausspricht. Indem es aus der Kindheit der Welt herüberkommt, ist es seinem Ursprunge nach eine gesungene Sage, eine Stimme der Vorzeit. Aus der Phantasie und der alten Geschichte geboren, entwickelt sich die Volkssage als eine lebendige Form; sie wächst und gestaltet sich im Fortgange der Zeiten. Die Wirklichkeit wird durch die Rede, die von Geschlecht zu Geschlechte weiter tönt, wie in trunkener Begeisterung fortgebildet und erhebt sich wachsend bis zur Göttlichkeit der Gestalten. Wie von selbst webt sich das Geflechte des Epos; der Gesang und die Erzählung, durch die es wirkt, arbeiten an seinem Kunstbau. Nach einer endlosen Reihe von Sängern mußte zuletzt im melodischen Zusammenstimmen der Gesangesvorwelt ein Homeros geboren werden. Die Muse des Gedächtnisses weihte ihren Sänger, daß er sich jene göttliche Stimme, die als ein weissagender, lehrender Ton aus der Vorzeit herabkam und sich auf künftige Zeiten forterbte, zu eigen machte, sie — ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit — veredelte und den Menschen menschlicher zuhauchte, daß er mit der leichtesten und losesten Verknüpfung der Gesänge, aber kunstreich und mit einem bleibenden Vereinigungspunkte ein Epos aus der Sagenwelt herausschuf, daß er in Allem die Umrisse traf, die, wohlgedacht, leicht übersehbar, schlank und fröhlich, das Auge künftiger Geschlechter mit Anmuth und Würde ewig festhielten. Auch Ossian's Gedichte sind Volkslieder, die sich lange im Munde der väterlichen Tradition fortsangen. Dagegen lebten Ariosto und Tasso von den Ueberbleibseln des Mittelalters, da ihre Zeit einen unfruchtbaren poetischen Boden hatte; ihre Gedichte sind: „selbstgeschaffene Träume". Der unsterbliche Orlando furioso war dazu bestimmt, in Gesellschaften vorgelesen zu werden, als ein angenehm unterhaltendes Fabelbuch zu dienen. So baute Ariosto „ein Zauberschloß mit hundert Pforten in der Luft; denn einen Nationaltempel auf festem Boden konnte er nicht bauen". Ueber Tasso fällt Herder das Urtheil, daß er im Lande der Phantasie kalt nachgeahmt habe. Der Klopstockischen Messiade gesteht er das Recht zu, den Erlöser im religiösen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, nach dem Gesichtspunkte des individuellen Horizontes, nach den Eindrücken des Dichterherzens zu besingen; er

vermißt aber in diesem Werke den Ausdruck des jüdischen Nationalgeistes*) und die geschichtliche Färbung des Zeitalters, in dem die Dichtung sich bewegt. Herder meint außerdem, Klopstock hätte den Blick in die Zukunft wenden und die Geschichte der Kirche von ihrer Pflanzung an, mehr noch als Virgil die Gründung des römischen Volkes und Thrones im Auge behalten sollen.**)

An den obigen Bemerkungen Herder's ist zwar die außerordentliche Feinsinnigkeit nicht zu verkennen, womit er in die Homerischen Gedichte, die zu seiner Zeit das anerkannteste Muster der poetischen Schönheit waren, sich hineinfühlte und hineintastete. Dabei verfiel er aber in die Einseitigkeit, den aus ihnen gezogenen Begriff des Epos der ganzen epischen Literatur aufdrängen zu wollen. Will man den Begriff einer Dichtgattung aufstellen, so reicht es nicht hin, bei den historischen Anfängen derselben, und wenn sie in ihrer Art die vollkommensten wären, stehen zu bleiben. Erst die ganze Geschichte einer Dichtgattung ist der Maßstab, nach dem sie beurtheilt werden kann. Geheimnißvoll entsprang der Weltbaum des Epos aus dem Boden des griechischen Alterthums; geheimnißvoll wuchs er in andere Zonen und Himmelsstriche hinüber. Wer möchte ihm nun die klimatischen und nationalen Eigenthümlichkeiten verkümmern, die er angenommen hat? Es war ein ächt nationaler Zug, daß Ariosto von der volksthümlichen Kraft und politischen Objectivität des griechischen Sängers abging, daß er das leichtsinnige und phantastische Einzelleben seiner Landsleute abspiegelte, daß er an die griechischen Götter nicht glaubte und auf die Eingebung der griechischen Muse nicht horchte, daß der Reiz und die Huld italienischer Frauen ihn begeisterte. Hätte sich Klopstock zu der von Herder verlangten plastischen Objectivität zusammennehmen wollen, so würde er seiner sentimenta-

*) Man übersehe nicht die treffende Anerkennung in den Fragmenten zur deutschen Literatur II. S. 43 f. Hat Klopstock „wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen alten Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete?"

**) Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 46. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 95, 105. Wirkungen der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 276. Stimmen der Völker I. S. 10, 65, 69 — 71. Schriften zur römischen Literatur S. 99. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 63. Schriften zur griechischen Literatur S. 260 f., 273 f., 286—288, 292, 294 f., 305 f., 309 f. Kritische Wälder II. S. 15, 49. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 43—45, 48. Theologische Briefe I., II. S. 237.

len und reflectirenden Natur, die damals deutsche Natur war und im Herzen unseres Volkes lebte, verlustig gegangen sein. Auch läßt es sich nicht verkennen, daß Klopstock, wenn er, nach den von Herder aufgestellten Forderungen, den Genius des jüdischen Volkes in dem Messias dargestellt hätte, mit der obigen Begriffsbestimmung selbst im Widerspruche sich befände. Denn er würde in diesem Falle den nationalen Geist des Epos zum kosmopolitischen umgeschaffen haben, wozu allerdings das moderne Epos eine Anlage und ein Recht hat. Verweilen wir noch einen Augenblick bei der oben mitgetheilten geistreichen Auffassung des Homer, so enthält dieselbe vorzugsweise eine treffliche Genesis der nationalen Sage, die den Griechen ein unantastbares Heiligthum und die Quelle ihrer ganzen Literatur war. Diese Sage führt uns in das Herz der Volkstradition hinein, sie ist in der Form der Phantasie eine erschöpfende Philosophie des griechischen Nationalgeistes und zeichnet mit fester Hand alle Grundformen desselben. Wie daraus allmählig und geheimnißvoll eine Reihe von Gesängen erwuchs, die zuletzt ein gottbegeisterter Seher in den Garten seiner Muse verpflanzte und dort unter dem warmen Himmel seiner allumfassenden Liebe zur Reife brachte, konnte nicht zarter, anmuthiger und lebendiger ausgesprochen werden, als es von Herder geschehen ist.

§. 34. „Mit der Geschichte", sagt Herder, „hat die Epopöe nichts zu schaffen; sie schafft die wahre, die vollkommene, die ewig dauernde Geschichte, aber indem sie auf das Einzelne, wie es ist, anders nicht Rücksicht nimmt, als sofern im Besonderen das Allgemeine liegt, das sie „in jenem behandelt". „Daher, daß alle wahrhaft epischen Sänger ihren Stoff so fern her ergriffen und in ihm wie über Leimen in ihrer Hand walteten. Seit die Geschichte aufkam, bestanden in Griechenland keine epischen Gedichte". Wenn es heißt, daß in dem Epos nicht die endliche, einzelne Geschichte, sondern die ewige dargestellt werde, so ist darin Folgendes enthalten. Der Epiker beschäftigt sich zwar mit einer bestimmten, einzelnen Reihe von Begebenheiten, worin die Geschichte von dem Volksgenius aufbewahrt und zugleich durch Erfüllung mit seinem ganzen Gehalte unendlich erweitert ist. Aber der Epiker hat diesen Stoff nur so zu bearbeiten, daß er darin ein Bild des Geschehens und Handelns überhaupt, eine Uebersicht über die Formen und Gesetze des menschlichen Lebens und Schicksals zur Darstellung bringt. Wie es überhaupt unter den

Menschen hergeht, was ihre Natur enthält, unter welchen Bedingungen sie sich entwickelt, welche Folgen aus ihrem Handeln entspringen, das enthüllt uns der Epiker, indem er den überlieferten Stoff zum Kunstwerke formt. Aber in Bezug auf das geschichtliche Colorit verfuhr Homer, von dem doch jene Begriffsbestimmung entlehnt ist, mit gleicher Strenge, wie ein Geschichtsschreiber. Bis in die kleinsten und leisesten Züge bildete er immer nur die Menschen seiner Zeit ab, nicht bestimmte, einzelne Menschen, obgleich auch diese seinen Gemälden zur Grundlage gedient haben müssen (denn aus der bloßen Phantasie schreibt kein ächter Dichter), sondern wie die Menschen damals überhaupt waren, lebten, gingen und standen. Unter diesem Gesetze steht aber jeder objective Dichter, und selbst der subjective ist wenigstens an die Gefühlsweise seiner Zeit, wie an die eigene gebunden. Denn jede ächte Poesie, was ist sie anders, als Enthüllung der Wirklichkeit im Lichte der Idee? In diesem Sinne sagte Merck zu Goethe: „deine Manier ist es, aus der Wirklichkeit die Poesie zu schaffen; die Anderen wollen das sogenannte Poetische darstellen, und da kann nur schlechtes Zeug herauskommen“. Wenn es nun auch Herdern zugestanden werden muß, daß die Geschichte, wie sie von dem Epiker enthüllt wird, die ewige Geschichte ist, daß also in seinem Weltbilde sich alle Jahrhunderte spiegeln können, so möchte er doch leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben, wenn er die vom epischen Genius umgearbeitete Geschichte als die vollkommene bezeichnet. Bei der Begrenztheit des einzelnen Menschengeistes wird auch die großartigste Darstellung der Wirklichkeit immer hinter dem unendlichen Reichthume des Urbildes zurückbleiben. Was der Poesie in ihrem Verhältnisse zur Realität des Lebens den Vorzug vor der Prosa gibt, ist ihre größere Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit in der Auffassung des Wirklichen. Sie weist durch starke Merkzeichen auf die Lebenspunkte des Wirklichen hin und wirft auf dieselben das Licht der von ihr erfaßten göttlichen Ideen. Aber sie erläßt es dem Geiste nicht, zur Quelle der Geschichte und Natur zurückzugehen und dort, freilich mit jener Tiefe, die er besonders den Einwirkungen der poetischen Genien zu danken hat, sich eine immer reichere Erkenntniß zu schöpfen. In gleichem Sinne kann es nicht vollständig zugegeben werden, wenn Herder die epische Geschichte vorzugsweise als die wahre bezeichnet. Sie ist wahrer als die prosaische Geschichtsdarstellung, weil der Dichter ein feineres Auge der Beobach-

tung hat, als der Prosaiker. Aber während der Dichter das Wirkliche nach der inneren, idealen Wahrheit abzurunden und zu verklären sucht, läßt er die Farbe der äußeren Wirklichkeit nur zu leicht erblassen, und es bleibt unsere unerläßliche Aufgabe, diesen Mangel durch Beobachtung zu ergänzen.

Willkührlich und aus dem einseitig Homerischen Begriffe geschöpft ist Herder's Behauptung, daß mit dem Aufkommen der Geschichte die Epiker in Griechenland aufgehört hätten. Homer wurzelt weit mehr in der Geschichte, als die Tragiker. Und warum soll in Zeiten, wo die Dämmerung der Sagen sich aufhellt und geschichtlicher Tag wird, in der geheimnißvollen Nacht des dichterischen Gemüthes die Sage nicht zum zweitenmale aufleben können? Warum wäre es eine Unmöglichkeit, auch das moderne Leben zum Theil in die Gestalt der Sage zu verwandeln? Von Tasso behauptet Herder, als ein Kenner der Geschichte habe er sich vergebens abgemüht, die Helden und Thaten der Kreuzzüge zu besingen; sein läuternder, mildernder Fleiß sei an ihnen verloren gewesen. Er verkennt mit dieser Ansicht den Geist des befreiten Jerusalem ganz und gar; er verkennt es, daß diese Dichterseele einen Rahmen in der freien, romantischen Zeit der Kreuzzüge suchte, um die verklärten Bilder einer schwärmerischen, feurigen, ritterlichen Liebe darin niederzulegen, da sie in den conventionellen Schranken ihrer Gegenwart sich zu eng fühlte. Wer möchte von dieser dichtenden Nachtigall, die sich ins Dunkel zurückzog, um ihre zerrissene Brust durch Gesänge zu heilen, wer möchte von ihr verlangen, daß sie auf breiten und kühnen Adlerflügeln, wie Homer, über dem Vaterlande und der Vergangenheit hinschwebe?

Noch verdienen Herder's Bemerkungen über die Messiade auch in diesem Zusammenhange unsere Aufmerksamkeit. Die Absicht und die Einfalt des Christenthums, sagt er, gestattet es nicht, daß seine Geschichte „das Feld willkührlicher Dichtungen" werde. An der „einfachen, zarten, nur durch ihre Einfalt bestehenden Menschengeschichte" des Lebens Christi ist nichts, was auf eine ungezwungene Weise „Stoff zu Homerischen oder Virgilischen Epopöen gäbe". Hiernach muß die Messiade im Gange der äußeren Begebenheiten der Geschichte folgen. „Klopstock konnte nicht die Begebenheit herkommen lassen, wie sie Homer herkommen läßt, der über eine mündliche Sage und Geschichte eine selbst schon zur Fabel gewordene Geschichte dichtete. Bescheiden ließ er also stehen, was steht, und wollte

seine Dichtung der Geschichte nur anfügen, nur zwischenschieben. Dieß ist so auffallend, daß man die biblische Begebenheit aus ihm herausheben könnte, und die Dichtung, das Werk seiner Muse, stände in einzelnen Situationen beinahe ganz da". „Die Handlung, d. i. der ganze Gang der Epopöe des Dichters und die biblische Geschichte sind zwei ganz verschiedene Dinge".

In diesen Aeußerungen, die besonders darauf hinausgehen, daß die biblischen Erzählungen als ein religiöses Heiligthum der christlichen Welt keine Entfaltung durch die dichterische Schöpferkraft zulassen, liegt denn freilich die stärkste Apologie der Messiade gegen Herder's obenerwähnte Angriffe. Die Bibel selbst gewährt uns durchaus kein Gemälde von dem damaligen Zeitcharakter des Judenthums, das für die reiche Darstellung einer Epopöe auch nur von ferne genügen könnte. Wollte also der Epiker hier der Forderung entsprechen, ein nationales Zeitbild zu entrollen, so mußte er in so weitem Umfange combinatorisch erfinden, daß die heiligen Geschichten unter seiner schöpferischen Hand zur poetischen Sage wurden. Es blieb also dem frommen Dichter gar nichts anderes übrig, als eine Reihe von Hymnen, Cantaten und Messen, die er im Messias mit musikalischer Kunst erbaute, durch das schwache Band einer Erzählung, die er nicht abschreiben und auch nicht umdichten, aber doch lyrisch-rhetorisch beleben durfte, mühselig zusammenzuhalten. Wenn auf diesem Wege nicht Epik, aber epische Musik oder Lyrik entstand, gegen welche Regeln sollte der Dichter dadurch gesündigt haben? Wie er seinen Stoff bearbeitete, so verlangte es der Stoff selbst, der nur in ehrfurchtsvollen Ahnungen ergriffen werden kann, so verlangte es die Zeit, die das Christenthum mit seiner biblischen Geschichte durch das Herz sich menschlich näher rücken wollte, so verlangte es vor Allem das Dichtergemüth, dem keine andere Weise bequem war, sich von seinem unendlichen Inhalte zu befreien.*)

§. 35. Das Epos „fordert gleichsam die Mitwirkung der ganzen Natur, die ganze Ansicht der Welt zwischen Himmel und Erde, mithin auch die ganze Wissenschaft und Seele des Dichters. Im Herzen und Geist der Natur soll es ein Schauplatz des Weltalls,

*) Schriften zur griechischen Literatur S. 304—306. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 52. Theologische Briefe I., II. S. 244, III. IV. S. 244 f., 247 f.

ein lebendiges Wort für Alle, in Allen werden". In dieser Bemerkung ist angedeutet, daß die Epopöe den Charakter der Universalität an sich tragen müsse. Auch das Drama kann wohl den ganzen Ideengehalt eines Zeitalters in sich schließen; aber dieß geschieht doch nur auf eine intensive Weise, in dem Bewußtsein der Helden, das von Zeit zu Zeit wie auf den Schultern des Atlas die ganze Bürde des Zeitgeistes trägt, in einzelnen Chorgesängen, die als Augen des Bewußtseins aus der Handlung hervorblicken. Das Epos dagegen überschaut die ganze Breite und Fülle der Zeitentwicklung und legt sie in der Reihe der Begebenheiten auseinander. Freilich kann dieß nur in solchen Zeiten vollständig geschehen, wo die Ansichten und Gesinnungen der Einzelnen durch die allgemeine Volksthümlichkeit noch gebunden sind, wo die Weisheit des Zeitalters noch eine einfache, leicht überschauliche, zuversichtlich geglaubte ist. In den Zeiten der wissenschaftlichen Vertiefung, der politischen Verwicklung, der socialen Verfeinerung, bei der Entfesselung der Individualitäten kann die epische Allseitigkeit des Dichters höchstens eine Region des Zeitgeistes umfassen. Dante vermochte es noch, ein Epiker der Scholastik und allenfalls der Politik zu sein, während das gesellschaftliche und gemüthliche Leben von dem Spiegel seiner Dichtung nicht zusammengefaßt wurden. Bei der Trennung, die in Klopstock's Zeit zwischen den Idealen der Gebildeten und dem Volke bestand, konnte das Epos nur das Leben der Ersteren veranschaulichen, und er that auch dieß nur in religiöser Beziehung. Wenn wir die obige Begriffsbestimmung Herder's mit vollkommener Strenge in Anwendung bringen wollen, so hat doch eigentlich nur Homer eine vollständige, weltliche Bibel für das Volk aufgestellt, und auch bei diesem Dichter läßt sich die Sache nicht mit völliger Bestimmtheit entscheiden, da seine Werke die einzige beglaubigte Urkunde aus der Literatur seines Zeitalters sind. Aus diesem Gesichtspunkte ist weiterhin Alles zu beurtheilen, was Herder über die großen Epiker bemerkte. Nach seiner Ansicht sind die Epopöen Homer's, Dante's, Milton's und Klopstock's „Encyclopädieen und Universa aus dem Herzen und Geist ihrer Dichter: sie entwarfen die Karte ihrer inneren und äußeren Welt", sie „umfaßten" „jeder in seinem Gesichtskreise Himmel und Erde". Homer insbesondere hat jede „Seite des menschlichen Wissens" „berührt", er hat „von Allem, was im Gesichtskreise seiner Nation lag, gleichsam die Krone erfaßt". Dante's gött-

liche Komödie „umfaßt die Encyclopädie" des „Wissens seiner Zeit", „das Herz seines Lebens und seiner Erfahrung, die Blüthe aller Mysterien und Moralitäten, Himmel und Erde." In diesen Bemerkungen über Dante finden wir das Richtige, daß er einerseits das Wissen seiner Zeit, das noch ganz theologisch und scholastisch war, vollständig zusammenfaßt, während er das damalige Leben nur in seinen großen Grundformen darstellt, daß er andererseits die Erfahrung und Anschauung seines individuellen Lebens, wenn auch, wie Klopstock, mit vornehmer Allgemeinheit, ausspricht. Milton's „großes Gedicht", fahren wir mit Herder fort, „sollte kein Mährchen der alten Zeit, sondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unschuld und Sünde, mithin eine Aussicht über unser ganzes Geschlecht werden". Er wollte „seine Encyclopödie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache feststellend verewigen".*)

§. 36. „Die Seele des epischen Gedichtes", sagt Herder, ist „das Leben der Götter mit Menschen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde". Wenn das Drama, wenigstens nach unserer jetzigen Auffassung, dazu bestimmt ist, den Menschen so darzustellen, wie er durch seine Natur und durch seinen freien Willen sich selbst das Schicksal bereitet, so zeigt uns das Epos, daß es noch eine eherne Schranke gibt, die der Einzelne nur selten überwinden kann, nämlich das Schicksal des ganzen Volkes, ja der ganzen Gattung. Das Epos läßt sich als politische Dichtung im weitesten Sinne des Wortes, das Drama hingegen als individuelle Dichtung bezeichnen. Jenes Schicksal, das die Allgemeinheit trifft und die Repräsentanten derselben vorzugsweise berührt, wird im religiösen Sinne von der Gottheit oder von den Göttern abgeleitet. Die Homerische Epopöe hat namentlich einen ganz theologischen Ursprung und ist als religiöse Urkunde ihres Zeitalters zu betrachten. Die Mythologie, sagt Herder, ist „mit dem ältesten Epos eins", d. h. die Göttergeschichte finden wir dort mit der Volksgeschichte auf's Engste verwachsen. „Homer's Götter waren seiner Welt so wesentlich und unentbehrlich, als der Körperwelt die Kräfte der Bewe-

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten, II. S. 38. Schriften zur griechischen Literatur S. 305 f., 244 f., 266. Kalligone I. S. 184. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 85, 127—130. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 268, 276. Theologische Briefe III., IV. S. 245 f.

gung. Ohne die Entschlüsse und Wirkungen des Olympus geschähe nichts auf seiner Erde, was und wie es dem Dichter geschehen sollte". Dabei unterscheidet sich aber Homer von den theologischen Dichtern der früheren Zeiten dadurch, daß er das Menschliche zu seinem Mittelpunkte macht und die Götter sich nur um die Schicksale der Menschen bewegen läßt. Homer „änderte den alten Geschmack dadurch, daß er gleichsam den Himmel auf die Erde zog und, indem er jene ungeheueren, abgelebten Fabeln der Urwelt an ihrem Orte ließ, alle seine Gestalten rein menschlich machte". Den religiösen Charakter des Homer bezeichnet Herder vortrefflich in folgenden Worten: „Was der Glaube an ein Schicksal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen in die Composition Homer's an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, ist unsäglich".

An die Stelle des rein Göttlichen trat aber nach Herder's Auseinandersetzung im Epos „zuerst das Zauberhafte, dessen Beginn man schon in der Odyssee wahrnimmt. In den dunklen Zeiten nahm der Glaube daran sehr zu". An die Stelle der religiösen oder providentiellen Ansicht drängte sich das poetische Nachgrübeln über die Geheimnisse des Naturlebens, über das Unheimliche des Menschengeschickes. Man glaubte nicht Alles auf die Vernunft eines göttlichen Willens oder auf die Freiheit des menschlichen Handelns zurückführen zu können; man entdeckte dunkle Regionen, in welchen Naturgewalten, unerreicht von der Gottheit und dem Menschen unbezwingbar herrschen sollten. Das Reich des Dämonischen that sich auf, das von der Sage äußerlich aufgefaßt und phantastisch dargestellt, aber von dem philosophischen Dichter bis in die Abgründe des Gemüthes hinunter verfolgt wurde. Goethe hat dieses innere Dämonische, wie er es in Wahrheit und Dichtung betrachtend auseinandersetzt, in seinem Egmont zum finsteren Genius einer Staatsgewalt gemacht, die alles Helle, Freie und Freudige niederschlägt und erstickt. Kehren wir zu Herder's Betrachtungen zurück, so fallen uns in diesem Zusammenhange seine Urtheile über die Epiker der römischen, der italienischen, der schottischen und der deutschen Literatur in die Augen. Von Lukan's pharsalischem Kriege sagt er, dieses Gedicht habe keine Epopöe werden können, „weil der Zeit Lukan's das Göttlicheinwirkende im Glauben der Urzeit, des alten lebendigen Worts gefehlt habe". Ob dieß der Grund war, der die Absicht des römischen

Dichters vereitelte, lassen wir dahingestellt sein. Es war ihm jedenfalls vergönnt, einen anderen religiösen Glauben an die Stelle der untergegangenen Volksreligion zu setzen, und wäre es in diesem Falle eine absolute Unmöglichkeit gewesen, an das Volksbewußtsein anzuknüpfen und demselben durch die Entwicklung des im Keime verbreiteten geistigeren Glaubens eine neue Gestalt zu geben? In Tasso's befreitem Jerusalem findet Herder die Wirkung des religiös Wunderbaren lahm; hier thuen „Engel", sagt er, „was Menschen thun sollten, und was sie auch ohne Engel würden gethan haben". „In Ossian's Gedichten sind zwar keine Götter, destomehr aber die Schatten der abgeschiedenen Väter gegenwärtig wirksam; himmlische Gestalten der Urwelt". „Die Wolkengegend, der luftige Aufenthalt der Väter ist ihr einziger Trost; auf der Erde sehen sie traurige Wüsten, erloschene Tritte, sie hören verklingende Töne." An Klopstock's epischer Metaphysik und Religion findet Herder Manches auszustellen. Seine Engel sind meistentheils „weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu sein; Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu gebrauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat". „Da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet", so vergißt er „mit seinen Engeln manchmal", „was er selbst sagt: „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat". Abgesehen von Klopstock's Mangel an plastischer Kraft, der seine Muse immerfort im Lyrisch-Musikalischen zurückhielt, müssen wir die Unsicherheit jener Zeichnungen aus der oben erwähnten zarten Scheu ableiten, in der Behandlung einer Geschichte, die ihm von der Bibel schon genau vorgezeichnet war, schöpferisch zu verfahren. Er beschränkte sich, das eigentlich Epische bei Seite setzend, darauf, in jenen Engelsgestalten sein beständig erregtes religiöses Gemüth abzubilden und ihnen die Zartheit, ja die Schwäche seiner Empfindungen einzuhauchen. Das Leben hatte ihn einmal so geformt, daß er immer nur auf schwindelnden Wolkenhöhen über der Erde stand, daß er sich in die Betrachtung eines Geisterreiches einwiegte, vor dem die irdischen Farben erblaßten, daß er also auch seine Engel nur in der Empfindung, nicht in der Gestalt vermenschlichen konnte. Dieß war ein Geschick für den Dichter und für seine ganze Zeit, das er nicht bezwingen konnte. „Klopstock's Hölle", sagt Herder, „beruht auf einer psychologischen

Unwahrheit. Alles, wozu Klopstock die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und zwar mit größerer Wirkung entwickeln können. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, ist mehr Klugheit und Sphäre zu wirken erforderlich". „Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre", „den nachher Jesus überwände". Die Hölle ist hier, „im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben". Hiernach wäre es eigentlich die Aufgabe des epischen Dichters gewesen, den Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, der diese Welt im Innersten bewegt, bis auf den Grund zu verfolgen und so an die Lösung der schwierigsten Räthsel sich zu wagen. Er hätte das Göttliche mit der ganzen Stärke der religiösen Empfindung in sich aufnehmen und entfalten, er hätte zugleich mit dem geschärftesten Blicke den Dämon in alle seine Schlupfwinkel verfolgen müssen. Dieß hätte aber eine Genialität der Lebensbeobachtung vorausgesetzt, die unserem Dichter ganz fremd war. Außerdem wäre hierzu die Kraft erfordert worden, sich aus der Weichheit und dem Genusse der religiösen Empfindungen aufzuraffen und die schwere Arbeit des Gedankens auf sich zu nehmen. Unrecht wäre es aber, ein solches Verlangen an die zarte, reizbare, empfindliche Natur zu stellen, die sich nur dadurch gegen die rauhe Wirklichkeit zu bewahren wußte, daß sie das stürmische Herz in liebliche, beruhigende, feierliche Töne einlullte. Wer möchte es ihm verkümmern, daß er mit ungebrochenem Herzen, mit ungetrübtem Seelenfrieden seine Pilgerfahrt durchwanderte, daß er die Schwelle des Greisenalters erreichte, ohne daß die Abgründe des Gemüthes und des Lebens vor ihm sich aufgethan hatten, daß er harmlos, im Genusse einer sentimentalen Weltansicht, zu den Befreiten und Seeligen hinüberging? An der Naivetät seiner sentimentalen Stimmung wird sich jedes gute Gemüth gern erbauen, und wenn es zerrissen ist, durch die Engelsstimmen des Dichters wenigstens auf Augenblicke gesunden und zur Kindheit genesen. Eine historische, aufbauende, erklärende, also eine wahre Kritik wird den Sänger des Messias, den Urheber unserer classischen Poesie, niemals anders betrachten können.*)

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 35—38, 93. Schriften zur griechischen Literatur S. 264, 300—302, 306 f. Kalligone I. S. 183. Ideen zur Geschichte und Kritik u. s. w. I. S. 94. Geist der hebräischen Poesie I. S. 237 f. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 46—48.

§. 37. Der wichtigste Bestandtheil des Epos ist nach Herder der Mythos, eine Reihe von Abentheuern und merkwürdigen Begebenheiten; die Charaktere nehmen dagegen die zweite Stelle ein. „Die Begebenheit, das Abentheuer bildet Charaktere; es übet und prüfet sie". „In die Fabel verflochten, dienen wir alle dem Ueberirdischen, das durch uns wirkt, das über uns schwebet; die höchsten Sieger zwingen und überwinden das Schicksal".*) Wenn im Drama das Individuum den Mittelpunkt bildet und aus der Dialektik seines Innern erst sein Schicksal hervorgehen läßt, hat das Epos die Bestimmung, das einzelne Individuum von vorn herein dem Schicksale unterzuordnen und von dem letzteren den Gang der Handlungen und Begebenheiten vorzeichnen zu lassen. Die einzelnen Charaktere erscheinen hier als die Diener des Schicksals, die dazu bestimmt sind, bewußt oder unbewußt, freiwillig oder gezwungen den Willen desselben zu vollstrecken. Insofern läßt sich das Schicksal als der eigentliche Hauptheld der Epopöe bezeichnen. Eine nothwendige Folge davon ist, daß hier auf die Ereignisse und Thatsachen bis in ihre feinste Structur ein weit größeres Gewicht fällt, als in dem Drama. Um das allgemeine Schicksal des Volkes und der Menschheit recht lebendig veranschaulichen zu können, muß der Dichter eine sehr reiche Fülle von Erzählungen und Beschreibungen ausbreiten und insofern die Thätigkeit des Geschichtsschreibers ganz nahe berühren.

„Das alte Epos", fahren wir mit Herder zu reden fort, „wußte zu gut, wie viel in den wichtigsten, größten, schwersten Dingen es auf das Kleinste, auf Zufälle ankommt, die nicht in unserer Macht sind, die unsere Klugheit nicht ordnet. Dieß so oft dem Helden Ueberlegene, alle seine Klugheit und Kraft Ueberwiegende oder gar Feindliche drückt das alte Epos aus. Dem Helden stand eine Macht entgegen, ein Hilfsgott ihm zur Seite", der doch immer als ein Vermittler des Schicksals gedacht wurde; „auf seinen Charakter, auf sein Benehmen kam" „nicht alles an; zuletzt entschied das Verhängniß".**)

Die weitere Bestimmung der im Epos auftretenden Charaktere hat Herder aus den Homerischen Gedichten geschöpft: „Ein Gotterzeugter, ein Gottgeliebter ist der epische Held; göttlicher Art sind seine Gedanken, seine Kräfte, seine Gestalt, sein Gang, sein Beruf

*) Schriften zur griechischen Literatur S. 297 f., 302.

**) Schriften zur griechischen Literatur S. 299 f.

göttlich. Vermöge dieses Ursprungs und der ihm innewohnenden Art überwindet er Hindernisse, schlägt schlechtere Charaktere nieder, gelangt zum Ziele". Ohne daß er an tragischen Fehltritten Antheil nehmen muß, darf er doch auf „seiner glorreichen Bahn" „mit dem Schicksal kämpfen". Der Ursprung der Homerischen Gedichte aus dem Mythos bringt es nothwendig mit sich, daß die ganze Welt derselben im Lichte der Götter erscheint, daß diese nicht bloß in der Natur und im Leben der Menschen überall gegenwärtig sind, sondern daß auch allen Dingen der Ursprung von ihnen aufgeprägt ist. Das verschwenderisch ausgetheilte Prädikat der Göttlichkeit will nichts anderes ausdrücken, als daß alle lebensfähigen Erscheinungen der Welt dem heiligen Naturgrunde entstammen und auf irgend eine Weise der göttlichen Weltordnung entsprechen. Die Göttlichkeit der Heldengestalten weist aber immer darauf zurück, daß sie der unbeugsamen, räthselhaften, verehrten Macht des Schicksals dienen. Werden nun diese Helden auch zum Kampfe mit dem Schicksale fortgerissen, so müssen am Ende doch alle zur Verherrlichung desselben beitragen. Sie scheitern aber an der Klippe des Schicksales nicht, wie die tragischen Helden, durch eigene Schuld, sondern durch die Nothwendigkeit, die gleich einer ehernen Mauer um alle Sterblichen sich herzieht.

Unter den Charakteren, die in den spätern Epopöen auftreten, unterwirft Herder hauptsächlich die der Messiade einer schärferen Betrachtung: „Der Messias erscheint nach den Weissagungen des alten und den Erzählungen des neuen Testamentes viel menschlicher, als ihn Klopstock malt. Die Epopöe fordert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht. Nun aber entgeht dem Gedichte des Klopstock viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: Nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unseren Bruder, den größten Menschenfreund, so würde dieß eher das Ziel erreichen", „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen". „Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen, weichen Herzen, das da spricht und duldet, aber zu wenig handelt". „Vielleicht ist aber die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dürfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen, charakteristischen Handlungen zeigen, die aber nicht Wunder sein dürfen". „Der Menschensohn ist, wie mich dünkt,

viel zu einförmig, schlecht und gering, daß seine Knechtsgestalt Epopöe werden wollte; der Sohn Gottes, der auferweckte König der Ehre, aber ist viel zu erhaben über unseren Gesichtskreis, als daß ihn das Auge verfolgen, die Phantasie dichterisch schildern könnte". In diesen Bemerkungen ist hauptsächlich das Wahre anzuerkennen, daß der Mangel an menschlicher Haltung, an fester Individualität und thatkräftiger Gegenwärtigkeit den Eindruck des Klopstock'schen Erlösers schwächt. Da es die vorzüglichste Aufgabe der Poesie ist, die Räthsel des menschlichen Daseins zu lösen, um dadurch Freiheit und Klarheit über unser Inneres auszubreiten, so verirrt sich die abstrakte Göttlichkeit einer Person oder Fabel über die Grenzen dieser Kunst, und wir haben deßhalb den dichterischen Werth der Messiade schon früher auf ihre lyrischen Stellen eingeschränkt. Jesus mußte, nach dem Bilde des neuen Testamentes, ganz und gar als Mensch erscheinen, um einen epischen Eindruck, überhaupt einen wahrhaft dichterischen in uns zurückzulassen. Die unschuldige Einfachheit seiner biblischen Gestalt hindert aber den Dichter durchaus nicht, ihr die reichste Entfaltung zu geben. Auf der anderen Seite wird durch die rein menschliche Haltung des Messias die epische Darstellung seiner Göttlichkeit nicht ausgeschlossen, vielmehr durch den aus dem Homer abgeleiteten Begriff so sehr bedingt, daß wir in dem Heilande die vollkommenste, die absolute Persönlichkeit eines epischen Helden vor uns haben. Indem er als allgemeiner Mensch alle Radien des Menschlichen in sich zusammenfaßt, trägt er zugleich den ganzen Olymp des Göttlichen in seinem Innern und läßt es die Knechtsgestalt in Antlitz, Miene und Geberde durchleuchten. Da in ihm die Gottheit erst ganz Mensch wurde, so ist er der menschlichste von allen göttlichen Charakteren, und da sich die Fülle der Gottheit, der Logos selbst, in seinen Leib einsenkte, so bedarf es keiner göttlichen Mächte außer ihm, um die Schicksale der ihn umgebenden Welt zu leiten. Was übrigens die handlungslose Empfindsamkeit des Heilandes betrifft, so muß es eben psychologisch erklärt werden, daß Klopstock in dieses göttliche Menschenbild kein anderes Ideal hineintragen konnte, als das eigene seines Herzens und Lebens. Der Klopstock'sche Messias ist die Incarnation der contemplativen Thatlosigkeit, die im Zeitalter seiner Entstehung bei uns vorherrschte. Es ist die deutsche Schuld und das deutsche Schicksal, die sich darin abspiegeln. Ein Himmel voll glänzender Ideale, die das Auge verblenden, ohne Behauptung

des realen Bodens, auf dem sie erst zur Wahrheit und Wirklichkeit werden.

In diesem Sinne greift auch Herder die von Klopstock dargestellten Apostel an: er hätte „sie nicht sowohl nach seinem weichen Herzen als liebe, gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben — oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte". Wenn der Dichter auch aus religiöser Scheu Bedenken trug, die Gestalt des Erlösers mit deutlichen, kräftigen Zügen schöpferisch auszuführen, so läßt sich doch die Zerflossenheit in den Bildern der Jünger nicht mit gleichem Rechte entschuldigen. Hier hinderte ihn die Aengstlichkeit, womit er dem bestimmten, derben Dasein aus dem Wege ging, an aller kräftigen Entwicklung seines darstellenden Talentes. Er hatte nicht die Stärke der Seele, um in einen handelnden Charakter einzudringen, der nothwendig manches Schroffe und Verletzende an sich trägt. Er malte sich eine weichliche Gesellschaft aus, der die Religion in süßen, schauerlichen Empfindungen und nicht in Bethätigung des Willens besteht. Die Religion ist aber durchaus Handlung, Hervorbringung und Verwirklichung der göttlichen Absichten, plastische Gestaltung der über das Leben gebietenden sittlichen Genien.*)

§. 38. Unter den Eigenschaften des Homer hebt Herder ganz besonders die erhabene Popularität hervor. Die epische Dichtung verlangt zwar eine „höhere Sprache", „da sie heilige, göttliche Dinge verkündigt, und der epische Sänger als Vertrauter der Götter, als Ausleger der Begebenheiten und Verhängnisse redet". Bei aller Göttlichkeit war aber Homer's Sprache „im Ganzen verständlich." Sie war „die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels". Die Muse des Homer diente „dem Geringsten und gleichsam jedem Kinde".**)

*) Vergleiche Herder's Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 56, 60. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 43—46. Theologische Briefe I., II. S. 249.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 54 f. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 66. Stimmen der Völker I. S. 70 f.

Daß die späteren Dichter des Epos von dieser Volksthümlichkeit des Homer abgegangen sind, daß sie mit ihrer verfeinerten subjectiven Welt in der Sphäre der Gebildeten und Gelehrten allein standen, finden wir bei Herder feinsinnig und geistreich entwickelt und aus den Quellen des tieferen geschichtlichen Lebens abgeleitet. Wenn seine Seele für etwas glühte, so war es der Nationalurgrund aller Poesie, besonders aber der epischen. So reizend es sein mag, einem Gemüthe in die verborgeneren Gänge seines Empfindungslebens nachzugehen, und so sehr uns die modernen Zustände nöthigen, zu dieser Isolirung der eigenen Zustände in der Dichtung zurückzukehren: wollen wir unser Dasein kräftigen und erfrischen, so müssen wir immer den heimischen Boden der Nationalität wieder aufsuchen. Nur dort erlangen wir die gesunde Naturbildung, die durch ein einsames Leben verkümmert und verkommt. Nur wer in den Herzen und Geistern Aller lebt, kann sich von den Beschränktheiten und Sonderbarkeiten seiner Individualität reinigen. Nur er findet den Maßstab der wahren Menschlichkeit, vor dem die Hirngespinnste einer brütenden, träumerischen Phantasie verschwinden. Wir können darüber nicht hinausgehen, daß unsere einzelnen Zustände ohne den frischen Luftstrom der Oeffentlichkeit geistig und sittlich verschmachten.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Studien über die französischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts.

IV.

Vincent Carloix.

Ganz verschieden von den Commentarien Montluc's ist das biographische Werk, welches Vincent Carloix (oder wie er sich selbst VI, 10 schreibt Carloys) geliefert hat. Der Verfasser hat es hier mit dem Leben eines Andern zu thun; er hat zwar das Meiste von dem, was er schildert, auch selbst gesehen und erlebt, aber das literarische Bewußtsein und der überlegte Compositionsplan treten hier schon mehr hervor und rauben der Darstellung die Unmittelbarkeit und Naivetät, welche uns bei Montluc in so hohem Grade anziehen. Dazu kommt, daß Carloix offenbar eine mehr literarische Bildung besitzt, als jener Mann der That. Er gefällt sich in historischen Anspielungen und gelehrten Reminiscenzen und verfällt deßhalb, im Verlangen gelehrt und belesen zu erscheinen, bisweilen wenigstens in literarische Pedantereien, durch welche die gelehrten Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts ihre literarische Berechtigung zu documentiren suchten.

Ueber die Lebensverhältnisse Carloix's ist uns nicht eben mehr bekannt, als was wir gelegentlich in seinem Werke selbst erfahren. Daraus ersehen wir, daß er 36 Jahre lang Secretair in Diensten des berühmten und trefflichen Marschalls Vieilleville stand, dessen Vertrauen er genoß und der ihn selbst veranlaßte, sein thatenreiches Leben nach gegebenen Materialien zu bearbeiten. Schiller, der von dieser biographischen Arbeit eine längere Analyse gegeben hat, bemerkt mit Recht, daß Carloix im Allgemeinen einen etwas zu panegyristischen Ton angestimmt habe und offenbar auf Verherrlichung seines Helden ausgehe, aber nicht aus Schmeichelei, sondern angetrieben von den Regungen der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihm viele Wohl-

thaten erwiesen und ihn mit seinem Vertrauen geehrt hatte. Uebrigens begann Carloir auch sein Werk erst einige Jahre nach dem Tode Vieilleville's. Außerdem wissen wir von dem Leben des Verfassers nur noch, daß er im Jahre 1569 auf Fürsprache und Verwendung des Marschalls zum Secretair des Königs ernannt wurde. Das Jahr seines Todes ist uns ebenso unbekannt, als das seiner Geburt. Die erste Ausgabe seiner „Mémoires sur la vie du maréchal de Vieilleville“ wurde 1557 in fünf Duodezbänden von P. Griffet veranstaltet.

Wir haben schon bemerkt, daß die Darstellung Carloir's weniger naiv ist, als die Montluc's; aber wir dürfen nicht verschweigen, daß sein Werk sich durch Correctheit und an manchen Stellen selbst durch eine gewisse Anmuth auszeichnet, die bei den gelehrten Historikern des sechzehnten Jahrhunderts zur Seltenheit gehört.

* * *

Auch hier citiren wir wieder nach der von Buchon im Panthéon littéraire gelieferten Ausgabe und zwar nach Büchern und Capiteln.

A.

Grammatische Bemerkungen.

1. Substantiva. Pluralbildung: faire planter les paulx, I, 31; n'eust-il que des aulx, et des raves à l'hespaignole, VI, 23; Genus: duché als Femininum: en la duché d'Anjou I, 4, ebenso comté: III, 20; couple als Femininum: il s'en trouve encore une couple de semblables en tout mon royaume, IX, 48; populace als Masculinum: qu'il n'y avoit que ce populace de Paris, VIII, 35; période: nous sommes au vrai période de toute perdition, IX, 31; Eigennamen: Charles le Grand, dit Charlemagne, I, 43. Steigerung des Substantivs (vgl. Montluc): et d'une fort femme de bien, I, 29; la main d'un fort homme de bien, I, 40; la fortune d'un si homme de bien, II, 15; ung très-homme de bien, IV, 29; mais plus homme de bien, VI, 24; une fort femme de bien et d'honneur, VI, 37.

2. Adjectivum. Superlativa: de profondissime sçavoir, I, 45; premier als Comparativ (vgl. Conjunction): à quoy elle m'a repondu qu'elle en avoit la promesse premier que moy, II, 6; Auslassung von plus: mais au reste l'ung des beaux et agréables gentilshommes qu'on sceu regarder, III, 26.

3. Numerale: l'empereur Charles cinquième, I, 16, 43, aber auch Charles le quint, I, 145; Setzung von et: qui estoit de vingt et cinq pièces, III, 21; vingt et quatre heures, IV, 14; vingt und cent mit Pluralszeichen: six-vingts, -dix, VI, 8; l'an mil cinq cents soixante, VIII, 7; onze apostrophirt: en l'unzièsme chapitre de ce livre, III, 13; neufieme; au dix-neufième chapitre, I, 23.

4. Persönliches Pronomen. Stellung der Objectspronomen: qui le vous rembarrent de telle façon, VI, 25.

5. Demonstrativum: iceluy empereur, V, 2; iceulx trois capitaines, VII, 2.

6. Beim Relativum ce ausgelassen: et usa d'aultres parolles, qui n'est pas besoin de redire, IV, 17; qui fut cause que tous ses soldats se desbandoient, VI, 25; lateinischer Gebrauch des Relativums: pour à laquelle respondre, IV, 22; auffallende Construction: en fort brave equippaige; desquels tous ensemble il fut conduit en son logis, X, 5.

7. Unbestimmtes Pronomen. Stellung von même: cherchants les anges et la mesme déité, III, 7; il sembloit que la mesme terre deust fondre et se transmuer en eau, III, 22; ce qu'ils estimerent plus que le mesme argent, IX, 48; chacun: apprendre des nouvelles et veoir les criminelles executions, chacun à leur tour, III, 14; Stellung von quelconque: ny de quelconque promesse, VIII, 5.

8. Verba. fuire, Participium fuy: s'en estoient fuyes à Melun, VIII, 31; faire für rendre: pour les faire saiger, IX, 33; vouloir, veuil: la beauté de laquelle je ne veuil poetiquement celebrer, III, 7; envoyer: et envoyera, V, 25; VI, 22; accoutumer mit avoir: qui n'ont pas accoutumé de suffrir, VI, 19.

9. Adverbien: aucunement: pour aucunement le recompenser, I, 32; gueres; et ne fut gueres sans rendre l'esprit, I, 47; pièça: car il s'en fust pièça saezy, II, 11; par ainsi: par ainsi, monsieur, remettez la partye à jeudy, V, 23; premier: que premier il n'eust eu son advis et un bon conseil, V, 27; du tout: qu'il se porte très bien et du tout hors de dangier, V, 29; à l'après: à l'après, les monstres furent faictes, V, 32; tout en tout: fust quasi du tout en tout tary, VIII, 1; se remettant, de tout en tout, sur la parfaicte

fiance, VII, 6; en après: en après, il lui demanda, VII, 21; prou: estimant estre prou fort avec ce, IX, 4; d'entrée de jeu: et d'entrée de jeu, il prit, à la barbe du marquis, I, 40; de telle sorte, que d'entrée de jeu, il leur présenta la question, VI, 19.

10. Präpositionen: sous: et n'a pas sa pareille sous l'univers, I, 2; avec: avec aussi l'avantage qu'ils avoient, I, 37; par: cela sçavoit-il par de ses parents et amis, III, 2; avant vor Infinitiv: avant se lever et rompre l'assemblée, VI, 35; rez von la razer, rez-pied, rez-terre, VII, 15; devers: comme l'on vouloit marcher devers Luxembourg, VII, 16; sur: villes qui sont sur la riviere, VIII, 7; joignant: d'une porte de la ville qui est derriere et joignant ladicte abbaye, IX, 13.

11. Conjunctionen: tandis que: tandis qu'il a vecu, I, 46; premier que (vgl. Adj.): mais premier que s'y acheminer, monsieur le connestable fist appeler le sieur du Thiers, II, 9; car il avoit quarante-deux ans premier que d'avoir gouvernement, II, 10; luy promettant, premier que l'an expirast, III, 10; meurissez bien ceste consideration en vous mesme premier que de conclure le reffus, IV, 9; mars premier que de s'y acheminer, IV, 21; car: ils s'en retournerent très-content, car avec riches presents, X, 21.

12. Sonst bemerkenswerthe Constructionen: pour à quoi parvenir ils s'esvertuent, I, 2; et ayant fait ces préparatifs, mis ordre à son equipage, et s'estre muny abondamment de finances, I, 2; se souvenants de la prise du roy, I, 3; et en attendant, tous et toutes disnerent avecques luy, II, 13; c'est chose que nous ne vouldrions pour mourrir permettre, IV, 22; inexorable aux contrevenants à ses commandements, VIII, 11; aussi de l'avoir faict sortir de Fontainebleau en si terrible et non accoutumée de tout temps diligence, IX, 35.

B.

Glossarium.

A.

abander (se) (vgl. s'abandir bei Roquefort): et après infinis saluts, reverances et embrassements ils s'abanderent tous ensemble, II, 7.

abbatis, veraltet für destruction: qui firent un grand abbatis, VI, 15.

abbrever (abreuver), figürlich: les lettres de M. de Vieilleville contenoient que la cour estoit abbrevée de son mariage avec le marquis de Saluce (d. h., daß man überall davon spreche), I, 26.

abloquer: mais seulement vous a abloqué en gros que ces trois soldats y ont bonne intelligence, I, 37.

abordade: de prime abordade, III, 14; de première abordade, VIII, 12.

abraser, daneben abbrazer (bei Andern auch araser) = démolir: qui devoient surprendre ceste ville et l'abraser, VI, 26; quand je devrois abrazer toute la ville, VIII, 12; pour abbrazer la ville, VI, 36; auch das Substantiv

abrazement: ung abrazement de feu, VIII, 12.

acertiorer (certiorem facere): affin aussi d'estre acertiorée de sa maladie, VI, 50; de quoy monsieur le mareschal fut acertioré par ses gens secrets, IX, 7.

acheminement: et usa de telle diligence pour l'acheminement des vivres, IV, 16.

acquester (altfranzösisch acquaisteir, acquesir, acqueter, acquetir, Roquefort): deffaire deffense de plus acquester, III, 20.

affliger: se voyant ainsi affligé sur affliction, IV, 26.

affrontément für effrontément: qu'elle demande affrontément, IX, 16; vgl. das altfranz. affronter, affronteur für effronté.

agenoillement: et quant aux testes nues et agenoillements, II, 2; und das altfranz. s'agenoiller (Roquefort): mais ils ne s'agenoillent nullement, II, 2.

aleu alt für aloi (vgl. bei Roquefort unter franc-aleu): qui est de nature et condition libre et de franc aleu, II, 7.

algarade, noch fam.: une fort belle et très plaisante algarade, V, 3.

allichement: mais, par l'importunité et allichement de deux grandes promesses, III, 1.

alte (vgl. Montluc): et font alte, III, 21.

ambrassade (embrassade): et après toutes caresses, ambrassades et bonnes cheres, III, 6; vgl. ambrassée bei Roquefort.

ambuscade (embuscade): afin qu'il ayt loisir de dresser pieges et trappuces, autrement ses ambuscades, V, 11.

amendement: si bien que l'on cogneust, en moins de huict jours qu'il sejourna avec eux l'amendement de l'enfant, III, 17.

angoisseux, veraltet: mais la plus angoisseuse, VIII, 32; une très angoisseuse perplexité, IX, 51; en ceste angoisseuse perplexité, VII, 4; vgl. jusques aux portes d'une mort tres angoiseuse, Montaigne, I, 20.

animeux, veraltet: madame la regente, qui estoit fort animeuse adversaire, I, 15.

animeusement (animose): mais animeusement bandé, VI, 16; in den Schriften der Ligue sehr häufig.

aposter (vgl. Montluc, sonst auch apposter): par les susdits apostés, IX, 7.

apparant (von apparaitre): réservant pareil nombre pour luy et les plus apparants de sa trouppe, V, 6.

apparenter (parent) v. a.: j'aurois à ce compte, dit-il, beaucoup de parens, si tous les enfans de ceux qui ont espousé des princesses du sang me vouloient apparenter, II, 3; = für einen Verwandten halten, Verwandten nennen.

apprantif (vgl. apprentif bei Montluc): n'estant poinct apprantif à ce mestier, VII, 10.

appurement (apurement noch jetzt im Handel): sa majesté deputa pour commissaires de l'appurement desdictes debtes, III, 9.

argoulet (alt auch argoulé) = arquebusier à cheval: il y avoit cinquante harquebusiers à cheval, qui servoient à faire les descouvertes et escarmouches çà et là les appeloit-on argoulets, VII, 17.

arrazer: lesquels pour le gain de ce traffique se sont de toute ancienneté arrazés et mariés, X, 3.

arriguet: et avoient pris les arriguets, VII, 7.

as, Sprüchwort: qui fut cause qu'il demeura sur l'heure en suspens, et comme l'on dit, entre deux et as, II, 8.

asprement (âprement): le connetable se courroucéa asprement devant le roy, IV, 24; im Altfranz. aspre ganz gewöhnlich.

assavoir: assavoir de ne battre tambour, VII, 13.

assiette = Sitzen: sa très-belle assiette à cheval, I, 46.

assoupir (adsopire): qui ne pouvoit assouvir de contentement, III, 7; bei Roquefort: = achever, contenter, conclure, accomplir.

ast: toutes sortes d'ast, X, II.

athéiste = athée: avec un tel athéiste, VII, 11.

attrampance (attrempance): le roy qui connaissoit assez avoir plustost suivy le feu de sa jeunesse que l'attrampance de son conseil, I, 43.

attrayer: ayant jamais faict service qui vous y ait deu attrayer, VI, 37.

averment = aveu d'une tenure, Roquefort: l'urgente occasion qui le meine pour le très-exprès service du roy et de l'abus de ses finances et de l'averment d'icelles depuis douze ans, I, 32.

avitaillement: parce qu'elle fut formée sur l'avitaillement de Carignan, I, 42.

ayne: qui estoit un peu blessé en l'ayne, III, 21.

B.

bacha: il estoit accompagne de deux bachaz, I, 39.

bacule (vgl. bacouler, baculer bei Roquefort): de vous tenir pres des herses, trappes et bacules, V, 12.

bagues, in dem veralteten Sinn (von bague: bagage), der nur in

der Redensart sortir vie et bagues sauves noch vorkommt; = effets, hardes: ils se sauverent dedans Bouloigne en diligence avecques leurs bagaiges, bagues, femmes et enfans, III, 21; vgl. il est bien vray que celle qui est eschappée bagues sauves d'un escholage, Montaigne, III, 5.

baisseaul (vaisseau?): les grands navires et autres baisseauls, I, 31.

balizer (baliser, vgl. altfranz. baliseir, Roquefort): et faict balizer la riviere en quatre endroicts, VII, 7.

barbacane (mittellatein. barbacana), noch: et tirer harquebusades aux fenestres, auxquelles n'y avoit une seule barbacane, V, 6.

barbarement, noch: l'on ne usoit que de la seule langue latine, encore fort barbarement, I, 46.

barisel, hier wohl für barigel = capitaine de sergens d'archers: ayant envoyé le barisel avec tous ses sbirres, VII, 1.

bas: car il estoit basse heure, V, 15.

bastide, in Südfrankreich = Landhaus (vgl. Roquefort), (bei Froissart für fort, davon bastille): car ils n'avoient point de terres ny de seigneuries, mettairies, clozeries, borderies, cassines ny bastides, II, 17.

bay? ainsi monsieur le mareschal fust bay fort long espace de temps dedans le pays, IX, 30.

baye (vgl. Montluc): disant que c'estoit une baye, I, 18; c'est une baye, X, 10.

bestial, ungebräuchlicher Singul.: tirer meubles ny bestial (aber auch meubles ny bestiaux), IV, 22; de venir enlever le bestial de la ville, VI, 14; vgl. à leur retour ils levèrent ès prairies grand bestial, Froissart.

bienveigner (vgl. Fail): vindrent bien-veigner celluy, IX, 19; pour le bien-veigner, V, 1.

bigotise, ganz veraltet: soules bigotise et faincte dévotion, V, 26.

billonneux (billonneux von billonneur, wie andre auf eur gebildet, vgl. Pasquier): la plus-part faulx-monnoyeurs, souffleurs d'alquemyl et billonneux, VI, 34.

bisoigne, für reime (auch bei Roquefort): n'eust-il pour toutes troupes que des bisoignes fiolantes et pionniers, I, 25; et qu'il n'eust pour rien enduré ung bisoigne occuper la place d'ung homme de bien, II, 17; car il ne demeure rien ici que des bisoignes et à six francs de paye, VI, 45.

blanderesse, veraltet: par ses blanderesses et flatteuses persuasions, VIII, 16.

bolingne: car ils n'y sont pas si propres ny exercés comme à la bolingne, II, 4.

borderie, noch jetzt = Pachthof in gewissen Provinzen (vgl. borde bei Fail): car il n'avoient point de terres ny de seigneuries, mettairies, clozeries, borderies, cassines ny bastides, II, 17.

bourque, sprüchw.: mais ils ne se montrerent en ceste negocia-

tion si mal entendus aux ruses et pratiques de guerre, qu'ils vindrent de bourques tourdy trouva monsieur le connestable dedans ses tranchées, III, 21.

boulanger: principalement de farines et de pain desjà boulangés, III, 20.

boulevert = boulevard: deux bouleverts, II, 13.

bourrier = remords, nicht mehr: ceux qui se sentoient les moindres bourriers, X, 8.

brassart (von bras): cuyssot, brassarts et l'armet en teste, VII, 13.

bravade, noch: pour avoir revanche de ceste bravade, VIII, 36.

bravasche, als Adj. ganz veraltet (als Subst. allenfalls noch = fanfaron): une reponse fort bravasche, X, 10.

braverie, mehr veraltet (vgl. braveté bei Roquefort): sa majesté est si ayse et contante de la braverie que vous avez faite au duc de Somerset, II, 8; vgl. qui establit son discours par braverie et commandement, montre que la raison y est foible, Montluc, III, 11.

bruire, jetzt defectiv: en depit de laquelle toutesfois la jeunesse de la cour bruyoit de ce voyage et s'en rejouissoit, IV, 10; il faict bruyre ses tambours, VI, 15; ce feray bruyre mon partement, VI, 40.

butiner: qui se revolteront pour butiner, VI, 22.

buye (buie) = cruche, veraltet (vgl. Roquefort), de laquelle on puisoit le vin à buyes, cruches, barils et bouteilles, VI, 26.

bycoque = bicoque: il se trouvoit souvent quelque bycoque prise, IX, 99.

C.

cabalesque = cabalistique: qui a merveilleusement profondy ceste cabalisque science, IV, 3.

calamite = Magnetnadel, veraltet: ung chef d'armée ne doit jamais marcher sans une carte, non plus qu'un bon pilote ou patron de galere sans sa calamite, IV, 24.

campanne (campane): fit mettre toutes les campannes et sonnettes des mulets dedans les coffres, I, 7; sonst auch campanier = clocher.

carroux (vgl. carous bei Fail): qui ne mist jamais le nez qu'en ung poisle pour boire carroux, IV, 14; faire carroux, c'est à dire boire d'aultant avec eux, IX, 24.

casanier (von casa), noch famil.: estants pour la pluspart casaniers, IX, 31.

casmate = casemate: des moinaulx, casmates et ravelines, VII, 10.

casserie (jetzt nur in der Mineralogie): la plus grande part s'estoit venu rendre à monsieur le mareschal apres la casserie, X, 4.

castilleux, auch im Altfranz. für chatouilleux: car il appointa

plus de dix querelles estre braves et vaillants gentilshommes et capitaines, pour le poinct d'honneur, qui estoient assez castilleuses, III, 18.

castiller (vgl. catiller, catoiller im Altfranz.): il ne s'esment une seule querelle, fors de deux soldats qui au jeu se castillerent, VI, 2.

cattene (catena): qui son compagnon servit mis à la cattene, I, 4.

cavereau: dedans ung cavereau que j'ai fait murer, III, 12.

cay = quai: afin de dresser en diligence un spacieux cay, I, 31.

cedule (vgl. auch das alte cedulor), veraltet: quand ung marchand apporteroit une cedule, V, 32.

certifier (vgl. acertiorer, certiorem facere): il monta à cheval et vint trouver au grand galop sa majesté laquelle il certifia de tout ce qu'il avoit veu et entendu, IV, 23.

censive: les hommaiges, fiefs, denrées de censives et tous les autres droits seigneuriaux, IV, 31.

chanoine: tous les comtes de l'église cathédrale de St. Jean de Lyon, que l'on appelle aux aultres eglises de France chanoines, X, 3.

chevaleureux, ganz veraltet (bei Oudin, Dict. des trois langues: chevaleureux und chevaleureusement) = courageux: car il n'estoit aulcun besoing d'y en installer ung plus chevaleureux, II, 17.

chicanesque, veraltet: fist cesser ceste chicanesque entreprise, IV, 28.

chimade: et firent une chimade ou salve à mode de chiorme de galere, III, 9.

circonvoisin: des pays circonvoisins, VI, 34.

cliner: car, du costé de la terre ferme, tout luy clinoit, I, 14; et affin que tout le royaume luy clinast, il peupla les cours de parlements . . de présidents, II, 5; qui pense que sous ombre de sa grandeur et faveur, tout luy doive cliner, II, 6.

colloquer = stellen, jetzt beschränkt: ceux qui ont exercé les charges où ils sont colloqués, IV, 14.

comite, noch in der Marine: le comte de Philipin fit venir le lieutenant de ladite galere, nommé Napolion Corse de nation, les commites mariniers et soldats, I, 8; le patron et tous les comites de ladite galere, I, 10.

comminatoire, noch im Juristischen: la lettre comminatoire de sa majesté, VII, 7; ceste commynatoire creance, X, 21.

commitoire: pour la très-grande et commitoire instance, IX, 43.

compaignonner: je m'en retourne en mon quartier compaignonner et rires avec mes deux cents gentilshommes, IV, 18; non pour compaignonner, mais pour suyvre et obeyr à ses commendements, IX, 27.

comparoir, für comparaître, noch im Juristischen: et en laquelle il n'a osé se trouver ny comparoir, VI, 34.

competiteur, noch: ces deux competiteurs et corrivaulx, VI, 37.

concubinairement: à cause des femmes que l'on detenoit concubinairement par force, VI, 5.

condigne: si je ne vous faisois une récompense condigne à vostre merite, VII, 21; condignes d'une telle souvenance, IX, 26.

conferance (conférence), noch im Juristischen für Vergleich: mais si vous faisiez en vostre esprit une conferance de la valeur, de l'entendement et des preuves de l'un et de l'autre, I, 47.

conquester, veraltet für conquérir: pour conquester la Flandres, IX, 39.

consanguinité, noch: en quelque degré de consanguinité, VIII, 4.

contat für comté: en Avignon ny en tout le contat, X, 14.

contemptible, veraltet für méprisable: de rendre ma charge tres-odieuse et contemptible, X, 1.

contraste, alt für différend, dispute: sans aucun contraste ni apparence de reffus, IV, 19; de tous les incidents, contrastes et troubles, X, 25.

cop für coup: cependant parez ce cop de vostre roy, I, 19; blessé de ce cop de lance anglische. II, 14; qui estoit son premier cop d'essay, III, 19.

cordelier, Sprüchw.: mais on ne se pouvoit garder de rire de ceste sorte de confession, qui tomba en proverbe à la cour; car, quand on voyoit paiges ou laquais s'entregourmer, on disoit qu'ils se confessoient comme les cordeliers de Metz, VI, 36.

corrival: ces deux competiteurs et corrivaulx, VI, 37.

corroborer, noch: ce qui corrobora bien ceste opinion, VII, 5.

couardise (altfranzös. auch couardie und coardise): qui leur fait imputé à grande laschete et couardise, IV, 28.

coulourer: pour mieux coulourer vostre dire, V, 12.

courre: de leur courre sus, I, 42; pour nous courre sus, VI, 17.

cousteau für coteau: et campions le long des cousteaux et collines, IV, 25.

coy, Femin. coye (vgl. Pasquier) elles se turent toutes coyes, VII, 28.

créance: et qu'il venoit de la part du roy leur dire quelque créance, IV, 20; la trompette respond qu'il luy va porter ceste créance, VII, 13.

creon (crayon? Zeichnung): et pour mettre la derniere main à ce tres excellent creon, III, 7.

cretine, veraltet = alluvion (Altfranz. crestine, cresture von crescere): par les ravages et cretines d'eaux, I, 31.

crevecueur: à son tres grand regret, voire crevecueur, IX, 47.

cueillir: il se cueult tous les ans environ deux cents queues de vin blanc et clairet très-excellent, II, 10.

D.

dace (vgl. Pasquier): seroient exempts à perpetuité de tous daces et tributs, I, 31; et imposoit-on de terribles daces et subsides, VI, 28.

dameret, auch noch, doch mehr veraltet (für coquet efféminé): qui faisoient plus grande profession de courtisan et dameret à se curieusement vestir, II, 12.

dea (vgl. Fail): oui dea (jetzt oui-da), monsieur, repondit-il, V, 7.

debonnaireté, fast ganz veraltet: qu'il ne vous fermera les portes de sa debonnaireté accoustumée, IV, 2.

declinaison für déclin: principalement quand il vient à la declinaison de sa vie, I, 25.

decramponner, im andern Sinne als jetzt: les mariniers se decramponnent de la Regente, I, 10.

deffroncer (defroncer), anders als jetzt: il en usa comme le bon laboureur qui trouvant son champ remply de landes, genests, ronces et fougeres, deffronce tout cela, II, 18.

demourant = demeurant: très-hardy au demourant, VI, 17.

départie (vgl. despartie bei Montluc): de croire que cette départie n'est que de corps seulement, I, 27.

depestrer (dépêtrer): en son offre qu'il n'avoit advancé que pour se depestrer de ceste traditoire succession, II, 15.

deplaisant, anders als jetzt: de quoy il fut fort deplaisant, III, 8.

desancrer, figürlich: car sans doubte l'amiralle de Bryon l'avoit desancré du coeur et de l'amitié du feu roy, II, 9.

désassembler, jetzt beschränkter: qui n'estoient poinct désassemblés, IX, 51.

descelement (décèlement), nur wenig jetzt: et que par le descelement du cavereau il n'estoit pas des plus fins, III, 12.

desceu: car tout ce fait se mania au desceu du roy, I, 32; au desceu de tout le monde, IV, 31.

desceu, von décevoir: en quoy il ne fut aucunement desceu, I, 19.

desclairer (déclarer): et les forts et faibles endroits de la place y estoient fort amplement desclairés, VII, 6; auch declairer: sans lui declairer l'occasion, VII, 6.

descueur (etwa décoeur) = dégoût, schon bei Oudin zweifelhaft: car il avoit trop à descueur tous perturbateurs, VIII, 14.

desmenterie (von dementir): qu'il alloit vomir ses desmenteries ailleurs, IX, 12.

desmerite (démerite noch): qu'il devroit perdre pour ses desmerites, II, 13.

desmeu (démouvoir nur noch im Juristischen): l'occasion qui avoit desmeu leur capitaine de son service, III, 20.

despendre: lesquelles eussent despendu tous leurs moyens, IX, 20.

despiteusement (dépiteusement) = avec dépit: il faut bien dire qu'il fust despiteusement pressé en son ame, I, 44.

despouiller (vgl. Montluc): qui n'avoit jamais abandonné son lict sans se despouiller, VII, 28.

destorce (vgl. détordre): à cause de la longueur et grande destorce des chemins, VIII, 20.

destrie = détroit: sinon qu'ils se disent des environs du destrie de Gilbathar, V, 21.

destroict: à cause des destroicts et passaiges mal accessibles, IV, 24; et leur faire passer les monts, la mer et aultres dangereux destroicts, VI, 34.

diablesque: par quelle diablesque subtilité (aber gleich vorher artifice diabolique), VI, 47.

diane (vgl. Fail): dès la diane, IX, 28.

dictum, nur noch im Juristischen: quand le greffier.

dilayer: ne pourant plus dilayer, I, 40.

dispenser (vgl. Pasquier): sa majesté se dispensa de passer les limites de vingt lieues à la ronde de Paris, IX, 35.

dohanne (douane): car les daces, gabelles, traictes, dohannes, subsides, I, 45.

domestiquement, allenfalls noch: qui estoit domestiquement à son service, I, 33.

donaison (don, donation): la donaison demeura en sa force, comme faite entre vivants, I, 32; pour le faire plier à cette donnaison, I, 33; pour une secrete donnaison, VIII, 32.

dorveiller (dormir und veiller): sur quoy il fantastiqua tant de choses que toute la nuit il ne feist que dorveiller, IV, 4.

douloir: avoit une juste occasion de se douloir, I, 32; qu'il avoit juste occasion de se douloir, III, 20; et adjousta que sa majesté n'avoit de quoy se douloir, IV, 22.

doyanné = doyenné: quicte le sejour d'Angiers et resigna son doyanné et d'aultres benefices à son jeune nepveu de Kourry, III, 26.

dragonner, nur als Reflex. allenfalls noch: ce qui me dragonne l'esprit, I, 38.

dru, sprüchw.: et en abbattent dru comme des mousches, VI, 25.

dyaprer (auch diaprer): en son palais episcopal, que je trouvai si dyapré, luisant et enrichy de peintures, VI, 34; n'espargne aulcune despence pour decorer et diaprer sa maison et ses couches, II, 12.

diapreure (diaprure), ganz veraltet: pour toutes aultres dyapreures dont les dames se sçavent embellir, VI, 39.

E.

élabouré, als adjectivisches Particip. noch fam.: tous élabourés de très-excellents et très ingenieux artifices, III, 20.

emflamber: le connestable arriva au Louvre tout emflamblé, IX, 33.

émotion = Zwiespalt: pour apaiser quelque émotion entre la noblesse et le peuple, II, 1.

encharger: les enchargeant de s'y pourmener, VI, 14.

enfieller: de pavur d'enfieller ceste tres-douce nouvelle de la mort d'un si excellent personnaige, VIII, 40.

enfourner: s'advance par une déterminée resolution de s'y enfourner, VI, 25.

enganner, veraltet für séduire u. s. w.: de s'estre ainsi laissé infatuer et enganner de son oppinion, VII, 14.

engeoller (enjôler noch fam.): il estoit encore plus trahistre, repond monsieur le mareschal, de vous engeoller de ceste promesse, II, 11.

engoulfrer und engoulphrer (s'engouffrer): en combien de perils et dangiers nous allons engoulfrer, IV, 24; voicy toute la flotte arrivé qui s'engoulphe dans le bois, VI, 25.

enmanteler: pour mieulx couvrir son desseing et enmanteler son entreprise, VI, 45.

enquerir: et le laisser passer sans s'enquerir nullement de luy, V, 10.

ensemencer, figürl.: ce brave et superbe voyaige, ensemencé de tant de princes, IV, 23.

enthériner (enteriner), jetzt nur juristisch: sur quoy sa majesté repliqua qu'il enthérinoit et confirmoit tout presentement ses promesses, VI, 38.

entre-advertir: pour s'entre-advertir, VI, 35.

entre-appeler (se): s'entre-appeloient bel oncle, I, 34.

entre-confesser: qu'ils s'entre-confessent, VI, 35.

entredire = intredire: mais elle en demeura comme entredicte sans avancer aulcune replique, IV, 15; le reste des capitainnes ... demeurerent tous entredicts, VI, 8; aber auch eigentlich: il prit congé de luy s'entre-disants adieu, V, 5.

entrefaire: au maniement desquelles charges ils s'entrefaisoient mille bons offices, IX, 33.

entrefestoyer: et s'entrefestoyoit-on, IX, 9.

entregent: et suivoit par son entregent, les tables des princes et seigneurs de la cour, IV, 3.

entreguerroyer (se): veu que leurs maistres s'entreguerroient à toute oultrance, VI, 13.

entreharquebuser (se): de s'entreharquebuser, VII, 10.

entrepardonner (se): en s'entrepardonnant les courses, X, 6.

entreprometttre: (se): et s'entrepromirent la foy, VIII, 16.

entresaluer: pour s'entresaluer et caresser, V, 24.

entretenement = entretien: et surtout de l'entretenement de la paix, IX, 35.

entretirer: l'artillerie de chasque costé qui s'entretiroient incessamment, V, 8.

entretuer: à s'entretuer, X, 1.

entrevisiter: de s'entre-visiter par une amyable congratulation, VIII, 17; on s'entrevisitera, IX, 49.

epouvantail, das Sprüchwörtliche: et servirent pour le moins tant que la journée dura, d'épouvantail de cheneviere, I, 41.

esbahissement (ébahissement), nur noch fam.: avec un esbahissement très-grand de toute la cour du peuple, III, 9.

esbattre: tandis que le roy s'esbatoit par son royaume, IX, 36.

esbourrer (ébourrer): et les esbourra si bien, IX, 13.

escalade: qui se presenteront à l'escalade du costé du pont, VI, 22.

escarpe noch in der Architektur: jusques aux fers d'or sur les escarpes de velours, V, 32.

eschale (vgl. eschaller = monter à l'echelle bei Roquefort): ils ont avec eux douze charrettes d'eschales, VI, 23.

escharsement (echarcement bei Roquefort = avec épargne): mais le vin du présent de Spire nous estoit fort escharsement distribué par les compaignies, IV, 25.

eschevinaige = Schöppenamt: aussi qu'ils avoient fort mal entendu le traict de l'eschevinaige, VI, 7; à cause de l'eschevinaige dont on l'a privé, VI, 22.

escrouelles (écrouelles, Skropheln) noch: de laquelle neufraine ils prennent leur vertu de toucher et querir des escrouelles, III, 4.

esguillon = aiguillon: fourmaiges de Milan, cervelats et autres esguillons à vin, VIII, 18.

eslargir (élargir): voyant que l'armée s'eslargissoit bien avant dans le comté d'Oye, III, 20.

espare: à la lueur de la lune qui nous esclairoit en ciel fort espare, VI, 25.

esparser: qui avoit de grandes forces esparsées par les villes de son gouvernement, VI, 1.

espavante (epouvante): car depuis que l'espavante se met en un royaume, I, 18; vgl. spavante.

espavanter (se) = s'épouvanter: qu'il n'y avoit que ce populace de Paris, qui s'espavante incontinent, VIII, 35.

esplanadé, ungebräuchliches Particip: une plaine rase et esplanadée, VII, 9; car les tranchées estoient toutes esplanadées, VII, 16.

espouvantement (épouvantement), ungebräuchlich: par l'espouvantement, VII, 18.

estançon (étançon, estance): à cause desdits estançons, II, 16.

estançonner: d'estançonner la grosse tour dudit chasteau, II, 16.

estomach: de le (l'ordre) veoir perdre seulement une heure sur vostre estomach, V, 14; avec les armes d'Autriche sur leur estomach, VI, 34.

estomacquer (estomaquer) noch: de quoy plusieurs bien grands, se trouvant au dessoubs, s'estomacquerent bien fort, VI, 39; car le roy s'estomacquoit bien fort de ce qu'ils avoient eu la hardiesse, VIII, 12.

estonner (étonner, vgl. Pasquier): si bien que ce bruict les estonna de telle sorte, V, 6.

estonnement (étonnement): durant lequel tumulte et estonnement les forces susdites devoient venir, VI, 23.

estrader, ungebräuchliches Verbum: qui fut extrader avecques deux cents salades bien près de Calais, II, 13.

estrange (étrange) für étranger: pour avoir toujours ouï dire qu'il n'y a chose en ce monde qui plus arreste toutes personnes en pais estrange que l'amour, I, 26; aber auf estrangier: que toutes les troupes estrangieres estoient joinctes en l'armée, III, 20.

estrieux = étriers: quicter les estrieux, VII, 27; tout le harnois complet de velours . . . et estrieux dorés, III, 29.

estrif (étrif, veraltet): sans aulcun estrif ou difficulté, V, 8.

estriviere; le roy luy voulut faire donner les estrivières ou le fouet à la cuisine, III, 20.

expugnation (expugnateur, expugner allenfalls noch), ganz veraltet: Symay, Trelon et Glajon, en l'expugnation desquels nous perdismes beaucoup d'hommes, IV, 32.

exquisition: oultre la peine qu'ils avoient prise au recouvrement de telles exquisitions, III, 30.

extoller, veraltet: ils devoient grattifier ny extoller monsieur le mareschal, X, 14.

F.

facetieusement, noch: avec ce langaige toutefois facetieusement et comme par raillerie, II, 16.

facherie, veraltet: son ayse changea en une facherie inexprimable, I, 13; Voltaire gebrauchte das Wort übrigens noch.

* famail (femme): et ramena ce famail soubs la banderolle blanche, IV, 25; tout ce famail, V, 2.

fanfare, als Femin. (vgl. Pasquier): avec telles fanfares, V, 32, während es sonst im 16. Jahrhundert meist als Masculinum.

fantastiquer, erst als Neologism. wieder versucht: une aultre entreprise qu'il venoit tout presentement de fantastiquer, V, 12; vgl. niaiser et fantastiquer, comme je fais, doit être douter, Montaigne, III, 2.

fanterie für infanterie: et à toute la fanterie en général, III, 9; accompaigné d'une grosse troupe de cavalerie et fanterie, III, 10; tant de gendarmerie, cavalerie ligiere, que de fanterie, VII, 6.

faulconneau, noch: trois faulconneaulx et quatrs arquebuses, VIII, 7.

féable, neben féal und fiable: comme parents et feables amys, IX, 15; de ses plus feaux conseillers, IV, 5, und gens fiables, VIII, 11.

festaige: pour rendre ce festaige agréable à tous, VI, 7.

festoyer: durant lesquels il fut fort magnifiquement festoyé des princes et millorts, II, 2; il le festoyerent, IV, 11; mais tous de cheval se festoyerent d'embrassades, V, 3.

finablement: finablement, un soldat des nostres, V, 5.

finer, veraltet für finir: et comment on en pouvoit finer en telle abondance, III, 26.

flamber, jetzt im andern Sinne: attendu la très-dangereuse combustion que pouvoit faire flamber en icelluy ceste diversité de religion, VIII, 16.

flateresse für flatteuse: avec des louanges infinies, qui n'estoient, à vray dire, flateresses ny à tort, III, 15.

flechade (von flèche): ils avoient fait passer par les flechades ung prestre, III, 16.

fleurir: en sa première et fleurissante splendeur, IX, 31.

fondrière, adjectivisch: parce que la plaine la Dompchamp estoit si fondriere, V, 26.

forban: puis chassés de la ville avec forban, VI, 36; avec le forban pour jamais de la province, X, 7.

fornicatoire, ganz veraltet: ne voulant le pape approuver ce fornicatoire mariage, II, 2.

forvoyer (fourvoyer): que la paillardise de feu sonpère le fit forvoyer en sa religion, II, 2.

fougade: mais on dit que les parens et amys du capitaine Magdalon et Michalt firent cette fougade, I, 39.

foule: comme mieux cognoissant les affaires, foules et necessités de la Germanie, IV, 2.

fourmage = fromage: des femmes chargées de fourmages, IV, 25; ceste collation finie, en laquelle jambon de Mayence, car c'en est le pays, fourmaiges de Milan . . . ne manquerent poinct, VIII, 18.

franchimant, Franzose (vgl. Schnakenburg, Idiomen): mais ceux qui ne parlent que allemand, ne se veulent laisser tromper par des Franchimants, IV, 17.

franchise: qu'il trouvera toujours franchise asseurée en son royaume, VIII, 32.

frasquerie (vgl. frasque): car resolument il ne les peut jamais voir ny aimer depuis cette frasquerie découverte par Briandas, I, 47; auquel il fist une infinité de frasquerie et tradiments, VII, 26.

frayer (altfranz. frayer = effleurer): sur son casque qui ne fist que frayer, IX, 28.

friandement, veraltetes Adv.: où ils furent aussi opulément et friandement traictés pour six plats, III, 15.

frisonner: d'aultant que le menton desjà luy frisonnoit, II, 17.

fustereau (fustuarius): pour descouvrir si'l ne passoit point de

bateaulx . . . encore que ce ne fussent que fustereaulx ou petites gabares, VIII, 7.

fuyard, adjektivisch: sur le délogement fuyard du prince d'Oranges, M. de Lautrec fit une faute, I, 7; les galeres fuyardes, I, 11.

fuye (vgl. bei Roquefort auch fuie) = colombier: le tourrillon n'estoit percé ny flanqué en lieu quelconque et avoit plustost façon d'une fuye que d'une forteresse, VII, 12.

G.

gabare (cabarus) vgl. fustereau.

gabionner: les plate-formes revestues et gabbionnées, VII, 16.

gaillard: ayant bien considéré la gaillarde somptuosité, III, 27.

gaillardise: et par gaillardise luy fist lever la main, III, 15.

galopper: ils l'envoyerent querir et tous deux le galopperent de telle façon d'injures, III, 13.

gardin = Garten (vgl. Roquefort): la muraille d'un gardin, VII, 10.

gastadour (vgl. Montlüc): à y mettre environ deux cents gastadours, I, 31; les gastadours et pionniers, IV, 25.

gausser (vgl. gosser bei Faillard), nur noch fam.: en se gaussant, IX, 24.

gayable (vgl. Montluc): la riviere est gayable, VII, 10; vgl. auch guayer: pour guayer d'une rive à l'autre, VII, 7.

gehenne: ils furent incontinent resserrés en prison et tourmentés par cruelles gehennes, VIII, 5.

gehenner (gêner): car il ne vous la demande pas, dist-il, pour vous gehenner en finances, III, 5; pour contraindre et gehenner sa conscience, VIII, 20.

genouillere, noch: sans branler ny chocquer des genouilleres la barriere, VII, 24.

gentil: ainsi nous perdismes ce gentil seigneur, VI, 39.

geste (gesta), ungebräuchlich: où il fit de braves gestes, I, 42; ses braves gestes, VIII, 18.

gluau, figürlich gebraucht: pour servir de gluaux à ceux de l'armée imperiale, V, 15.

gorrier (vom veralteten gorre = ruban, livrée) = élégant: car nos plus mignons et gorriers courtisans ne sont mieux acoustrés ny plus lestement vestus, III, 27.

goujar für goujat: la pluspart des gougars, V, 6.

goulet (vgl. goulot), veraltet: jusques au goulet des rivieres de Garonne et Gironde, I, 43; chaque goulet par laquelle on rentre en ladite riviere, VIII, 24.

gourmand: mais il estoit tant importuné de plusieurs hardis demandeurs et gourmands de gloire et de biens, II, 10.

groumeler = grommeler: entre ceulx-là il y en avoit trois qui voulurent groumeler, II, 18.

guaistre = guêtre: avec un vieil chappeau tout percé, destainct et sans rabat, vieilles guaistres et sabots, VI, 20.

guerite, sprüchw.: ses soldats, le voyant mort, gaignent la guerite et cherchent à se saulver, X, 12.

guerrier, adject.: laissant le tout sur la guerriere experience, IX, 5; de toutes les diligences guerriers, IX, 6.

guilledine (gelding est un mot anglais = cheval hongre, Buchon): deux cents guilledines, III, 29; il le quictoit pour quatre guilledines d'Angleterre, III, 23; et augmenta deux guilledines sur les quatre, III, 23.

H.

hareng, sprüchw.: voyez si ce meschant seyt desguiser le harangsor, VI, 23.

hardement (hardiment?): le roy luy va dire assez hardement telles parolles, V, 30.

harquebusier (arquebusier): quatre compaignies de harquebusiers à cheval, I, 41.

havre = hager: que l'on eust pris ce qui en restoit plustost pour pelerins que pour soldats, tant étoient maigres, havres et appauvris, I, 14.

herital, veraltet: pour avoir recours sur les biens heritaulx, X, 12.

herpaille, noch: mangés et dévorés par une infinité de herpaille, II, 12.

hostaige = ótage: de le mettre en liberté moyennent hostaiges, III, 1.

hot oder hôt für ost: mais ayant le prince de Salerne decouvert le hot de M. d'Anghien, I, 42; deffait et pris par un gros hot de cavalerie, I, 44; en ce hôt de cavallerie, VI, 14.

hourque (gewöhnlicher houcre): qu'il y avoit au pas et destroit de Calais quatorze hourques de Flandres avec d'aultres vaisseaux ligiers armés en guerre, III, 27.

hourvari: pour les ruses, fainctes et hourvaris, V, 9.

houssier: à cause des boys, halliers et grosses houssiers qui nous couvroient au sortir de la ville, V, 6.

humainement = leutselig: de quoy sa majesté les remercia fort humainement, IV, 5.

hyperboliser: mais quand on vient à contempler celles qu'ils ont tant hyperbolisé (pour user du mot de leur plus riche figure et sans laquelle leur poësie demeure fort seiche) on trouve . . . III, 7.

I.

imboscade (embuscade): qu'il devroit estre en quelque imboscade, VIII, 36.

impetrer, noch juriſt.: les dispenses de tels degrés de parentelle s'impetrent fort facilement en cour de Rome, III, 5.

improvîte für improviste: et ne faut demander si sa venue, ainsi à l'improvîte et inopinée, troubla M. de Chateaubriand, I, 32.

inacquitable, ganz ungebräuchlich: par une grandissime et à jamais inacquitable obligation, II, 11.

inaudict (inaudit) für inouï: pour leur estre chose inaudicte, V, 26; une faveur inaudicte, V, 31; chose inaudite, X, 25.

incredible für incroyable, jetzt ungebräuchlich: d'une merveilleuse et incredible grandeur, I, 43; mais la passerent en une incredible allaigresse, VI, 25; en receurent ung incredible contentement, VI, 31; aber auch incroyable: l'aise incroyable, VI, 48; das Adverb

incrediblement: que tout le monde en fust incrediblement ravy, VI, 39, bei Froissart ſteht incrédible für incridule.

indissoluble, noch jetzt: son indissoluble et très-ancienne amytié.

inénarrable, für ineffable (nur noch in Theol.): avec une admiration inénarrable, VIII, 31.

inexpuisable für inépuisable: car la France est inexpuisable, IV, 7.

infatuer, noch: de s'estre ainsi laissé infatuer et enganner de son oppinion, VII, 14.

innover: et le fais garder en un logis, afin qu'il ne innove rien, I, 17; sans rien innover davantaige, VI, 48.

inquerir (vgl. inquerir): l'on s'inquiert d'où il vient, V, 10.

intemperature (etwa wie intempérie) ſchlechte Temperatur: tous ces millorts mauldissoient l'intemperature de leur climat, III, 28.

invahir, für envahir: de invahir le royaume, I, 16.

investir, noch: elle (la galere) n'eut moyen de faire voille, mais fut investie et prise, I, 4.

investiture: les raisons qui ayent meu sa majesté à faire ceste investiture, IV, 21.

irremissiblement, noch jetzt: je le ferois irremissiblement dandre, III, 20.

irretractable, noch: ceste conclusion qui est irretractable, VI, 6.

iteratif: sans aultres lettres iteratives, IX, 6.

J.

jactance, veraltetes, aber neuerdings wieder in Aufnahme gekommenes Wort: et qui tenoit de la jactance de son païs, III, 26.

jocondale, Münzart: et ne void-on en leur place que jocondales, dolars, florins de Rhin, VI, 9.

jonchée, Käſeart (noch): des femmes chargées de fourmages, de jonchées, IV, 25.

jussion, wenig gebräuchlich: quelque mandement ou jussion, VII, 6; ny de seconde jussion, IX, 6.

L.

lancespessade: car il estoit lancespessade, VI, 19.

largue: que luy, avec le reste des galeres, prendroit le largue, I, 37.

leans (noch bei Molière und Lafontaine gebräuchliches Adverb): tous les seigneurs de leans, III, 21; tout ce qui estoit leans, VI, 44.

liberaliser, jetzt im andern Sinne: il estoit tres necessaire qu'il luy liberalisast quelque honesteté, VII, 7; au lieu de liberaliser comme il a faict, IX, 48.

librement (libenter) = volontiers: ce que monsieur le mareschal luy accorda fort librement, III, 28.

ligier = léger: six mille chevaux ligiers, IV, 10.

loge, sprüchw.: qui estoit fort bien garny de toutes commodités et tous les autres à loge qui peult, V, 12.

logeable: dedans les villaiges, qui sont beaulx, grands et bien logeables, IX, 36.

luminaire, ungebräuchliches Adj., etwa = erläuternd: par les espitres luminaires de leurs livres, Vorrede zum 8. Buch.

lyesse (vgl. liesse bei Calvin): en très grande lyesse, V, 27.

M.

mailloter: et bruslés, mais trois d'une façon dont nous n'avons jamais ouy parler, qu'on appeloit mailloter, III, 1.

mal als Adj.: que à male peine en pourront-ils reschapper, IV, 19; à male peine, IV, 17.

malette (mallette), noch: soldats portants valises et malettes, IV, 17.

mal-succeder: de deplaisir que l'entreprise avoit si mal-succedé, I, 38.

malversation, noch: de le chastier de ses malversations, IV, 7; sur les malversations de ses subjects, X, 2.

manutention (maintien): très-affectionnés à son service et à la manutention de l'honneur, I, 24; pour la manutention de mon estat, VII, 22; pour la manutention de tout son estat, IX, 22.

marchandise = Betrug, Anschlag (vgl. Montluc): parce qu'il commençoit à descouvrir sa marchandise, II, 13.

marche = Mark: car ce chateau estoit sur les marches de Champaigne pour aller au Pays-Bas, IV, 29.

marchir = angränzen: et du mecontentement que le roy prendra de la perte d'un si grand et puissant serviteur qui est en sa liberté de suivre tel party qu'il luy plaira, comme marchissant et limitrophe entre l'Empire et la France, II, 7; vgl. Northonbrelande et Galles qui marchissent assez près de là, Froissart.

masse: combattirent plus de demie-heure à pied avec la mas et le coutelas, I, 42.

matin, superlativisch: le mardy, au plus matin, II, 7.

matter: comme si elles eussent voulu faire ung long séjour se matter l'une l'autre par temporiser, VII, 17.

mesfaire: mais le roy le renvoya sans luy mesfaire et en rem toit la punition à l'empereur, III, 20.

milliasse: alleguant un milliasse de services, II, 6; un millias de villaiges, IV, 24; et ung milliasse d'aultres propos, IX, 37; q nous eust apporté une milliasse de commodités, IX, 39.

monarche für monarque: qui estoit un très-grand et très-pu sant monarche, I, 43; de sorte qu'il n'y a roy ny monarche sur terre, I, 46.

montaignette: le long d'une montaignette, VI, 15; und eber V, 11.

montaison: en outre, que le premier navire qui viendroit to les ans à la montaison, I, 31.

motet: La Barre s'en va avec ce motet, incertain s'il l'osa redi VIII, 11.

mousquetade: il luy avoit pleu le preserver de la mousq tade, VII, 16.

moyenner: à causes des infinies dépences que leur moyennoi ces guerres, I, 1.

muance (vgl. muer, muage, im Altfranz.): mais à la muance seigneurs, changement de paix, VI, 6.

munnitionnaire: clercs et marchants munnitionnaires, III, :

musse = cachette (vgl. Roquefort): le forcerent, la dague la gorge, de leur descouvrir ceste musse, III, 14.

musser = cacher: les habitants du villaige assommerent ce qui s'estoient mussés aux greniers, VIII, 7.

mutuelliser neben mutualiser: pour mutuelliser tant de co toisies, VI, 11; à quoy il tient qu'il ne mutualise ceste fraterni VIII, 26.

mytant: on les attacha par le mytant du corps sur l'eschaffau III, 11; les portenseignes avec leurs drappaulx, au mytant, VI, : qu'ainsi ne soit, il est entouré, et au mytant, du roi de Perse, VIII, :

N.

naïf (Fem. naïfve) = maturel: et qui ne cedoit à pas une beauté, principalement en naïfve blancheur qui est le traict le p excellent et recommandé en visaige de femme, IV, 31.

nave (naïve?): mepriser une si pure, si nave et tant fidelle aff tion, II, 6.

néapolitain für napolitain: six gentilshommes néapolitai VI, 13.

nombrer: de sorte que l'on nombroit les deux armées à deux cents soixante vaisseaux, I, 39.

nourrison: qui estoit le premier nourrison de cette amitié, I, 34.

novaliser: pour y avoir voulu novaliser beaucoup de choses, VI, 48.

novalité: ceste novalité, V, 2; pour la novalité de statuts, VI, 48.

nuictée (nuitée, bei Froissart nuittie): et commencea M. le mareschal le nuictée, IX, 27.

O.

observatrice; où j'aye trouvé les personnes installées en si dignes et sublimes estats, tant observatrices des edictes, X, 16.

océane, mer (mare oceanum): jusques à sa cheute en la mer océane, I, 43.

ombre: sous ombre de leur donner à disner, I, 32; sous ombre d'y accompaigner le jeune Dudley, III, 24.

omologuer: pour la faire omologuer et publier, IX, 51.

oncle, bel oncle, als Anrede: il l'appella toute sa vie son bel oncle: terme d'alliance de tous temps usité entre les anciens parents de France; car les ducs de Bretagne, de Berry, Bourgogne, Guyenne, d'Orleans, d'Anjou et de Bourbon, s'entre-appelloient bel oncle, beau cousin et beau neveu; coutume qui dure encore entre les grands, I, 34.

orfeuvre, deux très-expers orfeuvres, VII, 16.

orge, sprüchwörtlich: faisoient leurs orges, comme l'on dict, en leurs charges, VI, 17.

oubliance (oubli): une si lasche et malheureuse oubliance, VI, 48.

oye (oie), sprüchwörtlich: qui mange de l'oye du roy, en cent ans il en rend la plume; qui feroit que sa posterité en seroit à jamais recherchable, I, 32.

P.

païsandaille (von paysan): je les eusse plustost combattu tout seul que de fuir devant une telle païsandaille, I, 43.

paix, Sprüchwort: suivant cest ancien proverbe, que qui a la paix dedans, il ne peut faillir de l'avoir dehors, IX, 5.

pal (vgl. Montluc): où il avoit faict planter les paux, V, 4.

palliation: ô quelle palliation de meschant homme, II, 13.

pannade: et viennent à grand trot, à pannades et à ruades, VIII, 13.

pansardement: le marquis est . . . pansardement gros, mal propre, I, 28.

paour = peur: de paour, VIII, 40.

paraige (vgl. parage bei Roquefort): il ne fit autant en l'hostel de ville, où le maître echevin, les sept paraiges et les treize comparurent en diligence, V, 26.

parantaige: et après avoir obtenu la dispense du parantaige du quart vis-àvis, III, 18.

pardurable neben perdurable: qu'ils en auront ung (ambassadeur) qui sera pardurable, VIII, 27; la paix sera pardurable entre vos maisons, VIII, 25; qu'il fust perdurable, X, I.

pardurablement: sa reconciliation avec elle par l'entremise de M. de Vieilleville pardurablement faicte, II, 9.

parmente: et ses soldats se lancerent à corps perdu sur la parmente et entrerent dedans, I, 10.

partialité, Parteiung (vgl. Pasquier): sans aulcune partialité ou division, IX, 5.

particulariser: comment vous en voulez doncques aller en vostre maison sans me particulariser vostre charge, X, 26.

patouilleux: car l'on estoit si battu du vent, trampé de la pluye et les terres si patouilleuses ez fondrieres, III, 22.

patriote: tant estoit officieux à tous, principalement à ses patriotes, III, 25.

pecunieux: car c'estoit le plus pecunieux capitaine da la France, VI, 23.

pegme (pegma), car il n'y avoit place, canton, carrefour, ny carroy, qui ne fust garny ou d'un théâtre ou d'un arc triomphant, ou d'une pyramide ou d'un obelisque ou d'un colosse de nos anciens roys ou d'un pegme, III, 20.

peloter, figürlich in einem andern Sinne als jetzt: et pelotoit-on ce nom de Vieilleville par le Louvre et tout Paris, III, 40.

permuter, jetzt beschränkt: quand ils sceurent qu'il vouloit permuter son evesché avec monsieur le cardinal, VI, 35.

pèrsuasible: me fist quitter par ses persuasibles remonstrances le service de l'empereur, III, 10.

pertinent, noch: le roy trouvoit les raisons de M. de Vieilleville fort pertinentes et très-bien deduictes, II, 8; qui sont les plus pregnantes et pertinentes raisons, IV, 21.

piapheux (piaffeux), veraltet: à la piapheuse oppinion du feu mareschal, VII, 11.

piètre: et quand je dis très-piètre et très object, j'approprierois la chose à son vray poinct, II, 17.

picoureur (picoreur) = Marodeur, veraltet: de tous les coureurs, voleurs et picoureurs, VI, 8.

pistolade, nur noch fam.: qui lui donna d'une pistolade dedans les reins, IX, 37.

pistollier (pistolier): de quatre mille reithres, que l'on appelloit lors pistolliers, III, 1.

plain für plein: ce qui luy vint à plain souhait, I, 5.

plat, Substantiv, sprüchw.: et joua si bien du plat de la langue, VII, 19.

plat (à) = elle pria le roy son fils de le luy refuser tout à plat, VIII, 5.

platissade, Hiebe mit der flachen Klinge: mesme le baston et platissades d'espées n'y furent pas espargnés, VIII, 13.

pleiger (pleger) = cautionner: car je la vous pleige autant complette que compagnie de cinquante hommes d'armes, I, 22.

plombiner: et n'ont pas la cervelle plus plombinée que les aultres nations, VIII, 33.

pointiller: mais pour rompre le chemin à toutes subtilités dont vous sçavez pointiller une parole, I, 29.

poiser, veraltet für peser, abwägen, ermessen: que ce murmure sort d'une ivroignerie populaire qui ne sceit pas poiser, considerer, IX, 34.

poisle (für poêle, aber auch noch poile), Baldachin: de marcher le premier après poisle du roy, III, 8.

portal für portail: de le faire pendre au portal de son chasteau, IV, 29.

portement, nur noch beschränkt: pour l'advertir du bon portement de tout son estat, IV, 21.

poste = goût (vgl. Pasquier) qu'il a basty à sa poste, II, 2; ou qu'il en voulust forger un autre à sa poste, III, 20.

postposer: en postposant leur ambitieuse affection, IX, 39.

pouille, im Plural noch popul.: d'injures et de pouilles, III, 13.

pou, Sprüchwort: mais n'y gaigna que des pous, I, 43.

poulce (pouce): et faisant une basse reverance se retira, luy estant tombé le poulce dans la main, I, 29.

préalloquer: suivant l'advis duquel préalloqué, IV, 16.

pregnant, nur in der Medicin noch: une infinité de considérations, dont la premiere et la plus pregnante estoit, II, 9; qui sont les plus pregnantes et pertinentes raisons, IV, 21; et tous deux commencerent à donner ordre aux affaires, desquelles les plus pregnantes d'alors estoient celles d'Angleterre, II, 1.

probable für löblich: mis en bonne et probable forme, IX, 21; vergleiche damit le tout en forme probante, X, 2.

profondir = d'avoir sitost profondy ce qui luy pouvoit nuyre, X, 2; pour profondir la vérité de ceste menace, X, 14; mais je m'apperçois bien que M. de Grignan n'est pas homme de bon entendement, et qu'il ne l'a pas bien profondie, I. 37; avoit fort mal profondy la consequence de cest evenement, IV, 23; en faisant profondir la riviere, I, 31.

prophète, Sprüchw.: encores qu'il ne soit prophète ny fils de prophète qu'il en mourra, IX, 36.

provide (providus), nicht mehr: qui est un prince fort provide, II, 3; qui estoit une maistresse dame, provide et très-avisée, III, 6; en provide et avisé capitaine, VIII, 36.

providence für prudence: ceste providence de M. de Vieilleville, IV, 25.

proditoirement (vgl. Fail): et devoient confesser l'avoir inhumainement, proditoirement et meschamment tué, III, 13.

Q.

quasi: devant quasi tous les princes et seigneurs de l'armée, IV, 15; car de lieue en lieue il s'en trouvoit quasi, IV, 31; que l'on ne pouvoit quasi marcher, IV, 32; mais la pluspart de ceux-cy, et quasi tous, V, 1; ou l'on passa quasi toute nuict, VI, 11.

R.

raboullière (vgl. rabouliers bei Roquefort): apres avoir veu licencier une raboullière de medecins, VI, 50.

rabourer, wohl für rabrouer (vgl. Fail): carl il avait affaire à ung seigneur qui en ung mouvement de collere eust rabouré le plus brave prince de France, II, 9.

racueil für accueil: l'honneste racueil, III, 13; qui luy fist le racueil accoustumé, III, 13; quant au traictement, racueil et chères magnifiques, III, 27; racueil que le povre prince trouve assez etrange, VIII, 15.

ramade: qui fust soubs une ramade qu'il avoit faict industrieusement dresser, III, 15.

ranc für rang: au premier ranc de la maîtresse main, III, 2.

rauder (roder): avoit huit galeres qui raudoient par toute cette mer, I, 7.

rayer: pourront ligierement passer, voire rayer beaucoup de difficultés, IX, 49.

rebeyne = débat, discussion (bei Roquefort = revolte): parce qu'il scit bien que estes en rebeyne et divorce pour la religion, VIII, 32.

rebrissement: avec un très-grand creve-cueur de la prevoyance d'un si maulvais rebrissement de leur folle entreprise, IX, 14.

rebuffe (vgl. noch rebuffade): à ce vilain et indiscret rebuffe, IX, 45 (von buffe = soufflet, vgl: je conseille qu'on donne plustost une buffi à la joue de son valet un peu hors de saison que gehenner sa fantaisie, Montaigne).

recherchable: qui feroit que sa posterité en seroit à jamais recherchable (= könne in Anspruch genommen werden), I, 32.

reconvalescer: ayant la reyne sa mere en compagnie qui estoit bien reconvalescée, IX, 42.

redonder, jetzt wenig gebräuchlich: en faveur de sa brave response, qui redondoit à l'honneur de son maistre, III, 26; quelque traicté qui redondera au bien commun de France et d'Angleterre, III, 30.

r e f e c t i o n: quelques seigneurs qui avoient pris leur refection avecques luy, II, 9.

r e g a i l l a r d i r statt regaillarder: tant d'importantes affaires qui plus luy regaillardissoit l'esprit, VI, 11.

r e g n a r d i e r = füchsisch, listig (rénard, vgl. Subst. rénardier): de sorte que telles louanges deviennent fort regnardieres, III, 7.

r e g n i c o l e, noch: la recherchoit à vive force par l'entreprise d'un Florentin nommé Guidotti, regnicole d'Angleterre, III, 24.

r e g r a p p e r: qu'il ne falloit pas regrapper après un si excellent et très-experimenté capitainne, VII, 10.

r e i t h e s m e t r e (Rittmeister): il fist presents à chascun de colonels, reithesmetres, capitaines, III, 4; auch reitermestre: colonels et reitermestres, capitaines de lansquenets, VI, 41.

r e m e m b r a n c e: toutes fois il n'y avoit une seule remembrance de nos roys, VI, 34.

r e m e m o r e r: pour rememorer vostre majesté des choses passées, V, 39.

r e m e n e r = ramener: que monsieur le connestable remena au Chesail, IV, 5.

r e n a s q u e r (vgl. renâcler): renasquent et maudissent le mareschal de Strozzy, VII, 14; il renasque, tempeste et se veult deffaire, VI, 46.

r e n n e: rompirent rennes, brides, coupieres et sangles, III, 9.

r e p a t r i e m e n t: ce doulx repatriement, VI, 50.

r e p a t r i e r: qui leur fust un attraict de reconciliation, et se repatrierent avecques luy, II, 16; s'estoient venus repatrier en leur siege, X, 4; et se repatria avec le connestable, VIII, 16.

r e q u e s t e r: pour les requester, V, 9.

r e s c o u r r e: sans se presenter à les venir rescourre, VI, 13.

r e s i p i s c e n c e, noch: il pourroit venir à resipiscence, VIII, 23.

r e s s e m b l a n c e: ces medailles portants la ressemblance du roy, VII, 16.

r e u s c i s s e m e n t: craignant un maulvais reuscissement de cette affaire, II, 9.

r é u s s i r: mais la chose réussit tout au rebours, I, 37; ne se soulciant pas beaucoup de ce qui en pourra réussir, IX, 34.

r i b l e r i e = crapule, débauche de la nuit: aussi que c'estoit la vigile de Noël, que l'on ne dort guerres, les ungs, comme les vieux par devotion, mais la jeunesse par desbauche et riblerie, V, 19.

r i s é e: toutefois ils ne purent empescher la populace de Lyon d'en faire mal risées, V, 17.

r o n d a c h e, Rundschild: l'épée au poing, sans rondache, I, 7.

r o n d e r: le lendemain on monta à cheval pour ronder la ville par dehors, V, 4; qu'il luy feist veoir en rondant la ville, IX, 48.

r o u t e (vgl. Pasquier): toute l'armée en route, I, 44.

ruade, noch: et vienuent à grand trot, à pannades et ruades, VIII, 13.

runge: M. de Vendosme, auquel ce langaige revenoit souvent au runge, cogneust bien, III, 23.

rustrerie: ceste rustrerie dura neuf ou dix ans, II, 17.

S.

sac: empescher le sac de la ville, IV, 28.

saccagement, veraltet: et semblablement des seditions, sacrileges, saccagements, meurtre, pilleries, X, 2.

sacment: car on y vit de ses gens qui faisoient office et devoir de sacments, I, 39.

saesir: que l'on se saesist des coupables, III, 1.

sanctimonie: faisoient de cérémonieuses sanctimonies par les églises et maisons, VI, 22; et reverable traict de sanctimonie, X, 14.

satanesque: ceste scandaleuse et satanesque parolle, VII, 11.

saulveté (sauveté), veraltet: nous voyant à saulveté, III, 22.

savoysien: trois soldats savoysiens, I, 36.

saye, alt: leur font porter leurs couleurs sur les sayes en toutes façons de broderies et bigarrures, III, 20.

scariffication (scarification): purgations, cautheries, saignées et scariffications, VI, 50.

schloffongue (die Anmerkung sagt: du mot allemand schlaffung, sommeil): et l'heure qu'ils sont en leur schloffongue qui est entre huict et neuf heures du soir, VIII, 35.

scintille (étincelle): sans une seule scintille de regret, IX, 26; qui en eust peu allumer la moindre scintille du monde, III, 18; une seule scintille d'une si meschante volonté, X, 21.

scopeterie: une scopeterie d'harquebuzades, II, 4; durer ou filer une scopeterie de harquebusades plus d'une heure, III, 10; de l'artillerie et de scopeterie, III, 21; le tambour battant, fanfares de trompette et scopeterie sans cesse, VI, 32.

scouadre: qui menoient les scouadres en garde, VI, 48.

scouadrille: compaignés de gens de pied et de cheval, et quelques scouadrilles de gens ramassés, V, 3.

senatoire, ungebräuchl. Adj.: la trouppe senatoire ne furent pas des derniers, IX, 21.

sens, sprüchwörtlich: d'y ouvrir vos cinq sens et vous évertuer, VI, 21.

sentile: il n'y trouvoit une seule sentile de dignité, encores moins de charité, III, 19. (Ineinanderspielen von scintille (vgl.) und sentin.)

serviny?: et apportent certificat de leur service que l'on appelle attestation du serviny, VIII, 3.

seulet: entrants seulets en une chambre, V, 11; et marcherent bien environ une lieue seulets et à part, II, 7.

simulte: qu'il n'y avoit ny fard ny simulte, VI, 42; auch symulte: sa majesté descouvrit assez toutes ces faintises et symultes, VI, 33.

sondre (sonder): profondir la playe et sondre l'endroict du cerveau où les esquilles du trousson de la lance pouvoient avoir donné, VII, 28.

soudrille: n'estants soldats, pas seulement souldrilles ny dignes de ceste qualité, VIII, 11.

souratter: par cette ruse fut surratté cette succession, I, 32; et que, par une ruze, il luy eust sourratté un honneur que le roy, de son propre mouvement, avoit resolu de luy faire, V, 2; qui mettoit son advancement sur le mord d'un autre et luy au sourratoit ung autre, V, 29; de luy avoir sourraté de ceste façon mille escus, VI, 18.

spavente (vgl. bei Roquefort spaventable): il prennent la spavente, VI, 15; depuis que la spavente se met en une trouppe, VI, 16.

staffier: sans espargner les staffiers, que l'on appelle en nostre langue lacquets, V, 12.

stomacquer: car il est une incroyable colere de la guerre que vous luy faictes avec ses enseignes, armes et devises, et stomacqué merveilleusement que vous ayez faict tuer domp Alphonce, V, 17.

strapade: il n'y escheoit que la strapade, VI, 22.

strapontin: il se va coucher sur ung strapontin, VII, 13.

stropiat (estropiat): aux stropiats qui avoient perdu bras et jambes, III, 9.

subreptice: de la subreptice et cauteleuse façon, VIII, 6.

subroger, nur jurist. noch: que de subroger M. d'Espinay en sa place, VI, 49.

suffisant, ohne schlechte Bedeutung: qui estoit homme suffisant et bien entendu aux affaires, VIII, 29.

sumptueux für somptueux: avec ung si superbe, riche et sumptueux appareil, III, 20.

sumptuosité = somptuosité: avec une si grande sumptuosité et magnificence, II, 11.

superbe (im lateinischen Sinne): picqué de ce superbe langage, III, 8.

supernaturel: et sur-tout la variété des supernaturelles couleurs de l'aube du jour, III, 7.

suraccueillir: de quoy, celui qui tenoit M. de Vieilleville prisonnier, adverty, fut incontinant suraccueilli de la peur, I, 10.

surattendre: qui fust cause qu'ils firent alte en le surattendant, V, 17; car ils ne marchoient que le pas pour surattendre leurs

gens de pied, VI, 14; pour le sur-attendre, VII, 21; vgl. on surattendit un petit à parlementer, Froissart.

surcueillir: se voyant surcueilly de costé, VII, 13; surcueilly cependant de la crainte de Dieu, VII, 18; M. de Vieilleville, se voyant surcueilly, voire surpris en son offre, II, 15.

T.

talart = Thaler: desquelles le revenu monte par an à quinze ou seize cents mille talarts, IV, 6.

tallonner: discretion bien contraire à celle du Français qui taillonne bien souvent son prince pour entrer à la foule après lui, VIII, 21.

tancer: qui n'oublia de les bien tancer, IX, 50.

tapinement: mais il se relaissa tapinement et s'en retourna à Metz, VII, 8.

tapoter = peitschen: il aimeroit mieux avoir perdu tout son bien plustost que son nom fust tapoté par toutes les cours, barres, auditoires, parquets et jurisdictions, III, 19.

taupin: car ils s'appelloient au temps passé francs-archiers et en Bretaigne francs-taupins, VII, 3.

tavernerie: qu'il y avoit fourbe soubs ceste tavernerie, VI, 43.

temporisement: sur le temporisement de la construction du fort, II, 13.

terrestre (zu Lande): qui leur ouvriront villes, ports, havres et tous passaigès terrestres et maritimes, IX, 31.

terrien (vgl. Pasquier): du roi de Perse qui est un puissant prince et grand terrien, VIII, 22.

testifier: mais qu'il leur testifiast, quand il seroit en son gouvernement, VIII, 15.

tiercelet: qui n'estimoient pas moins que tiercelets de princes, VI, 39.

tigresque: tigresque canaille, IV, 32.

tippe, für type: et qui ont passé sous le tippe de l'impression, I, 46.

tirrannesque: vous accusant de pilleries et de tirrannesques exactions sur le peuple, X, 10.

tocsainct: pour battre le tocsainct, VIII, 12.

tolepace: ceste si longe tolepace, IX, 24.

tourbe: sans tenir rang mais comme en tourbe, V, 25.

tourrillon: et monstra ung tourrillon, VII, 9.

tradiment: qui par ses tradiments harzarda la vie de tant de seigneurs, I, 26; en une affaire si perilleuse que celle-là et n'est pas exempte de tradiment, I, 37; soudain que l'on s'appercevroit de quelque tradiment, I, 37; à un tel homme convaincu de tradiment et de perfidie, II, 14; mais par tradiment et vendition, III, 22; qui leur

eust peu estre imputée à tradiment ou perfidie, VI, 19; que son tradiment est plus qu'à demy descouvert, VI, 23.

traditoire: de ceste traditoire succession, II, 15.

trahistre = traître: car nous tenons prisonnier en la Bastille de Paris les trahistres qui la vous ont vendu, II, 13.

traicte = Station: à cause de la longueur . . des chemins, sterilité du pays et très-mal aise pour les coches, d'aultant qu'il est montueux et que les traictes . . . sont communément de cinq à six lieues d'Allemaigne, qui en valent bien dix et douze de France, encore fort mal traicté, VIII, 20.

trapuce, auch trapusse = amorce, appât: afin qu'il eyt loisir de dresser ses pieges et trappuces, V, 11; et vous supplie de vous garder de ses trappuces, V, 25.

treluisement: car leurs esclairs, rayons et treluisemens, VI, 39.

tremeur, veraltet für peur: ceste grande justice donna une tremeur merveilleuse à toute la garnison, VI, 3; cogneust bien que la tremeur de l'advertissement, VI, 43; qui donna beaucoup de tremeur aux plus coupables, VII, 2.

triomphamment, ungebräuchliches Adv. von triomphant: où il a passé si triomphamment, II, 14.

trompette, sprüchw.: de là il est venu le proverbe, desloger sans trompette, I, 7.

trotouer für trottoir: puis je les remettray bientost sur le trotouer, VI, 9.

turquesque: l'armée turquesque, I, 35.

turquiser: trouvant trop inhumain, tant estoit homme de bien, que l'on turquisast ainsi le christianisme, V, 21.

U.

umbre (ombre): et sous umbre de ceste visitation, VI, 22.

undée (ondée): en temps de pluye, principalement comme ceste-là qui tomboit incessamment à grosses undées, III, 22.

usufruict (usufruit), figürl.: ne se pouvant passer si longtemps sens juyr de l'usufruict de son saige conseil, IX, 31.

uxorieux: madame de V. ne sçavoit pas aussi ce qui s'estoit passé entre monsieur son mary et le comte de Sault, car il estoit si peu uxorieux qu'elle ne sçavoit jamais de ses secrets que la derniere, VI, 37.

V.

vague: pour la garde d'une telle et si vague ville, IX, 43.

valeter: et faire valeter M. de V., VI, 35; et quant au gouvernement de Bretaigne, il n'estoit pas raisonnable de le plus faire veleter, car il avoit assez obéy pour commander en son rang, V, 30.

valetudinaire, noch: encore qu'il fust fort valetudinaire et goutteux, I, 22.

valider: validant les quittances, I, 32; pour le valider davantasge, VI, 35.

valser, anders als jetzt: La Trousse se valse et jecte de haut en bas de l'eschele, VI, 19.

vantance, veraltet: par une desbordée vantance et trop audacieuse presomption, V, 4; mais il se doubte bien que les vantances du cardinal, VI, 29.

vendition: toutes ces venditions, VII, 17; mais par tradiment et vendition, III, 22.

vindicte: car il y va de la vindicte de son propre sang, V, 10; quelque traict de vindicte, IX, 48.

vineux: en telles vineuses desbauches, VIII, 29.

visceraille: en l'interieur de ces viscerailles et de toute sa personne, II, 11.

visitation: ceste favorable visitation, VIII, 30.

voisinance: à cause de la voisinance des terres, IV, 31; par le moyen de ceste voisinance, IX, 48.

volontairement: madame la dauphine entreprit fort volontairement ceste charge, I, 28.

vulpin: ses vulpines ruses et cauteleux deportemens, IV, 7.

vuydange (vgl. vuidange bei Pasquier): tant à cause de ceste vuydange industrieuse, IX, 28.

Z.

zubeline: de martres zubelines, X, 15.

Bernburg. **G. F. Günther.**

Das altfranzösische Aleriuslied.

Das hier mitgetheilte altfranzösische Lied auf den heiligen Alerius wurde zum ersten Male von Wilh. Müller in Göttingen in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Band V., 1845, p. 299 ff. nach einer in Hildesheim befindlichen Handschrift herausgegeben. Seitdem ist dieses wegen seines hohen Alters (wohl das 11. Jahrh.) für romanische Sprachforschung so wichtige Gedicht meines Wissens nicht wieder besprochen worden. Es schien mir daher nicht überflüssig, dasselbe noch einmal zu veröffentlichen, zumal da die sorgfältige Vergleichung der Handschrift an Ort und Stelle so manche Abweichung von dem von Müller gegebenen Text darbot.

Ueber das Manuscript sehe man das Nähere in der kurzen Vorrede von Müller, über die Legende vom heiligen Alerius: Maßmann, Sanct Alerius Leben, Quedlinburg und Leipzig, 1843.

Die Mundart ist nach den von Fallot, recherches p. 21 ff. aufgestellten Merkmalen im Wesentlichen normannisch; doch weisen das nicht seltene Durchbrechen des o statt u, die hin und wieder vorkommende Diphthongirung von e in ie, das Eintreten von ai statt e bei lateinischem a, wie in laisser, pais, und einige andere Züge auf den picardischen Dialect hin. Eigenthümlich ist dem Gedichte der außerordentlich häufige Auslaut a statt e in pedra und anderen Wörtern.

Das Versmaß ist das bekannte epische zehnsilbige mit Cäsur nach der vierten Silbe. Die Freiheit, statt der männlichen Cäsur die weibliche eintreten zu lassen, kommt in dem Gedichte sehr häufig zur Anwendung. Sehr oft fehlt nach dem Einschnitt eine Silbe (32, 5; 48, 4), deren Wegfall sich durch die mittelst der Cäsur herbeigeführte Pause erklären ließe; allein auch das erste Hemistich bietet diese Erscheinung nicht selten, wie 15, 5; 60, 3; 93, 5, im Ganzen etwa zwölf Mal. Es scheint überhaupt für die ältesten Denkmäler eine größere Freiheit in metrischer Beziehung angenommen werden zu

müssen, als dies in den revidirten Texten der spätern Zeit der Fall ist; abgesehen von dem rhythmisch freien Liede auf die heilige Eulalia bietet das von Michel herausgegebene Rolandslied Unregelmäßigkeiten, die selbst bei der Annahme einer verderbten Handschrift auf einen freieren Gebrauch des Versmaßes hindeuten. Das Hauptaugenmerk war, wie es scheint, auf die erforderliche Zahl der Hebungen gerichtet; die unbetonten Silben traten unter Umständen hinlänglich zurück, um nöthigen Falles ganz zu schwinden, wie sie andererseits auch als überzählige auftreten konnten, ohne dem Verse Eintrag zu thun. In dieser Hinsicht muß der Contraction eine bedeutende Rolle eingeräumt werden, indem graphisch getrennte Wörter sprachlich zusammenfallen, zunächst wenn die vocalische Endung zur Elision auffordert. Hierher gehört das in dem Gedicht oft vorkommende co est, das oft nur eine Silbe macht (vgl. où 'st la prouesce que avoir solciez JBl. 379), ou il (69, 5), se a (31, 1), a icel (40, 2), lui en (51, 3), das 20, 5 luin geschrieben ist, wie es der Vers verlangt. Hieran schließt sich der Ausfall tonloser Vocale im Innern des Wortes; von den oft vorkommenden imagine, angele, uirgine, aneme sind die drei letzten immer zweisilbig, das erste dreisilbig zu sprechen, wie auch das Rolandslied z. B. immer angle, anme hat. Außerdem jedoch findet sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Versen, die eine oder zwei Silben zu viel haben, ohne daß dieselben durch Contraction elidirt werden können; sie zwingen zur Annahme, daß unbetonte Silben, besonders in den Endungen, das Versmaß nicht hinderten, da sie der Stimme gestatteten leicht darüber hinwegzugehen; übrigens verbietet das häufige Vorkommen den Gedanken an Besserung, der oft sehr nahe liegt. Solche Verse sind 1, 3 dunt óre ni át nul prút; 22, 2 lásse qued ést deuenút; 28, 2 unches púis cel dí; vergl. noch 31, 5; 41, 3; 78, 2; 96, 5; 99 1; 105, 2 und 5. Kaum jedoch darf diese Freiheit der Elision auf Silben ausgedehnt werden, welche sich derselben durch größeres Lautgewicht widersetzen. Wie weit hier Nachlässigkeit des Schreibers anzunehmen sei, ist freilich schwer zu entscheiden; daß aber Manches auf Rechnung derselben zu setzen ist, beweisen Verse, die sich durch eine geringe Umstellung oder Aenderung berichtigen lassen. So wird 92, 1 ainz tei uedisse zu lesen sein, da das einfache ainz oft als Conjunction auftritt; 110, 1 ist fait ad in ad fait umzustellen mit einsilbig zu sprechendem ki ad wie li ad 15, 3;

111, 2 und 3 verlangen eine Versetzung von neuls und nuls. Als Verse, die wirklichen Anstoß zu bieten scheinen, sind etwa zu bezeichnen 9, 1; 29, 3; 62, 2; 72, 5.

Ueber die Schreibung habe ich Folgendes zu bemerken. Die Handschrift ist in dieser Beziehung ohne Regel; bald verbindet sie nicht zusammengehörige Wörter wie delur 49, 2, cilli 57, 3; bald trennt sie Zusammengehöriges wie de portit 20, 1; bald scheidet sie an einer Stelle, was an einer anderen verbunden ist, wie di cel 66, 5 und icel 35, 5. Die Treue, mit der im Uebrigen die Orthographie der Handschrift wiedergegeben ist, durfte nicht bis zur Nachahmung dieser launenhaften Inconsequenz getrieben werden. Ich habe, abgesehen von besonderen in den Anmerkungen besprochenen Fällen, folgenden Grundsatz eingehalten. Nicht unmittelbar zusammengehörige Wörter sind getrennt geschrieben; dies gilt auch von Verbindungen wie ia mais und anderen. Aus diesem Grunde ist das Adverb i, welches die Handschrift fast immer mit dem folgenden Worte verbindet, stets geschieden worden; ebenso en, aus lat. inde, selbst in Verbindungen wie en porter, in denen es freilich schon eng genug mit dem Zeitwort verschmolzen ist. Nur wo eine wirkliche Aenderung in den Buchstaben die genaue Wiedergabe der Schreibung beeinträchtigt hätte, ist von dieser Regel abgegangen worden; Formen wie annum (à nom) 4, 1, ansemblot (ansemble od) 30, 5, ambailide (en bailide) 107, 4 sind unangetastet geblieben. Dagegen sind oft gegen die Handschrift eng zusammen gehörende Wörter verbunden worden, so präpositionelle Zusammensetzungen wie ensur, empur, in denen die beiden Präpositionen begrifflich nicht mehr zu scheiden sind. Hierzu rechne ich das öfter vorkommende purhoc, dessen adverbiale Natur besonders in der Zusammensetzung nepurhuec (42, 5) erscheint. Aus diesem Grunde sind die Verbindungen mit tres, wie trestut, tresoblier, tresbien, immer ungetrennt geschrieben; die heutige Schreibung très-bien ist durch Nichts gerechtfertigt und noch Marot und Stephanus trennen das Wort nicht von dem Adjectiv oder Adverb. Endlich sind nach dem Vorgange der Handschrift Zusammenziehungen, die durch Verkürzung des einen Wortes entstehen wie nel (ne le), sit (si te), kis (ki les), ungetrennt geblieben.

Die Interpunction habe ich mit Müller des leichteren Verständnisses wegen nach heutigem Gebrauch gemacht; die Handschrift setzt der Regel nach hinter jeden Vers einen Punkt und bezeichnet den

Beginn der Strophen durch einen großen Buchstaben. Die nicht seltenen Abkürzungen sind bis auf den letzten dunklen Vers vermieden worden.

Abkürzungen.

afr. = altfranzösisch.
ahd. = althochdeutsch.
franz. = französisch.
lat. = lateinisch.
mlat. = mittellateinisch.
prov. = provencalisch.
Alix. = li romans d'Alixandre ed. H. Michelant.
Am. } = Amis et Amiles und
JBl. } Jourdains de Blaivies ed. C. Hofmann.
DC. = Du Cange, glossarium.
GOR. = Guillaume d'Orange ed. Jonckbloet.
Hav. = Lai d'Havelok le Danois, Paris 1833.
Jfr. = roman de Jaufre in Lexique Roman.
Leod. } = Leodegar und Passion Christi in: zwei altromanische
Pass. } Gedichte von Fr. Diez, Bonn 1852.
LR. = Lexique Roman von Raynouard.
Rd. = chanson de Roland ed. Fr. Michel, Paris 1837.
Roqf. = glossaire de la langue romane par Roquefort.
Rs. = les quatre livres des rois ed. Le Roux de Lincy, Paris 1841.
TCbr. = Leben des h. Thomas von Canterbury ed. Bekker, Berlin 1338.

---

1. Bons fut li secles al tens ancienur,
quer feit i ert e iustise et amur,
si ert creance dunt ore ni at nul prut;
tut est muez, perdut ad sa colur,
ia mais niert tel cum fut as anceisurs.

2. Al tens Noe et al tens Abraham ,
et al Dauid qui deus par amat tant
bons fut li secles, ia mais nert si uailant;
uelz est e frailes, tut sen uat remanant;
sist ampairet, tut bien uait remanant.

3. Puis icel tens que deus nus uint saluer,
nostra anceisur ourent cristientet;
si fut un sire de Rome la citet,
rices hom fud de grant nobilitet;
purhoc uus di, dun son filz uoil parler.

4. Eufemien*) si out annum li pedre,
cons fut de Rome des melz ki dunc i eret,
sur tuz ses pers lamat li emperere;
dunc prist muiler uailante et honurede
des melz gentils de tuta la cuntretha.

5. Puis conuerserent ansemble longament;
nourent amfant, peiset lur en forment,
e deu apelent andui parfitement:
'e reis celeste, par ton cumandement
amfant nus done ki seit a tun talent.'

6. Tant li prierent par grant humilitet,
que la muiler dunat fecunditet;
un filz lur dunet, si len sourent bont gret;
de sain batesma lunt fait regenerer,
bel num li metent sur la cristientet.

7. Fud baptizet, si out num Alexis.
ki lui portat suef le fist nurrir;
puis ad escole li bons pedre le mist;
tant aprist letres que bien en fut guarnit;
puis uait li emfes lemperethur seruir.

8. Quant ueit li pedre que mais naurat amfant
mais que cel sul que il par amat tant,
dunc se purpenset del secle an auant;
or uolt que prenget moyler a sun uiuant,
dunc li acatet filie dun noble franc.

9. Fud la pulcela nethe de halt parentet,
fille ad un conpta de Rome la ciptet;
nat mais amfant, lui uolt mult honurer;
ansemble an uunt li dui pedre parler,
lur dous amfanz uolent faire asembler.

---

*) Die Hdsch. hat ufemien; offenbar hat der Maler vergessen, den für das E offen gelassenen Raum auszufüllen.

10. Doinent lur terme de lur adaisement;
quant uint al fare, dunc le funt gentement,
danz Alexis lespuset belament;
mais co est tel plait dunt ne uolsist nient,
de tut an tut ad a deu sun talent.

11. Quant li iurz passet et il fut anuitet,
co dist li pedres: 'filz, quar ten uas colcer
auoc ta spuse al cumand deu del ciel.'
ne uolt li emfes sum pedre corocier,
uint en la cambra ou ert sa muiler.

12. Cum ueit le lit, esguardat la pulcela,
dunc li remembret de sun seinor celeste
que plus ad cher que tut aueir terrestre.
'e deus', dist il, 'cum fort pecet mapresset!
se or ne men fui, mult criem que ne tem perde.'

13. Quant an la cambra furent tut sul remes,
danz Alexis la prist ad apeler;
la mortel uithe li prist mult a blasmer,
de la celeste li mostret ueritet;
mais lui est tart quet il sen seit turnet.

14. 'Oz mei, pulcele, celui tien ad espus
ki nus raens de sun sanc precius.
an ices secle nen at parfit amor;
la uithe est fraisle, ni ad durable honur;
cesta lethece reuert a grant tristur.'

15. Quant sa raisun li ad tute mustrethe,
pois li cumandet les renges de sespethe
et un anel; a deu li ad comandethe;
dunc en eissit de la cambre sum pedre,
ensur nuit sen fuit de la contrethe.

16. Dunc uint errant dreitement a la mer.
la nef est preste ou il deueit entrer;
dunet sum pris et enz est aloet.
drecent lur sigle, laisent curre par mer,
la pristrent terre o deus les uolt mener.

17. Dreit a la lice co fut citet mult bele,
iloec ariuet sainement la nacele.
dunc an eisit danz Alexis a certes.
co ne sai io cum longes i conuerset;
ou que il seit, de deu seruir ne cesset.

18. Diloc alat an Alsis la ciptet
pur une imagine dunt il oit parler,
qued angeles firent par cumandement deu
el num la uirgine ki portat saluetet,
sainta Marie ki portat damne deu.

19. Tut sun auer quod sei en ad portet,
tut le depart par Alsis la citet;
larges almosnes que gens ne len remest
dunet as poures u quil les pout trouer;
pur nul auer ne uolt estra ancumbret.

20. Quant sun auer lur ad tot departit,
entre les poures se sist danz Alexis,
recut lalmosne, quant deus la li tramist;
tant an retint dunt ses cors puet guarir;
se luin remaint sil rent as pouerins.

21. Or reuendrai al pedra et a la medra
et a la spuse qued il out espusethe.
quant il co sourent qued il fud si alet,
co fut granz dols quet il unt demenet
e granz deplainz par tuta la citiet.

22. Co dist li pedres: 'cher filz, cum tai perdut!'
respont la medre: 'lasse, qued est deuenut!'
co dist la spuse: 'pechet le mat tolut;
e chers amis, si pou uus ai out!
or sui si graime que ne puis estra plus.'

23. Dunc prent li pedre de se meilurs serganz,
par multes terres fait querre sun amfant;
iusque an Alsis en uindrent dui errant;
iloc truuerent danz Alexis sedant,
mais naconurent sum uis ne sum semblant.

24. Des at li emfes sa tendra carn mudede,
nel reconurent li dui sergant sum pedre,
a lui medisme unt lalmosne dunethe;
il la receut cume li altre frere;
nel reconurent, sempres sen returnerent.

25. Nel reconurent ne nel unt anterciet.
danz Alexis an lothet deu del ciel
dicez sens sers qui il est prouenders;
il fut lur sire, or est lur almosners.
ne uus sai dire cum il sen firet liez.

26. Cil sen repairent a Rome la citet,
nuncent al pedre que nel pourent truuer.
set il fut graim, nel estot demander;
la bone medre semprist a dementer
e sun ker filz suuent a regreter:

27. 'Filz Aleis, purquei portat ta medre?
tu mies fuit, dolente an sui remese;
ne sai le leu ne nen sai la contreda
u talge querre, tute en sui esguarethe;
ia mais niere lede, ker filz, nul ert tun pedre.'

28. Vint en la cambre plaine de marrement,
si la despeiret que ni remest nient,
ni remest palie ne nelil ornement;
a tel tristur aturnat sun talent,
unches puis cel di ne se contint ledement.

29. 'Cambra', dist ela, ia mais nestras parede,
ne ia ledece nert an tei demenede.'
si lat destruite cum dis lait host depredethe;
sas i fait pendre, curtines deramedes;
sa grant honur a grant dol ad aturnede.

30. Del duel sasist la medre iusque a terre;
si fist la spuse danz Alexis a certes.
'dama', dist ele, io i ai si grant perte,
ore uiurai an guise de turtrele;
quant nai tun filz, ansemblot tei uoil estra.'

31. Co di la medre: 'se a mei te uols tenir,
sit guardarai pur amur Alexis;
ia nauras mal dunt te puisse guarir.
plainums ansemble le doel de nostre ami,
tu de tun seinur, iol frai pur mun filz.'

32. Ne poet estra altra, turnent el consirrer,
mais la dolur ne pothent ublier.
danz Alexis en Alsis la citet
sert sun seinur par bone uolentet,
ses enemis nel poet anganer.

33. Dis e seat anz, nen fut nient a dire,
penat sun cors el damne deu seruise;
pur amistet ne dami ne damie
ne pur honurs ki len fussent tramise
nen uolt turner tant cum il ad a uiure.

34. Quant tut sun quor en ad si afermet,
que ia sum uoil nistrat de la citied,
deus fist limagine pur sue amur parler
al seruitor ki serueit al alter;
co li cumandet: 'apele lume deu.'

35. Co dist limagena: 'fai lume deu uenir,
quar il ad deu bien seruit et a gret
et il est dignes dentrer en paradis.'
cil uait, sil quert, mais il nel set coisir
icel saint home de cui limagene dist.

36. Reuint li costre al imagine el muster.
'certes', dist il, 'ne sai cui antercier.'
respont limagine: 'co est cil qui tres lus set,
pres est de deu e des regnes del ciel,
par nule guise ne sen uolt esluiner.'

37. Cil uait, sil quert, fait lel muster uenir.
est uus lesample par trestut le pais,
que cele imagine parlat pur Alexis.
Trestuit lonurent, li grant e li petit,
et tuit le prient que de els ait mercit.

38. Quant il co ueit quil uolent onurer,
'certes', dist il, 'ni ai mais ad ester,
dicest honur nen reuoil ancumbrer.'
ensur nuit sen fuit de la ciptet,
dreit a la lice reuint li sons edrers.

39. Danz Alexis entrat en une nef.
ourent lur uent, laisent curre par mer;
andreit Tarson espeiret ariuer,
mais ne puet estra, ailurs lestot aler:
andreit a Rome les portet li orez.

40. A un des porz ki plus est pres de Rome,
iloec ariuet la nef a icel saint home.
quant uit sun regne, durement sen redutet
de ses parenz, qued il nel recunuissent
e del honur del secle nel encumbrent.

41. 'E deus', dist il, bels reis qui tut guuernes,
se tei ploust, ci ne uolisse estra!
sor me conuissent mi parent dicesta terre,
il me prendrunt par pri ou par poeste;
se ios an creid, il me trairunt a perdra.'

42. 'Mais nepurhuec mun pedre me desirret,
si fait ma medra plus que femme qui uiuet
auoc ma spuse que io lur ai guerpide.
or ne lairai nen mete an lur bailie;
nen conuistrunt, tanz iurz ad que nen uirent.'

43. Eist de la nef e uint andreit a Rome,
uait par les rues dunt il ia bien fut cointe,
naltra pur altre, mais sun pedre i ancuntret,
ansemblot lui grant masse de ses humes,
sil reconut, par sun dreit num le numet:

44. 'Eufemien, bel sire, riches hom,
quar me herberges pur deu an tue maison,
suz tun degret me fai un grabatum
empur tun filz dunt tu as tel dolur;
tut soi amferm, sim pais pur sue amor!'

45. Quant ot li pedre le clamor de sun filz,
plurent si oil, ne sen puet astenir.
'por amor deu e pur mun cher ami
tut te durai, boens hom, quanque mas quis,
lit et ostel e pain e carn e uin.'

46. 'E deus', dist il, 'quer ousse un sergant
kil me guardrat! io len fereie franc.'
un en i out ki sempres uint auant.
'as me', dist il, 'kil guard pur ton cumand,
pur tue amur an soferai lahan.'

47. Dunc le menat andreit suz le degret,
fait li sun lit o il pot reposer,
tut li amanuet quanque bosuinz li ert.
contra seinur ne sen uolt mes aler,
par nule guise ne lem puet hom blasmer.

48. Souent le uirent e le pedre e le medra
e la pulcele quet li ert espusede;
par nule guise unces nel auiserent,
nil ne lur dist, nelf nel demanderent
quels hom esteit ne de quel terre il eret.

49. Souentes feiz lur ueit grant duel mener
e de lur oilz mult tendrement plurer
e tut pur lui, unces nient pur eil.
danz Alexis le met el consirrer?
ne len est rien, issi est aturnet.

50. Soz le degret ou il gist sur sa nate,
ilunec paist lum del relef de la tabla,
a grant pouerte deduit sun grant parage.
co ne uolt il que sa mere le sacet,
plus aimet deu que tut sun linage.

51. De la uiande ki del herberc li uint
tant an retint dunt sun cors an sustint;
se lui en remaint, sil rent as pourins,
nen fait musgode pur sun cors engraisser.

52. En sainte eglise conuerset uolenters,
cascune feste se fait acomunier,
sainte escriture co ert ses conseilers;
del deu seruise se uolt mult efforcer,
par nule guise ne sen uolt esluiner.

53. Suz le degret ou il gist e conuerset,
iloc deduit ledement sa pouerte.
li serf sum pedre ki la maisnede seruent,
lur lauadures li getent sur la teste;
ne sen corucet net il nes en apelet.

54. Tuz le scarnissent, sil tenent pur bricun,
legua li getent, si moilent sun lincol;
ne sen corucet giens cil saintismes hom,
ainz priet deu quet il le lur parduinst
par sa mercit, quer ne seuent que funt.

55. Iloc conuerset eisi dis e set anz;
nel reconut nuls sons apartenanz,
ne nuls hom ne sout les sons ahanz.

56. Trente quatre anz ad si sun cors penet.
deus sun seruise li uolt guereduner,
mult li angreget la sue anfermetet;
or set il bien qued il sen deit aler;
cel son seruant ad a sei apelet.

57. 'Quer mei, bel frere, et enca e parcamin
et une penne, co pri tue mercit.'
cil li aportet, receit le Aleis,
escrit la cartra tute de sei medisme,
cum sen alat e cum il sen reuint.

58. Tres sei la tint, ne la uolt demustrer,
ne reconuissent usque il sen seit alet.
parfitement se ad a deu cumandet;
sa fin aproismet, ses cors est agrauet,
de tut an tut recesset del parler.

59. An la sameine qued il sen dut aler,
uint une uoiz treis feiz en la citet
hors del sacrarie par cumandement deu,
ki ses fedeilz li ad tuz amuiet;
prest est la glorie qued il li uolt duner.

60. En laltra uoiz lur dist altra summunse,
que lume deu quergent ki est an Rome;
si depreient que la citet ne fundet,
ne ne perissent la gent ki enz fregundent.
ki lun oid remaineut en gran dute.

61. Sainz Innocenz ert idunc apostolie;
a lui repairent e li rice e li poure,
si li requerent conseil dicele cose
quil unt oit, ki mult les desconfortet;
ne guardent lure que terre nes anglutet.

62. Li apostolie e li empereor
(li uns Acharies, li altre Anories out num)
e tut le pople par commune oraisun
depreient deu que conseil lur an duins
dicel saint hume par qui il guarirunt.

63. Co li deprient la sue pietet,
que lur anseinet ol poissent recourer.
uint une uoiz ki lur ad anditet:
'an la maisun Eufemien quereiz,
quer iloec est et iloc le trouereiz.'

64. Tuz sen returnent sur dam Eufemien.
alquanz li prennent forment a blastenger:
'iceste cose nus douses nuncier;
a tut le pople ki ert desconseilet
tant las celet, mult i as grant pechet.'

65. Il lescondit cume cil kil nel set,
mais nel en creient, al herberc sunt alet.
il uat auant la maisun aprester,
forment lenquer a tuz ses menestrels;
icil respondent que neuls dels nel set.

66. Li apostolie e li empereur
sedent es bans pensif e plurus;
iloc esguardent tuit cil altre seinors,
si preient deu que conseil lur an duins
dicel saint hume par qui il guarirunt.

67. An tant dementres cum il iloec unt sis,
deseiuret laneme del cors sainz Alexis,
tut dreitement en uait en paradis
a sun seinor quil aueit tant seruit.
e reis celeste, tu nus i fai uenir!

68. Li boens serganz kil serueit uolentiers,
il le nuncat sum pedre Eufemien;
suef lapelet, si li ad conseilet:
'sire', dist il, 'morz est tes prouenders,
e co sai dire quil fut bons cristiens.'

69. 'Mult lungament ai a lui conuerset;
de nule cose certes nel sai blasmer
e co mest uis que co est lume deu.'
tut sul sen est Eufemien turnet,
uint a sun filz ou il gist suz lu degret.

70. Les dras fuz leuet dum il esteit cuuert,
uit del sain home le uis e cler e bel;
en sum puing tint le cartre le deu serf.
Eufemien uolt saueir quet espelt.

71. Il la uolt prendra, cil ne li uolt guerpir,
al apostolie reuint tuz esmeriz.
'ore ai trouet co que tant auums quis;
suz mun degret gist uns morz pelerins,
tent une cartre, mais na li puis tolir.'

72. Li apostolie e li empereor
uenent deuant, ietent sei an ureisuns,
metent lur cors en granz afflictiuns.
'mercit, mercit, mercit, saintismes hom!
nen coneumes net uncore nen conuissum.'

73. 'Ci deuant tei estunt dui pechethuor,
par la deu grace uocet amperedor;
co est sa merci quil nus consent lonor;
de tut cest mund sumes iugedor,
del ton conseil sumes tut busuinus.'

74. 'Cist apostolies deit les anames baillir,
co est ses mesters dunt il ad a seruir;
dune li la cartre par tue mercit,
co nus dirrat quenz trourat escrit,
e co duinst deus quor en puissum grarir.'

75. Li apostolie tent sa main a la cartre;
sainz Alexis la sue li alascet,
lui le consent ki de Rome esteit pape.
il ne la list ne il dedenz ne guardet,
auant la tent ad un boen clerc Esauie.

76. Li cancelers cui li mesters an eret,
cil list le cartre, li altra lesculterent;
le num lur dist del pedre e de la medre,
e co lur dist, de quels parenz il eret,
dicele gemme qued iloc unt truuede.

77. E co lur dist, cum sen fuit par mer
e cum il fut en Alsis la citet,
e que limagine deus fist pur lui parler,
e pur lonor dunt nes uolt ancumbrer
sen refuit en Rome la citet.

78. Quant ot li pedre co que dit ad la cartre,
ad ambes mains derumpet sa blance barbe.
'e filz', dist il, 'cum dolerus message!
io atendi quet a mei repairasses,
par deu merci que tun reconfortasses.'

79. A halte uoiz prist li pedra a crier:
'filz Alexis, quels dols mest apresentet!
malueise guarde tai faite suz mun degret;
a las pecables, cum par fui auoglet!
tant lai uedud, si nel poi auiser!'

80. 'Filz Alexis, de ta dolenta medra!
tantes dolurs ad pur tei andurede
e tantes fains e tantes consireres,
e tantes lermes pur le ton cors pluredes!
cist dols laurat en quor paracurede.'

81. 'O filz, cui erent mes granz ereditez,
mes larges terres dunt io aueie asez,
mes granz paleis de Rome la citet!
puis mun deces en fusses enoret,
et enpur tei men esteie penet.'

82. 'Blanc ai le chef e le barbe ai canuthe;
ma grant honur taueie retenude
et anpur tei, mais nen aueies cure;
si grant dolur or mest aparude!
filz, la tue aname el ciel seit absoluthe!'

83\. 'Tei cuuenist helme e brunie a porter,
espede ceindra cume tui altre per,
e grant maisnede douses guuerner,
cum fist tis pedre e li tons parentez,
le gunfanun lemperedur porter.'

84\. 'A tel dolur et a si grant pouerte,
filz, ties deduit par alienes terres;
e dicel bien ki toen doust estra,
quer amper nei es en ta poure herberge,
se deu ploust seruit en dousses estra.'

85\. De la dolur quen demenat li pedra
grant fut li dols, si lantendit la medre;
la uint curante cum femme forsenede,
batant ses palmes, criant, escheuelede;
uit mort sum filz, a terre chet pasmede.

86\. Chi dunt li uit sun grant dol demener,
sum piz debatre e sun cors deieter,
ses crins derumpre e sen uis maiseler,
sun mort amfant detraire et acoler:
mult fust il dur ki nestoust plurer.

87\. Trait ses cheuels e debat sa peitrine,
a grant duel met la sue carn medisme.
'e filz', dist ele, 'cum mous enhadithe!
e io dolente, cum par fui auoglie!
nel cunuisseie plus que unches nel uedisse.'

88\. Plurent si oil e sietet granz criz:
'sempres regret, mar te portai bels filz;
e de ta medre quer aueies mercit!
purquem uedeies desirrer a murrir!
co est grant merueile que pietet ne ten prist.'

89\. 'A lasse mezre, cum oi fort auenture!
or uei io morte tute ma porteure,
ma lunga atente a grant duel est uenude.
purquei portai dolente, mal feude!
co est granz merueile que li mens quors tant duret.'

90\. 'Filz Alexis, mult ous dur curage,
cum auilas tut tun gentil linage!
set a mei sole uels une feiz parlasses,
ta lasse medre si la confortasses
ki sist dolente; cher filz, bor i alasses.'

91. 'Filz Alexis, de la tue carn tendra!
a quel dolur deduit as ta iuuenta!
purquem, fius, ia te portai en men uentre!
e deus le set que tute sui dolente,
ia mais nerc lede pur home ne pur femme.'

92. 'Ainz que tei uedisse, fui mult desirruse,
ainz que ned fusses, sin fui mult angussuse;
quand io uid ned, sin fui lede e goiuse.
or te uei mort, tute en sui doleruse;
co peiset mei que ma fins tant domoret.'

93. 'Seinurs de Rome, pur amur deu mercit,
aidiez mei a plaindra le duel de mun ami,
ne puis tant faire que mes quors sen sazit;
granz est li dols ki sor mai est uertiz,
nest merueile, nai mais filie ne filz.'

94. Entre le dol del pedra e de la medre
uint la pulcele que il out espusede.
'sire', dist ela, 'cum longa demurere
ai atendude an la maisun tun pedra,
ou tun laisas dolente et eguarede!'

95. 'Sire Alexis, tanz iurs tai desirret
e tantes feiz pur tei an luinz guardet,
si reuenisses ta spuse conforter,
pur felunie nient ne pur lastet!'

96. 'O kiers amis, de ta iuuente bela!
co peiset mei que si purirat terre.
e gentils hom, cum dolente puis estra!
io atendeie de te bones noueles,
mais ore les uei si dures e si posmes.'

97. 'O bele buce, bel uis, bele faiture,
cum est mudede uostra bela figure!
plus uos amai que nule creature.
si grant dolur or mest aparude,
melz me uenist, amis, que morte fusse.'

98. Se io sousse la ius suz lu degret
ou as geud de lung amfermetet,
ia tute gent ne men sousent turner,
qua tei ansemble nousse conuerset;
si me leust, si tousse bien guardet.'

99. 'Ore sui io uedue, sire', dist la pulcela,
'ia mais ledece naurai, quar ne pot estra,
ne ia mais hume naurai an tute terre;
deu seruirei, le rei ki tot guuernet,
il nel faldrat, sil ueit que io lui serue.'

100. Tant i plurat e le pedra e la medra
e la pulcela, que tuz sen alasserent.
en tant dementres le saint cors conreierent
tuit cil seinur e bel lacustumerent.
com felix cels ki par feit lenorerent!

101. 'Seignors, que faites?' co dist li apostolie,
'que ualt cist crit, cist dol ne cesta noise?
chi chi se doilet, a nostros est il goie,
quar par cestui aurum boen adiutorie,
si li preiuns que de tuz mals nos tolget.'

102. Trestuz li preient ki pourent auenir,
cantant en portent le cors saint Alexis
e tuit li preient que dels aiet mercit.
nestot somondre icels ki lunt oit,
tuit i acorent li grant e li petit.

103. Si sen commourent tota la gent de Rome,
plus tost i uint ki plus tost i pout curre.
par miles rues auenent si granz turbes,
ne reis ne quons ne poet faire entra rote,
ne le saint cors ne pourent passer ultra.

104. Entrels an prennent cil seinor a parler:
'granz est la presse, nus ni poduns passer
cest saint cors que deus nus ad donet;
liez est li poples ki tant lat desirret,
tuit i acorent, nuls ne sen uolt turner.'

105. Cil an respondent ki lampirie bailissent:
'mercit, seniurs, nus an querreums mecine;
de noz aueirs feruns largas departies
la main menude ki lalmosne desiret;
sil nus funt presse, uncores an ermes deliures.'

106. De lur tresors prenent lor e largent,
sil funt ieter deuant la poure gent.
par ico quident auer discumbrement;
mais ne puet estra, cil nen rouent nient,
a cel saint hume trestut est lur talent.

107. Ad une uoiz crient la gent menude:
'de cest aueir certes nus nauum cure;
si grant ledece nus est aparude
dicest saint cors que auum ambailide;
par lui aurum se deu plaist bone aiude.'

108. Unches en Rome nen out si grant ledece
cun out le iurn as poures et as riches
pur cel saint cors quil unt en lur bailie.
co lur est uis que tengent deu medisme;
trestut le pople lodet deu e graciet.

109. Sainz Alexis out bone uolentet,
puroec en est oi cest iurn oneuret.
le cors an est an Rome la citet
e lanema en est enz el paradis deu.
bien poet liez estra chi si est aloez.

110. Ki fait ad pechet, bien sen pot recorder,
par penitence sen pot tresbien saluer.
bries est cis secles, plus durable atendeiz:
co preiums deu la sainte trinitet,
que deu ansemble poissum el ciel regner.

111. Surz ne auogles ne contraiz ne leprus
ne muz ne orbs ne neuls palazinus
ensur tut ne nuls languerus,
nuls nen i at kin alget malendus;
cel nen ni at kin report sa dolur.

112. Ni uint amferm de nul amfermetet,
quant il lapelet, sempres nen ait sanctet.
alquant i uunt, aquant se funt porter;
si ueirs miracles lur ad deus mustret,
ki uint plurant, cantant len fait raler.

113. Cil dui seniur ki lempirie guuernent,
quant il i ueient les uertuz si apertes,
il le receiuent, sil plorent e sil seruent;
alques par pri e le plus par podeste
uunt en auant, si derumpent la presse.

114. Sainz Boneface que lum martir apelet,
aueit an Rome un eglise mult bele;
iloec an portent danz Alexis a certes
et attement le posent a la terre.
felix le liu u sun saint cors herberget.

115. La gent de Rome ki tant lunt desirret,
seat iurz le tenent sor terre a podestet.
grant est la presse, nel estuet demander;
de tutes parz lunt si auirunet,
cest auis, unches hom ni poet habiter.

116. Al sedme iurn fut faite la herberge
a cel saint cors a la gemme celeste.
ensus sentraient, si alascet la presse,
uoillent o nun, sil laissent metra an terre;
co peiset els, mais altre ne puet estra.

117. Ad ancensers, ad ories candelabres
clers reuestuz an albes et an capes
metent le cors enz en sarqueu de marbre.
alquant i cantent, li pluisur ietent lermes,
ia le lur uoil de lui ne deseurassent.

118. Dor e de gemmes fut li sarqueus parez
pur cel saint cors quil i deiuent poser;
en terre el metent par uiue poestet;
pluret li poples de Rome la citet,
suz ciel nat home kis puisset atarger.

119. Or nestot dire del pedra e de la medra
e de la spuse, cum il sen doloserent;
quer tuit en unt lor uoiz si atempredes,
que tuit le plainstrent e tuit le doloserent.
cel iurn i out cent mil lairmes pluredes.

120. Desur terre nel pourent mais tenir,
uoilent o non, sil laissent enfodir;
prenent conget al cors saint Alexis,
e si li preient que dels ait mercit,
al son seignor il lur seit boens plaidiz.

121. Vait sen li pople. le pere e la medra
e la pulcela unches ne deseurerent;
ansemble furent, iusqua deu sen ralerent.
lur cumpainie fut bone et honorethe,
par cel saint cors sunt lur anames saluedes.

122. Sainz Alexis est el ciel senz dutance
ensemblot deu e la compaignie as angeles,
od la pulcela dunt il se fist si estranges;
or lat od sei, ansemble sunt lur anames,
ne uus sai dirre, cum lur ledece est grande.

123. Cum bone peine deus e si boen seruise
fist cel saint homo en cesta mortel uide!
quer or est saname de glorie replenithe;
co ad ques uolt, nient nest a dire,
ensor tut, e si ueit deu medisme.

124. Las malfeuz, cum esmes auoglez!
quer co ueduns, que tuit fumes desuez,
de noz pechez fumes si ancumbrez,
la dreite uide nus funt tresoblier;
par cest saint home doussum ralumer.

125. Aiuns, seignors, cel saint home en memorie,
si li preiuns que de toz mals nos tolget,
en icest siecle nus acat pais e glorie
et en cel altra la plus durable glorie.
en ipse ůbe sin dimes. pat.˒ ñr. ām.

Anmerkungen.

1, 1. al tens ancienur. Der nach lateinischer Art gebildete Comparativ ancianor, besonders in der Verbindung mit tens, ist nicht selten. Zu den bei Diez Gram. II., 59 aufgeführten Comparativen dieser Art stelle man noch das seltner sich findende primur; ne fu unches oi des le siecle primur TCbr. 160.

2, 2. et al Dauid und zur Zeit Davids. Wo die heutige Sprache vor dem attributiven Genitiv das Demonstrativpronomen nicht entbehren kann, genügte der alten Sprache noch vielfach der bloße Artikel, dem das Hauptwort wie es scheint immer ohne de folgte; li Fromont (d. i. ceux de Fromont), des Jordain JBl. 840 und 1207.

2, 4. remanoir hier, wie häufig, in der Bedeutung aufhören.

4, 1. si out annum li pedre und unten 7, 1 si out num Alexis; avoir nom scheint das üblichere gewesen zu sein, noch Racine sagt j'ai nom Eliacin, Athal. 2, 7.

4, 2. cons fut de Rome. Die Form cons begegnet 103, 4 noch einmal und verdient Beachtung, da sich sonst afr. für den Nominativ schwerlich eine andere Form findet als das abgeschliffene quens.

des melz von den Besten. Dieser auffallende Gebrauch, demzufolge geschlechtslose Formen wie plus, mieux durch Annahme des

Artikels im Plural eine Personalbeziehung ausdrücken können, ist nicht selten und hat sich ziemlich lange erhalten; noch Comines sagt: aucuns en eschapèrent et les plus se perdirent. Das Prov., Spanische und Italienische kennt diesen Gebrauch nicht minder als das Afr.

ki dunc i eret. Es ist offenbar erent zu lesen.

5, 3. e deu faßt Müller als Worte der Eltern, so daß apelent andui parfitement eingeschobener Satz wäre und die directe Rede mit den Worten e reis fortgesetzt würde. Ich lasse die Worte der Eltern erst mit e reis beginnen. Einmal unterscheidet das Gedicht durchaus regelmäßig den Acc. deu von dem Nom. und Voc. deus; dann aber hat meines Wissens apeler nie die Bedeutung ausrufen in ähnlichen eingeschobenen Sätzen. Neben der Bedeutung rufen kommt ihm allerdings sehr häufig die von anreden, anrufen zu, doch kaum anders als mit einem Acc. des angeredeten Gegenstandes, so daß die Worte nachfolgen und häufig noch durch ein eingeschobenes fait-il, dist-il erklärt werden, wie in folgenden Beispielen:

desor la chartre s'est venus apoier,
si en apelle Eremborc et Renier:
'sire Renier, nobiles chevaliers.' JBl. 542.

und

il l'en appelle tost et isnellement.
'Dex', fait-il, 'peres, rois gloriouz puissans.' JBl. 2448.

6, 3. Der Gebrauch von si zur Verknüpfung beigeordneter Subjecte im Afr. ist hinlänglich bekannt. Nach Diez Gram. III, 370 soll sich die Verknüpfung mit dieser Partikel nur auf Sätze mit gleichem Subject beziehen; indeß gestatten sie, wie hier, auch Sätze mit verschiedenem Subject. Meistens ist die Verbindung eine leichte copulative, gleich lat. et, wie: si l'enuined iloc li prestres Sadoc à rei sur Israel, si sunerez une busine (et canetis buccina) Rs. 224; mais li règnes est de mei translatedz, si l'ad mis frères (sed translatum est regnum et factum est fratris mei) ib. 228. Seltner ist der Fall, wo schärfer getrennte Sätze die Verbindung mit si zulassen: de un poi de afaire te vienc requerre e préer, si l'me otrei (petitionem te deprecor: ne confundas faciem meam) Rs. 229.

6, 5. sur la cristientet, bei den Taufn. Das Zeitwort chrestiener, prov. chrestianar, taufen (daher engl. to christen) ist

häufig. Auch das Substantiv chrestienté findet sich neben der gewöhnlichen Bedeutung Christenheit zuweilen in derjenigen, die es in unserer Stelle hat.

> l'autrier le fis baptizier et lever
> et maitre el chief sainte chrestienté. JBl. 180.

Auch mlat. zuweilen: Rollo dux cum toto exercitu suo devote christianitatem suscepit DC. christianitas.

8, 5. acatet. Das Wort kommt 125, 3 noch einmal vor, an beiden Stellen in der Bedeutung verschaffen; es ist das heutige acheter.

9, 1. de halt parentet. Daß parenté heute weiblich ist, ist eine Unregelmäßigkeit. Die zu Grunde liegende Form ist das mlat. parentatus, woraus sich nach allgemeinen Gesetzen nur die männliche Form parenté entwickeln konnte, die afr. auch die durchaus herrschende ist, während auffallender Weise schon prov. parentat zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht schwankt. Vielleicht hat die sich vielfach darbietende Analogie der Hauptwörter mit derselben Endung aus lat. as, atis zu Geschlechtsänderung verführt. Zu bemerken ist jedoch, daß sich auch afr. bei Substantiven, die auf lat. atus hinweisen, das weibliche Geschlecht vorfindet; so nennt Diez zu Leod. 21, 2 evesché, duché, comté auch als weiblich; letzteres hat dieses Geschlecht in la Franche-Comté bekanntlich bis heute bewahrt.

13, 4. mostret ueritet und 15, 1 quant sa raisun li ad tute mustrethe. In der Bedeutung sagen, mittheilen ist afr. monstrer sehr üblich, daher auch geradezu mit dire zusammengestellt: fière reison lor a dite et mostrée. GOR. 348.

14, 1. oz mei, höre mich. Eine seltene Form des Imperativs neben der gewöhnlichen oi, da oz, os sonst nur der zweiten Person Präs. zukommt. Ein anderes Beispiel ist GOR. 350:

> li uns à l'autre l'a pris à regreter:
> 'oz del deable, com il set sermoner.'

14, 3. nen a parfit amor, in dieser Welt giebt es keine vollkommene Liebe. nen steht hier nicht für ne en, da en jedes denkbaren Bezuges entbehren würde, sondern vertritt nach einem eigenthümlichen Gebrauch die einfache Negation; weitere Beispiele bei Diez Gram. III, 405 Anm.

ices. Es ist icest zu lesen.

parfit amor. Die alte Sprache erkannte dem tonlosen e vor

folgendem Vocal häufig volle Geltung zu, wie unten 37, 5 de els; öfter fand jedoch wie heute Elision statt, die sich nicht selten auch auf die Schreibung erstreckte; parfit ist demnach weibliche Form, nicht etwa amor als männlich zu fassen. Beispiele wie nul alme (nulle âme), tut iniquité, à cel ure sind überaus häufig; derselben Verkürzung unterliegt der unbestimmte Artikel wie in un eioe; noch bei Marot: un autre amour fut de moy aperceue, un ombre und sonst. Ebenso span. un arma statt una arma.

15, 2. Daß Alexius seiner Braut den Degengürtel zugleich mit dem Ringe überreicht, ist ein Zug, den unser Gedicht mit mehreren lateinischen Bearbeitungen der Sage gemein hat; bei den Bollandisten, (Maßmann, Alexius) lautet die betreffende Stelle: deinde tradidit ei annulum suum aureum et rendam i. e. caput baltei quo cingebatur. Statt des auffallenden renda, das vielleicht eine Nachbildung des franz. Wortes ist, ist der gewöhnliche mlat. Ausdruck ringa, deutschen Ursprungs.

15, 5. ensur nuit. Die Fähigkeit, mit en Präpositionalzusammensetzungen zu bilden, besaß die alte Sprache in höherem Grade als die heutige, welche die damit gebildeten Präpositionen bis auf wenige aufgegeben hat. Die Zusammensetzungen von in mit pro und mit super, supra, besonders die mit pro, gehören nur der ältesten Sprachperiode an und scheinen im Franz. überhaupt nie recht Wurzel gefaßt zu haben. Unser Gedicht bietet ensur sonst noch, in den Pass. findet sich öfter ensobre, in Rd. ensurquetut. Auch empur begegnet öfter, so 44, 4; 81, 5. Ein späteres Beispiel: li miens cors est tenus en por oil Am. 1125; für das Prov. contetz cascus vostr' aventura emper se Jfr. 78, b.

17, 1. Der Sinn kann nur sein: gerade am Gestade war eine schöne Stadt, dort landet wohlbehalten das Fahrzeug. Aber wie erklärt sich dabei co? Selbst wenn man hinter lice ein Komma setzt und co fut citet mult bele als eingeschobenen Satz betrachtet, ist dieses Wörtchen einer passenden Uebersetzung hinderlich.

18, 1. Alsis, was für eine Stadt? Obwohl die Einzelheiten nicht in allen Punkten übereinstimmen, so wird doch sonst in allen Bearbeitungen der Alexiussage Edessa als die Stadt angegeben, in welcher sich der Vorfall mit dem Bilde ereignete.

19, 5. pur nul auer. Einfacher und treffender würde der Sinn des Verses durch par nul auer bezeichnet, durch keinen Besitz

will er belästigt sein. Es wäre dies ein Beispiel von der bekanntlich schon in lat. Urkunden früher Jahrhunderte häufigen Verwechselung von per und pro, die auch in das Romanische übergegangen ist und sich im Franz. in einzelnen Zusammensetzungen noch bis heute erhalten hat. Hier noch einige Beispiele: purvers (statt pervers) Rs. 208, apurtenance ib. 150, Merob pur num statt des häufigen par nom ib. 71, que je ne l'aille por le paîs cerchier JBl. 2396.

no uolt estra ancumbret, ein Beleg für das Alter des Gedichtes, da sich die zum Zeitwort gehörende Negation schon frühzeitig in ne abschliff und in der volleren Form non sonst nur in den Straßburger Eiden und in dem Liede auf die heilige Eulalia vorkommt.

22, 5. graime. Das heute aus der Sprache verschwundene, von dem ahd. gram stammende Adjectiv graim mit seinen Ableitungen gramir, engramir, gramoyer und anderen ist afr. ziemlich häufig; neben der Bedeutung betrübt, welche unserer Stelle zukommt, hat es noch die von unwillig, erzürnt, in Verbindungen wie grams et iriez, irié et engrami.

23, 1. se offenbar in ses zu bessern.

23, 5. naconurent. Der Schreiber hatte nanconurent geschrieben, aber das n hinter a ausgelöscht, so daß die Handschrift na conurent bietet. Müller hat das noch deutlich erkennbare n wieder aufgenommen und lies't nan conurent; indeß bleibt in diesem Falle die Schwierigkeit der Partikel en ihren Bezug anzuweisen; denn wenn diese auch oft anticipirend auf einen folgenden Genitiv geht oder auf einen vorhergehenden zurückweist (wie unten 51, 2 dunt sun cors an sustint), so ließe sich doch schwerlich ihre Beziehung auf den Acc. sum uis ne sum semblant rechtfertigen. Das Zeitwort aconoistre kann ich zwar nicht durch Beispiele belegen, doch kann die Möglichkeit seiner Existenz keinem Zweifel unterliegen; verbürgt wird es übrigens durch prov. aconoysser.

24, 1. Ich fasse des als Conjunction statt des que: seitdem Alexius (durch Entbehrungen) seinen Körper geändert hatte, erkannten ihn die Diener nicht. Die ausschließlich präpositionelle Natur von des gestattet kaum eine andere Auffassung; auch darf das fehlende que bei der Freiheit, bei gewissen Conjunctionen dieses Wort auszulassen, kaum befremden; statt des begreiflich nahe verwandten temporalen puis que findet sich nicht selten puis: car ferit ni residat m'as, pos m'avias asegurat (daß du mich geschlagen und aufge-

weckt hast, nachdem du mich sicher gemacht hattest) Jfr. 83b und sonst.

25, 1. ne nel unt anterciet, sie haben ihn nicht erkannt. In dieser Bedeutung findet sich entercier und sein Compositum rentercier nicht selten. Ursprünglich bezeichnet entercier eine gestohlene Sache mit Beschlag belegen und in die Hände eines dritten überantworten, um sie dadurch zu reclamiren, von mlat. intertiare, nicht wie ein franz. Sprachforscher will, von intercedere, gleichsam gegen den Besitz der gestohlenen Sache einschreiten. In dieser juristischen Bedeutung hat das Wort vorhandene Bildungen wie entercement, enterceur veranlaßt. Vergl. noch Diez Wörterbuch p. 616.

25, 5. firet, das lat. fecerat, eine nur den ältesten Sprachdenkmälern eigene Form für das Präteritum, da das lat. Plusquamperfectum des Indicativs, schon früh durch die mit dem Hilfszeitwort gebildete Form ersetzt, nur kurze Zeit den Dienst des Perfects mit versah. Das Nähere bei Diez: Zwei altromanische Gedichte p. 3.

27, 5. ia mais nierc lede. Die auf lat. ero hinweisende Futurform ere für die erste und ert, ere für die dritte Person Sing. neben der üblichern zusammengesetzten Form serai ist bekannt genug; zu merken ist nur die Endung c, die sich auch anderweitig nicht selten findet und besonders dem picardischen Dialect eigenthümlich scheint. So finden sich peuc (je peux), seuc (je sus), euc (j'eus), faic (je fais), moerc (je meurs) und besonders oft bei vorhergehender Nasalität wie renc, preng, plaing, crieng, vienc.

nul ert. Es ist wohl unbedenklich nil ert, ni lert zu schreiben.

28, 3. nelil wohl verschrieben statt neul.

29, 4. sas, heute sacs. Nach einer allgemeinen Regel fallen afr. vor flexivischem s die mutae gewöhnlich aus. In Bezug hierauf eine bindende Regel aufzustellen, ist bei dem Schwanken der Schreibung in den alten Texten bedenklich. Burguy, gramm. de la langue d'oïl I, 85 bemerkt, in der ältesten Sprachperiode haben die Substantiva auf c, d, f, p den Nom. Sing. und Acc. Plur. regelmäßig durch Anhängung von s gebildet, und erst mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts sei der Ausfall dieser Consonanten vor flexivischem s eingetreten. Die allgemeine Richtigkeit dieser Meinung wird nicht in Abrede gestellt werden können, allein nicht ohne den Vorbehalt zahlreicher Ausnahmen. Unser Gedicht bietet außer sas noch sers (25, 3), dras (70, 1), bries (110, 3); aber auch in

anderen Denkmälern ist diese Regel keineswegs genau befolgt; die Rs. bieten dras und bués als stehende Form, cers, von cerf, p. 240, das Rolandslied cols p. 52 neben dem freilich häufigeren colps.

curtines deramedes, nicht der amedes wie bei Müller. Von lat. ramus stammend (prov. ramar, sich belauben) hat desramer, prov. desramar, zunächst die Bedeutung des Laubes berauben, woraus sich die von zerstören, vernichten, zerreißen entwickelte. Vgl. il no l'auseron deramar, mais aura sort an agitad Pass. 68.

29, 5. aturnede. Des Verses wegen ist turnede zu schreiben. Wahrscheinlich wurde der Schreiber durch das ihm im Gedächtniß gebliebene aturnat von 28, 4 zu der Verwechselung verführt, die um so leichter war, als aturner in der dieser Stelle zukommenden Bedeutung außerordentlich gewöhnlich ist.

30, 1. del duel sasist la medre iusque a terre, vergl. das sonst wörtlich entsprechende vor unmaht sî nider saz bei Maßmann p. 50.

37, 2. Es verbreitet sich die Rede durch das ganze Land. exemple bedeutete früher nicht blos Beispiel, sondern auch häufig eine Erzählung mit moralischer Nutzanwendung, Lehre. Auch das Prov. kannte diesen Gebrauch:

vers es l'eixamples de Rainart:
tals se cuida chalfar qui s'art.

Für das Franz. diene als Beispiel eine Stelle aus dem Romans des sept sages ed. Keller p. 65:

quant li rois cest example oi,
sachois que pas ne sesioi,

wo von einer jener Erzählungen die Rede ist, durch die der König bald bestimmt wird, den Befehl zur Tödtung seines Sohnes zu geben, bald ihn zurückzunehmen. So kommt auch noch heute im Spanischen dem Adjectiv ejemplar die Bedeutung lehrreich, moralisch zu.

38, 3. nen reuoil ancumbrer. nen statt nem, ne me. Es ist eine Eigenthümlichkeit in der Sprache des Gedichtes, daß der Buchstabe m, besonders das aus me entstandene Pronominalaffix sich oft in n abschleift, eine Erscheinung, deren Erklärung schwierig sein dürfte; vergl. unten 42, 4 und 5; 78, 5; 94, 5; 108, 2 (cum statt comme). Umgekehrt tritt aber auch der Fall ein, daß sich statt des zu erwartenden n ein m zeigt, wie lem 47, 5, sum 70, 3 und 85, 5 und sonst.

38, 5. edrers. Gerade zum Ufer führte ihn sein Gang zurück. So verstehe ich wenigstens edrers. Das afr. errer entstand nach Diez Wörterb. p. 619 aus lat. iterare, das schon bei Venant. Fortun. in der Bedeutung reisen vorkommt, daher die von Diez als älteste bezeichnete Form edrar mit noch festgehaltenem Zungenlaut; ihr entspricht genau edrer mit franz. Infinitivendung.

40, 5. del honur. Dies ist die Schreibung der Handschrift und ich habe sie beobachtet, obgleich das weibliche honur eigentlich de l'honur zu schreiben auffordert, wie es Bekker in TCbr. 89 thut. Indeß findet sich del statt de l' vor weiblichen Substantiven mit Vocal so häufig, daß ich kein Bedenken trug, der Handschrift zu folgen. Der Genitiv del aliance, del espalde, del arche, del esliture und Dative wie al ure sind unter Anderen in den Rs. etwas so Gewöhnliches, daß es keines Citates bedarf.

41, 1. Die Handschrift hat bels sire und über sire reis; ich habe das letztere aufgenommen, das ohnehin dem Neutrum besser entspricht.

41, 4. poeste mit dem Ton auf der vorletzten Silbe. Von dieser Freiheit, bei gewissen Wörtern aus metrischen Gründen den Accent zurückzuziehen, macht das Gedicht noch mehrere Male Gebrauch, so pouérte 50, 3; 53, 2; 84, 1 und podéste noch 113, 4 neben podestét und poestét 115, 2 und 118, 3. Die Zahl dieser Wörter scheint nur eine beschränkte zu sein, da man außer den auch sonst häufig vorkommenden povreté und poesté nur wenig Beispiele finden wird. Denn das oft vorfindliche ábes im Nom. neben dem Acc. abé wird, als aus lat. abbas stammend, als Substantiv mit fortrückendem Accent zu betrachten sein, und das ebenfalls nicht seltene Adjectiv óse (culvert paien, cum tus unkes si os Rd. 89) neben osé weist entschieden auf lat. ausus zurück, während osé das aus dem romanischen Zeitwort geflossene Particip ist.

42, 1. nepurhuec und nonpurhuec, nichtsdestoweniger, aus purhuec mit der Negation gebildet, wie das häufigere gleichbedeutende neporquant mit seinen Nebenformen.

43, 2. cointe in seiner dem lat. Etymon cognitus näher liegenden Bedeutung: bekannt mit, aus welcher sich später die Bedeutung anmuthig entwickelte. Die Construction mit de findet sich auch sonst noch, cuinte de parole (prudens in verbis) Rs. 60. Dieselbe Bedeutung hat auch das afr. häufige Zeitwort acuinter, mittheilen;

nuls n'est ki rien me vuille acuinter Rs. 86; et une chose bien vos doi acointier GOR. 83.

43, 3. naltra pur altre, eine Straße um die andere; in diesem Sinne findet sich pour auch sonst: vers les anfans pas por pas en ala Am. 2983. Was aber ist aus der Schreibung naltra zu machen?

45, 1. le clamor. Der Artikel le statt la, der besonders den nordfranz. Mundarten eigen scheint, kommt noch einigemal vor, so 48, 1; 70, 3 u. s. w. Die Verdunkelung des a in e beschränkt sich übrigens nicht auf den Artikel, sondern erstreckt sich auch auf das Fürwort und erzeugt neben la, ma, ta, sa die Formen le, me, te, se; so se iniquité Rs. 12; me afflictiun Rs. 207; tute se ost Rs. 127; rois fait le (ta fille) ardoir, la poudre en soit ventée Am. 732, wo der Herausgeber sich die unnöthige Mühe macht le in la zu corrigiren.

46, 2. Auch in anderen Bearbeitungen der Sage verspricht der Kaiser die Freiheit, während sonst nur der Goldspende gedacht wird. So bei Maßmann:

testor et non pejero cesaris salutem
quod de servo liberum tali pacto mutem.

46, 4. as me, me voilà. Das aus lat. ecce entstandene romanische Wort stellt sich unter sehr verschiedenen Formen dar, die sich durch die Gemination mit lat. vide noch mehren; neben den gewöhnlichen ez, es, este, est (oben 37, 2) findet sich auch seltener as: Franceis se taisent, as-les-vus aquisez Rd. 11; ebendaselbst 17 und öfter.

46, 5. Die Handschrift hat an ferai mit dazwischen übergeschriebenem so (an [so] ferai), wonach Müller an so ferai edirt; ohne Zweifel ist an soferai lahan zu lesen. Selbst wenn man sich so statt co gefallen lassen wollte, würde der Sinn kein befriedigender sein, da faire l'ahan schwerlich gesagt wurde. Ich übersetze: um der Liebe zu dir willen, werde ich die Mühwaltung erdulden d. i. übernehmen. sufrir l'ahan ist genau das heutige souffrir la peine, so li cuens Guillaumes i soffri granz ahans GOR. 215. Ueber die neben der gewöhnlichen Bedeutung Kummer, Mühe sich vorfindende des Plural ahans als bebaute Felder vergl. Diez Wörterb. p. 5, wozu sich das Zeitwort ahaner, anbauen, pflanzen stellt: mar

entrastes es fèves, li poures hom les avoit ahanées GOR. 403; si les ont entassé com garbe à ahanier Alix. 469.

48, 3. aviser hat afr. die Bedeutung bemerken und erkennen; als bemerken hat es sich noch bis heute erhalten in dem familiären je l'avisai dans la foule, Academ.

48, 4. Statt nelf ist augenscheinlich nels zu lesen; die Verwechselung von f und s findet sich noch 70, 1, wo suz statt fuz zu lesen ist. Auffallend ist nur els als Nominativ für das stehende il, gerade wie 100, 5 cels als Nominativ statt cil eintritt. Darf man els und cels ohne Weiteres als seltene Nominativformen neben il und cil betrachten, oder sind sie als bloße Verwechselung der Casus anzusehen wie beim Substantiv? Fast scheint das Letztere, wenn man bedenkt, wie der falsche Casusgebrauch des Substantivs auch für den dem Pronomen verwandten Artikel die Verwechselung von Nominativ und Accusativ herbeiführt. Sätze wie véud avum li (statt le) orguillus reis Carles Rd. 121, ki puis véist li (statt les) chevaler d'Arabe Rd. 134 sind nichts weniger als selten und zeigen für den Artikel dieselbe Erscheinung, die hier bei dem Pronomen auftritt.

49, 3. eil statt des gewöhnlichen el, lat. aliud, mit diphthongirtem e wie adeis statt ades, anceisur, fideilz (59, 4).

50, 1. nate, aus lat. matta, dessen m schon sehr früh zu n wurde, wie die Stelle in Gregor v. Tours zeigt: illud quod intextis junci virgulis fieri solet, quas vulgo nattas vocant, citirt in Diez Wörterb. p. 695.

50, 2. relef, mlat. relevium, zunächst die Abgabe, die dem Lehnsherrn von demjenigen zukam, der das durch Todesfall erledigte Lehen erhielt, und übertragen die Belehnung mit einem erledigten Lehen; so in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers: de relief al cunte que al rei afiert. Die andere unserer Stelle zukommende Bedeutung Ueberbleibsel, Abhub des Mahles, existirt noch heute in relief; ein weiteres afr. Beispiel in Am. 2182:

> de son avoir un hospital me face,
> et si m'otroit le relief de sa table.

Prov. releu in gleicher Bedeutung, vergl. LR. releu.

51, 3. lui en einsilbig zu lesen wie oben 20, 5.

51, 4. musgode, Schwelgerei. Das Wort kenne ich aus anderen Beispielen nicht. Ueber afr. goder, zechen und andere da-

mit zusammenhängende Bildungen vergl. Diez Wörterb. p. 645 unter goda. Ist in Bezug auf die erste Silbe an angels. muth, engl. mouth zu denken?

52, 2. acomunier, nicht wie bei Müller a comunier. acomunier neben comunier auch sonst: oent lur messes e sunt acuminiez Rd. 149; del pain que j'ai fust acomenianz GOR. 236.

52, 4. efforcer hat einen großen Theil seiner ihm früher zukommenden Bedeutungen aufgegeben. Intransitiv bezeichnete es zunehmen, stark werden: li emfès de membres esforça Hav. 150; in transitivem Sinne zunächst stark machen, befestigen: li reis prist la cited e mult la esforçad e Jérusalem l'apelad Rs. 137; ferner zwingen, nöthigen (sehr gewöhnlich); endlich bezwingen: croix ne puet estre efforciée Roqf. efforcié. An den transitiven Gebrauch knüpft sich der reflexive, wie in unserer Stelle.

53, 2. Die gewöhnliche Bedeutung von deduire prov. und afr. ist ergötzen; in unserem Gedicht hat das Wort, das noch 50, 3; 84, 2; 91, 2 vorkommt, die ursprünglichere, dem lat. ducere (aetatem in litteris ducere) entsprechende Bedeutung zubringen, aus der sich dann der Begriff, seine Zeit angenehm zubringen, sich ergötzen, leicht entwickelte; se deduire unten 84, 2 in der Bedeutung sich hinschleppen, sonst heißt es sich betragen: io susciterai à mun oës pruveire fedeil ki sulunc mun quer se déduirra Rs. 10.

56, 3. angreger, das heutige rengréger von lat. gravis, gleichsam ingraviare mit dem bekannten Eintreten von j statt lat. v wie in alléger, abréger. Daneben die dem lat. Etymon näher stehende, aus grief gebildete Form agrever: dunc agreva Deus sa main Rs. 18. In Rd. 85 findet sich agreger, agraver unten 58, 4.

57, 1. ence, die älteste Form für das heutige encre, noch ohne das unorganische r, da das Wort von ἔγκαυστον kommt, Diez Wörterb. p. 193.

58, 2. usque. Der afr. Gebrauch von jusque für jusqu'à ce que ist bekannt; wichtig ist hier nur die Form usque neben dem aus lat. deusque geflossenen dusque, jusque; sie ist nur den ältesten Sprachdenkmälern eigen und findet sich noch in Pass. 96.

58, 4. Das lat. appropinquare findet sich prov. und afr. durch zwei aus lat. prope stammende Wörter ersetzt, das aus propius (propiare, sich nähern, schon im 5. Jahrh. Diez Wörterb. p. 710) geflossene prov. apropchar, afr. aprocer, und das aus proxi-

mus (approximare, nahe kommen, bei Tertullian) entstandene prov. aprosmar, afr. aproismer.

59, 4. amuiet. Ein schweres Wort, das etymologisch zunächst auf lat. mutare hinweist, wie commuer, remuer (remuier Rs. 364). Doch welche Bedeutung hätte ein solches amuier? Mit demselben Rechte wie an mutare darf an lat. mutus gedacht werden, das in der That prov. ein Zeitwort mutir und afr. amuir abgesetzt hat (Hylaire de licestre ueimes amuir TCbr. 93), und ein Verb amuier nach der ersten Conjugation von diesem Etymon wäre wenigstens sehr leicht denkbar, obgleich ich es nicht belegen kann. Indeß auch gegen diese Ableitung spricht der Sinn der Stelle, welche augenscheinlich eine andere Bedeutung verlangt. Es darf vielleicht an Folgendes gedacht werden. Das Zeitwort muer mit seinen Zusammensetzungen ist allerdings aus lat. mutare geflossen; jedoch scheint sich in einzelnen Compositionen schon früh der lautlich nahe liegende Begriff movere eingeschlichen zu haben, und bei remuer wenigstens kann trotz der Behauptung von Diez Wörterb. p. 693 unter muer die dem lat. removere, auferre genau entsprechende Bedeutung nicht geleugnet werden; hier nur einige Belege: pur ço remuad le cors dès le chemin (et amovit Amasam de via) Rs. 199; ne volt fouir diluec ne remuer GOR. 191; que le règne seit del tut remued de Saül (ut transferatur regnum de domo Saül) Rs. 129. Hiernach würde sich amuer in der Bedeutung von lat. admovere fassen lassen, und der Sinn wäre: auf den Befehl Gottes, der (ihm) seine Gläubigen alle versammelt hat. In der That ist der Begriff einer zahlreichen Versammlung der Stelle vollkommen angemessen und wird durch die folgenden Verse gestützt. Angeführt mag noch werden, daß in anderen Bearbeitungen der Sage an der betreffenden Stelle einer großen Menschenmenge oft Erwähnung geschieht; vergl. bei Maßmann:

> an eime sunnentage daz
> geschach, dô in der kirchen was
> allez volc gemeine.

ferner:

> daz volc was gesamt
> ze hoerene der messe amt.

und:

> daz münster daz was liute vol.

60, 2. an Rome. Der Unterschied, den die heutige Sprache

zwischen en und à bei den Namen der Länder und Städte macht, ist der alten Sprache ziemlich fremd; bei Städtenamen treten afr. beide Präpositionen ohne wesentlichen Unterschied auf, und en scheint sogar in der ältesten Zeit das Ueblichere gewesen zu sein; wenigstens ist es in den Rs. das entschieden Ueberwiegende und auch für unser Denkmal liefert eine genauere Beobachtung das gleiche Ergebniß.

60, 5. lun offenbar in lunt zu bessern, wie 61, 4.

61, 3. Ueber den Dat. der Person und Acc. der Sache bei Zeitwörtern des Bittens, Forderns und Fragens im Afr. (neufranz. erhalten bei demander) vergl. Diez Gramm. III, 119.

65, 1. Es ist ki statt kil zu lesen: er weist die Beschuldigung zurück wie Jemand, der von Nichts weiß. Der Gebrauch des Demonstrativs mit folgendem Relativpronomen statt eines unbestimmten Fürwortes, wie hier, ist prov. und afr. sehr gewöhnlich.

65, 4. menestrels, Diener, in seinem dem lat. Etymon zunächst entsprechendem Sinne, welcher schon früh vor der Bedeutung Spielmann, Lustigmacher zurücktrat.

66, 3. tuit cil altre seinors. Die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit des Ausdruckes führte im Afr. zu einem ungleich ausgedehnteren Gebrauch des Demonstrativs als es in der neuen Sprache der Fall ist; seine Stelle ist nicht bloß bei der Erwähnung schon früher genannter Gegenstände, es dient auch, besonders bei epischen Schilderungen, zur Bezeichnung oft wiederkehrender, mehr oder weniger allgemeiner, dem Leser als bekannt vorausgesetzter Begriffe; der verschwenderische Gebrauch drückt das Pronomen in solchen Fällen fast zur Geltung des bloßen Artikels herab. Zur Anschauung mögen folgende auf das Gerathewohl aus dem Rolandsliede genommenen Stellen dienen:

Franceis i ferent par vigur e par ire,
trenchent ces poinz, ces costez, ces eschines,
ces vestemenz entresque as chars vives . . .

und

Luisent cil elme as perres d'or gemmées
e ces escuz e cez bronies safrées
e ces espiez, ces enseignes fermées;
sunent cez greisles . . . .

67, 1 u. 100, 3. an tant dementres, inzwischen, mit abundirend eingeschobenem tant statt des gewöhnlichen endementre mit seinen vielfachen Nebenformen, worüber Diez Wörterb. p. 224 unter mentre.

68, 3. si li ad conseilet, und er hat ihm zugeflüstert. conseiller hat afr. neben der Bedeutung rathen nicht selten die von halblaut sprechen, flüstern. So enz en l'oreille li conseilla souef Am. 345, ein Vers, der sich in dieser stereotypen Form in afr. romans oft wiederholt. Zu merken ist, daß auch à conseil in dieser Bedeutung vorkommt: li emperères li ad dit à cunseill Rd. 134, entsprechend dem prov. dir a cosselh, insgeheim sagen, traire a cosselh, Jemand bei Seite nehmen.

68, 4 und oben 25, 3. prouenders, dasselbe was almosners 25, 4, d. h. derjenige, welcher provende, Nahrung, Unterhalt empfängt; daher aprovender, mit Nahrung versehen GOR. 75. Nach Diez Wörterb. p. 271 von lat. praebenda mit Einmischung von providenda.

69, 5. lu, eine nicht seltene Nebenform für den Acc. le, lo des Artikels, sie findet sich noch einmal 98, 1. Bemerkt mag hier werden, daß sich die Nominativform le für das regelmäßige il verhältnißmäßig häufig (etwa acht mal) in dem Gedichte findet, ein Beweis, daß diese Form nicht erst, wie Burguy gram. I. p. 47 und p. 57 will, mit dem 13. Jahrhunderte auftrat. Auch sonst findet es sich vereinzelt, so le temple Rd. 69 neben li temple.

70, 1. Statt fuz offenbar suz zu corrigiren, um so mehr als leuet des Metrums wegen nicht Particip sein kann. Vergl. die Anmkg zu 84, 4.

70, 4. Euphemian will wissen, was der Brief meldet. espeler, heute épeler, von ahd. spellôn, erzählen, das sich in dem Worte Beispiel erhalten hat, heißt afr. melden, bedeuten, Für das Letztere vergl. cest num espelt cité de soleil Rs. 22 Anmkg.; co espelt en franceis ocianz e vivifianz ib. 149 Anmkg.

73, 1 und 2. Vor dir stehen zwei Sünder, durch Gottes Gnade Kaiser genannt. So verstehe ich die Stelle, indem ich das Ganze als Worte der Kaiser fasse. Anders Müller, der nach pechethuor (die Handschrift hat das richtige th in dem Worte, nicht wie bei Müller pechetuor) einen Punkt macht und nun so interpungirt: 'par la deu grace' uocet amperedor, 'co est sa merci . .'. Abgesehen von dem allgemein Gezwungenen dieser Auffassung bietet so der erste Vers einen ganz ungenügenden Sinn, da man nach der in der vorhergehenden Strophe geschehenen Erwähnung der zwei Kaiser und des Papstes nicht einsieht, wie hier nur von zwei Personen die

Rede sein sollte. Entscheidender ist jedoch der grammatische Zwang, der durch diese Auffassung dem Worte amperedor angethan würde, indem dies Nominativ der Einzahl sein müßte. Nun ist in dem Gedichte zwar die Regel des flexivischen s keineswegs streng durchgeführt, allein dasselbe zeigt eine so genaue Unterscheidung des Nom. und Acc. bei Substantiven mit fortrückendem Accent (nur einmal kommt der Nom. ume statt um vor 69, 3), daß schon diese Rücksicht für die Fassung von amperedor als Plural entscheiden müßte, selbst wenn dies nur bei einer gezwungeneren Erklärung möglich wäre als die gegebene ist.

73, 5. busuinus. Bei Müller aus Versehen busuins; die Handschrift bietet mit einer Abkürzung busuin'.

74, 5. grarir wohl verschrieben statt der im Gedichte gewöhnlichen Form guarir. Erklären ließe sich übrigens grarir durch die Eigenthümlichkeit der romanischen Mundarten, den Buchstaben r zuweilen unorganisch aufzunehmen. Vergl. Diez Gramm. I. p. 269.

75, 5. Der Name des Schreibers ist in den lateinischen Erzählungen Aethius oder Ethius. Aehnlich ist oben 62, 2 Arcadius in Acharies entstellt.

78, 2. ad ambes mains. Das lat. cum, welches in das Prov. und Afr. nicht überging, wird in diesen Mundarten bekanntlich durch apud ersetzt, das sich prov. als ab, afr. als ab (in den Straßburger Eiden), ad und a darstellt, wozu noch das nur lautlich verschiedene od und o und das aus ab hoc gebildete avoec kommt. Mit Ausnahme des nur den ältesten Denkmälern zukommenden ab, finden sich alle genannten Hauptformen in dem Gedichte: ad noch 117, 1; od 122, 2, 3 und 4; auoc 42, 3; a 69, 1.

80, 1. Die Worte de ta dolenta medra fasse ich als Ausruf, wie unten 91, 1 und 96, 1. Dieser absolute Gebrauch der Präposition de ist dem Prov. und Afr. nicht ganz fremd; ich führe noch folgende prov. Beispiele an:

e dieus, dis el, d'aquesta jen!
baron e que avetz auzit? Jfr. 90, 2.

ai dieus! dis lo rei, santz Esperit!
de Jaufre, con a ben servit! Jfr. 123, 1.

Vergl. für neufranz.: fi du docteur maussade! Désaugiers.

80, 2 und 3. Vergl. die ähnliche Stelle:

où vos avez tante peine enduree,
tant fein, tant soif et tante consirée. GOR. 273.

Auffallend ist consireres, dessen Besserung in das naheliegende consiredes sehr natürlich wäre, wenn nicht die ganz entsprechende Form demurere sich unten 94, 3 fände. Aehnliche, noch dazu weibliche Bildungen aus dem Infinitiv sind mir noch nicht vorgekommen und scheinen um so verdächtiger, als der abstracte Verbalbegriff sich afr. vorzugsweise gern in weiblichen Hauptwörtern darstellt, die der Form nach aus partic. praeterit. der ersten Conjugation stammen.

80, 5. Dieser Schmerz wird sie im Herzen vernichtet haben, d. i. wird sie vollends tödten. paracurer wäre demnach ein weiteres Beispiel für das zu Verben tretende verstärkende par, wie in parcroistre und einigen wenigen andern. acorer von lat. cor (daher la corée, das Eingeweide) hat afr. die Bedeutung tödten, daher es auch mit mourir verbunden wird: male mort le puisse acorer Rom. du Renart III, 87; maint povre ont mort et acoré Fabl. et cont. I, 283.

81, 4. Nach meinem Tode würdest du damit geehrt worden sein. Ein seltenes Beispiel von dem Gebrauch des Conj. Imperf. statt des Conj. Plusquamperf., aus dem es entstand. Die auch anderweitig sich findende Anwendung des Imperf. statt des Plusquamperf. in Conditionalsätzen ist auch unserem Gedichte nicht fremd, so 87, 5 (uedisse); 90, 3 ff.; 98, 5 (leust). Vergl. darüber Diez Gramm. III, 302 Anmkg. und 326, 5.

83, 1. Bei dem unpersönlichen il convient steht prov. und afr. die Person gern im Acc. und der Infinitiv bald mit, bald ohne à, so daß im letzteren Falle, der der gewöhnlichere scheint, die Construction einen vollständigen accus. cum infinit. bildet. Als Beispiel: au dessevrer la convint larmoier JBl. 1780; prov. los covenc morir: brev. d'amor.

83, 2. tui, eine alterthümliche, unmittelbar aus dem Lat. geflossene Form, zu der sich nur in den ältesten Denkmälern einige Beispiele finden: toi inimic Pass. 15; li toi caitiu ib. 17; li soi fidel ib. 91 und einige andere Stellen.

84, 4. Statt nei ist mei zu lesen. In amper tritt die Form per ein, da das Gedicht sonst par bietet; die ältesten Denkmäler schwanken zwischen per und par.

87, 3. enhadithe, die älteste Form für das spätere haïr, wie der bewahrte Zungenbuchstabe des goth. Etymons hatan zeigt.

87, 5. Ich erkannte ihn nicht mehr, als wenn ich ihn niemals gesehen hätte. Ueber uedisse statt des Conj. Plusquamperf. vergl. zu 81, 4. Nach que fehlt das bedingende si, wie afr. häufig nach dem vergleichenden comme: e de dras bien la cuvrid, cume ço fust David, als wenn es David wäre, Rs. 75.

88, 2. regret fasse ich als erste Person, nicht wie Müller als die dritte; die alterthümliche Sprache des Gedichtes würde für die dritte Person regretet verlangen, da der Ausfall von e und t in dieser Person schon einer spätern Zeit angehört.

88, 3. quer aueies mercit ist wohl in que naueies mercit zu bessern, warum hattest du mit deiner Mutter nicht Mitleid!

89, 1. mezre, das lat. miser, zum Beweise, daß neben misellus auch das Simplex miser in das Romanische übergegangen ist.

fort auenture, böses Geschick. Afr. kommt dem Adjectiv fort außer der noch heute üblichen Bedeutung der Sinn unheilvoll, böse, verhängnißvoll zu:

> ahi parrains, come dure dessevrée
> et de male hore et de fort destinnée! JBl. 2537.
>
> lasse, dist elle, con sui maléourée!
> con de fort hore je fui de mere née! JBl. 3373.

89, 4. mal feude. Das Wort feude kenne ich sonst nicht; es stellt sich etymologisch zu goth. fodjan, angels. fêdan erzeugen, ernähren (mgl. to feed), so daß mal feude begrifflich dem häufigen mar née zu entsprechen scheint. Einen weiteren Beleg für den Uebergang des deutschen Wortes in das Romanische bietet das mlat. fidere in der Bedeutung esse, fieri bei DC.: placuit michi libenti animo et spontanea voluntate et propter amorem quod bene fideat tutela populata et totas gentes veniant ibi populare.

90, 3. Wenn du wenigstens einmal mit mir gesprochen hättest. set vels, bekannt aus prov. sivals mit derselben Bedeutung: wenigstens, ist entstanden aus lat. vel (Diez Wörterb. p. 742 unter veaus) und verbindet sich gern mit si, von dem es in unserer Stelle getrennt ist. Beispiele des Wortes ohne si bei Diez l. l. Vergl. noch Rs. 83: mais si tu as rien à main, dune le mei, si veals cins pains (si quid habes ad manum, vel quinque panes, da mihi).

93, 3. sazit, der Conj. Präs. von sazier, wie prit von

prier, mit dem bekannten Eintritt von t in der 3. Person der Einzahl. Das Simpler sazier findet sich neben asazier afr., wie prov. saziar neben asaziar. Beide Wörter zusammen Rs. 6: ki primes furent saziez, or se sunt pur pain luez; e li fameillus sunt asaziez.

94, 3. longa demurere ist Object zu atendude, nicht mit Müller als Ausruf zu fassen. Die Freiheit, den Verbalbegriff durch ein Substantiv desselben Stammes oder wenigstens desselben Begriffes zu verstärken (lat. risum ridere) ist afr. etwas sehr Gewöhnliches und häufiger als neufranz.; so findet sich plaindre le duel 93, 2 und oben 31, 4. Ueber demurere vergl. zu 80, 2 und 3.

96, 2. purir transitiv, wie in diesem Verse, ist mir sonst nicht bekannt; jedoch läßt die factitive Bedeutung vieler anderer ursprünglich intransitiver Zeitwörter, wie croistre, morir, tomber, nicht an der Möglichkeit eines transitiven purir zweifeln.

96, 4. te wohl verschrieben statt tei.

98, 4. Die Handschrift hat hinter nousse das Wort cousse unterstrichen; es ist ein augenscheinliches Versehen des Schreibers.

99, 3. hom statt mari, wie noch heute franz. in der Sprache des Volkes; vergl. ein mlat. Beispiel: quod vero scribitis ut excellentissimae filiae meae Gurdiae et sanctissimae filiae ejus domnae Theotistae et magnificis earum hominibus domno Marino et domno Christodoro scribere debeam: Gregor. M. VI, epist. 27.

101, 3. a nostros statt a nostre os, zu unserem Nutzen, für uns. Die gewöhnliche Form dieses aus lat. opus entstandenen Wortes ist oes, ues; doch findet sich die Form os auch sonst noch, so Rs. p. 113: bien le sai que tu es prudum e utle e profitables à mun os, si cum angeles deu, wo der lat. Text bonus es tu in oculis meis nicht verführen möge an Auge zu denken.

105, 4. main menude statt des gewöhnlicheren gent menue wie 107, 1; ein anderes Beispiel dieses dem lat. manus in der Bedeutung Schaar, Haufe entsprechenden Wortes kenne ich nicht.

105, 5. ermes, lat. erimus. Das afr. estre hat neben seinem romanisch gebildeten Futurum einige aus dem Lat. herübergenommene Futurformen. Als solche werden gewöhnlich nur die 1. und 3. Person der Einzahl und die 3. der Mehrzahl genannt (Diez Gram. II, 188). Daß auch die 1. der Mehrzahl hierher zu rech-

nen ist, beweist diese Stelle. Burguy Gram. I, 270 hält ermes für Nebenform von esmes mit Uebergang von s in r; allein wenn auch in der von ihm aus dem Rolandsliede citirten Stelle das Präsens verstanden werden kann, so lassen die Formen ere, ert, erent doch a priori keinen Zweifel über die Möglichkeit der Futurform ermes, die unserer Stelle entschieden zukommt; überdies ist im Romanischen auch der Uebertritt des s in r gar nicht allzu häufig. Ich führe noch aus TCbr. 24 ein Beispiel an, in dem das Futurum ebenfalls fast nothwendig erscheint:

s'un ocit l'arceuesque, uus en aurez le cri:
car tuz li pais seit que uus l'auez hai.
se uus nel deliurez, nus sumes mal bailli:
li reis e saint iglise e nus iermes huni.

109, 2. oi cest iurn, nicht wie bei Müller ci cest iurn. Die pleonastische Zusammenstellung von oi (hodie) mit jour ist afr. überaus häufig; das heutige aujourd'hui zeigt denselben Pleonasmus.

110, 5. regner hat afr. wie prov. regnar oft die Bedeutung dauern, leben. Vergl. unter anderen:

mais or proi Deu qui tout a à baillier
que ne me laist trop longuement regnier
en iceste maniere. Am. 2786.

So auch mlat. regnare: dixit quod non, quia non regnaverat seu conversatus fuerat in partibus illis DC. regnare.

111, 2. palazinus, mlat. polesenus, nach DC. von piu seni, is cujus membra minus firma sunt. Aehnlich in St. Nicholas ed. Delius, 1460 ff.:

uns hom estoit palacinos,
tant iert feibles, tant doloros,
qu'il ne poeit sor piez ester
ne ses meins a sun chief lever.

111, 4. Das ki nalget der Handschrift schreibe ich des leichteren Verständnisses wegen kin alget wie 111, 5 und oben 12, 2 und 3.

113, 4. alques, lat. aliquid, war zunächst Pronomen, um bald in die Bedeutung eines Adverbs überzugehen, ganz wie deutsch etwas; kar alques fud le dol amesurad e atempred de la mort Amon Rs. 167 und oft.

114, 5. Die Handschrift hat le le liu.

117, 1. ad ories candelabres, mit goldenen Leuchtern. Das Adjectiv orie, lat. aureus, scheint früh aus dem Afr. verschwunden zu sein. Es findet sich einigemal in Rd.: des oriez esperuns 48; en l'oriet punt 91; en son puign destre par l'orie punt la tint 19, wo der Herausgeber fälschlich orié schreibt; daneben das Particip oré 70 und oft. Zu bemerken ist, daß das Wort gemeinromanisch ist; prov. aure (luna aurea) in LR.; spanisch, portugiesisch und italienisch noch heute aureo.

118, 3. Die ganz unerhörte Accusativform el macht eine Besserung nöthig; man lese en terre le metent, wenn man nicht en terre El metent vorzieht.

123, 2. Die Handschrift hat homo statt home.

123, 4. mient nest a dire fasse ich als eingeschobene Bemerkung, so daß ensor tut zu co ad ques uolt gehört; ebenso verstehe ich oben 33, 1 nen fut nient a dire. Aehnliche Einschiebungen sind der alten Sprache im höchsten Grade geläufig; besonders häufig findet sich ja n'en estuet parler, nel estuet demander so gebraucht.

124, 2 und 3. Die Handschrift bietet vor desuez ein deutliches fumes, nicht sumes wie bei Müller; im folgenden Verse ist die Schreibung weniger deutlich und gestattet allenfalls sumes zu lesen. Ueber die Formen ist Nichts zu sagen, da sumes und fumes für Präsens und Perfect ganz gewöhnlich sind; das Präsens scheint allerdings dem Sinne angemessener, indeß schließt die Freiheit der alten Sprache im Gebrauch der Zeiten die Möglichkeit des Perfects an dieser Stelle nicht gerade aus.

124, 5. ralumer bezieht sich begrifflich auf auoglez. Das Zeitwort hat prov. und afr. zuweilen die Bedeutung: das Augenlicht wieder geben; in unserer Stelle ist es intransitiv, das Augenlicht wieder erhalten. Vergl.

segner, c'alumnar volguist
lo paure que non avia vist. LR. alumnar.

com grant joie créez que la mere Diu éut quant ele véoit par la vertu son fil . . les avales ralumer. Roqf. palasineus.

Breslau. Dr. **Geßner.**

Bestimmungen über die richtige Bildung des Futurums im Englischen

nebst

Regeln über die englische Uebersetzung des deutschen Zeitwortes „sollen".

Eine der größten Schwierigkeiten für den sich der englischen Sprache befleißigenden Deutschen ist, in der Anwendung der Hülfszeitwörter, mit welchen 1) das Futurum und das sogenannte Konditionale gebildet werden und 2) das deutsche Zeitwort „sollen" zu übersetzen ist, die richtige Wahl zu treffen. Die meines Wissens bis jetzt darüber aufgestellten Regeln reichen nicht aus; sie treffen, so zu sagen, nicht den Nagel auf den Kopf. Wenn z. B. die Regel aufgestellt wird: nach gewissen Bindewörtern (till, as soon as, no sooner than, if u. a. m.) werde das Futurum durchgängig mit shall gebildet, so lassen sich dagegen manche Stellen anführen, wo von englischen Schriftstellern nach diesen Bindewörtern mit Recht will angewandt ist. Man findet till it shall be too late und till it will be too late, obgleich zwischen beiden Ausdrücken ein feiner Unterschied Statt findet. Zu erklären, worin dergleichen feine Unterschiede liegen, so wie manche irrige Vorstellungen über die Anwendung der erwähnten Hülfszeitwörter zu berichtigen, habe ich in den folgenden Paragraphen mir zur Aufgabe gestellt. Um meine Abhandlungen in den angemessenen Gränzen zu erhalten, habe ich mich bescheiden müssen, manches sich Anschließende ungesagt zu lassen. Ich habe nicht durchaus alle vorkommende Bedeutungen der Zeitwörter shall und will erklärt, nicht auseinander gesetzt, in welchen Fällen der Engländer die Umschreibung mit should anwendet (z. B. I am surprized that he should not have informed you of his intention „mich wundert, daß er Dir seine Absicht nicht mitgetheilt hat"). Ich habe nicht gesagt, in welchen Fällen das deutsche Zeitwort „wollen" resp. durch das defek-

tive Zeitwort will (would), durch das vollständige und regelmäßige Zeitwort to will (willed), durch to want, to choose u. s. w. zu übersetzen sei. Dieses Alles gedenke ich in einer größeren Abhandlung zu thun, welche sich aber in die engen Gränzen, die dergleichen Abhandlungen in einem Archiv zugemessen sind, nicht fügen will.

Es giebt einzelne Stellen in englischen Schriftstellern, welche manchen von mir aufgestellten Regeln zu widersprechen scheinen. Diese Stellen hervorzuholen, die Bewandtniß derselben zu erklären, und zu zeigen, daß der Widerspruch nur scheinbar, ist auch eine Aufgabe, die ich mir in jener größeren Abhandlung vorbehalte, insofern ich sie nicht schon in den mit NB. überschriebenen Zusätzen gelöset habe. Auch lassen sich einzelne Stellen anführen, wo englische Schriftsteller sich eines nicht zu rechtfertigenden Ausdrucks bedienten.

Sollte mancher der geehrten Leser des Archivs mir den Vorwurf machen, ich sei zu sehr in's Einzelne gegangen, ich habe der Beispiele zu viele aufgeführt, ich habe ein und dasselbe Beispiel wiederholt aufgeführt — wenngleich von verschiedenen Seiten beleuchtet —, so bitte ich berücksichtigen zu wollen, daß die Deutlichkeit dieses erforderte, und daß ich mein Ziel dadurch zu erreichen hoffe, Klarheit über einen Gegenstand zu geben, über welchen bisher viel Unklarheit herrschte.

Vorbemerkung.

(Eine durch Beispiele erläuterte Regel aufstellend, welcher die in den folgenden Paragraphen aufgestellten Regeln weichen müssen).

Wenn in dem Neben-Gliede eines aus zwei Gliedern bestehenden Satzes die Reden oder Gedanken irgend einer Person indirekt angeführt werden, so wird das Zeitwort in demselben gewöhnlich mit demselben Hülfszeitworte konjugirt, welches diese Person, selbst redend, gebrauchte oder gebrauchen würde. z. B.

Obgleich

„er würde 1000 *L.* gewinnen"

(laut §. I, S. 233) durch

he would (nicht should) gain *L.* 1000

zu übersetzen ist, so ist doch

„Karl sagte, er (nämlich Karl) würde 1000 *L.* gewinnen"

durch

Charles said that he should gain *L.* 1000

zu übersetzen, weil er (laut §. I, 2) gesagt haben wird I shall (nicht will) gain *L.* 1000. Hingegen ist „Karl sagte, daß er (Wilhelm) 1000 *L.* gewinnen würde“ durch Charles said that he would gain *L.* 1000 zu übersetzen, weil Karl (laut §. I, S. 232 u. 233) gesagt haben wird William will gain *L.* 1000.

Obgleich

„ich würde 1000 *L.* gewinnen“

(laut §. I, 2 S. 234) heißen muß

I should (nicht would) gain *L.* 1000

so ist doch

„Tom sagte zu Wilhelm, daß ich (Karl) 1000 *L.* gewinnen würde“

durch

Tom said to William that I would gain *L.* 1000

zu übersetzen, weil Tom (laut §. I, S. 232 u. 233) gesagt haben wird Charles will (nicht shall) gain *L.* 1000.

Obgleich

„Würde er Berlin vor 5 Uhr erreichen?“

zu übersetzen ist durch

Would (nicht should) he reach Berlin before 5 o'clock?

so ist doch

„Karl fragte den Wilhelm, ob er (Wilhelm) B. vor 5 Uhr erreichen würde“

durch

Charles asked William whether he should reach B. before 5 o'clock.

zu übersetzen, weil Karl (laut §. I, 3 S. 234) gesagt haben wird shall (nicht will) you reach Berlin before 5 o'clock?

Obgleich die vom Schneider zurückkehrende Magd zu ihrem Herrn (laut §. II, 1 S. 240) sagt

You are to (nicht shall) have your frock next Tuesday. „Sie sollen Ihren Rock nächsten Dienstag haben“,

so sagt sie doch (wenn sie sich in einem aus zwei Gliedern bestehenden Satze ausdrückt)

The tailor promises that you shall (nicht are to) have your frock next Tuesday.

oder

The tailor said that you should (nicht were to) have your coat next Tuesday,

weil der Schneider (laut §. II, 1 S. 240) gesagt haben wird Your master **shall** (nicht is to) have his frock next Tuesday.

Obgleich

„Ich soll den Rock nächsten Dienstag haben“

(laut §. II, 1 NB.) durch

I **am to** (nicht shall) have my frock next Tuesday

zu übersetzen ist, so ist doch

„Der Kleidermacher hat versprochen, daß ich meinen Rock am nächsten Dienstage haben **solle**“

durch

The tailor has promised that I **shall** have my coat next Tuesday

zu übersetzen. Hingegen ist

„Meine Magd sagt [sagte], daß ich meinen Rock am nächsten Dienstage haben **solle** [sollte]“

zu übersetzen durch

My servant says [said] that I **am** [**was**] to have my frock next Tuesday.

Obgleich

„Du **wirst** vor 8 Uhr ankommen“

(laut §. I, S. 232 u. 233) zu übersetzen ist durch

You **will** (nicht shall) arrive before 8 o'clock,

so ist doch

„Meinst Du wohl, daß Du vor 8 Uhr ankommen **werdest**?“

durch

Do you think that you **shall** arrive before 8 o'clock?

zu übersetzen, weil des Angeredeten Gedanken, in Worte gefaßt, lauten würden: I **shall** (nicht will) arrive (oder resp. not arrive) before 8 o'clock. Hierdurch erklärt sich wahrscheinlich, warum die zweite Person des Futurums, welche sonst (§. I, S. 232 u. 233) mit will gebildet wird, in der **Frageform** (§. I, 3 S. 234) mit shall gebildet wird. „**Wirst** Du vor 8 Uhr ankommen?“ heißt **Shall** you arrive before 8 o'clock? weil dies vielleicht eine Ellipse ist für **Do you think that** you shall arrive before 8 o'clock?

Obgleich

„Du **sollst** diesen Brief zum Bahnhofe bringen“ („ich verlange es“)

(laut §. II, 1 S. 240 u. 241) durch

> You shall (nicht are to) take this letter to the railway station

zu übersetzen ist, so muß doch

> „Du weißt ja noch nicht, ob Du diesen Brief zum Bahnhofe oder zur Post bringen sollst“

durch

> Why, you don't know yet whether you are to (nicht shall) take this letter to the railway station, or to the post-office

übersetzt werden, weil ja das Wissen des Angeredeten, in Worte gefaßt, (laut §. II, 1 NB. S. 241) lauten würde I am to (nicht shall) take this letter to the post-office „ich soll diesen Brief zur Post bringen“.

§. I. Bildung des Futurums im Englischen.

Bei freiwilligen Handlungen geht der Wille der Handlung vorher. Der Wille ist also gleichsam der erste Anlaß, die Vorbereitung zu der Handlung. In gewisser Beziehung gilt das Gesagte auch von erzwungenen Handlungen. Denn, bevor dem Zwange die erzwungene That folgt, entschließt sich gemeiniglich der Wille, sich dem Zwange zu fügen. Da der Wille nun gemeiniglich, wenngleich nicht in allen Fällen, der frühere Anlaß, die Vorbereitung zur Handlung ist, so ist es dahin gekommen, daß man zuweilen auch, wenn das Subjekt des Satzes ein abstrakter Begriff oder ein lebloser, folglich willenloser Gegenstand ist, den ersten Anlaß zu einem Vorgange als etwas dem Willen Analoges betrachtet und sich demgemäß ausdrückt. So z. B. sagt man, anstatt „der Schnee läßt sich noch nicht zum Schmelzen an“, gewöhnlich „der Schnee will noch nicht schmelzen“; anstatt „es läßt sich noch nicht zum Schneien an“ „es will noch nicht schneien“; anstatt „wenn die Umstände sich dazu anließen, meine Rückkehr nach England zu gestatten“: „wenn die Umstände meine Rückkehr nach E. gestatten wollten“. Es liegt augenscheinlich ein feiner Unterschied zwischen diesem Satze und dem Satze „wenn die Umstände meine Rückkehr nach E. gestatteten“. Ersterer heißt auf englisch if circumstances would permit my return to England; letzterer heißt auf englisch if circumstances permitted (oder did permit) my return to E. Noch anders wird der Sinn, wenn man

sagt: „wenn die Umstände meine Rückkehr nach E. gestatten sollten" (if circumstances should permit my return to E.). In ersteren beiden Sätzen wird vorausgesetzt, was nicht der Fall ist, im letzten Satze wird vorausgesetzt, was vielleicht der Fall sein wird.

Die englische Sprache geht in der Anwendung des Zeitwortes „wollen" (will), um den ersten Anlaß zu einem Vorgange zu bezeichnen, bedeutend weiter als die deutsche. Sie setzt nicht allein bei künftigen freiwilligen Handlungen, sondern auch bei unfreiwilligen Handlungen und bei leidenden Zuständen der Zukunft, einen ersten Anlaß im Subjekt des Satzes voraus und bezeichnet diesen ersten Anlaß durch das defektive Hülfszeitwort will; z. B.

„er wird einen Verweis bekommen" he will come in for a reprimand;

„ich erwartete, daß er einen Verweis bekommen würde" I expected that he would come in for a reprimand;

„sein Vorschlag wird bewundert werden" his proposal will be admired.

Das Futurum wird also im Englischen durch will gebildet. Dasselbe Hülfszeitwort wird in veränderter Form angewandt, wenn man ausdrücken will, daß ein Vorgang Statt finden würde unter Voraussetzung gewisser Umstände, welche aber nicht obwalten. Z. B.

„er würde einen Verweis bekommen, wenn 2c." he would come in for a reprimand, if etc.

„sein Vorschlag würde bewundert werden, wenn 2c." his proposal would be admired, if etc.

Man pflegt diese Form in nicht ganz bezeichnender Weise Conditional Mood zu nennen.

Die Regel, daß das Hülfszeitwort will zur Bildung des Futurums und des sogenannten Conditional Mood angewandt werde, ist aber einigen Beschränkungen unterworfen. Nämlich:

1) Das im Deutschen mit „werden" gebildete Futurum wird nur dann durch will gebildet, wenn eine bloße Erwartung oder Vermuthung der redenden Person ausgesprochen wird. Wenn aber von mehr als einer Erwartung die Rede ist, z. B von einer Verabredung, Ansetzung oder Feststellung, so wendet man, statt will, lieber das Hülfszeitwort to be an. Der Unterschied wird sich durch folgende Beispiele herausstellen.

„Er wird (d. i. „ich habe die Ahnung") noch einmal gehängt werden" He will be hanged one day oder He will come to be hanged.

„Er würde gehängt werden, wenn 2c." He would be hanged, if etc.

Hingegen

„Er wird morgen gehängt werden" (der morgende Tag ist zu seiner Hinrichtung angesetzt) He is to be hanged to-morrow.

„Der morgende Tag würde zu seiner Hinrichtung angesetzt sein, wenn 2c." He were to be hanged to-morrow, if etc.

2) Wenn die erste Person Subjekt des Satzes ist, so wird das im Deutschen mit „werden" gebildete Futurum nicht mit will, sondern mit shall gebildet. Z. B.

„Ich werde einen Verweis bekommen" I shall come in for a reprimand.

„Ich würde einen Verweis bekommen, wenn 2c." I should come in for a reprimand, if etc.

NB. Kömmt dennoch will in der ersten Person vor, so ist es nicht durch das Futurum (also nicht durch „werden"), sondern durch „wollen" zu übersetzen (I will do so „ich will es thun"). Kömmt hingegen shall in der zweiten oder dritten Person vor, so ist es gemeiniglich auch nicht durch das Futurum, sondern durch „sollen" zu übersetzen (he shall go out „er soll ausgehen").

3) In der Frageform wird das im Deutschen mit „werden" gebildete Futurum auch mit shall gebildet, wenn die zweite Person Subjekt des Satzes ist. Z. B.

„Wirst Du früh genug ankommen?" Shall you arrive in time?

„Würdest Du früh genug ankommen, wenn 2c.?" Should you arrive in time if etc.?

4) Es giebt Fälle, in welchen das Futurum, ohne Rücksicht darauf ob das Subjekt erste, zweite oder dritte Person sei, mit shall (statt mit will) gebildet wird; nämlich:

A) wenn die Rede einen prophetischen oder wahrsagerischen Charakter annimmt. Z. B.

„Es wird sich empören ein Volk über das andere und ein König-

reich über das andere" Nation shall rise against nation, and kingdom against kingdom.

Fear not, Macbeth; no man that's born of a woman shall („wird") e'er have power on thee.

B) In Bezug auf das Neben-Glied eines aus zwei Gliedern bestehenden Satzes ist Folgendes zu bemerken.

Wenn die durch das Zeitwort des Hauptgliedes ausgedrückte Handlung in der Zukunft liegt und die durch das Zeitwort des Neben-Gliedes ausgedrückte Handlung gleichfalls in der Zukunft, so ist zu berücksichtigen ob in dem Moment, in welchem die durch das Zeitwort des Hauptgliedes ausgedrückte Thätigkeit eintritt, in welchen sie spielt, oder bis zu welchem sie reicht, die durch das Zeitwort des Neben-Gliedes ausgedrückte Thätigkeit **noch** zukünftig sein, oder ob letztere dann schon der Vergangenheit oder Gegenwart angehören werde. In ersterem Falle bleibt es bei der oben aufgestellten Regel, d. h. das Zeitwort des Nebengliedes wird in der ersten Person mit shall, in der dritten und (Frageform ausgenommen) zweiten Person mit will gebildet. In letzterem Falle aber wird dasselbe, ohne Rücksicht auf die Person, mit shall gebildet, oder auch durch das einfache Präsens ausgedrückt. Z. B.

„Du mußt nur solche Bedingungen annehmen, welche Deinen Gegner in Deine Gewalt geben werden" You must accept only such conditions as will give you a hold upon your adversary. Denn in dem Moment, in welchem der Angeredete eine Bedingung eingeht, liegt der Moment, in welchem dieselbe seinen Gegner in seine Gewalt giebt, noch in der Zukunft.

Hingegen

„Du mußt nur solche Bedingungen annehmen, welche Deinen Gegner in Deine Gewalt zu geben versprechen" (die Deutschen gebrauchen auch hier zuweilen das Futurum „versprechen werden", aber wohl unschicklicher Weise) You must accept only such terms as bid fair (oder as shall bid fair) to give you a hold upon your adversary. Denn die Bedingung verspricht schon bevor sie angenommen ist.

„Wenn ich in Deiner Lage wäre, würde ich nur solche Bedingungen annehmen, welche meinen Gegner in meine Gewalt geben würden" If I were you, I should accede

to only such terms as would give me a hold upon my adversary;

„Wenn ich in Deiner Stelle wäre, würde ich nur solche Bedingungen eingehen, welche meinen Gegner in meine Gewalt zu geben versprächen (versprechen würden)“

If I were you, I should accede to only such terms as should bid fair to give me a hold upon my adversary.

A reward is proclaimed to be given to any one who will venture (oder who shall be willing to venture) to cross the river besagt, daß die Belohnung Jeglichem gegeben werden solle, der sich bereitwillig erklärt, über den Fluß zu setzen.

Ebenso mit dem Imperfektum

A reward was proclaimed to be given to any one who would venture to cross the river.

A reward is proclaimed to be given to any one who shall venture to cross the river besagt, daß die Belohnung erst nach Ausführung des Wagestücks ertheilt werden solle.

Ebenso

A reward was proclaimed to be given to any one who should venture to cross the river.

I will, without a sigh, endure what you shall inflict („auferlegen wirst“) muß es heißen, weil in dem Moment, da die Strafe erduldet wird, das Auferlegen der Strafe schon der Vergangenheit angehört.

He will tarry there till it will be too late (gleichbedeutend mit till it shall be very near being too late) to escape heißt „Er wird dort zögern bis es zu spät sein wird (oder „bis es beinahe zu spät ist“) zu entrinnen“.

He will tarry there till it is (oder shall be) too late to escape heißt „Er wird dort zögern bis es (absolut) zu spät ist zu entrinnen“.

Till a glass of water will cure a man of the cholera würde heißen „bis es dahin kommt, daß ein Glas Wasser einen Menschen von der Cholera heilt“. In dem Moment, in welchem eine solche Veränderung der menschlichen Natur eintreten würde, würde die Anwendung dieses Mittels, also

auch der wirkliche Eintritt der in dieser Weise bewirkten Heilungen noch bevorstehen.

Till this glass of wine cures (oder shall cure) him of the fever weiset auf dem Moment, in welchem die Heilung schon eintritt.

„Wenn ein Glas Wein Dich vom Fieber heilen wird, so wird mein Vater Dir gern eine Flasche senden" If a glass of wine will cure you of the fever, my father will with pleasure send you a bottle. Denn in dem Moment, in welchem die Flasche Wein abgesandt wird, ist des Empfängers Heilung vom Fieber noch zukünftig.

„Wenn dies Glas Wein Dich vom Fieber heilt (oder „heilen sollte"), wird mein Vater sich sehr freuen" If this glass of wine cures (oder shall cure oder should cure) you of the fever, my father will be very glad. Hier ist von der Freude die Rede, welche der Vater empfinden wird nachdem die Handlung geschehen ist.

The sooner he will come, the happier shall I be weiset auf die Vorfreude der Erwartung.

The sooner he comes (oder shall come), the happier shall I be weiset auf die durch die schon erfolgte Ankunft bereitete Freude.

Aehnlich ist der Unterschied zwischen The sooner he would come, the happier should I be und The sooner he should come, the happier should I be.

NB. Zuweilen wird in dem Hauptgliede das Zeitwort, welches in Bezug auf die aufgestellte Regel den Ausschlag giebt, nicht ausgedrückt, sondern involvirt. Z. B.

„Erinnere ihn an das Schicksal aller derer, welche in ihren Sünden sterben werden" Warn him of the fate of all those who shall die in their sins. Hier ist shall deshalb richtig, weil der Sinn ist Warn him of what will be the fate of all those who etc.

In writing down these incidents of my life I provide subjects of amusement for those (gleichbedeutend mit subjects which will amuse those) who shall read my auto-biography.

„Er ist ein nützlicher Vorarbeiter derer, welche nach ihm kom-

men werden" He is a useful pioneer to those who shall come after him (d. i. His researches will prove useful to those who shall come after him).

C) (Als Ergänzung zu B). Selbst dann, wenn in dem Moment, in welchem die durch das Zeitwort des Hauptgliedes ausgedrückte Thätigkeit eintritt, die durch das Zeitwort des Nebengliedes ausgedrückte Thätigkeit noch zukünftig bleibt, wird das Zeitwort des Nebengliedes ohne Rücksicht auf die Person mit shall gebildet oder auch durch das einfache Präsens, wenn das Nebenglied sich durch eine Konjunktion an das Hauptglied knüpft, und diese Konjunktion eben dazu dient zu sagen, daß die durch das Zeitwort des Hauptgliedes ausgedrückte Thätigkeit früher eintrete als die durch das Zeitwort des Nebengliedes ausgedrückte. Z. B.

„Ich hoffe, er wird ankommen bevor diese Uhr 9 schlägt" I hope he will arrive before this clock strikes (oder shall strike) 9.

„Ich hoffte, er würde ankommen bevor diese Uhr 9 schlüge" I hoped he would arrive before this clock should strike 9.

„Du erzählst mir Dein Geheimniß jetzt, bevor die Untersuchung vorüber und der Unschuldige verurtheilt ist" Thou tellest me thy secret now, ere the trial be (d. h. shall be) over and the innocent condemned (Bulwer). Daß man nur die Zeitwörter shall und may, nie aber will, ausläßt, um dergleichen Ellipsen zu bilden, wird weiter unten bemerkt werden (s. §. III, NB. 3 zu Schema D. S. 250).

D) Es kommen aber auch Sätze vor, in welchen das Glied, welches der Form nach das Nebenglied ist, dem Sinne nach das Hauptglied ist und umgekehrt. Wenn dies der Fall ist, so kommen die unter §. I, 4 B und §. I, 4 C aufgestellten Regeln nicht in Anwendung; d. h. es wird die zweite und die dritte Person des Futurums mit will gebildet. Z. B.

„Wilhelm wird ebenso früh in Wien sein als Friedrich Berlin erreichen wird".

Will man durch diesen Satz einen Maßstab angeben wie schnell Wilhelm reise, so ist derselbe zu übersetzen durch

William will be in Vienna as soon as Frederic reaches (oder shall reach) Berlin.

Will man durch denselben aber einen Maßstab stellen, wie langsam Friedrich reise, so sagt man William will be in Vienna as soon as Frederic will reach Berlin.

If William were to set out this forenoon already, he would be in Vienna as soon as Frederic should reach Berlin.

If Frederic were not to set out till to-morrow evening, William would be in Vienna as soon as he (Frederic) would reach Berlin.

I fear she will die before the Doctor arrives (oder shall arrive) bedeutet „Ihr Zustand ist so schlimm, daß sie des Arztes Ankunft nicht mehr erleben wird".

I fear she will die before the Doctor will arrive bedeutet „der Arzt wird so lange unterwegs zaudern bis sie gestorben ist".

The sun will no sooner set than you shall be within 5 miles of Brandon sagt man, wenn man einen Maßstab stellen will, wie lange es Tag bleibt.

The sun will no sooner set than you will be within 5 miles of B. sagt man, wenn man einen Maßstab stellen will, wie früh der Angeredete B. erreichen werde.

NB. zu §. I, 4. In einer englischen Zeitung findet sich folgende Stelle, welche einen Beleg abgiebt zu der unter §. I, 4 B aufgestellten Regel.

It is notorious that rent in Ireland has reached its maximum, and that the tenant can contribute no more and live („daß der Pächter bei noch stärkeren Beiträgen nicht bestehen kann"). In this event, and under the operation of the plan of levying one half of the rate on the proprietors, and the other on the occupier, new paupers would be ultimately created, without there existing an alternative by which a compulsory provision adequate to their maintenance could be at once secured. We grant that the assessment would ultimately fall on those who could pay it; but then through what a labyrinth of processes of fictions **should** it pass before that end could be accomplished. The overseers, or collectors, **should** continue increasing their

assessments on both parties, one half unable to pay, or paying only partially, and the other half discontented with the increased penalty arising from the insolvency or inability of the former. The machinery would work cumbrously if there were not some provision obliging the landlord to make good the deficiency on his own property.

Wenn man diese Stelle verdeutscht, so kommt fünfmal „würde“ vor. Warum ist dieses „würde“ das dritte und das vierte Mal durch should (statt durch would) gegeben? — Antwort: Der erste mit would gebildete Satz „neue Arme würden zuletzt zum Vorschein kommen“ weiset auf die Zukunft hin; der zweite mit would gebildete Satz auch auf eine noch weiter entlegene Zukunft. Die dann folgenden zwei Sätze springen wieder zurück, indem sie zwar auch auf die Zukunft hinweisen, aber auf eine Zukunft, welche in dem Moment, auf welchen in dem vorhergehenden Satze hingewiesen wird, nicht mehr Zukunft ist, sondern schon Vergangenheit geworden ist; deshalb werden diese beiden Sätze mit should gebildet. Der fünfte Satz springt wieder weiter vorwärts, indem die Zeit, auf welche er hinweiset, auch die weiter hinausliegende Zukunft mit umfaßt. Darum wird in demselben wiederum would angewandt.

§. II. Regeln über die englische Uebersetzung des deutschen Zeitwortes „sollen“.

1) Wenn mit dem Zeitworte „sollen“ ein Befehl ertheilt oder ein Versprechen geleistet wird, so ist es durch shall zu übersetzen.

   Wenn aber mit demselben ein Befehl oder ein Versprechen überbracht oder desselben erwähnt wird, so ist es durch das Hülfszeitwort to be zu übersetzen.

   Wenn also der Herr zu seiner Magd sagt

   „Du sollst einen Brief zur Post bringen“

   so heißt dies auf Englisch

   You shall take a letter to the post-office oder I will have you to take etc. oder I want you to take etc.

   But that I have another job for you („Wenn ich nicht gerade etwas Anderes für Dich zu thun hatte“) you should take (oder I would have you to take) this letter to the post.

Wenn hingegen des Herrn kleiner Sohn, vom Vater abgesandt, zur Magd sagt

„Du sollst einen Brief zur Post bringen",

so heißt dies

You are to take (d. i. My father wants you to take) a letter to the post.

But that there is another job for you, you were to take (d. i. my father would have you to take) a letter to the post.

„Wenn nicht eben etwas Anderes für Dich zu thun wäre, solltest Du einen Brief zur Post bringen."

Wenn mein Kleidermacher mir verspricht,

„Sie sollen Ihren Rock nächsten Dienstag haben",

so heißt dies auf englisch

You shall have your frock next Tuesday.

But that my journey-man has left me, you should („sollten Sie") have your frock next Tuesday.

Wenn meine vom Kleidermacher zurückkommende Magd sagt

„Sie sollen Ihren Rock nächsten Dienstag haben",

so heißt dies

You are to have your frock next Tuesday.

But that Mr. K. has discharged his journey-man, you were to („sollten Sie") have your coat next Tuesday.

Wie man bei der Frageform verfährt, ergiebt sich von selbst.

„Soll ich diesen Brief zur Post bringen?"

Richtet die Magd diese Frage an ihren Herrn, so sagt sie

Shall I take this letter to the post-office?

Richtet sie dieselbe an ihres Herrn kleinen Sohn, als seines Vaters Willen wissend, so sagt sie

Am I to take this letter to the post-office?

NB. Da (wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht) das Präsens des Zeitwortes „sollen" (die Frageform ausgenommen) nur dann durch shall zu übersetzen ist, wenn der Redende befiehlt oder verspricht, der Ausdruck „ich soll" oder „wir sollen" aber nie einen Befehl oder ein Versprechen der redenden Person bezeichnet, sondern immer den Befehl einer anderen Person, oder auch des Schicksals oder der gebietenden Umstände, so leuchtet ein, daß

„ich soll“, „**wir** sollen“ nie durch I shall, we shall zu übersetzen ist, sondern durch I am to, we are to; z. B.

„Ich soll meinen Rock am nächsten Dienstag haben“ I am to have my frock next Tuesday.

But that my tailor has discharged his journey-man, I were to („sollte ich“) have my coat next Tuesday.

„Ich soll einen Brief zur Post bringen“ I am to (nicht shall) take a letter to the post-office (I shall take a letter to the post-office würde heißen „ich werde einen Brief zur Post bringen“).

„Wenn mein Herr nicht eben etwas Anderes für mich zu thun hätte, sollte ich einen Brief zur Post bringen“ But that my master has some other job for me, I were to take a letter (oder he would have me to take a letter) to the post-office (I should take a letter to the post würde heißen „so würde ich einen Brief zur Post bringen“).

2) Wenn „sollte“ Imperfektum des **Indikativ** ist, wird es nie durch should, sondern durch to be (d. i. I was to, thou wast to, he was to, we were to, you were to, they were to) ausgedrückt. Denn nur wenn eines Befehls oder Versprechens erwähnt wird, nicht wenn sie ertheilt oder geleistet werden, kann „sollte“ als Imperfektum des Indikativs vorkommen, gleichviel ob Befehl und Versprechen von der redenden oder von einer anderen Person ausgegangen sein. Z. B.

„Gestern Abend solltest Du einen Brief zur Post bringen; ich konnte Dich aber nirgends finden“ Last night you were to have taken a letter to the post-office; but I could not find you anywhere.

„Gestern Abend sollte er einen Brief zur Post bringen; aber 2c.“ Last night he was to have taken (nicht should take und auch nicht were to take) a letter to the post; but etc.

NB. Eine andere Bewandtniß hat es mit Beispielen, wie folgendes:

„Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Ich wollte Wilhelm rufen. Er sollte augenblicklich meinen Brief zur Post bringen u. s. w.“

Dies würde zu übersetzen sein durch

My mind was made up directly. I would call for William. He should (nicht was to) take my letter to the post instantly etc.

Hier haben wir nämlich eine Ellipse, indem die Stelle vollständig lauten würde

My mind was made up directly. I resolved that I would call for William, and that he should take my letter to the post-office instantly etc.

Hieraus ergiebt sich, daß das hier vorkommende „sollte“ das Imperfektum des Conjunktiv, nicht des Indikativ, ist. Es kommt also die in der Vorbemerkung (S. 229 bis 231) aufgestellte Regel in Anwendung. „Sollte“ muß durch should übersetzt werden, weil „er sollte zc.“ dem Sinne nach ein Nebenglied des Satzes ist, und in diesem Nebengliede die innere Rede einer Person indirekt angeführt wird. Diese innere Rede muß (laut §. II, 1) gelautet haben: I will call for William. He shall (nicht is to) take my letter to the post instantly.

3) Wenn „sollte“ ziemlich gleichbedeutend ist mit „müßte“, d. h. wenn es einen guten Rath oder ein Mahnen an eine Pflicht ausdrückt, so muß es durch should oder ought to übersetzt werden. Z. B.

„Ihr solltet (müßtet) Eurem Vater gehorchen“ You should (oder ought to) obey your father.

„Ihr hättet Eurem Vater gehorchen sollen (müssen)“ You should (oder ought to) have obeyed your father.

Auf die Wahl zwischen should und ought to kommt es nicht sehr wesentlich an. Doch ist should schicklicher, wenn die Rede mehr den Charakter eines guten Rathes, ought to, wenn sie mehr den Charakter des Mahnens an eine Pflicht annimmt, oder wenn „sollte“ völlig gleichbedeutend ist mit „müßte“.

4) Die Phrasen, in welchen das Umgehen eines Gerüchtes durch das Zeitwort „sollen“ ausgedrückt wird, giebt der Engländer durch das Zeitwort to say. Z. B.

„Er soll verwundet sein“ He is said to be wounded.
„Er sollte verwundet sein“ He was said to be wounded.

§. III. Aufgestellte Schemata über verschiedene Wortverbindungen mit dem Bindeworte if an der Spitze derselben, und Erörterungen darüber.

(Man wolle bemerken, daß die folgenden Regeln und Bestimmungen nur dann ihre Geltung haben, wenn if „wenn" heißt, nicht aber, wenn if „ob" heißt.)

A) If mit dem respektiven Zeitworte in der Form des Imperfektums.

If I had wenn ich hätte
if thou hadst wenn du hättest
if he had wenn er hätte ꝛc.
if I loved wenn ich liebte ꝛc.
if I had loved wenn ich geliebt hätte ꝛc.
if I were (oder was) wenn ich wäre
if thou wert (oder wast) wenn du wärest
if he were (oder was) wenn er wäre
if we were wenn wir wären
if you were wenn ihr wäret
if they were wenn sie wären
if I had been wenn ich gewesen wäre ꝛc.

B) If mit dem respekt. Zeitworte in der Verbindung mit dem Zeitworte to be in der Form I were, thou wert, he were, we were etc.

If I were to have wenn ich haben würde
if thou wert to have wenn Du haben würdest
if he were to have wenn er haben würde ꝛc.
if I were to love wenn ich lieben würde ꝛc.
if I were to have loved wenn ich geliebt haben würde u. s. w.
if I were to be wenn ich sein würde
if thou wert to be wenn du sein würdest ꝛc.
if I were to have been wenn ich gewesen sein würde ꝛc.

C) If mit dem resp. Zeitworte in der Verbindung mit would.

If I would have wenn ich haben wollte
if thou wouldst have wenn Du haben wolltest
if he would have wenn er haben wollte ꝛc.
if I would have had wenn ich hätte haben wollen ꝛc.
if I would love wenn ich lieben wollte ꝛc.
if I would give wenn ich geben wollte ꝛc.

if I would have given wenn ich hätte geben wollen ꝛc.
if I would be wenn ich sein wollte
if thou wouldst be wenn du sein wolltest ꝛc.
if I would have been wenn ich hätte sein wollen ꝛc.

D) If mit dem resp. Zeitworte in der Verbindung mit should.
If I should have wenn ich haben sollte
if thou shouldst have wenn du haben solltest
if he should have wenn er haben sollte ꝛc.
if I should have had wenn ich gehabt haben sollte ꝛc.
if I should love wenn ich lieben sollte ꝛc.
if I should write wenn ich schreiben sollte ꝛc.
if I should have written wenn ich geschrieben haben sollte ꝛc.
if I should be wenn ich sein sollte
if thou shouldst be wenn du sein solltest ꝛc.
if I should have been wenn ich gewesen sein sollte ꝛc.

Erörterungen über die Anwendung der in diesen Schematen (A, B, C und D) aufgeführten Formen.

A) setzt voraus, was nicht der Fall ist. Z. B.

If I had any relations well to do, I should not be so utterly helpless „Wenn ich wohlhabende Verwandte hätte, würde ich nicht so ganz hülflos sein“.

If I had seen him before, I should know him now.

If he loved me, he would comply with my request.

NB. 1 zu Schema A. Als Beschränkung des hier Gesagten wolle man Folgendes bemerken.

Diese Form setzt voraus was vielleicht der Fall sein mag

a) wenn das Hauptglied des Satzes nicht im sogenannten conditional mood steht. Z. B.

If you had heard of his arrival, why did you not flee? „Wenn Du von seiner Ankunft gehört hattest, warum flohest Du nicht?“

If you had heard of his arrival, you are to blame for not having told me „Wenn Du ꝛc. gehört hattest, so ist es unverantwortlich, daß Du mir Nichts gesagt hast“.

If the expedition was intended to keep up the delusion of military glory — then will it be still more blameable „Wenn man im Sinne hatte, durch dieses Unterneh-

men das Blendwerk militärischen Ruhmes aufrecht zu halten, so ist dasselbe noch weniger zu verantworten".

Hingegen

If you had („hättest") heard of his arrival, you would have fled.

If the expedition was (oder were) intended to keep up the delusion of military glory, — then would it be still more blameable „Wenn man im Sinne hätte 2c. 2c., so wäre 2c. 2c.".

b) zuweilen auch, wenn nicht allein der ganze Satz aus Hauptglied und Nebenglied besteht, sondern auch dieses Nebenglied wiederum in zwei Glieder (Hauptglied und Nebenglied) zerfällt; wenn dann das Nebenglied des Nebengliedes mit if anhebt, und das in dem mit if anhebenden Gliede vorkommende Zeitwort, wegen der Forderung der Uebereinstimmung der Zeitformen, in der Form des Imperfektums stehen muß. Nehmen wir z. B. an, Karl habe gesagt: If William has 10 Dollars in cash, he will certainly lend them to poor Tom „Wenn W. 10 Thaler in Kasse hat, wird er sie gewiß dem armen Tom leihen". Wenn diese Aeußerung Karl's indirekt angeführt wird, so entsteht folgender Satz:

„Karl sagte, daß, wenn Wilhelm 10 Thaler in Kasse habe (hätte), er sie gewiß dem armen Tom leihen werde (würde)".

Da der Deutsche es mit der Forderung der Uebereinstimmung der Zeitformen nicht so genau nimmt, sagt er hier auch „habe" statt „hätte" und „werde" statt „würde". Im Englischen muß, weil Charles said im Imperfektum steht, has in had und will in would verwandelt werden. Es heißt also

Charles said that, if William had 10 Dollars in cash, he would certainly lend them to poor Tom.

Nehmen wir ferner an: Sir Robert Peel habe gesagt: If the expedition is intended to keep up the delusion of military glory, — then will it be still more blameable, so findet sich Veranlassung zu folgendem Satze:

„Sir Robert Peel sagte: „wenn man im Sinne habe (hätte), durch dieses Unternehmen das Blendwerk militä-

rischen Ruhmes aufrecht zu halten, so sei (wäre) dasselbe noch weniger zu verantworten" Sir Rob. P. said: if the expedition was intended to keep up the delusion of etc. etc., — then would it be still more blameable.

Gesetzt aber, Peel selber habe das Imperfektum angewandt und gesagt: If the expedition was intended to keep up the delusion of military glory — then will it be still more blameable „Falls man im Sinne hatte rc. rc., — so ist dasselbe noch weniger zu verantworten, so verwandelt man bei der indirekten Anführung das was gern in were und sagt:

Sir Rob. P. said: if the expedition were intended to keep up the delusion of m. gl. — then would it be still more blameable.

NB. 2 zu Schema A. Wenn in einem mit if anhebenden Satzgliede, in welchem vorausgesetzt wird, was nicht der Fall ist, das Zeitwort to be vorkommt, so wandelt man die Form des Imperfektums desselben gewöhnlich etwas um (obgleich man es oft auch in der anderen Form läßt), indem man meistens I were, thou wert, he were sagt statt I was, thou wast, he was. Z. B.

Were he (oder If he were) content, he would not grumble. Doch kann man auch sagen If he was content, he would not etc.

NB. 3 zu Schema A. Die unter NB. 2 erwähnte veränderte Form I were, thou wert, he were nennt man gewöhnlich das Imperfektum des Konjunktiv. Man lasse sich durch diese vielleicht nicht ganz schickliche Benennung nicht verleiten, das einfache deutsche Imperfektum des Konjunktiv durch diese Form übersetzen zu wollen. Dieses ist, so wie das des Indikativ, in der Regel durch I was, thou wast, he was zu übersetzen. Z. B. „er wähnte, ich wäre im angrenzenden Zimmer" heißt nicht he supposed that I were in the adjoining room, sondern he supposed that I was in the etc. oder he supposed me to be in etc. Die Form I were, thou wert, he were wird angewandt nur

a) wenn Jemand, wie Peel in dem unter NB. 1, b zuletzt angeführten Beispiele, was in Verbindung mit if oder ähnlichen Konjunktionen angewandt hat, und hernach dessen Rede indirekt angeführt wird; z. B. wie oben:

Sir Rob. P. said that, if the expedition were in-

tended to keep up the delusion of military glory — then would it be still more blameable.

b) bei der Aussprache des Wunsches, das Etwas wäre, welches nicht ist; z. B.

I wish I were (oder was) in London now.

c) in dem unter NB. 2 angeführten Falle; z. B.

Were he (If he were) content, he would not grumble.

d) als eine kürzere Form des sogenannten conditional mood, dessen Natur sie dann annimmt. Z. B.

If she loved me, I were (gleichbedeutend mit I should be) the happiest of men.

If you loved him, he were (would be) the happiest of men.

B) setzt voraus, was nicht der Fall sein wird; z. B.

The meeting is to take place („wird Statt finden") on the 20th, not on the 18th of this month; if it were to take place on the 18th („wenn sie am 18ten Statt finden würde") I should endeavour to dissuade my brother from attending it.

If the meeting were to take place („Statt finden würde") on the 18th, the debates would probably be cut short by an intrusion of the Friday-revellers.

C) setzt voraus entweder

1) einen Willen, der nicht gehegt wird, z. B.

If he would come to-morrow, he would have sent me notice „Wenn er morgen kommen wollte, würde er mir haben Bescheid sagen lassen."

If he would have come on the 18th, he would have sent me notice „Wenn er hätte am 18ten kommen wollen, würde er u. s. w".

oder

2) etwas dem Willen Analoges (§. I. S. 232), welches nicht besteht. Doch wird diese Form meistens nur da angewandt, wo auch der Deutsche das Zeitwort „wollen" anwenden kann. Z. B.

If the snow would melt „Wenn der Schnee schmelzen wollte".

If circumstances would („wollten") permit my return etc.

NB. zu Schema C. — Doch setzt diese Form auch einen Willen voraus, der vielleicht gesagt worden sein mag,

a) wenn das Hauptglied des Satzes nicht im sogenannten conditional mood steht. Z. B.

If he would go out, why did he not tell you so? „Wenn er ausgehen wollte, warum sagte er Dir's nicht?"

b) wenn der unter A NB. 1, b erwähnte Umstand eintritt. Nehmen wir z. B. an, Wilhelm habe gesagt „Wenn ein Glas Wein den Tom vom Fieber heilen wird, so wird mein Vater ihm gern eine Flasche senden." Dies giebt Veranlassung zu folgendem Satze:

„Wilhelm sagte: wenn ein Glas Wein den Tom vom Fieber heilen werde (würde), so werde (würde) sein Vater ihm gern eine Flasche senden" William said that, if a glass of wine would (s. Vorbemerkung S. 229 bis 231) cure Tom of the fever, his father would with pleasure send him a bottle.

„Wenn ꝛc. würde" wird in diesem Falle also durch if etc. would übersetzt, weil der Satz konjunktivisch ist, und folglich die in der Vorbemerkung aufgestellte Regel zu berücksichtigen ist. Wenn aber der Satz nicht konjunktivisch ist, so ist „wenn ꝛc. würde" (laut B) durch if etc. were to zu übersetzen. Z. B.

„Wenn ein Glas Wein den Tom vom F. heilen würde, so würde mein Vater ihm gern eine Flasche senden" If a glass of wine were to cure Tom of the fever, my father would with pleasure send him a bottle.

D) setzt voraus, was vielleicht der Fall sein mag; z. B.

If he should be at home, give him this letter! „Wenn er zu Hause sein sollte, gieb ihm diesen Brief!"

If he himself should be prevented from coming, he will send his son. „Wenn er selber am Kommen verhindert sein sollte, wird er seinen Sohn schicken".

NB. 1 zu Schema D. — Der Unterschied zwischen should und were to leuchtet also ein. Should wird angewandt, wenn man einen Fall stellt, der vielleicht eintreten mag, were to, wenn man einen Fall stellt, gleichsam nur um einen Fall zu stellen, dessen Eintreten man gar nicht erwartet. Z. B.

„Wenn er mir 20 Guineen für mein Pferd bieten sollte (welches ich nicht für unmöglich halte), so werde ich das Anerbieten annehmen“ If he should offer me 20 guineas for my horse, I shall close with the offer.

„Wenn er mir 20 G. für m. Pf. bieten würde (woran ich gar nicht denke), so würde ich sein A. annehmen“ If he were to offer me 20 g. for m. h., I should close with the offer.

NB. 2 zu Schema D. — Das in dieser Verbindung vorkommende should kann man auch, ohne daß der Sinn dadurch verändert würde,

a) mit shall vertauschen (obgleich should gewöhnlicher ist); z. B.

If he shall be prevented from coming, he will send his son.

oder auch

b) auslassen, z. B.

If he be prevented from coming, he will send his son.

Die Form, welche durch solche Auslassung von shall oder should entsteht, pflegt man den Konjunktiv zu nennen.

NB. 3 zu Schema D. — In allen dergleichen elliptischen Sätzen ist das ausgelassene und hinzuzudenkende Zeitwort shall (should) und in einigen Fällen anderer Art may, niemals aber will (would), da will und would nie ausgelassen werden. Z. B.

The sooner he come, the happier shall I be. Hier steht he come nicht für he will come, sondern für he shall come, und es handelt sich also, laut der §. I, 4, B aufgestellten Regel, nicht von der Vorfreude der Erwartung, sondern von der durch die schon erfolgte Ankunft bereiteten Freude. They appointed that a meeting be (d. h. should be) held „Man setzte fest, daß eine Konferenz abgehalten werden sollte“. As for the money which you have found, you must deposit it till the owner appear (d. h. shall appear). Es ist oben §. I, 4, B bemerkt worden, daß man in ähnlichen Fällen mit till auch das einfache Präsens anwenden könne. Demgemäß würde man hier auch sagen können till the owner appears. Doch wendet man das einfache Präsens hauptsächlich nur dann an, wenn das mit till anhebende Satzglied Etwas ausdrückt, welches man mit ziemlicher Gewißheit erwartet. Z. B. Wait here till my brother comes, wenn ich an meines Bruders Kommen nicht zweifle.

In Folge der häufigen Auslassung von shall (should) ist es allerdings dahin gekommen, daß der Engländer zuweilen vergißt, daß diese Form elliptisch ist und sie als eine einfache besondere Form des Konjunktiv auffaßt. Dies geht daraus hervor, daß diese Infinitiv-Form von Einigen auch angewandt wird bei Zeitwörtern, welche keiner zusammengesetzten Form fähig sind — freilich eigentlich auch keines Infinitiv. Z. B. He made a motion („Vorschlag") that the House do resolve itself into a committee. Da das Hülfszeitwort do keine zusammengesetzte Zeitformen hat, darf man nicht sagen should do resolve.

NB. 4 zu Schema D. — Man wird bemerken, daß in den unter D angeführten Beispielen das Hauptglied des Satzes meistens im Futurum steht (if his uncle should forsake him, he will be in a sad dilemma) oder auch im Präsens (If he should have heard of your arrival, you are a dead man), in den unter B angeführten Beispielen aber im sogenannten conditional mood (If his uncle were to forsake him, he would be in a sad dilemma. Doch gebraucht man zuweilen auch in den unter D gehörenden Fällen das conditional mood. Dies geschieht dann, wenn die Möglichkeit des vorausgesetzten Falles etwas fern liegt,

> If his uncle should forsake him, he would be in a sad dilemma („Wenn sein Oheim ihn verlassen sollte, würde er in einer schlimmen Lage sein")

hält also gewissermaßen die Mitte zwischen If his uncle should etc. he will etc. und If his uncle were to etc., he would etc. In diesem Falle darf man augenscheinlich if he should nicht mit if he shall vertauschen und auch nicht füglich should auslassen.

NB. 5 zu Schema D. — Es giebt viele Fälle, in welchen das in dem unter B aufgestellten Schema durch „würde" übersetzte were to durch „sollte" zu übersetzen ist. Aber dieses „sollte" hat eine ganz andere Bedeutung als das „sollte" in dem unter D aufgestellten Schema und deutet auf einen Befehl oder ein Versprechen. Z. B.

> If I were to take the letter to the railway station „wenn ich den Brief zum Bahnhofe bringen sollte" (d. i. „wenn es mir befohlen wäre").
>
> If I were to have my coat next Tuesday etc. „wenn ich

meinen Rock am nächsten D. haben sollte rc. (d. i. wenn er mir zum Dienstage versprochen wäre").

Es liegt auf der Hand, daß das in Schema D vorkommende „sollte" eine ganz andere Bedeutung hat.

Appendix
zu §. III, A, B, C und D.

NB. 1. Was von den obigen Verbindungen mit if gesagt ist, gilt auch, wenn man if ausläßt und dem Satzgliede durch Veränderung der Wortfolge den Sinn giebt, als wenn ein if an der Spitze stände. Z. B:

Had I (statt If I had) seen him, I would tell you.

Were the meeting (statt If the meeting were) to take place etc.

Would he (statt If he would) come, he would have sent me notice.

Should he (statt If he should) be at home, give him this letter.

NB. 2. Wenn man kein Hülfszeitwort hat, so muß man bei der unter NB. 1 erwähnten Veränderung der Wortfolge die Umschreibung mit dem Hülfszeitworte to do anwenden. Z. B.

Did he approve (statt If he approved) of the proposal, he would not look so gloomy.

NB. 3. Dieselben Regeln, welche unter §. III über die Verbindung mit if aufgestellt sind, haben, unter einigen Beschränkungen, auch ihre Geltung in einem jeden Nebengliede eines Satzes. Z. B.

Any one who should (oder shall) find my lost purse etc.

Any one who were to achieve a railroad to the moon etc.

(Hier ist were to statt should angewandt, weil etwas vorausgesetzt wird, daß ganz gewiß nicht der Fall sein wird.)

Doch wird es, wenn das Nebenglied nicht mit if („wenn") oder anderen Wörtern von ähnlicher Bedeutung wie if (z. B. supposing „vorausgesetzt") anhebt, mit diesen Regeln nicht so genau genommen. Die Beschränkungen dieser Regeln anzugeben, würde hier zu weit führen.

NB. 4. In einigen englischen Sprachlehren ist folgendes Schema aufgestellt:

If I should love wenn ich liebte („oder lieben würde")

if thou wouldst love wenn Du liebtest (lieben würdest)
if he would love wenn er liebte (lieben würde)
if we should love wenn wir liebten (lieben würden)
if you would love wenn ihr liebtet (lieben würdet)
if they would love wenn sie liebten (lieben würden).

Ebenso

if I should have wenn ich hätte (haben würde)
if thou wouldst have wenn du hättest (haben würdest) rc.
if I should be wenn ich sein würde
if thou wouldst be wenn du sein würdest rc.

In diesem Schema haben die Herren Verfasser sich einer Unrichtigkeit schuldig gemacht, und kann solches leicht zu einer Verwirrung der Begriffe führen. Denn

1) If I should love heißt weder „wenn ich liebte" noch „wenn ich lieben würde", sondern (laut §. III, D) „wenn ich lieben sollte."
If thou wouldst love, if he would love, if you would love, if they would love heißt nicht „wenn du lieben würdest" („wenn du liebtest"), „wenn er lieben würde" („wenn er liebte") rc., sondern „wenn du lieben wolltest", „wenn er lieben wollte" rc. (laut §. III, C.)
(Nur einige seltene Fälle kommen vor — ähnlich dem unter §. III, C, NB. 6 angeführten, — wo if thou wouldst love, if he would love etc. heißen kann „wenn du lieben würdest", „wenn er lieben würde" rc.
2) If I should love ist parallel, nicht mit if thou wouldst love, if he would love, sondern mit if thou shouldst love, if he should love (laut §. III, D), obgleich, wenn kein if an der Spitze des Gliedes steht, also in dem Hauptgliede eines Satzes I should love allerdings parallel ist mit thou wouldst love, he would love laut §. I, 1 und 2. If thou wouldst love, if he would love sind parallel, nicht mit if I should love, sondern mit if I would love (laut §. III, C).
3) „Wenn ich liebte", „wenn du liebtest" u. s. w. (s. §. III, A) sind nicht gleichbedeutend mit „wenn ich lieben würde", „wenn du lieben würdest" u. s. w. (s. §. III, B.)
4) „Wenn ich liebte", „wenn du liebtest" u. s. w. heißt nicht

if I should love, if thou wouldst love u. s. w., sondern if I loved, if thou lovedst u. s. w. (laut §. III, A.)

5) „Wenn ich lieben würde", „wenn du lieben würdest", „wenn er lieben würde" u. s. w. heißt nicht if I should love, if thou wouldst love, if he would love u. s. w., sondern if I were to love, if thou wert to love, if he were to love u. s. w. (laut §. III, B.)

NB. 5. Obgleich es in Bezug auf die Wahl zwischen den Hülfszeitwörtern shall und will (laut §. I, 4, B. S. 235) einen Unterschied macht, ob die durch das Zeitwort des Hauptgliedes ausgedrückte Thätigkeit vor oder nach der durch das Zeitwort des Nebengliedes ausgedrückten Thätigkeit eintrete, hat dieses doch in Bezug auf die Anwendung der Form If I were to, if thou wert to, if he were to keinen Einfluß, da diese in jedwedem Falle angewandt werden kann. Doch ist folgender Unterschied zu beobachten. In ersterem Falle darf man die veränderte Form I were, thou wert, he were beliebig mit der gewöhnlichen Form I was, thou wast, he was vertauschen, in letzterem Falle aber nicht. Z. B.

If I were (oder was) to take the letter to the station, I should request you to stay in my room during my absence. Denn die Bitte würde vor Wegbringung des Briefes ausgesprochen werden müssen.

If the meeting were (oder was) to take place on the 18th, I should endeavour to dissuade my brother from attending it. Denn der Versuch des Abrathens würde vor Abhaltung der Konferenz gemacht werden müssen.

Hingegen

If the meeting were (nicht was) to take place on the 18th, the debates would probably be cut short by an intrusion of the Friday-revellers. Denn eine Unterbrechung würde erst nach Anfang der Konferenz Statt finden können.

If any body were (nicht was) to ask me if I was astonished at it, I should say „No" (Lustspiel von C. Dance). Denn die Antwort No würde erst nach der Frage gegeben werden.

NB. 6. Es giebt zwar einige Fälle, in welchen die unter §. III, A, B, C und D aufgestellten Regeln bei Seite gesetzt werden. Doch würde deren Auseinandersetzung hier zu weit führen.

§. IV. Einige sprachliche Bemerkungen, veranlaßt durch eine Stelle in Johnson's Rasselas.

Man führt folgende Stelle aus dem Rasselas an, als Muster einer schicklichen Wahl zwischen der Anwendung von shall (should) und will (would):

> If I had the choice of life, I should be able to fill every day with pleasure. I would injure no man, and should provoke no resentment. I would relieve every distress and should enjoy the benedictions of gratitude. I would choose my friends among the wise and my wife among the virtuous, and therefore should be in no danger from treachery or unkindness. My children should, by my care, be learned and pious, and would repay to my age what their childhood had received. What would dare to molest him who might call on every side to thousands enriched by his bounty or assisted by his power? And why should not life glide quietly away in the soft reciprocation of protection and reverence?

Doch bietet diese Stelle mehr Engländern und Deutschen ein Muster dar, sich in ihren resp. Mutter-Sprachen, als Deutschen, sich im Englischen richtig auszudrücken. Der Deutsche, welcher in seiner Muttersprache richtig zwischen der Anwendung von „würde“ und „wollte“ wählt, muß, wenn er englisch lernen will, sich noch Klarheit darüber verschaffen, in welchen Fällen das richtig angewandte „würde“ durch should und in welchen Fällen durch would zu übersetzen sei. Hierzu nun giebt die angeführte Stelle ihm eine nur sehr dürftige Anleitung; wohl aber gewährt sie ein treffliches Muster einer schicklichen Wahl zwischen „würde“ und „wollte“. Daß dem so ist, ergiebt sich aus der Verdeutschung dieser Stelle, welche ungefähr wie folgt lautet:

> „Hätte ich meine Lebensbahn zu wählen, so würde (nicht „wollte“) ich mir jeden Tag genußreich zu machen wissen. Ich wollte (schicklicher als „würde“) Niemand beleidigen und würde (nicht „wollte“, weil das in diesem Gliede Gesagte als eine vom Willen des Redenden unabhängige Folge des im vorhergehenden Gliede Gesagten aufgefaßt werden soll) folglich Niemand zum Groll reizen. Ich wollte (schicklicher als „würde“) jede Noth lindern und würde (nicht „wollte“)

die Segnungen der Dankbarkeit genießen. Ich wollte (schicklicher als „würde") meine Freunde unter den Weisen und meine Frau unter den Tugendhaften wählen und würde (nicht „wollte") also Verrath und Unfreundlichkeit nicht zu befürchten haben. Meine Kinder sollten (nicht „würden", weil Rasselas das in diesem Gliede Gesagte als etwas durch seinen Willen zu Erzwingendes darstellen will) — dafür wollte ich sorgen — gelehrt und fromm sein und würden (nicht „sollten", weil er das in diesem Gliede Gesagte als eine von seinem Willen unabhängige Folge ihrer Gelehrsamkeit und Pietät darstellen will) meinem Alter ersetzen, was ihre Kindheit empfangen hätte. Was würde dem beschwerlich fallen dürfen, der sich von Tausenden umgeben sähe, die durch seine Freigebigkeit bereichert oder durch seinen Einfluß unterstützt wären? Und warum sollte im lieblichen Austausche von Schutz und Ehrerbietung das Leben nicht ruhig dahin fließen?" Die Anwendung des „sollte" in dem letzten Satze liegt begründet in der Geneigtheit des Deutschen, seinen Zweifel an irgend einer Sache dadurch auszudrücken, daß er den bezweifelten Fall in einen Fragesatz kleidet, meistens mit „warum" an der Spitze desselben, und das Zeitwort des Fragesatzes mit „sollte" umschreibt. Diese Geneigtheit hat er mit dem Engländer gemein, welcher in ähnlicher Weise should anwendet. Aus diesem Grunde kann man auch in dem vorletzten Satze (What would dare to molest him etc. „Was würde dem beschwerlich fallen dürfen ꝛc."), wenn man will, would mit should und „würde" mit „sollte" vertauschen.

Bei der Verdeutschung der angeführten Stelle verfährt man nach folgender einfachen Regel:

Would	in der 1.	Person heißt	„wollte"
would	in der 2. u. 3.	„ „	„würde"
should	in der 1.	„ „	„würde"
should	in der 2. u. 3.	„ „	„sollte",

da kein einziger der vielen Fälle, in welchen diese einfache Regel eine weitere Erörterung erheischt und Beschränkungen erleidet, hier Statt findet. Folglich läßt diese Stelle den Deutschen, welcher in derselben eine Anleitung zu einer richtigen Uebersetzung von „sollte" und „würde" sucht, im Stiche in Bezug auf alle die Fälle, in welchen

die einfache Regel nicht ausreicht. Die angeführte Stelle ist aber eine Illustration folgender Regel:

Wenn der Redende meldet, daß irgend ein Vorgang Statt finden wird oder würde und zugleich involviren will, daß dieses in Folge seines eigenen Willens geschehe, so hat er sich, deutsch redend, in der 1. Person des Zeitwortes „wollen", in der 2. und 3. Person des Zeitwortes „sollen" zu bedienen, englisch redend, exceptis excipiendis, in der 1. Person des Zeitwortes will (would), in der 2. und 3. Person des Zeitwortes shall (should).

Wenn der Redende meldet, daß irgend ein Vorgang Statt finden wird oder würde, ohne involviren zu wollen, daß dieses in Folge seines eigenen Willens geschehe, so hat er, deutsch redend, das Zeitwort „werden" anzuwenden, englisch redend, exceptis excipiendis, in der 1. Person das Zeitwort shall (should), in der 2. und 3. Person das Zeitwort will (would).

Nicht aus den Augen zu lassen ist hier Folgendes:

1) Wenn der Redende einer zukünftigen Handlung erwähnt, welche gänzlich von seinem Willen abhängig ist, es ihm aber indifferent ist, ob der Angeredete erfahren, daß nur sein Wille darüber zu entscheiden hat, drückt er sich dennoch oft eben so aus wie er sich ausdrücken würde, wenn sie nicht von seinem Willen abhinge. Z. B. ein junger Mann, welcher für seine akademische Laufbahn unbevormundet die Universität Halle wählt, wird nach Belieben sagen können

   I shall („werde") go to Halle

   oder

   I will („will") go to H.,

   während der, welcher nur in Folge des Willens seines Vaters diese Universität besucht, nur wird sagen können:

   I shall („werde") go to H.,

   wenn er nicht sagen will:

   I am to („soll") go to H.

2) Oft stellt der Redende einen nicht von seinem Willen abhängigen Vorgang so dar, als ob derselbe von seinem Willen abhinge. Obgleich z. B. die Erinnerung nichts Willkürliches ist, heißt es doch in W. Scott's Kenilworth:

That is Varrey's gelding. I would („wollte") know him among a thousand nags.

Der Redende will also sagen: I should („würde") know him among a thousand nags; and to do so would require only an exertion of my will. Durch die Substituirung des would für should wird also der Rede, ohne daß es des langen Zusatzes bedarf, der zum Charakter gehörende leichte Anstrich von Prahlerei gegeben.

Obgleich Glauben oder Nichtglauben nichts Willkürliches ist, heißt es doch in Old Mortality:

I would not have believed this („Ich hätte dies nicht glauben wollen") of Henry Morton, if half mankind had sworn it.

Die Redende will also sagen: I should not have believed this („Ich würde dies nicht geglaubt haben") of H. M. if etc. etc. for in case belief should have offered to take hold of me, I should have contrived to check belief by an exertion of my will. Dieser Zusatz liegt in der Substituirung des would für should involvirt.

Der Unterschied zwischen He will succeed in his endeavours („Seine Bemühungen werden ihm gelingen") und He shall succeed in his endeavours („Seine B. sollen ihm gelingen") besteht darin, daß letzterer Ausdruck so viel heißt als He will succeed in his endeavours; for I have it in my power to make his endeavours successfull, and I will exert that power. In der Substituirung des shall für will liegt dieser Zusatz involvirt.

Stettin. **C. F. S. Hauff.**

Notizen über die ethischen Grundlagen
der
französischen Literatur seit der Juli-Revolution.

I.

Das gemeinsame Grundprincip der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts ist, nach Demogeot (Hist. de la littér. française, p. 561), der Cultus der Wahrheit vermittelst der freien Vernunft: „Ce principe commun c'est, au XIXe siècle, le culte du vrai en soi, reconnu librement et interprêté par la raison, dans la mesure de ses forces". Er fügt die paradoxale Behauptung hinzu, daß die französische Literatur den Voltairianismus abgestreift und den Charakter der positiven Affirmation angenommen habe. Es ist sonderbar, daß Demogeot, bevor er seine Quintessenzformel gibt, von der Unmöglichkeit spricht, eine unvollendete Ideenrevolution allseitig zu würdigen, und sich gleich darauf, indem er das Grundprincip der ganzen Literatur ausspricht, eigenmächtig auf den Standpunkt einer Perspective versetzt, den die in unmittelbarster Nähe stehende Gegenwart nicht annehmen kann. Ist denn die von Chateaubriand und Madame de Staël begonnene Revolution der Literatur, der Romanticismus mit seinen Folgen, wirklich schon dergestalt abgelaufen, daß jetzt ein literarischer Imperialismus die entfesselten Subjecte zusammenhält? Und hat eine, theilweise unter der Gewaltherrschaft einer herzlosen Industrie stehende Literatur, in welcher, zugleich mit den Einflüssen aller europäischen Culturvölker, die verschiedenartigsten wissenschaftlichen, politischen und religiösen Systeme und Bestrebungen in buntem Gewirre zum Ausdrucke kommen, wirklich nur jenes einzige gemeinsame Grundprincip? Dann wäre in der That die moderne französische Literatur nicht, wie sonst behauptet wird, ein ungeheurer Trümmerhaufen der heterogensten Stoffe, das Product der Zersplitterung der geistigen Kräfte einer ganzen Nation, sondern ein großartiger Wunderbau, und nur zu vergleichen einer gothischen Kathedrale, dem steinernen Symbole der mittelalterlichen Einheit.

Ich beabsichtige nicht über die Ansprüche der franz. Literatur auf jenes Grundprincip a priori zu entscheiden und etwa mit der Beantwortung der Frage zu beginnen, wie sich der Wahrheitscultus vermittelst der freien Vernunft oder, kurz gesagt, die Emancipation der Vernunft in der romanischen Welt überhaupt geltend machen müsse. Vorliegende Blätter sollen nur Notizen über die Zustände und Ideen liefern, welche die ethische Richtung und Anschauungsweise der Schriftsteller vorzugsweise bestimmt haben; aus denselben wird sich jedoch in hinlänglich überzeugender Weise und durch argumenta ad hominem ergeben, welche Berechtigung auf jenes Princip der franz. Literatur zuerkannt werden darf. Indem ich so die Ideologen Frankreichs einmal bei ihrer Achillesferse angreife, die bekanntlich auch schon den Altmeister Spinoza zum Hinken gebracht hat, hoffe ich bei manchem Leser eine freundlichere Aufnahme und mehr Nachsicht zu erhalten, als ich durch Vorführung einer Phantasmagorie von neumodischer geschichtsphilosophischer Astronomie erwarten dürfte.

In neuester Zeit schenkt die französische Kritik der ethischen Seite der Literatur weit mehr Aufmerksamkeit, als sie bisher gethan, besonders seitdem der verderbliche Einfluß der Literatur auf die Denkungsart des Volkes in so beunruhigender Weise zu Tage getreten ist. Nisard und Planche stehen nicht mehr vereinzelt da, es haben sich ihnen talentvolle Männer, wie Rigault, Crampon, Emil Montegut, Menche de Loisne u. a. zugesellt, welche die Sache der Menschenwürde dem schlechten modernen Epikureismus gegenüber glänzend vertreten. Die Kritik ist gezwungen, ihren engherzigen ästhetischen Standpunkt immer mehr aufzugeben und nicht mehr das, was dem innern Menschen seinen wahren Gehalt und Adel gibt, cavaliermäßig bei Seite zu schieben. Man ist der leeren, kritischen Espritmacherei à la Jules Janin und der nutzlosen laudativen Bonhommie à la Sainte-Beuve müde und sucht die im Volksbewußtsein selbst pulsenden Adern des geistigen Lebens sowie den socialen Einfluß der Literatur vollständiger kennen zu lernen, um so, vielleicht, der Zukunft eine bisher vergeblich gesuchte, neue literarische Bahn zu gewinnen.

Eine solche Kenntnißnahme ist um so nöthiger, da seit Voltaire die Tendenzliteratur das ganze literarische Gebiet ursurpirt hat: die Geschichte als politisches Parteiorgan, das Drama als Volks-

lehrer, der Roman als Vorfechter philosophischer und socialer Theorien. Welche Ansprüche das Drama dabei macht, spricht Victor Hugo am deutlichsten aus: „Le drame, sagt er in der Vorrede zum Angelo, sans sortir des limites impartiales de l'art a une mission nationale, une mission sociale, une mission humaine. — Le drame doit donner à la foule une philosophie, aux idées une formule, à la poésie des muscles, du sang et de la vie, à ceux qui pensent une explication désintéressée, aux âmes altérées un breuvage, aux plaies secrètes un baume, à chacun un conseil, à tous une loi". Wir sehen, daß das Schauspielhaus Schule und Kirche des Volkes werden soll. Wie hat aber das Drama diese hohe Mission bisher erfüllt? Ich will hier nur einer Thatsache erwähnen, da ich in einem der nächsten Aufsätze ausführlicher darauf zurückkommen werde. In Paris und in den größern Städten weiß das Volk von den höhern Ständen nur das, was die Bühne ihm vorführt. Das Drama hat aber bisher, um einem blasirten Publicum Interesse abzugewinnen, seine Motive meistens nur aus fictiven oder wirklichen Schattenseiten der Gesellschaft genommen und so auch von den höhern Ständen ein scheußliches Zerrbild geschaffen, welches ganz dazu geeignet ist, den traditionellen Neid der untern Klassen zur Verachtung und zum Hasse zu steigern. In einer Unzahl von Stücken verdanken alle reichen Leute ihre Schätze irgend einem geheimen Verbrechen; die Reichthümer dienen stets zur Befriedigung verbrecherischer Leidenschaften; alle großen Damen sind Ehebrecherinnen oder noch Schlimmeres; jeder Weltmann betrachtet die Menschen nur als Maschinen für seine Pläne; Intrigue, Heuchelei, die gemeinsten Gesinnungen und Laster herrschen überall. — Diese höllenbreughelsche Karrikatur hat sich allmählig im Bewußtsein des Volkes festgesetzt und, wie die letzten Jahre gezeigt haben, den Doctrinen des Umsturzes einen empfänglichen Boden bereitet. Die unwissende Menge glaubt sich berufen und berechtigt, das Amt der göttlichen Gerechtigkeit zu übernehmen, um diese verdorbene Gesellschaft zu vernichten. Die Franzosen haben es erleben müssen, daß im März 1848 ein Volksredner vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Handwerkern gerade diese Anschauungen entwickelte und am Schlusse „un million de têtes" verlangte. Glücklicher Weise rief ein Gamin von der Tribüne herab: „Et les chapeliers, monsieur"?! worauf die Versammlung unter allgemeinem

Gelächter auseinander ging. Nicht immer wird der gesunde Witz und Verstand des Volkes solche Versuche zur Irreleitung paralysiren.

Die Romanenschreiber treten nicht minder offen als Volksbildner und Gesetzgeber auf. Sehr treffend schildert Reybaud deren ganzes Gebahren: „Sous l'empire de l'enivrement littéraire, les romanciers ont rêvé les palmes de l'apostolat. Certes, c'est là une prétention singulière de la part de ces esprits qui ont abusé de tout, même du talent, et qui ont fait du commerce des lettres l'industrie la plus vulgaire. Les romanciers de cet ordre devenir des moralistes, des réformateurs de la société! En vérité la prétention est étrange; elle est digne de notre temps. Avant de regarder autour d'elle, cette littérature aurait mieux fait peut-être de s'interroger, de sonder ses reins, pour employer une expression biblique. Après avoir été sceptique, railleuse, blasée en toutes choses, avide et peu scrupuleuse, il ne lui manquait plus que de devenir hypocrite, de prendre la morale en guise de manteau et la réforme sociale comme un dernier expédient pour battre monnaie; ce serait un scandale de plus ajouté à tant d'autres scandales. Moraliste, celui qui a emprunté la langue de Rabelais pour infecter le public de récits indécents et de contes cyniques! Moraliste, celui qui s'est fait un jeu de conclure au succès et à l'impunité du crime! Moraliste, celui qui, après avoir composé un chapelet de femmes adultères, déclare que la chute est obligé pour toute fille d'Ève, et que la chasteté, exception rare, est un mot qui peut toujours se traduire par un manque d'occasion. Oui, tous moralistes, moralistes de même trempe, qui reviendront à la vertu, si la vertu a du débit et fait mieux les choses que le vice.“

Man kann wohl sagen, daß der bei weitem größte Theil der für den großen Haufen schreibenden Schriftsteller auf diese schmachvolle Weise die Literatur zu einem blosen Industriezweige herabgewürdigt haben: die französischen Literaten speculiren auf die schlechten Leidenschaften der Menge, wie die übrigen Industrieritter auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit derselben. Die Geschichte kennt bisher kein Beispiel von einer ganzen Generation Schriftsteller, welche blos des Gewinnes und eines augenblicklichen Erfolges wegen eine wahrhaft gigantische Thätigkeit entwickelt haben, um den moralischen und politischen Ruin ihres Volkes herbeizuführen. Die

Encyklopädisten, die man ihnen etwa zur Seite stellen könnte, hatten doch noch eine Ueberzeugung und unternahmen nur ihretwegen jenen großartigen Kampf gegen die alten Autoritätsgewalten. Und welche Männer führen jetzt diesen Kampf? Die Franzosen kennen und schildern sich selbst am besten, ich lasse daher Crampon sprechen: „Quant aux hommes de lettres pris en masse ma surprise a été pénible. J'avais entendu souvent parler de ces brillantes bohèmes qui existent à Paris; j'ai été complètement désabusé. J'avais entendu parler de ces trésors d'intelligence, de cet esprit inépuisable, de ces talents qui encombrent Paris, et en font, disait-on, la reine de l'univers et l'Athènes de la France. Je n'ai rien trouvé de pareil; j'ai trouvé des intelligences disloquées, des cerveaux fatigués avant d'avoir pensé; des expédients et des ficelles au lieu d'idées, du métier au lieu du talent. Chez beaucoup cependant il y a de la pénétration et la précieuse faculté de l'observation, mais cette faculté même est pervertie comme toutes les autres. — Ils ont beau se tourmenter pour paraître originaux, vains efforts! leur origine date de la dernière moité du XVIIIe siècle qu'ils ont du reste spécialement étudié à peu près tous". Ich könnte eine ganze Reihe ähnlicher Geständnisse anführen. Sonderbar klingt es daneben, wenn ein Chorus anderer franz. Schriftsteller nicht müde wird, den Refrain zu wiederholen: De nos jours la France absorbe l'Allemagne! und noch sonderbarer, wenn in letzter Zeit selbst deutsche Schriftsteller anfangen, von der Ueberlegenheit des französischen Geistes zu sprechen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist bei dem allgemeinen Mangel an Originalität die ungeheuerliche, krankhafte Fruchtbarkeit der Schriftsteller; Romanschreiber arbeiten jetzt wie Benedictiner; Balzac hat Mabillon längst überflügelt. Daß bei dieser Fruchtbarkeit und bei der ungeheuern Verbreitung wohlfeiler Bücher der sociale Einfluß der Literatur ein unberechenbarer sein muß, brauche ich kaum zu sagen. Wer sich davon vollständig überzeugen will, der lese einmal den officiellen Rapport über die jetzt glücklicher Weise abgeschafte Büchercolportage; dieselbe hatte in wenigen Jahren mehrere Millionen schlechter Bücher in den Provinzen ausgestreut. Dieser Einfluß greift um so tiefer, da die französischen Weltverbesserer das Gift ihrer neuen Doctrinen dem halbgebildeten, nur Emotionen ver-

langenden Volke unter der lockenden, scheinbar so harmlosen Form von Dramen und Romanen tropfenweise einflößen, indem sie einzelne Sophismen, offen oder versteckt, so unablässig wiederholen, daß dieselben endlich allgemein die Geltung von Glaubensartikeln erlangen. Viele derselben circuliren gegenwärtig auch in Deutschland, durch die Journale und eine ganze Legion von Uebersetzern (200 im vorigen Jahre!) fortwährend verbreitet und von Neuem wiederaufgefrischt. Wir können leider den sichtbaren Einfluß der französischen Ideen in unserer Contrecoupsepoche nicht läugnen, wenn wir auch die Behauptung einer Absorbirung Deutschlands durch Frankreich mit Recht als absurd zurückweisen. Das Schlimmste dabei ist, daß zur Abwehr dieses Einflusses sehr wenig geschieht und daß der heillose Dilettantismus unserer pädagogischen Schriftsteller nicht einmal unsere Jugend vor demselben sicher stellt. Was soll man dazu sagen, wenn noch immer in Schulbüchern die Erzeugnisse eines Sue, Soulié, Balzac, Karr, u. a. als Meisterwerke gepriesen werden? Es ist unglaublich, mit welcher Leichtfertigkeit man dabei verfährt. Sogar Männer, denen man sonst Sachkenntniß und pädagogische Gewissenhaftigkeit zusprechen muß, lassen sich die gröbsten Mißgriffe zu Schulden kommen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in einer der neuesten franz. Literaturgeschichten folgende Charakteristik Balzac's lies't: A une connaisance exacte de la société moderne et à un talent d'invention peu commun il joint presque toujours une tendance morale. Ses meilleurs écrits sont: Physiologie du Mariage, etc.*) Ich will den ehrenwerthen Verfasser nicht nennen. Von entschiedenen Dilettanten ließen sich wahre Monstruositäten zu Dutzenden anführen. Doch kehren wir von der kleinen Abschweifung, die mir der Lehrer im Interesse unserer Jugend gewiß gerne verzeihen wird, zum Thema zurück.

Nisard und alle Vertreter des Classicismus bezeichnen die moderne französische Literatur unbedingt als eine des Verfalls, mit denselben Charakteren, wie die der griechischen und römischen

---

*) Man vergleiche damit ein französisches Urtheil: M. de Balzac ne semble voir dans l'union de l'homme et de la femme qu'une simple association dont la volupté est l'object. Il a écrit un des livres les plus immoraux de cette époque, la Physiologie du mariage, pour prouver mathématiquement qu'aucune femme ne pouvait rester fidèle à ses devoirs et à la vertu. Menche de Loisne.

Verfallsepochen: Zerstörung aller Autoritäten und aller traditionellen Formen durch die Philosophie, Ueberhandnehmen des Materialismus, Regel- und Formlosigkeit der literarischen Gebilde, Hang zum Aberglauben und zu geheimen Wissenschaften neben ausgebildetem Pyrrhonismus. Andere und zwar die Wortführer der entgegengesetztesten Richtungen gehen noch weiter: in Folge der großen Erfindungen und Entdeckungen seit dem 16. Jahrhundert überfluthet die Gegenwart eine allgemeine Invasion der Ideen, unter deren Anarchie die moderne Civilisation zu Grunde gehen muß; *Νοῦς*, der Todesengel der alten Götterwelt, hat seine letzten Bande gesprengt und schwingt sein Flammenschwert nun auch über uns.

Prêtez l'oreille, et dites-moi d'où vient ce bruit confus, vague, étrange, que l'on entend de tous côtés?

Posez la main sur la terre, et dites-moi pourquoi elle a tressailli?

Quelque chose que nous ne savons pas se remue dans le monde: il y a là un travail de Dieu.

Est-ce que chacun n'est pas dans l'attente? est-ce qu'il y a un coeur qui ne batte pas?

Derjenige, welcher diese Worte gesprochen, Lamenais, ist mit dem verzweiflungsvollen Bewußtsein, die Wahrheit nach rastlosem Forschen nicht gefunden zu haben, und mit dem Glauben an einen „unbekannten Gott“ in das Grab gestiegen, ein Loos, welches er den kommenden Generationen prophezeit. —

Braucht man diese Befürchtungen und leider auch Hoffnungen nicht zu theilen und kann sich beruhigen in dem festen Vertrauen, daß der endliche, vollständige Sieg der christlichen Idee Gesellschaft und Literatur retten und neu verjüngen werde, so muß man doch gestehen, daß schon bevor die Sturmvögel von 1848 allseits am Horizont heraufstiegen, ein banges Harren der Zukunft nicht bloß auf Frankreich allein gelastet hat. Weshalb hat gerade der Einzelne dieses allgemeine ängstliche Gefühl so lebhaft getheilt? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Als die französische Revolution das Individuum emancipirte, ohne den innern Menschen umzugestalten, führte sie einen Bruch zwischen Intelligenz und Gewissen herbei und hob die Integrität der menschlichen Natur auf. Das freigewordene Individuum warf alle Schranken nieder und stand dann, isolirt und haltlos, auf unterwühlten Trümmern. Da

der Haß alle historischen Bande zerrissen hatte, so griff der Einzelne, um sich selbst zu retten, den Einzelnen an: die Stände hatten ihre Schutzwehren verloren, der Einzelne verlor sie auch im allgemeinen Kampfe. Und so entstand jenes allgemeine Bewußtsein der Unsicherheit und Zerfallenheit, so der mit Recht atomistisch genannte Zustand der modernen Gesellschaft.

Die Geschichte dieses Bruches und dieses Zerstörungsprocesses liegt in der französischen Literatur offen zu Tage; in keiner der europäischen Literaturen hat die Abwesenheit eines innern moralischen Princips eine so allseitige Zerfahrenheit und Leichtfertigkeit, eine solche Sündfluth von Enormitäten aller Art hervorgerufen. Die literarische Industrie hat von 1830 bis 1848 ungehemmt an der Demoralisation des Volkes gearbeitet; von keinem großen Schriftsteller, von keinem historischen Ereignisse aus ihrer moralischen Apathie aufgerüttelt, haben die Franzosen sich Alles bieten lassen und zu Allem applaudirt. Kein Sophisma kann es wegläugnen, daß die sittliche Entwickelung mit den Fortschritten der Wissenschaften und den Verbesserungen der materiellen Zustände nicht gleichen Schritt gehalten habe. L'état matériel s'améliore, schrieb der Nestor der modernen französischen Literatur schon vor zwölf Jahren, le progrés intellectuel s'accroît, et les nations, au lieu de profiter, s'amoindrissent: d'où vient cette contradiction? — C'est que nous avons perdu dans l'ordre moral. En tous temps il y a eu des crimes: mais ils n'étaient point commis de sang-froid, comme ils le sont de nos jours. A cette heure ils ne révoltent plus, ils paraissent une conséquence de la marche du temps; si on les jugeait autrefois d'une manière différente, c'est qu'on n'etait pas encore, ainsi qu'on l'ose affirmer, assez avancé dans la connaissance de l'homme; on les analyse actuellement: on les éprouve au creuset, afin de voir ce qu'on peut en tirer d'utile, comme la chimie trouve des ingrédients dans les voiries. Les corruptions de l'esprit, bien autrement destructives que celles des sens, sont acceptées comme des résultats nécessaires; elles n'appartiennent plus à quelques individus pervers, elles sont tombées dans le domaine public. — Voilà comment s'explique le dépérissement de la société et l'accroissement de l'individu: Si le sens moral se développait en raison du développement de l'in-

telligence, il y aurait contre-poids et l'humanité grandirait sans danger, mais il arrive tout le contraire: la perception du bien et du mal s'obscurcit à mesure que l'intelligence s'éclaire, la conscience se retrécit à mesure que les idées s'élargissent."

(Mém. d'Outre-Tombe).

Die auffallende Verschlimmerung der moralischen Zustände in Frankreich beweisen die Verhandlungen der Tribunale und die Register der Spitäler und Findelhäuser, ohne von der neuesten Zeitgeschichte zu sprechen. Zu wiederholten Malen haben gewichtige Stimmen auf die zunehmende Verwilderung der untern Volksklassen aufmerksam gemacht; mehrmals schon erklärten die Journale, die Zahl der Selbstmorde nicht mehr registriren zu können*); dabei werden früher unbekannte Combinationen von Verbrechen immer häufiger. Diesen Thatsachen und Zuständen gegenüber wollen nun Guizot und seine deutschen Ueberzeugungsgenossen die Suprematie des franz. Geistes und der franz. Civilisation durch das schönklingende Argument begründen: daß in Frankreich die individuelle und sociale Entwickelung, der Mensch und die Gesellschaft, stets gleichen Schritt gehalten. Die Franzosen besitzen seit Olims Zeiten das Privilegium die Phrasiers von Europa zu sein, hatten ja doch schon die Römer Respect vor dem „argute loqui" der Gallier; und wir können Guizot's Argument der langen Liste der „grand mots" hinzufügen, mit welchen sie so oft den Nachbarvölkern Sand in die Augen gestreut haben. Die Ueberlegenheit der Franzosen wollen wir acceptiren, puisque supériorité y a, dieselbe aber historisch berechtigt in dem Rückschreiten der Gesellschaft und der gleichmäßig vorangeschrittenen Emancipation und Verschlechterung des Individuums setzen. Uebrigens würde Guizot selbst, wie sich in der Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Studie über Corneille zwischen den Zeilen lesen läßt, seine Behauptung gegenwärtig nicht mehr wiederholen.

---

*) Seit 1848 durchschnittlich 3600 Selbstmorde jährlich; in den zwanziger Jahren 15 — 1600! Ph. Chasles sagt: Il est convenu que la civilisation actuelle fait des progrès; puis, lorsque cette civilisation matérielle donne un résultat de crimes effrayants, lorsqu'il est prouvé par les tables judiciaires que le peuple devient plus vicieux, on cache ces tables, on voile ces résultats; — on se fait mutuellement signe de se taire. Es kamen im vorigen Jahre auf 34,049 Geburten in Paris 10,833 uneheliche.

Die Literatur, sagt Goethe, verdirbt sich nur in dem Maaße, als die Menschen verdorbener werden; man kann allgemeiner sagen, Literatur und Volk haben denselben ethischen Gehalt; denn die Literatur ist eine Kristallisation desselben Zeitgeistes, der im sittlichen Leben zu Tage tritt. Wenn wir daher den sittlichen und socialen Zuständen Frankreichs auf den Grund sehen wollen, so müssen wir diejenigen literarischen Ideen kennen, welche vorzugsweise diese Zustände bestimmen und herbeiführen.

Die Hauptaufgabe unserer Zeit ist, nach Michelet's neuester Schrift: Les femmes de la révolution, der Kampf des Neuen gegen das Alte oder „la guerre de la jeune foi sociale de l'occident contre le christianisme barbare de l'orient". Schon früher hatte Michelet in seiner Introduction à l'histoire universelle gesagt: „Le christianisme a fait son temps, désormais c'est au verbe social qu'appartient l'avenir". Der christliche Logos hat sein Werk vollendet, der sociale wird eine neue, reinere Religion schaffen und in Frankreich diese neue Offenbarung zur Enthüllung kommen. „Au point du plus parfait mélange des races européennes, sous la forme de l'égalité dans la liberté, éclate ce verbe social. Sa révélation est successive, elle doit transporter le ciel sur la terre, et c'est à la France qu'il appartient de faire éclater cette révélation nouvelle et de l'expliquer". Die Revolution, sagt Michelet, ist nicht die natürliche Entwickelung der christlichen Idee, sondern vielmehr der Protest gegen dieselben. „Si la révolution était cela, rien de plus, elle ne serait pas distincte du christianisme, elle en serait un âge; elle serait son âge viril, son âge de raison . . . . Mais non, il n'en est pas ainsi. La lutte n'est que trop réelle. Ce n'est pas ici un combat simulé entre le même et le même. Il y a deux combattants, deux principes, deux esprits, l'ancien et le nouveau . . . . La révolution n'est autre chose que la réaction tardive de la justice contre le gouvernement de la faveur et de la religion de la grâce". Während Michelet die neue Offenbarung von einer französischen Revolution erwartet, hofft Quinet (Génie des religions), daß Jung-Amerika der Welt dieselbe geben werde. L'Asie et l'Europe ont fait leur temps, elles ont passé avec leur religion: l'Amérique est encore neuve, c'est à celle qu'est réservé le rôle de donner naissance à la

nouvelle religion qui réconciliera le génie de l'orient et celui de l'occident. (Die Mormonen haben gegenwärtig dieses Mirtum-Compositum schon geliefert und den unbefriedigten Genius des Occidents endlich durch Einführung der Polygamie mit dem Orient versöhnt.)

Vom Christenthum wird vielleicht nur noch die Bibel aus Utilitätsrücksichten bleiben: L'Evangile, sagt Alphonse Esquiros (Hist. des Montagnards), demeurera un livre éternel, dans lequel les chartes et les codes publics iront chercher le germe de quelques lois utiles à l'humanité, voilà tout. A la philosophie, à la science politique appartient désormais le droit d'organiser la démocratie et de continuer l'oeuvre de nos pères". — Das große Werk der jetzigen und der künftigen Generation besteht aber zuvörderst in der Vernichtung der Monarchien. Kein König findet Zutritt in das neue Jerusalem: Jehova (in Quinet's Ahasverus) weist sie an den Thoren mit den Donnerworten zurück: „Arrière, arrière! loin d'ici! Vous avez assez longtemps rongé, comme le comte Ugolin, le crâne de mes peuples! Maudits, disparaissez! Je ne veux point de vous dans ma nouvelle cité! — Mit der letzten Monarchie wird das Christenthum in das Grab steigen zu der todten orientalischen und griechischen Welt, und Christus, verlassen und allein am leeren Himmelsgewölbe ausrufen: „Le doute remplit ma coupe et mouille mes lèvres. Si je ne mettais pas le doigt dans ma plaie, ma bouche ne saurait plus dire mon nom, et le Christ ne croirait plus au Christ! Qui ai-je été? qui suis-je? qui serai-je demain? Verbe sans vie ou vie sans verbe; monde sans dieu ou dieu sans monde? Même Néant . . . . tout est fini, mets-moi dans le sépulcre de mon père . . . . Le ciel est vide, je suis seul au firmament. L'un après l'autre tous les anges on plié leurs ailes, comme l'aigle quand il est devenu vieux. Ma mère Marie est morte et mon père Jéhova m'a dit sur son chevet: Christ, mon âge est venu. J'ai vécu assez de siècles en siècles . . . . J'ai froid . . . ., je suis las . . . ., j'ai soif. Ma vieillesse est trop grande, je ne vois plus même ton auréole. Va! ton père est mort, et le firmament a secoué son dieu de sa branche comme le figuier ses feuilles."

Alsdann wird der Mensch erst wahrhaft frei werden und in

dieser Freiheit zur Vollkommenheit seines Ideals gelangend an die Stelle der Gottheit treten: „Avec le temps, et par les lumières que j'aurais acquises, par le perfectionnement de ma liberté, je me sacrifierai, j'idéaliserai mon être, et je deviendrai le chef de la création, l'égal de Dieu .... Dequel droit Dieu me dirait-il encore: Sois saint, parceque je suis saint? Esprit menteur, lui répondrais-je, Dieu imbécile, ton règne est fini. Cherche parmi les bêtes d'autres victimes .... Père éternel, Jupiter ou Jéhova, nous avons appris à te connaître: tu es fou, tu fus, tu seras à jamais le jaloux d'Adam, le tyran de Prométhée. Maintenant te voilà détrôné et brisé. Ton nom si longtemps le dernier mot du savant, la sanction du juge, la force du prince, l'espoir du pauvre, le refuge du coupable repentant, eh bien! ce nom incommunicable, désormais voué au mépris et à l'anathème sera sifflé parmi les hommes. Car Dieu c'est sottise et lâcheté; Dieu, c'est hypocrisie et mensonge; Dieu, c'est tyrannie et misère. **Dieu, c'est le mal.** Tant que l'humanité s'inclinera devant un autel, l'humanité, esclave des prêtres, sera reprouvée ... Dieu, retire-toi! car dès aujourd'hui, guéri de ta crainte et devenu sage, je jure, la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience!

Will man Wronski's (Prodromus. Préface) Ueberzeugung theilen, daß seit dreihundert Jahren dämonische Influenzen die christlich-romanische Welt unterwühlen, so kann man hier einen Ausbruch derselben erkennen. Proudhon's fürchterliche Blasphemien sind nicht im Delirium geschrieben, sie sind nur strenge Consequenzen des Philosophismus des 19. Jahrhunderts: die ganze Literatur hat seinen Eid mitgeschworen. Sie sind nicht einmal neu, denn die Encyclopädisten lehrten auch schon: La cause universelle, ce Dieu des philosophes, des juifs et des chrétiens, n'est qu'une chimère et un fantôme. — L'imagination enfante tous les jours de nouvelles chimères qui excitent les mouvements de la terreur, et tel est le fantôme de la divinité. (Freret, Lett. de Thrasyb. p. 164, 254). Freret's „fantôme" erscheint dem Proudhon als „spectre"; und Voltaire's „Ecrasez l'infame"! die sacramentale

Formel auf dem Banner der Literatur des 18. Jahrhunderts heißt nach heutiger Lesart: „Dieu, c'est le mal"!

In Deutschland hegen trotzdem Manche noch die irrige Meinung, der Kampf der heutigen Voltairianer gelte bloß dem dogmatischen Christenthume und sei nichts anderes, als das gewaltsame Streben der christlichen Idee, die Fesseln der alten Dogmen abzuwerfen und eine mehr Freiheit gewährende, „dem intellectuellen Fortschritte des Jahrhunderts angemessenere" Neugestaltung anzunehmen. Mayer nimmt z. B. Quinet in Schutz, „weil er im Christenthume eine Transformation ahne, das Christenthum selbst aber nicht abschaffen wolle". Es ist schwer einzusehen, wie das Christenthum mit Quinet's Gott existiren kann, der weiter nichts ist, als die sogenannte Transformationskraft der Materie. „La matière a donné naissance à tous les êtres corporels; sa puissance de transformation, qui est Dieu, a passé dans l'homme; par elle il créa les religions et les sociétés qui naissent les unes des autres *). (Génie des religions). In welcher Weise die neue Offenbarung die Transformation des Christenthums versteht, mögen noch einige Dogmen derselben zeigen:

Nach Sand (Consuélo) ist Satan „une pâle et douloureuse figure, soeur du Christ, l'ami des hommes. — Dans le combat avec Lucifer, Dieu ne l'a pas détruit. Homme aveugle, vous n'en voyez pas la raison: c'est que Dieu combattait Dieu; c'était la lutte d'une portion de la divinité contre l'autre. Hiermit sind wir bis zu Zoroaster vorwärts gedrungen. Der Dualismus ist jedoch nicht das letzte Wort von Sand's Philosophie; dieses läßt sie im „Spiridion", welcher das vollständige Glaubensprogramm ihrer „société idéale de l'égalité" enthält, durch den Hebronius aussprechen: Dans la nature d'esprit d'Hébronius l'idée d'un Dieu pur esprit, tirant de luï-même le monde matériel et pouvant le faire rentrer en lui par un anéantissement pareil à sa création, lui semblait être le produit d'une imagination malade. Als Grund fügt er hinzu: car l'homme peut-it concevoir qu'on fasse de rien quelque chose

*) Die allerneueste deutsche Philosophie ist mit einer andern Terminologie auf denselben Standtpunkt angelangt. Nach Schopenhauer und Pomtow ist der Wille das innerste Wesen der Kraft und der göttliche Wille immanent der Materie, dem Kleide oder Leibe der göttlichen Allpersönlichkeit.

et de quelque chose rien? Alphonse Karr ist zu derselben Ueberzeugung gekommen, allein aus dem Grunde, weil es ihm lächerlich vorkommt, sich un Dieu dans le vide, un créateur oisif zu denken: man stelle sich einmal seine Langeweile vor. Karr reicht hier unserm Lessing die Hand, der ebenfalls, wie Jacobi (Ueber die Lehre des Spinoza p. 36) berichtet, „mit der Idee eines persönlichen, schlechterdings unendlichen Gottes eine solche Vorstellung von unendlicher Langeweile verband, daß ihm Angst und Wehe dabei wurde". Allerdings, sagt Karr, gibt es einen Gott, allein keinen solchen, der als Polizeicommissär speciell damit beauftragt ist, die Verletzungen der von den Menschen selbst gemachten Gesetze zu bestrafen, sondern einen Gott, von dem wir selbst einen Theil ausmachen und den wir mit der Luft einathmen „un Dieu qui est à la fois l'eau qui roule et le vent qui mugit, et la fleur qui s'ouvre au soleil et l'abeille qui se roule dans le calice de la fleur. Ce Dieu, h a s a r d, n a t u r e, comme nous voudrez l'appeler, comment voulez-vous l'offenser! Kurz vorher sagt er: Je ne vous dirai pas que Dieu vous punira, pour cela il faudrait admettre qu'un homme puisse offenser Dieu, que Dieu eût nos vanités et nos passions. — Ne croyez pas que vos prières puissent être agréables à Dieu, et qu'il vous en doive de la reconnaissance; pas plus que vos injures ni vos blasphêmes ne peuvent l'émouvoir". Nach Karr gibt es keine göttliche Ordnung in der Welt, keine in der Geschichte; die Menschheit ein Spielball des Zufalls schafft sich selbst alle ihre Geschicke. Regardez autour de vous, et t o u t v o u s d i t l' i n d i f f é r e n c e d e D i e u p o u r l' h o m m e. Les objets de vos plus grandes terreurs, de vos plus grandes répugnances sont parés de brillantes couleurs . . . . Cette eau croupie dont vous détournez, regardez-la de près; elle est couverte d'une végétation gracieusement découpée et du vert de l'émeraude. Osez quelques instants arrêter vos regards sur un cadavre; oubliez que vous êtes homme et que vous deviendrez bête, ou plutôt songez que cet objet de votre horreur, ce que vous appelez la mort, n'est qu'un changement de forme, qu'en cessant d'être homme vous devenez arbre, fleur, oiseau; songez que la mort n'est pas un désordre, ni un mal, mais une tansition. Et dites-le: où avez-vous jamais vu de plus riches couleurs que sur le cada-

vre*)? Die Bewunderung, mit welcher sich Karr am Anblicke eines verwesenden Leichnams weidet, ist keine zufällige. Bekanntlich theilen eine Menge französischer Romanciers, Karaiben, wie sie Alfred Crampon nennt, die Lust, auf Kirchhöfen und Schindangern unter Cadavern herumzuwühlen. Gautier, der Führer der sogenannten „Phantaisistes“ (sie haben jetzt ein eigenes Journal: le Divan, rédigé par l'élite (!) des jeunes écrivains de notre temps), excellirt besonders darin. Eines Tages begibt er sich nach Montfaucon. Ein Fest wartet seiner Augen: in einem Hofe „entre les murs les plus croustillants du monde, murs où la moisissure cotonne, en peluche rouge“ findet er das Gerippe eines halbgeschundenen Pferdes. „Quelle trouvaille! quel bonheur . . . la peau était déjà presque à moitié détachée et la chair luisait au soleil sous la moiteur sanglante. On ne peut rien imaginer de plus splendide; c'étaient des tons nacrés, roses, laqueux, violets, bleu de ciel, vert-pomme, argentés comme le plus beau et le plus riche coquillage. Bloß seinen Farben, seinem Fleische verdankt es der Mensch, daß sich Gautier und die literarischen „Roués“ mit ihm beschäftigen. Er macht, um die „femme blonde“ des Rubens zu sehen, absichtlich eine Reise nach Holland und verfolgt einen schönen Nacken stundenlang „pour donner une fête à ses yeux et chercher à graver dans son souvenir, comme une belle strophe ou un beau tableau une nuque charmante qu'il ne devra plus revoir“.

Alphonse Crampon bezeichnet den crassen, modernen Materialismus sehr treffend: „Jean Jacques ne rétrogradait qu'à l'état sauvage, nos jeunes novateurs remontent au cinquième jour de la Genèse; c'est même de leur part quelque peu de modération, et à leur amour du féroce, du truculent, des touches heurtées, des tas de couleurs jetés au hasard, je les soupçonne fort de regretter le chaos“.

Ich verzichte darauf, noch weiter, auch an den Dichtern, nachzuweisen, daß die gegenwärtige schriftstellernde Generation die Ency-

*) In Schwob-Dolle's franz. Chrestomathie (für die Jugend) wird Karr folgendermaßen charakterisirt: A. Karr se distingue avantageusement au milieu de cette génération d'auteurs contemporains qui, chargés de pourvoir au jour le jour à la dévorante consommation des cabinets de lecture, jettent par bribes, dans des ouvrages improvisés, des échantillons de leur talent et de leurs travaux (!).

clopädisten in ihrer antichristlichen Richtung repetirt und noch überbietet; ich bemerke nur, daß selbst der Lieblingsdichter der Franzosen keine Ausnahme macht. Beranger's Standpunkt liegt vollständig in seinen Worten

Sur la croix que son sang inonde
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.

(Les Fous.)

Welche praktischen Consequenzen dieser Lehren der Gesellschaft drohen, haben die letzten Jahre auch dem hartnäckigsten Optimisten klar machen müssen. Derselbe Proudhon, welcher proclamirte: Dieu, c'est le mal! schleuderte auch die Sätze: „La famille, c'est la prostitution. — La propriété, c'est le vol“ als Brandfackeln unter das Volk. Mager spricht irgendwo von dem Schauder, den die romanischen Nationen empfinden, so oft ihnen das wahrhaft geistige Antlitz von Deutschland gezeigt wird: gegen dergleichen Schauder ist die Haut der Franzosen schon längst hürnen; sie können uns mehr als einen Medusenkopf à la Feuerbach und Stirner entgegenhalten, und noch dazu mit einer Guillotine als Rahmen. Des vérités, sagt Balzac, ne sortent de leurs puits que pour prendre des bains de sang! —

Es ist natürlich, daß die herrschenden „idées du siècle“ in vielen Köpfen die ganze Auffassung der Geschichte und der Geschichtschreibung umgestalten und verkehren mußten. Lamartine definirt in seinen „Girondins“ die Geschichte als ein „récit vivifié par l'imagination, réfléchi et jugé par la sagesse“, weshalb seine historischen Werke auch als reine Phantasiestücke erscheinen. Von weiser Objectivität, die wir am wenig nachgeahmten Barante so sehr bewundern, ist keine Spur darin. Thierry, der vielgerühmte „Homer der Geschichte“, will die Geschichte zu einem Plaidoyer für die verschiedenen politischen Parteien machen. Hier ist sein Programm: „Ce que je lui demande, c'est de rechercher la racine des intérêts, des passions, des opinions qui nous agitent, nous rapprochent ou nous divisent; d'épier et de suivre dans le passé la trace de ces émotions irrésistibles qui entraînent chacun de nous dans nos divers partis politiques, élèvent nos esprits ou les égarent. Von Michelet war es nach seiner oben angeführten Definition der Aufgabe unseres Jahrhunderts zu erwarten, daß er die Geschichte zum Kampfplatze für die Interessen der Revolution benu-

ßen würde. Aus seiner Schule ging eine Schaar begeisterter Panegyriker der Revolution von 1792 hervor; den Lehrer hat jedoch keiner übertroffen. Man urtheile aus folgender, sehr bezeichnenden Stelle (Histoire de la Révolution): „Sur son drapeau de guerre, la révolution écrivit la paix . . . . Ce caractère profondément pacifique, bienveillant, aimant de la révolution, semble un paradoxe aujourd'hui, tant on ignore ses origines, tant sa nature est méconnue, tant la tradition au bout d'un temps si court se trouve déjà obscurcie! . . . Ce fut sa glorieuse erreur, sa faiblesse touchante et sublime; la révolution, il faut l'avouer, commença par aimer tout. — Ueber Louis Blanc, A. Esquiros und Consorten mag ich kein Wort verlieren. Die Thätigkeit dieser Geschichtschreiber ist um so verderblicher gewesen, da viele derselben Jahre lang als Universitätslehrer fungirt haben. Selbst Männer wie Guizot sehen wir eine Zeit lang auf Abwege gerathen. Guizot gehörte mit Cousin, Jouffroy, Dubois u. a. seit 1825 zur Redaction des Globe, welcher nach der durch Chateaubriand so mächtig geförderten religiösen Renaissance die encyclopädistische Tradition zuerst wieder aufnahm und die Emancipation auf den Gebieten der Politik, der Literatur und der Religion verfocht.*) In dem berühmten Artikel der Nr. 11: „Comment les dogmes finissent“ kündigte Dubois das Manifest der „vérité nouvelle“ als vollständige Negation des positiven Christenthums an. Später, als Staatsmann, sah Guizot praktisch ein, daß die Gesellschaft bei reinen Negationen nicht bestehen könne und er bekämpfte nun dieselben Tendenzen, welche er früher so entschieden vertreten hatte. In folgender Stelle jenes denkwürdigen Manifestes ist das ganze Streben der Mehrzahl der französischen Schriftsteller aufgedeckt: „Nous sommes de ceux auxquels une foi nouvelle s'est fait pressentir; de ceux qui ont foi à la vérité et à la vertu; de ceux qui libres du soin déjà rempli de réfuter le vieux dogme, se sentent appelés à découvrir et à propager la doctrine nouvelle à laquelle toutes les intelli-

*) Die Revue Indépendante setzte 1841 die unterbrochene Ueberlieferung des Globe fort und reproducirte als Tendenzprogramm das Manifest von 1825. Die Redacteure Pierre Leroux, Georges Sand und Louis Viardot fügten jedoch als neue Tendenz die Emancipation der Frauen hinzu, für welche sie laut die „liberté d'aimer“ verlangten.

gences aspirent à leur insu, qui remplacera le vide laissé par l'ancienne et terminera l'interrègne illégitime de la force.“ Bei dem tendenziösen Charakter der ganzen Literatur und bei der großen Zahl der Schriftsteller, die das alte Dogma abgethan haben, wird man schwerlich irgend ein Werk der französischen Geschichtschreiber und Romanciers lesen, ohne auf Formeln dieser neuen Doctrin zu stoßen; allerdings suchen bloß die Socialisten und Communisten dieselbe in systematischer Weise. Von diesen Formeln, den sogenannten unterirdischen Ideen unseres Jahrhunderts, haben wir bereits diejenigen kennen gelernt, welche man füglich als die „letzten Worte“ der neuen Wahrheit bezeichnen kann: wir wissen, daß hinter dem Isisschleier, der diese Wahrheit noch dem Volke verhüllt, das grasse Gespenst des Atheismus lauert.

Die vorhergegangene Untersuchung berechtigt uns kurzweg zu sagen: die ethische Grundlage des größern Theiles der französischen Literatur ist eine Negation der Principien der christlichen Moral, allein es ist zu interessant, die französische Dialectik auf diesem Gebiete sich ausdrücken zu hören, als daß wir uns mit dieser kurzen Abfertigung begnügen sollten; außerdem können wir nur nach genauerer Kenntnißnahme dieser Dialectik über deren sociale Bedeutung urtheilen.

Zuvörderst die Bemerkung, daß hier eine gewisse Seite der französischen Literatur nicht besprochen werden soll, indem ich den Leser nicht in Pfützen und Schlammbäder zu führen gedenke. Es mag genügen, über die Vertreter dieser Richtung G. Planche's treffendes Urtheil zu vernehmen: „Ils observent magistralement les vices les plus odieux et expriment gravement les impuretés les plus révoltantes. Les combinaisons inconcevables de la volupté sont assez de leur goût, leur imagination est un reflet amoindri de celle de de Sade, leur esprit d'observation est à peu près le même que celui des „Liaisons dangereuses“, seulement il n'est aussi ferme ni aussi moral. Race ignorante d'ailleurs, ils ont la science des temps de décadence, la science de Suétone et de Pétrone, de Rétif de la Bretonne et de Laclos. Voilà quels sont leur lecture favorite et leurs maîtres chéris. Ils ont la science des temps de décadence, et cette science qui a fait déjà de beaucoup d'entre eux de petits

Héliogabales de bas étage, peut un jour ou l'autre en faire de petits Nérons."

Die deutsche Literatur hat noch immer den erfreulichen Unterschied von der französischen, daß Roman und Drama die Huldigungen der Liebe fast nur der Jungfrau widmen, während die überwiegende Mehrzahl der französischen Schriftsteller den Ehebruch als Hauptmotiv zu Grunde legt. Die christlichen Begriffe von der Liebe und von der Ehe sind in der französischen Literatur schon längst fossil geworden und existiren nur noch als antediluvianische Producte hie und da in einem obscuren Raritätencabinette. Unter den jetzt herrschenden Ansichten über die Ehe hat man die Wahl zwischen der Proudhon'schen: „Le mariage, c'est la prostitution", oder der von Georges Sand: „Le mariage est un dégradant servage." — „Le mariage, sagt Sand, est toujours, selon moi, une des plus odieuses institutions. Je ne doute pas qu'il ne soit aboli, si l'espèce humaine fait quelques progrès vers la justice et la raison. Un lien plus humain et non moins sacré remplacera celui-là, et saura assurer l'existence des enfants qui naîtront d'un homme et d'une femme, sans enchaîner à jamais la liberté de l'un et de l'autre." Die wahre Liebe, das wahre Glück findet sich nur im Concubinate. Zu ihrem Buhlen sagt die „freie Frau": Sache que j'aurai pour toi un amour dont tu n'as pas l'idée, et que jamais je n'aurais soupçonné, si je t'eusse épousé loyalement et si j'eusse vécu avec toi en paix au sein de ta famille.

Die gelesensten Schriftsteller, besonders Balzac und Soulié, schildern nicht selten gerade den Mann als den unglücklichsten, welcher eine tugendhafte, pflichtgetreue Gattin besitzt. Gibt es aber auch wohl etwas Langweiligeres für einen lebenslustigen Mann, als einen lebendigen Sittencontrast, eine laute oder stillschweigende Opposition gegen den eigenen Lebenswandel fortwährend vor sich zu haben und hat Balzac nicht Recht, wenn er von einem so heimgesuchten Gatten sagt: Son malheur était immense, car il ne pouvait même pas se plaindre? Qu'avait-il à dire? Il possédait une femme jeune, jolie, attachée à ses devoirs, vertueuse, le modèle de toutes les vertus. Es ist daher auch ganz in der Ordnung, wenn der junge Herr seine unausstehlich tugendhafte Frau verläßt und mit einer Courtisane umgeht. — In Be-

treff der Frauen sagt Soulié (le Conseiller d'État): „Une femme peut, quand les devoirs du mariage sont devenus trop lourds pour elle, les jeter à bas. Camilla, die dieser Ansicht ist, geht zu ihrem Geliebten „et lui tendant la main avec un sourire triste et doux, un regard confiant et serein, elle lui dit: „Je viens vous demander si vous voulez m'emmener en Italie avec vous." Soulié fügt hinzu: Que celui de vous qui est sans péché jette la première pierre à cette femme.

Seit Victor Hugo gezeigt hat: combien l'homme est injuste et le fait social absurde, lorsqu'ils flétrissent la courtisane, ist das Freudenmädchen im Drama und im Romane vollständig rehabilitirt*) und ein Favoritcharakter der Schriftsteller geworden; man hat nicht bloß die vornehme Courtisane, sondern auch die accrocheuses und die Gefährtinnen der Bagnoflüchtlinge verherrlicht (Sue's Fleur-de-Marie, Balzac's Esther u. a.). Die „Transformationskraft" unserer Zeit scheint die alte Chevalerie in einer sonderbaren Umgestaltung unter den modernen Rittern von der Feder wieder hervorgerufen zu haben. —

Es wird nicht überraschen, wenn wir unter den aufgegebenen moralischen Positionen die bisherigen, „veralteten" Begriffe von der Freundschaft und von der kindlichen Liebe finden. Die Freundschaft: c'est un sentiment bâtard dont la nature n'a pas besoin, une convention de la société que le coeur a adopté par égoisme. (A. Dumas). Die kindliche Liebe: Raymond aimait sa mère à cause du besoin qu'il avait d'elle et du bien-être qu'il en recevait; c'est ainsi que tous les enfants aiment la leur. (Sand)**).

Wie in der Kenntniß des innern Menschen überhaupt, so sind wir auch in der seiner Rechte noch weit zurückgewesen; wir hängen noch an einer Menge confuser Vorurtheile. So ist z. B., nach der Beweisführung vieler franz. Literaten, der Selbstmord nicht allein

---

*) Was diese Rehabilitation bisher gehindert hat, ist nach Sand (Lélia): un reste de cette insurmontable puissance de la vanité sociale qui s'appelle l'honneur!

**) Man sieht, daß selbst der seichte Helvetius noch Nachbeter hat. Auch Karr sagt: Une triste expérience vous fera voir que l'amour est une fiction, l'amitié une duperie, les vertus un pacte que chaque homme exige des autres sans s'y soumettre lui-même.

ein Hauptvorrecht, sondern unter Umständen sogar eine Pflicht des Menschen. Ich citire bloß Sand: „Ce qui fait la principale supériorité de l'homme sur la brute, c'est de comprendre où est le remède de tous les maux. Et ce remède, c'est le suicide. Le baptème du malheur a assez purifié nos âmes; rendons-les à celui qui nous les a données. — Quand la vie d'un homme est nuisible à quelques-uns, à charge à lui-même, inutile à tous, le suicide est un acte légitime, et qu'il peut remplir, sinon sans regret d'avoir manqué sa vie, du moins sans remords d'y mettre un terme. (Sand, Indiana. Jacques.) Wird es jetzt klar, weshalb sich die Zahl der Selbstmorde in Frankreich im Vergleich zu 1820—30 mehr als verdoppelt hat?

Wir sind mit den neuen Wahrheiten noch nicht zu Ende und werden sogleich den Criminalcoder der Zukunft in einigen seiner Hauptparagraphen kennen lernen. Victor Hugo und eine Reihe seiner Nachtreter haben in ihren Dramen und Romanen den Grundsatz geltend gemacht, daß ein einziges „reines Gefühl“ auch den verworfensten Menschen (einen Banditen, eine Giftmischerin, einen Mörder) nicht bloß entschuldige, sondern sogar zu einem großen und schönen Charakter mache. Man kennt Victor Hugo's Formel, nach welcher er mehrere Hauptcharaktere seiner Dramen geschaffen hat: „Prenez la difformité morale la plus hideuse .... mêlez à toute cette difformité morale un sentiment pur .... et le monstre intéressera, et le monstre fera pleurer, et cette créature qui faisait peur, fera pitié, et cette âme difforme deviendra presque belle à vos yeux.“ Man kennt ebenfalls die Blasphemie am Schlusse seiner Vorrede zu seiner Lucretia Borgia „A la chose la plus hideuse mêlez une idée religieuse, elle deviendra sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous aurez la croix“. Durch Hugo lernten die Franzosen allerdings schon Lucretia und ähnliche fast schöne Charaktere bewundern, allein sie drangen noch nicht bis zur vollständigen Wahrheit vor. Diese entfaltete sich erst in Fr. Soulié, dem unsterblichen Verfasser der „Zwei Leichname“. Frankreich kann stolz auf einen Mann sein, der unter den Weltweisen aller Nationen und Zeiten folgende zwei Sätze zuerst ausgesprochen hat:

1. Der Verbrecher ist der vollkommenste Mensch.
2. Die übrigen ordentlichen moralischen Menschen sind eigentlich ganz jämmerlich constituirte Geschöpfe.

Denselben gemäß stellt der französische Philosoph für den Criminalcoder des zwanzigsten Jahrhunderts vorläufig bloß zwei neue Gesetze auf: §. 1. Ein Mensch der in der Zorneshitze einen Todtschlag begeht, verdient den Tod. §. 2. Ein Meuchelmörder dagegen, welcher Jahre lang über einen Racheplan brütet und ihn endlich mit sicherer Hand ausführt, muß als ein mit höhern Gaben ausgestatteter Mensch, als ein Juwel der Menschheit, der Gesellschaft erhalten (conservé) werden. — Der unbestimmte Begriff „conservé“ wird mit der Zeit wohl noch weiter entwickelt und vielleicht in „patenté“ umgestaltet werden. Hier ist Soulié's Argumentation:

„La loi a été en tous points hors de justice et du bon sens, et nous avançons que celui-là vaut mieux, qui peut concevoir, méditer et préparer une vengeance pendant de longues années, que l'étourdi qui, sous le coup de sa colère, frappe sans voir et sans savoir. Celui-là est un homme d'une précieuse nature, à qui une pensée peut rester longtemps au coeur, y mûrir, s'y étendre et s'y accomplir comme elle a été résolue; et celui-ci est une méprisable créature, qui fait au hasard tout ce qu'il fait sous l'inspiration, qui ne lui laisse ni concevoir, ni méditer, ni diriger son action. Et si cela est vrai, gardez à la nature supérieure sa supériorité, même quand elle arrive au crime, et, puisque la loi avait à faire un choix entre ces hommes, elle aurait dû au moins conserver les mieux constitués.“ (Advocaten mögen sich diese Argumente für die nächste „cause célèbre“ merken.)

Die Gefängnisse müssen geschlossen oder wenigstens die Criminalgesetze vollständig umgeändert werden. Wie oft hat nicht die gefühllose Justiz in einem galeerenflüchtigen Verbrecher einen edeln Menschen verdammt und der Gesellschaft entzogen.*) Nehmen wir einmal den „Chourineur“ (assassin) Eugen Sue's. Man kann sich keine ehrlichere, biederere Haut denken; im Bagno und im tiefsten Elende bewahrt er seine edle Gesinnung. Zuweilen mordet er zwar, so eines Tages auf der Wache seinen Sergeanten und etliche Soldaten; aber was kann er dafür? Er wird jedesmal unfreiwillig von

*) Wenn ein Mensch außerhalb der Gesellschaft steht, so liegt, nach V. Hugo und anderen Romanciers, die Schuld an den absurden gesellschaftlichen Zuständen: es ist Sache des modernen Schriftstellers, den Verachteten zu rehabilitiren. cf. die Vorrede zu Angelo.

einer unwiderstehlichen Leidenschaft dazu hingerissen: der arme Mann ist Mörder aus Temperament, wie ein Anderer nervös oder scrophulös ist. Beim Anblicke des Blutes flimmerts ihm vor den Augen, und er verliert den Kopf; voilà tout. Hört doch den wackern Mann selbst:

„Quand le sang me monte aux yeux, il faut que je frappe. Quand j'ai eu environ seize ans, est-ce que ce n'est pas devenu pour moi une rage, une passion de chouriner (égorger)? J'en perdais le boire et le manger, je ne pensais qu'à cela. Il fallait me voir au milieu de l'ouvrage! A part un vieux pantalon de toile, j'étais tout nu. Quand, mon grand couteau bien aiguisé à la main, j'avais autour de moi, je ne me vante pas, jusqu'à quinze et vingt chevaux qui faisaient queue pour atteindre leur tour, tonnerre! quand je me mettais à les égorger, je ne sais pas ce qui me prenait . . . c'était comme une furie; les oreilles me bourdonnaient, je voyais rouge, tout rouge, et je chourinais . . . et je chourinais . . . jusqu'à ce que le couteau me fût tombé des mains, tonnerre! . . . C'était une puissance! J'aurais été millionnaire, que j'aurais payé pour faire ce métier-là. Quand j'ai eu seize ans, cette rage est devenue si forte, qu'une fois en train de chouriner, je devenais comme fou et je gâtais l'ouvrage.“ *)

Es versteht sich von selbst, daß in unserer schwächlichen Zeit der Revalenta arabica die Frauen zu solchen energischen Menschen die heftigsten Leidenschaften fassen: die Römerinnen der Kaiserzeit sollen nichts voraushaben.**) Um nicht gerade allbekannte Beispiele

*) Zur Vervollständigung des Eindruckes noch folgende Stelle: Un jour mon sergent me bouscule pour me faire obéir plus vite; il avait raison car je faisais le clampin; ça m'embête; je regimbe; il me pousse, je le pousse; il me prend au collet, je lui envoie un coup de poing. On tombe sur moi; alors la rage me prend, le sang me monte aux yeux, j'y vois rouge . . . . j'avais mon couteau à la main, j'étais de cuisine, et allez donc! . . . . Je me mets à chouriner . . . . à chouriner comme à l'abattoir . . . . J'entaille (tue) le sergent, je blesse deux soldats . . . . une vraie boucherie! . . . onze coups de couteau à eux trois . . . oui onze! . . . du sang . . . du sang comme dans un charnier! . . .

**) Auch für diese Erscheinung haben die Franzosen, ihrer bekannten Manie zu Folge, bereits eine Formel aufgestellt. Es ist psychologisch interessant zu hören, wie Paul de Molènes (L'homme abandonné) dieselbe findet: L'espèce d'homme que Madame d'Epinal avait préféré jusqu'alors n'était point précisément celle qui brille dans les chasses à courre et dans les steeple-chases, mais elle venait de rompre avec un des derniers coryphées de la causerie française, et elle avait

anzuführen, will ich, zugleich als Probe moderner Charakterschilderungskunst, zwei Typen aus des vielgelesenen d'Arlincourt's Romane: „La tache de sang" zusammenstellen.

Silvia.

(Schwester des reichen Don Pablo.)

Trente ans, d'une stature élevée; grands yeux noirs, taillés en amande, et d'un éclat remarquable; pied charmant; mains d'une délicatesse admirable; peau d'une blancheur incomparable.

Le ciel lui avait départi le coeur le plus tendre et les sentiments les plus dévoués. Ses idées étaient d'un romanesque exagéré et son caractère d'une indépendance effrayante.

Point de succès d'amour, point de mari, point d'amant.

Les longs mécomptes de sa vie, sa triste solitude de coeur et sa chasteté forcée, n'avaient nullement aigri son caractère. Elle était bienfaisante et loyale. Il y avait sans doute beaucoup de choses répréhensibles dans le vague de ses principes, l'exaltation de ses vues et le laisser-aller de son langage; mais le fond de sa nature était bon.

Lorenzo.

(Mauleseltreiber, ehemaliger Bandit.)

Vigoureux montagnard d'une trentaine d'années; une stature athlétique; doué de la ruse du renard et de la force du lion; front martial d'un héros; épaisse chevelure; dents blanches et aiguës; sourcils noirs; grands yeux noirs qui semblent habitués à commander; regard d'aigle. (Les éclairs qui jaillissaient de son regard, habituellement farouche et passionné, donnaient à ses traits fortement prononcés un éclat étrange et saisissant.) Son maintien manquait parfois d'élégance; mais sa physionomie avait constamment de la distinction. — Né aux jours mythologiques, cet homme extraordinaire eût été pris, sous ses humbles vêtements d'arriéro, pour un Dieu, chassé de l'Olympe.

N'ayant aucun principe arrêté pour régler sa conduite, il ne connaissait aucun frein qui pût mettre obstacle à ses résolutions.

Pas un obstacle n'était de force à commander une pause à son courage, pas un moyen n'était de nature à coûter un effort à son dévouement.

Sa vie ne fut qu'un tissu d'homicides, et pourtant il n'avait jamais frappé que pour des causes justes, il n'avait jamais tué que par force ou emporté malgré lui; il avait toujours le crime en horreur.

---

juré, disait-elle, une haine éternelle à tous les plaisirs de l'esprit. Elle affirmait que, si elle honorait encore une créature mortelle de son amour, ce serait un de ces êtres énergiques et bornés qui sentent fortement et n'analysent rien de ce qu'ils sentent. Parmi les femmes qui ont mené la vie de Mad. d'Ep. il n'en est point du reste à qui cette phase ne soit connue. Cette condition de certaines existences a fait formuler par quelqu'un cet axiome: Il y a fatalement un jour où la belle se met à la recherche de la bête.

Lorenzo begleitet Silvia und ihre mit einem französischen Officiere heimlich vermählte Nichte auf ihrer Flucht von Saragossa nach Frankreich und tödtet vor ihren Augen nacheinander sieben Menschen, meist unter entsetzlichen Umständen. Gleich nach der ersten That findet sie, que cet arriéro qui tour à tour excitait son admiration et la glaçait d'effroi, exerçait sur elle une inconcevable fascination.*) Mit jedem neuen Morde steigt ihre Bewunderung, welche zuletzt zur leidenschaftlichen Liebe wird. Was sollte sie auch hindern, ihn zu lieben? Sie weiß ja, daß er nur für gerechte Sachen den Dolch geführt oder (wie der Chourineur oben) von einem Taumel hingerissen unwillkürlich zugestoßen hat; que sa destinée non moins implacable que sa nature, est toujours plus forte que sa volonté. Sie entschließt sich, den „beau montagnard" zu heirathen und macht selbst ihm den Antrag. Lorenzo zögert: Sa pensée était pleine de reconnaissance, mais son âme était vide d'amour. Sie zeigt ihm eine glänzende Zukunft als Perspective; der edeldenkende Mauleseltreiber erklärt sich immer noch nicht. Endlich sagt sie: J'ai sur moi tant en billets qu'en or et en pierreries une somme de dix à douze mille douros (50—60,000 fr.), disposez-en à votre gré: je vous les remettrai ce matin. — Ah! s'écria le montagnard, saisi d'enthousiasme et tombant à ses pieds, vous êtes la plus noble et la plus généreuse des femmes! qui pourrait ne pas vous aimer! vous l'emportez, donna Silvia! Me voici à vous corps et âme! — Das klingt komisch; aber wenn man bedenkt, daß seit fünf und zwanzig Jahren in Tausenden von Dramen und Romanen ähnliche Apotheosen des Verbrechens gepredigt und mit denselben Argumenten alle sittlichen und ästhetischen Begriffe auf den Kopf gestellt werden, so wird man einen verzweifelten Ernst darin finden müssen.

Ueber die Geringschätzung, mit welcher die französischen Romanciers das Menschenleben behandeln, ließe sich ein für Neuseeländer sehr interessantes Capitel schreiben; ich verzichte darauf. Die verdorbenen Römer hatten ihre Amphitheater: man weiß, was das Wort

---

*) Die Fascination ist jetzt in Frankreich zu einem System ausgebildet. Wir verdanken die erste „Théorie des fascinations" einem Herrn Delrieu, in dem ich einen nicht aus der Art geschlagenen Urenkel des alten Delrio, des Verfassers der kürzlich von Heine so hübsch ausgeschriebenen „Disquisitiones r. magicarum" vermuthe.

bedeutet; die moderne Raffinerie hat sie übertroffen. Die französischen Schriftsteller haben in ihren Dramen und Romanen eine Arena geschaffen, worin sie dem Volke Schauspiele bieten, deren Anblick zu ertragen die Nerven eines Römers nicht vermocht hätten. Sue, Balzac, Soulié, V. Hugo und eine ganze Reihe anderer Romanciers liefern Combinationen von Mordscenen, wie sie nur die ausschweifendste Phantasie oder vielmehr das überreizte Gehirn von Wüstlingen zu ersinnen im Stande ist. In einer großen Zahl von Dramen ist der Mord in seiner scheußlichsten Gestalt das dominirende tragische Motiv. Diese Schriftsteller malen die entsetzlichsten Blutscenen mit wahrer Wollust. Wie schwelgt nicht Eugene Sue, wenn er seinem Chourineur den Mordstahl in die Hand gibt, und Victor Hugo, wenn er Han von Island seine Schlachtopfer mit den Zähnen zerfleischen läßt? Sagt doch Gautier gerade heraus: „qu'il aime le sang, parceque le sang est rouge, qu'il doit s'ennuyer dans les veines, qu'il est fait pour se montrer.“ —

Was liegt dieser alles menschliche Gefühl empörenden Seite der französischen Literatur zu Grunde? Ist es eine unbewußte Fortführung der historischen Tradition (1793—1815!), oder, woran sich nur mit Grauen denken läßt, eine ausgebildete Disposition der gegenwärtigen Generation? Trotz der vorhandenen Indicien für die letztere Annahme, wollen wir doch einer dritten Ansicht beitreten, welche in der Mordlust der französischen Literatur nur eine natürliche Consequenz des Romanticismus sieht, dessen englischer Altmeister bekanntlich das Blut auch nicht gespart hat.

Bloßes Phantasiespiel ohne Einfluß und Folgen ist diese Erscheinung nicht, und alle übrigen Enormitäten der Literatur können es auch nicht sein. Allerdings bildet die Literatur nicht in allen ihren Gestaltungen das Facsimile der Gesellschaft, wie sie leibt und lebt; allein, wenn wilde thierische Instincte unaufhörlich gereizt und genährt, Verbrechen und Laster offen gerechtfertigt und verherrlicht, Gesetze und Moral täglich in den Koth gezogen werden, muß da nicht, bei der allmählichen Abschwächung und Zugrunderichtung des allgemeinen und des individuellen sittlichen Bewußtseins, eine solche Literatur sich zuletzt im Volke vollständig incarniren? Werden nicht eines Tages alle ihre Schreckensphantome in Fleisch und Knochen aufstehen, um den Vernichtungskampf gegen die Gesellschaft zu beginnen? — Das Jahr 1848 galt nicht politischen Principien allein,

wie 1830, sondern der Existenz der Gesellschaft selbst. — Ein einziges aber furchtbares Factum haben die letzten Jahre enthüllt: **die Lehren der modernen Encyklopädisten beginnen in die untern Volksschichten einzudringen.**

Ich lasse eine Schilderung des Gesammteindruckes der zeitgenössischen französischen Literatur von Emil Montegut folgen; dieselbe dürfte manchem Leser auch als Stilprobe eines der ausgezeichnetesten französischen Kritiker der Gegenwart willkommen sein:

La littérature moderne n'est pas matière à amusements: c'est un véritable cauchemar, une navrante et fatiguante fantasmagorie. Entendez-vous ces cris, ces blasphèmes, ces plaintes qui retentissent dans les oeuvres modernes comme les plaintes d'enfants orphélins et de bâtards abandonnés au milieu d'une plaine immense et aride, sous un ciel d'airain, scellé, fermé à jamais, sans un Dieu paternel, juge réparateur et vengeur? Voyez-vous passer ce long cortége de personnages de tout âge et de tout sexe, pâles, maladifs, en proie au délire, ceux-ci souffrants de tous les maux de l'esprit, ceux-là paralysés par toutes les souffrances du corps, les uns et les autres racontant de longues histoires d'abstinences involontaires, de privations morales et physiques, d'isolément et d'abandon? La littérature moderne, en vérité, ne raconte qu'une seule chose: c'est que l'humanité est atteinte doublement dans son corps et dans son âme, dans sa santé physique et morale. Longtemps les jeunes désespérés, les femmes sans religion, les héros byroniens ont tenu seuls le monde attentif. Peu à peu et successivement sont venus se joindre à eux une foule compacte, hideuse, très-mélangée et très-suspecte, d'enfants déguenillés, de filles séduites, d'aventuriers équivoques, de prolétaires enfiellés et de bourgeois enfiévrés, toute une troupe de malheureux purs ou impurs, honnêtes ou criminels, doux ou cyniques. Le clinquant des vanités, les guenilles de la misère, les boues du vice, entassés pêle-mêle forment comme le sol empesté sur lequel vivent et parlent ces personnages, qui tous, chose remarquable, n'expriment que des sentiments extrêmes, excessifs, violents. Ce spectacle est tout nouveau. Jadis les écrivains et les poètes se contentaient d'exprimer les sentiments moyens de l'âme hu-

maine, ou de courir légèrement autour des affections du coeur, circum praecordia cordis. Un certain optimisme bienveillant, tempéré quelquefois par une finesse malicieuse était leur caractère dominant; un certain amour de ce qu'il y a de sédentaire et d'uniforme dans les passions humaines, une grande timidité à s'aventurer dans ce qu'elles ont d'orageux et de violent .... Dans les anciens écrits que peut-on citer qui ait rapport soit à ces soucis et à ces anxiétés contemporaines, soit à cette perpétuelle dénonciation des injustices sociales ou des souffrances humaines? Quelques lignes de la Bruyère sur la condition des paysans, quelques passages de Fénelon, et puis çà et là l'exemple de quelque grand débauché qui, comme Rochester, aura pénétré par ennui, lassitude et dégoût, dans quelques-uns des sentiments exprimés par Lucrèce et par Byron. Mais comment comparer ces quelques pages et ces quelques traits exceptionnels à la violence des passions, à la nudité des expressions, à la crudité des descriptions et des tableaux, à cet effroyable mélange de bien et de mal, d'anathèmes et de prières, que nous trouvons chez les écrivains modernes?

Montegut übertreibt nicht; jeder Zug seines düstern Gemäldes ist wahr und treffend. Die französische Literatur, in der Knechtschaft einer herzlosen Industrie, wird auf ihrer bisherigen Bahn immer weiter schreiten; denn nicht allein zeigt sich in neuester Zeit keine Spur einer bessern Richtung, sondern es tauchen auch sogar Monstruositäten auf, die man bisher nur in der gegenwärtigen amerikanischen Literatur für möglich gehalten. Ich erinnere nur an das „von der Erdseele dictirte" Buch Victor Hennequin's: „Sauvons le genre humain". Die Frage: was soll in Zukunft daraus werden? hat sich auch die französische Akademie gestellt und für dieses Jahr einen Preis ausgesetzt auf die Auffindung eines Princips, welches fähig wäre, in der Literatur einen neuen Aufschwung hervorzurufen. Allein alles Galvanisiren wird nicht helfen: die französische Literatur bleibt moralisch todt, so lange die christliche Idee, die längst ausgetriebene, derselben nicht neues Leben einhaucht.

Coblenz. **J. Baumgarten.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Englische Grammatik nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Von Dr. Bernh. Schmitz. 3. Aufl. (Neue Bearbeitung.) Berlin.

Das genannte Werk ist ein möglichst entsprechender Pendant zu der sehr empfehlenswerthen franz. Grammatik desselben Verfassers (Berlin 1847), durch welche Einrichtung den Lehrern der neueren Sprachen eine gewiß sehr erwünschte Gelegenheit zu vergleichender Behandlung derselben geboten wird. Wie ähnliche Arbeiten von Schmitz zeichnet auch diese sich durch Gediegenheit und Gründlichkeit aus. —

Wenn wir nach diesen Bemerkungen uns sofort an die Besprechung des Einzelnen wenden, so dürfen wir keine Mißdeutung befürchten, wenn wir dabei namentlich das hervorheben, was wir noch vermissen oder worin wir von dem Verfasser abweichen zu müssen glauben.

Das Inhaltsverzeichniß (p. V — XII.) erscheint uns nicht übersichtlich genug, namentlich zum Auffinden mancher Einzelheiten, zumal nur für die Kapitel selbst, nicht aber für deren mannigfach bezeichnete Unterabtheilungen die Seitenzahl angegeben ist. Ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichniß würde als das Nachschlagen wesentlich erleichternd, für künftige Auflagen gewiß eine willkommene Zugabe sein.

Die „literarische Einleitung" — über Sprachbau, Sprachschatz und Sprachgeschichte — (p. 1 — 8) bietet Alles, was man billigerweise auf so wenig Seiten verlangen kann.

Der erste Theil der eigentlichen Grammatik (p. 9 — 60) behandelt in 5 Kapiteln die Lautlehre, hauptsächlich nach Smart (vgl. des Verf.'s sehr empfehlenswerthe „Engl. Aussprache" Berlin 1849.). — Wir beschränken uns hier auf einige Einzelheiten: Die p. 11 bei **g** und **j** angegebene Bezeichnung dsch (s. die Berichtigung 337!) ist irreleitend; p. 14. war unter den Namen der Buchstaben neben zed auch izzard zu erwähnen (s. Walker), z. B. Goldsmith, The select Works of, Leipzig, Tauchnitz 1842 p. 376: But whether the next be an izzard, or an R, confound me, I cannot tell. — P. 18, Z. 3. Walker betont póstdate auf der ersten Silbe; über posterior u. s. w. mit kurzem o s. p. 35. — P. 41 hätte für die Aussprache der Schotten vielleicht aus Scott's Guy Mannering Ch. XVIII. folgende Stelle angeführt werden können: „Is the young lady a Scotchwoman, papa?" Yes, drily enough. — „Has she much of the accent, sir?" — Of the devil! answered my father hastily; do you think **I** care about **a**'s and **aa**'s, and **i**'s and **ee**'s? — Jedenfalls aber war die Aussprache des ch hervorzuheben (s. p. 15: „der Laut **ch** wie in Ich und Ach fehlt im Engl.). Vgl. die Bemerkung zu dem Glossary in The Works of Robert Burns, Leipzig, 1835; p. 564: „ch and gh have always the guttural sound."

P. 42. Zu cockney (die scherzhafte Etymologie von The cock neighs st. crows ist bekannt) halte man Shakspeare (wir citiren hier immer nach der Ausg. in 1 Bd., Leipz. 1824) p. 731a: Cry to it, nuncle, as the cockney (Köchin) did to the eels u. a. m. — vgl. Küchenlatein — und namentlich 69b, wo der Clown sagt: „vent my folly! He has heard that word of some great man, and now applies it to a fool. Vent my folly! I am afraid this great lubber, the world, will prove a cockney.

P. 54. VIII. Der Engländer wendet große Anfangsbuchstaben beim Beginn der direkten Rede an, die er — abweichend vom Deutschen — oft statt mit Kolon, mit Komma eröffnet, was p. 57 nachzutragen ist. S. z. B. p. 251: Our great lawgiver says, **T**ake up thy cross daily. — When our visitors would say, „**W**ell, upon my word, Mrs. Primrose, you have the finest children in the whole country:“ — „**A**y, neighbour,“ she would answer etc. (Goldsm. p. 3). — The old man cried out, **T**he Athenians understand what is good; but the Lacedemonians practise it. (Spectator in 8 Bdn. London 1777 I. p. 36.) u. a. An old Gentleman... cried out, '**O**h Jack, those were happy days. ib. II, 329. — It was prettily said, '**H**e that would be long an old man, must begin early to be one: **I**t is too late u. s. w. ib. 393. Der Leser hat auch wohl schon in einigen der Beispiele die großen Anfangsbuchstaben nach dem Kolon bemerkt. Wir fügen noch ein Beispiel hinzu: When we run a race, he who arrives at the goal first is entitled to the reward: **O**n the contrary etc. Spect. 8, 67. — In ältern Werken werden übrigens viel mehr große Anfangsbuchstaben angewendet als in den neueren.

P. 59. „Der sogenannte reiche Reim (z. B. eye und I) ist im Englischen nicht zulässig", — es sollte wohl heißen: in der neuern Poesie. So heißt es in einer Nouvelle Grammaire Anglaise par William Duckett richtig p. 168: Quoique ces rimes fussent permises du temps de Spenser et d'autres vieux poëtes, elles ne le sont plus aujourd'hui etc. —

P. 60. Beisp. von Alliteration z. B. Byron (Mar. Faliero, Act. I): It is a word — nay worse — a worthless, by-word u. a. m. Shaksp. verspottet die übertriebene Anwendung dieses Klangspiels an ungehöriger Stelle, z. B. p. 129b:

> Whereat with blade, with bloody blameful blade,
> He bravely broach'd his boiling bloody breast.

p. 130b: That liv'd, that lov'd, that lik'd, that look'd with cheer. S. ferner p. 141a in Loves' Labour Lost (wo schon im Titel die Alliteration herrscht) das Uebermaß: The praiseful princess pierc'd and prick'd a pretty pleasant pricket u. a. m. Doch führen uns dergleichen Einzelheiten leicht zu weit.

Der 2. Theil (p. 61 — 116) umfaßt dann in 9 Kapiteln die „Wortlehre." — Kap. I. Zeitwörter. — p. 66. „Die Form beest kommt auch bei Milton noch vor, aber als Conjunctiv: If thou beest he. — Anstatt is, are, were, been gebraucht Byron zuweilen die veraltete Form bin." Die erstere Form findet sich aber nicht bloß mehr bei Milton (Parad. Lost, 1 v. 84) — auch bei Shakspeare wohl fast nur nach if, z. B. 11a: If thou beest a man, show thyself in thy likeness; if thou beest a devil etc. — 16a: If thou beest Prospero. — 177a: If that thou be'st found. — 182b: If thou be'st not damn'd for this. — 200b: But if thou be'st not an ass etc. — 201b: If ever thou be'st bound in thy scarf. — 215b: If thou be'st yet a fresh uncropped flower. — 442a: If after three days' space, thou here be'st found. — 443a: If thou be'st death. — 613b: If thou be'st not immortal, look about you. — 620b: If that thou be'st a Roman. — 810b: If thou be'st valiant. — 828a: If thou be'st a man. — 829a: If that thou be'st a devil u. a. m. — Cowley: Even Lust... Blushes, if thou [Light] be'st in the place. — Auch Byron sagt noch (Ausg. in 1 Bd. Frankfurt a/M. 1829) p. 280a (Don Juan XI, 2): If thou be'st Doubt. — Gar nicht erwähnt ist bei Schmitz die Form bees, z. B. Goldsm. 334: If so be that a gentleman bees in a concatenation accordingly. Die Form bin (so z. B. Percy Reliques, Lond. 1845 p. 92a aus Chaucer: That ye ben of my liffe and deth the quene) findet sich allerdings auch bei Byron p. 299a (Don Juan, XIII, 26): Also there bin another pious reason. Aber dazu wird in der Anm. (p. 764) auf die Stelle aus Shaksp. hingewiesen:

> With every thing that pretty bin
> My Lady sweet arise. (S Sh. 660b.)

Auch die andern hier angegebenen Formen wie you was (s. z. B. British Theatre, in 1 vol. Leipz. 1828. p. 884a: In short, madam, you was seen u. a.) fordern noch zu mancher Bemerkung auf, die wir aber mit Rücksicht auf den Raum unterdrücken. — P. 67. Beisp. von dem selbständigen Verb to will: Shaksp. 389a: He wills you, in the name of God Almyghty, That etc. — 408b: She . . . Will'd me to leave my base vocation etc. — 409b: „We do no otherwise than we are will'd." — Who willed you? — u. a. — ferner Byr. 408a: If thou will'st a state unto thy widow'd princess u. a. m.

Die Formen I could have written etc. entsprechen dem I should have written besser als unser: Ich hätte schreiben können, dem: „ich würde geschrieben haben." Ueber den Inf. Perf. dabei sprechen wir unten. — Mit vollem Recht wird gegen manche Grammatik must und ought auch als Impf. nachgewiesen. (S. p. 337.) Beispiele sind so häufig, daß der Irrthum der Gramm. kaum begreiflich erscheint: They must inevitably have become despots, unless they had been etc. Macaulay 1, 43. — If they were refractory, he must relinquish etc. 2, 237 u. s. w. — Bei der „unregelm. Conjug." p. 70 ff. vermissen wir, zum Schluß wenigstens, ein den Ueberblick erleichterndes alphabetisches Verzeichniß. — P. 72 unten: Bei Keep ist wohl eher als an kaufen an Kiepe (s. d. in Adelungs Wörterbuch), Kober, Koffer und andere Behältnisse (Koben) zu denken. — P. 76. Von dem „veralteten wend" waren wohl mehr Beispiele zu geben: Percy 28 v. 68 und 70; 29b (v. 199); 91; 92a; 110b (v. 32); 122a (v. 86); 128a (v. 8); 212a (v. 23); 265a (v. 70); 285b; 288b; 289a. — Shaksp. 90a; 125b. — Scott, Rokeby (Canto 3, 16). — Lord of the Isles 1, 19; 3, 11; 3, 12; 3, 24. — Last Minstr. 4, 12. — Byr. 6b und 7a. (Ch. Harold 1, 30 und 45.) Childe Harolds wends through many a pleasant place. — Full swiftly Harold wends his lonely way. — Ferner Sc. Waverley Ch. 31 . . . . who wended dolorous and mal-content back to his own dwelling. — — Einzelheiten übergehen wir auch hier. P. 78. Die Notiz über die Entstehung von to cozen scheint uns kaum in eine Grammatik zu gehören. Wir bemerken übrigens außer Shaksp. 338: and „Kind cousin", — O the devil take such cozeners, das bekannte Sprüchwort: Call me cousin, but cozen me not, und ferner z. B. Macaulay 3, 313: I am for King James.... „And I for the Prince of Orange," cried Campbell. — „We will prince you" etc. (dich beprinzen). —

P. 79 — 92. Kap. II. Hauptwörter. — Die Bemerkung p. 80: „Das engl. Wort adder Natter, altengl. noch nadder, ist dadurch entstanden, daß man anstatt a nadder: an adder gesagt hat", scheint uns nicht richtig. Wir verweisen der Kürze halber hier auf unsere kritische Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs, Heft 2, p. 164 über Atter (Otter) und Natter und p. 161 über die Formen Nast neben Ast, Aestling = Nestling. S. Adelung unter N. — Andrer Natur ist das bei Shaksp. häufig nuncle (s. Lear), das als aus mine uncle entstanden erklärt wird. Hierzu halte man Goldsmith p. 393: Pray what becomes of „mother's nonly son?" offenbar aus der zärtlichen Anrede mine only son entstanden. P. 81. „Pluralbildung." Von Wörtern auf o geben wir einige Beispiele: Peccadilloes Sterne (The Works of, in 7 voll. Dublin 1779) 7, 217; Scott Waverley (wie alle Romane hier nach der Ausg. Zwickau — Schuckmann citirt) 4, 138. — Bravoes ib. 124; Desperadoes 28; Rob. Roy 3, 38; Reformadoes Waverley 3, 122. — Those zealous Noes 1, 45. The Committee divided, Ayes 175; Noes 68. — Bravoes (s. o.), Bloomfield, Farmer's Boy, Leipz. 1801, p. 34. Bravos Byron 753b. — Grottos Spectator 6, 100; 8, 382; dagegen im Index Grottoes. — Cantos Byron 288a; 571a und b; 579a; Preludios 293; Frescos 48b; (Frescoes Mac. 1, 351.) Volcanos 279a; 362b; Bustos Gay's Fables, Lond. 1746. I. p. 70 u. s. f. Cavaleroes, Shaksp. 379b; magnificoes 165a; cruzadoes 818b; bilboes 799b; huricanoes 733b u. a. m. Man beachte namentlich 124a: Fair Helena who more engilds the night Than all your fiery Oes and eyes of light, vgl. 382a: this wooden O. — Ferner by twos (z. B. Shaksp. 239b u. a.) banditti. — Porticos Dryden's Virgil. (The Works of the Engl. Poets. By Sam. Johnson

23 p. 56 v. 452.) Buffalos ib. 22 p. 134 v. 518 u. a. m. — The Polos (Washington Irving, The Complete Works. Paris 1834. p. 903a.) Bei Gelegenheit dieses Eigennamens (s. p. 86, 7: The Ciceros of our age) bemerken wir, daß bei Schmitz jede Regel über die Formation fehlt. Die meisten Grammatiker verlangen, daß der Eigenname nicht weiter als durch Anhängung eines s verändert werde, doch findet sich z. B. bei Shaksp. 415a: The Percies of the north. (Andere empfehlen hier — und wohl mit Recht — den auch in andern Fällen angewandten Apostroph Percy's, cf. Genius's u. a. m.); like three doctor Faustuses 52a; Lycurguses 384a; with six Aufidiuses 605a, selbst Goliasses 403b. — Venuses Byron 143b (Beppo Str. 11.); vgl. Pope's Iliad 2 v. 150. The bold Ajaces und 3 v. 1: The Ajaxes u. A. m. — Man beachte noch (s. p. 87. 9) The ifs. — Proud of his „Hear hims!" Byron 305b; more b' all mores Shsksp. 72a; Ha's 240a; as's 799b; The shes of Italy 655b; 'Twixt two such shes 658a u. a. m.; ferner Dryden, Tables antient and mod.; Glasgow 1771, 2 p. 147: The King of elfs und p. 148 where wicked elves have been. — Pope's Odyss. 1, 19 (2 v. 90): For twenty beeves by great Laertes won u. A. m.

P. 82. Es findet sich brothers als Mitbrüder, z. B. Spect. No. 253: A man seldom sets up for a poet without attacking the reputation of all his brothers in the art; Byron 250. (Beppo 76) S–tt, R–s, M–re, and all the better brothers; Shaksp. 177b: Now, my co-mates and brothers in exile u. a. — umgekehrt auch brethren (außer der Bibelsprache; so veraltet wie die Grammat. behaupten, ist das Wort nicht, s. z. B. Macaulay 1, 40) z. B. Scott Rob Roy 6, 149: Sir Hildebrand spoke... against Rashleigh, now his only surviving child; laid upon him the ruin of his house, and the deaths of all his brethren (leibliche Brüder) u. a. — Wir vermissen bei Schmitz ferner den Plur. dormice: With tongues of carps, dormice, and camels heels (Ben Jonson's Alchymist). In Bezug auf die Fremdwörter begnügen wir uns hier beispielsweise das Folgende anzuführen: monsieurs Shaksp. 509b; intervallums 387a; drachmas 620a; chateaus Sterne; effluviums Spect. 7, 369; modicums Shaksp. 537a; pyramyd, —ses 635a. — Anemonies, auriculas. Thomson's Seasons (Campe's edit.) p. 29; strata 108; 120. — Seraphims Milton Par. Lost. 1 v. 129; The cherubs and the seraphs Byr. 417b; Cherubims Shaksp. 543a (Spect. 8, 229!!); Cherubims Shaksp. 662b. — Memorandums Sterne 6, 64; Irving 226; Scott Waverl. 2, 187. Memoranda Sc. Rob Roy 1, 35; 37; Guy Manner. 1, 132; 3, 182; 4, 97. — Encomiums Waverl. 1, 111; Sterne 7, 251. — Minutiae Waverl. 4, 205; 3, 205; Guy Manner. 2, 141; sceletons Irving 2 (d. h. Tour on the Prairies) p. 3 und eine Menge andere. In Bezug auf Genius s. z. B. Guy Manner. 4, 8: in controversy with the geniuses (Spect. 7, 442 genius's) of the northern metropolis; 132 Sorceresses, witches, and evil genii. — „Zu antipode ist der Plur. antipodes". Walker bezweifelt das Vorkommen des Singulars, doch s. z. B. Burns 148a: thou antipode of grammar. — — Zu p. 83. 5, lassen sich noch manche Wörter fügen, z. B.: The thickets of alders, poplar, and birch Sc. Rob Roy 1, 61. A sylvan amphitheatre waving with birch, young oaks, and hazels Waverl. 2, 65. — Trouts, gilses, salmon Rob Roy 1, 115. — In the fish-ponds are kept tame carp etc. Montague Letter 49. Most of the small rivers... are full of beaver Irving 2, 170. — After the buffalo 174 (p. 173 „a couple of huge buffalo bulls). — Ringing the wild horse 179; And away they went pell-mell — hurry-scurry — wild buffalo, wild horse, wild huntsman, with clang and clatter etc. 182 (a troop of wild horses 178); A thousand horse — and none to ride Byron 140b. — Lest it should alarm the elk (d. i. kollektiv) Irving 2, 103. — The game... consisted of six deer or elk, two boars, and six or eight turkeys 106. — They had hunted the deer, the bear, the elk, the buffalo, and the wild horse 242 u. a. m. s. (p. 268 § 122.)

P. 84. Businesses findet sich Shaksp. 195a; 206b; 209a; 247b; s. a.

gegen 178b. — His (Cicero's) silver hairs will purchase us a good opinion. — ferner Shaksp. 111a; 641a; 661b. — Byr. 393b. These hairs of mine are grey. — Scott Last Ministel 2, 30: My hairs are grey u. a. m. — P. 85. Brains (seltener im Sing.) Der Sing. ist nicht so selten, wie die Grammat. behaupten; er findet sich z. B.: Sterne 7, 19; 21; 139; 267. — Scott Rob R. 1, 61; 71. — Waverley 4, 136; 215; 3, 210. — Guy Manner. 4, 18; 151. — Pope, Odyss. 2, 84; 91. — Iliad 1, 107; 2, 27; 3, 107 u. a. Eine Masse andrer Stellen haben wir in Herrig's Archiv zusammengestellt.

P. 87 ff. Vom „Geschlecht" s. zu p. 102. Hier bemerken wir nur, daß countess das Fem. zu count und earl ist, von denen jenes mehr den ausländischen, dieses den englischen Grafen bezeichnet. Witch findet sich auch masc. Sh. 626b sagt Charmian zu einem Wahrsager: Out, fool! I forgive thee for a witch. — Goose findet sich (allgemein) auch masc., z. B. Pope (The Works of, Lond. 1757) 3, 87: As far as goose could do, he, reason'd well; ebenso Bee, z. B. Spect. 8, 177. — Byron 22b. — Gay, Fables 2, 92 ff. Moore, Fables for the Fem. Sex. p. 92. — So findet sich auch duck masc. Wir bemerken hier nur noch das Männchen der wilden Ente mallard (frz. malard), z. B. Shaksp. 940b. — — In Bezug auf die durch die Endsilbe ess gebildete Fem. ist die Stelle (Sc. Rob Roy 4, 22) sehr instruktiv: The Chieftainess, if I may presume to call her so without offence to grammar (nachher the female chief). — Man beachte hier auch fair, z. B.: The Fair Penitent. — the fair huntress Sc. Rob Roy 4, 163 u. a. m., Waverl. 1, 56: I do not invite my fair readers whose sex and impatience give them the greatest right etc. — P. 90. Gib-cat Sh. 335b u. s. w. Jack-rabbit; jack-curlew. (Jack-an-apes Hansaffe) Doge-ape Shaksp. 180a u. a. m. Jackall wird männl. gebraucht, z. B. Rob Roy 3, 13: The jackall, who only claims what the lion is pleased to leave him. Aeltere Dichter haben den Accent auf der Endsilbe, z. B. Gay 2, 84:

Once, studious of his private good
A proud jackall opprest the wood;

neuere betonen die erste Silbe, z. B. Byr. 610a: The Saxon Jackall leaves the Lion's [Napoleon's] side. — 118b: So lions o'er the jackall sway; The jackall points; he fells the prey. — 266a: However the poor jackalls are less foul (jackall, Reim pack all, attack all) u. s. f. — Als Einzelheit bemerken wir noch zu p. 93: „hurricane (franz. ouragan, Orcan, vgl. engl. hurry)", daß dieser Name nach Irving 744a ursprünglich indianisch ist: It was one of those awful whirlwinds which occassionally rage within the tropics, and which were called by the Jndians „furicanes" or „uricans", a name which they still retain with trifling variation. (vgl. spanisch uracan). —

P. 93 — 100. Kap. III. Eigenschaftswörter. — Neben an Englishman findet sich auch (Sterne 7, 53): There is a clever young fellow, who would be very proud of the honour to serve an Englishman. — But why an English one (s. p. 290) more than any other? — Man beachte den Plur. Chineses bei Milton Parad. Lost. 3 v. 438, Flügel (Gramm. p. 157) führt — aber ohne Belegstelle — den Plur Malteses auf. — P. 94. Hierher gehören namentlich auch die Bezeichnungen von Pferden nach der Farbe, z. B. Irving 2, 13: The grey I had bought. — The dark bay ib. u. a. m. — Es findet sich auch im Sing., z. B. Byron 136b: His junior she by 30 years, vgl. Thine elder 358b. — „Nur im Plur. werden gebraucht . . . My betters." — Nein! z. B. Shaksp. 431b: The cardinal is not my better in the field; — thy better 552b. His better doth not breathe upon the earth 478b; I am your better 474b; Thy better must 552a. M. vgl. Sir knight, now I'm your betters Percy Reliques 176 u. a. — P. 95. Beachtung verdient Scott Rob Roy 4, 154: The more near we approached. — In Bezug auf die Comparation haben wir ausführlicher in Herrig's Archiv in der Rezension der Heussi'schen Grammatik gehandelt, worauf wir verweisen. Wir führen einige Beispiele gegen die von Schmitz gegebenen Regeln an: Knowingest Irving 2, 170. Never was a man more busy or more cheerful (Prädikat!) 5. — A more simple worship. Macaulay 1, 58; more corrúpt

44; the most compléte within itself and the most secúre from attack 68. — In language more precise and luminous than has ever been employed 177 u. a. m.; cleverest Sc. Rob Roy 1, 30; honester 3, 104. — 161. — modestest Goldsm. 332; 356. — Man beachte namentlich den Unterschied zwischen Attribut und Prädikat, z. B. Byron 387a:

till
Some worthier should appear: if I have found such
As you yourselves shall own more worthy u. a. m.

Der umschreibende Comparativ mit more (oder rather) ist gewöhnlich, wenn einem Gegenstand zwei Eigenschaften in verschiedenem Grade beigelegt werden. Man beachte die Verschiedenheit in der Stellung des rather (more steht immer vor!): Yet was the independence of the little kingdom necessarily rather nominal than real. Macaulay 1, 181. — Qualities which tend to make men interesting rather than prosperous 64 (vgl. to obey God rather than man 185. — Acts 5. — The defeat... might be regarded as a deliverance rather than as a calamity 169). Aber es findet sich auch — wie wohl im Deutschen, wenn auch seltner — This liberality proved worse than useless. Macaulay. 1, 188. Sir, your company is fairer than honest. Shaksp. 90b. — A vessel of agate broader than deep. Arab. Nights' Entertainment, Lond. 1827, p. 114 u. a. m. — P. 99 f. zu p. 293 unten. — P. 100. Compos., z. B. fire-new Shaksp. 481b; coal-black 329b; stone-still 304a; cock-sure 339b u. a. m.

P. 100 — 106. Fürwörter. Hier vermissen wir, wie freilich in allen Grammatiken das subst. Pron. its. Vgl. p. 102. — Es liegt in der Natur der Sache, daß die ältere Sprache für das Pron. poss. its, his oder her anwandte; denn indem ich mir irgend einen Gegenstand als Besitzer denke, ist er damit eben schon personifizirt. Daß diese Auffassung, nicht die p. 102 gegebene Darstellung, die sich freilich z. B. auch bei Wagner, Vollständige engl. Sprachlehre, (Braunschw., 1802 p. 144) findet, die richtige ist, erhellt schon daraus, daß für its eben nach der verschiedenen Auffassung bald his, bald her steht, je nachdem der Gegenstand als masc. oder femin. in der Personifikation auftritt. Man vgl. z. B. mit der von Schmitz angeführten Stelle aus Shaksp.: There is not a white hair on your face, but should have his affect of gravity; bei demselben Schriftsteller 532b: That white hair is my father and all the rest are his sons. Ebenso beachte man zu The fig tree putteth forth her green figs (Solomon's Song 2, 13) eine andre Stelle der Bibel (Revelation 6, 13): Even as a fig-tree casteth her untimely figs, when **she** is shaken of a mighty wind!!!, ferner Milton Par. Lost. 9, 1100 ff.: The fig-tree .... spreads her arms ... and daughters grow About the mother-tree. Obgleich wir uns hier nicht auf Einzelheiten allzu weitläufig einlassen können (wir beabsichtigen an andrer Stelle eine ausführliche Monographie über das engl. Genus), so wollen wir doch in Bezug auf tree das Folgende anführen. Beisp. von Masc. (vgl. Scott, Quentin Durward Ch. 2, wo er sie sons of the earth nennt) Daniel 4, 14 ff.; S. Matth. 12, 33; Shaksp. 285b; Dryd. Virgil Georgic. 2, v. 397 ff. — Burns 35a: Tho' large the forest's monarch throws His army shade. Ferner: Everich tree well from his fellow grew. Chaucer (Scott Antiqu. 1, 178) u. a. m. Beisp. von Fem., vgl. Bulwer's Pelham (Tauchnitz) 1, p. 265: You might have imagined it [the tree] an antediluvian transformation, or a daughter of the Titan race etc.; Dryden's Aeneis 3, 45: With prayer and vows the Dryads I atone; With all the sisters of the wood u. a. m. Besonders instruktiv ist die Gegenüberstellung von Genesis 1, 11: The fruit-tree yielding fruit after his kind, Whose seed is in itself. und Milton Par. Lost 7, 309: And fruit-tree yielding fruit after her kind, Whose seed is in herself. Dagegen Psalm 1, 3 und Milton (The Poet. Works of, Leipz. 1827) p. 332:

He shall be as a tree which planted grows
By watery streams, and in his seasons knows
To yield his fruit, and his leaf shall not fall etc.

In der metrischen Bearbeitung dagegen (The whole Book of Psalms, Collected into Engl. Metre, by Thomas Sternhold, John Hopkins and Others) lautet die Stelle:

He shall be like a tree that is planted the rivers nigh;
Which in due season bringeth forth **its** fruit abundantly.

(Spalding, History of Engl. Literature, p. 151: The whole collection was not published till 1526.) Schon diese kurzen Andeutungen werden genügen, das Irrige in der Schmitz'schen Darstellung hervorzuheben und zu beseitigen; wir fügen nur noch ein Beispiel aus Dryden's Fables 2, 189 bei, wo nicht bloß her und it wechseln, sondern nachher wieder her, she und herself vorkommen:

Thus Troy for ten long years **her** foes withstood:
And daily bleeding bore th'expense of blood:
Now for thick streets **it** shows an empty space,
Or only fill'd with tombs of **her** own perish'd race,
Herself becomes the sepulchre of what **she** was.

Wo die Stadt Troja personifizirt ist, indem von ihren Feinden, ihrem Geschlecht gesprochen wird, ist es Fem., wo es dazwischen als bloßer Raum betrachtet wird, sachlich — und sächlich. — Wir fügen nun nur noch hinzu, daß das absolute Pron. its allerdings selten ist, aber daß die Grammatiker doch Unrecht thun, es immer als ganz fehlend anzugeben. S. z. B. Shaksp. 505b:

Each following day
Became the next day's master, till the last
Made former wonders **it's**.

und Byron 285a (Don Juan XI, 54):

Also the eighty „greatest living poets",
As every paltry magazine can show **its**.

P. 101. Es hätte Bemerkung verdient, daß nicht allzuselten Nominativ- und Accusativformen bei den Pron. verwechselt werden, z. B.: She'd make two of she Goldsm. 356. Here's none but thee and I Shaksp. 430b. — None Can less have said or more have done, Than thee, Mazeppa, Byr. 136a (s. u. über than whom). — Did you never see the picture of we three? Shaksp. 60b. — If this should be thee, Malvolio, ib. — When him we serve's away 637a. — Is she as tall as me 638a. — And damn'd be him 291b; We came, our parents and us twain 675b und an sehr vielen Stellen. S. z. B. auch Sinnett's Elementarbuch p. 118: One about the seize of he; — 128 give to he (Mary Edgeworth). Damit zusammenhängt the Mé, the Not me, vergleiche Shaksp. 239b: I am appointed him to murder you; — 364b: And him — O wondrous him! O miracle of men! him did you leave — mit 459b: Here I stand to answer thee Or any he the proudest of the sort. — A sort of moral me Byron 205b. — Now that's something more abstruse than geometry to poor me (Banim). — He has two livings worth 400 L. per annum, while poor I am fain to do all his drudgery. — And **to** poor we Shaksp. 602b. A hundred upon poor four of us 342b. Poor our six 553a u. s. f. Dazu halte man die Verwechslung von who und whom, z. B. Goldsm. 376. Who does it come from? — Do you know who it is from ib.; Sh. 441a; 511b; 805a; 823b u. a. m. Besondere Beachtung verdient die Accusativform nach than, z. B. Bloomfield Rural Tales, Leipz. 1803. p. 49: But George was older by a year than me. — But I . . . could not be expected surely to be wiser than her Scott Guy Manner. 1, 10. — There are worse things betwixt earth and heaven Than him who rules etc. Byr. 486b. — Can I do less than him Who never flash'd a scimitar 494a. — You know that giants have much stouter hearts Than us 684b u. a. m. So auch immer than whom, z. B.: Two subjects than whom none Have been more zealous Byr. 485b. — Milton Par. Lost 2, 299; 5, 805. — Sonn. XII. Vane . . . Than whom a better senator ne'er

held etc. — Shaksp. 139a Than whom no mortal so magnificant (b. Who overcame he? the beggar). — Thieves than whom no men who live are more vindictive Sc. Rob Roy 1, 200 und viele andere Stellen. — P. 104. Man bemerke das allein stehende self (= one's self). The love of God, the love of country... were... delicate and convenient synonymes for the love of self. Mac. 1, 66. There are some fine women... with whom self is so predominant (Tom Jon. 3, 184.) vgl. Spect. 8, 117; Sh. 500a (selves of themselves); Byr. 401b. — Thyself is self misus'd Sh. 499b. Blood to blood, self 'gainst self 487b (Selbstliebe). — Who are safe? Byr. 81b. — Who can judge of their own heart? Sc. Rob Roy 1, 49. — Who are in the gallery besides? Woodstock Ch. 8. vgl. None had been so sanguine as Fergus Mac. Ivor; none, consequently, were so cruelly mortified etc. Waverl. 4, 58. — P. 105. „Ilk (each) ist veraltet" — im Schottischen gebräuchlich. Im Holsteinischen heißt es noch sprüchwörtlich: Win upp melk — is god för elk; Melk upp Win — datt is venín (venenum, Gift). —

P. 106 — 108. Kap. 5. Zahlen. — Vgl. p. 289 ff. Hier ist manches nachzutragen; wir beschränken uns auf Folgendes. P. 106: The cry of hundreds of thousands. Mac. 1, 40. — Cries from tens of thousands. Byron 400a (Mac. 221) u. a. m. She is still in her teens noch nicht 20; dagegen Miss Tiddy in half a year's time will be in her teens (Spect. 7, 338) 13 Jahre. — Die Endung teen beginnt nämlich mit thirteen und endet mit nineteen. — P. 107. Firstly findet sich z. B. Goldsmith p. 23: and firstly, of the first; namentlich oft aber bei Byron, z. B. 371b: firstly because he was a nobleman, and secondly etc. — 399a: And firstly that I might not yield again to such emotions. — 762b; 303b (Don Juan 13, 73); 306a („ 98); 313b (14, 66); — dagegen first 269b (9, 66). — Aber auch z. B. Scott Rob Roy 3, 45: Firstly, I hae thought my ain thoughts on the Sabbath etc. Namentlich war auch zu erwähnen: In the first place etc. P. 108. Ueber Bruchzahlen, z. B.: one sixth. Mac. 1, 40; a third part 184 u. a. m. S. Spect. No. 200: not above a tenth part of the whole; a fifth part of the whole revenue; one tentth (**fourth**) part u. a. m. „Während der anderthalb Jahrhunderte, die auf die Eroberung folgten" heißt engl.: During the century and a half which followed the conquest (Mac. 1, 13) u. A. m. Zu brace etc. — s. Crabb's Engl. Synonymes by Hedley, Leipz. 1839, p. 166 — war zu bemerken der unveränderte Plur. two brace of pistols. Guy Manner. 4, 149 (s. u.); ferner der Gebrauch bei Shaksp. auch von Menschen, z. B. 811b; a brace of Cyprus galants. S. ferner 304b: The utterance of a brace of tongues Must needes want pleading for a pair of eyes (Augen sind paarweise, Zungen nicht); auch sonst zur Abwechslung: I killed 50 brace of ducks and 3 couple of teals u. A. m. Sonst heben wir noch hervor selbdritt u. s. w. Can you lie three in a bed? (Goldsm. 83.) There we used to go with ten shillings among six of us (Spitalfield's Weaver, a Farce). s. u. zu p. 207. Vgl. Le roi de Polonge n'eut que le temps de monter à cheval lui onzième (Voltaire's Charles XII Livre 2.), was Smollet übersetzt (Lond. 1839, p. 83) The king of Poland had but just time to get on horseback, with ten others u. s. f. — Und wenn er 20mal Sir J. F. wäre. And if he were twenty Sir John Falstaffs Sh. 35a. — Der erste beste: Any mathematician can explain it to you. — I have heard them asking the first man they have met with. Spect. 1, 54. As they lie at the mercy of the first man they meet. ib. 55. The first phrases that offered 4, 198. It made him resolve to marry the first girl that fell in his way (Sheridan) u. s. f. Ein zweiter (andrer) Cäsar u. s. f. A second Daniel Sh. 169b; a second Hector 413a; a second Laud, Macaulay 1, 195. Custom is second nature. Sprichwort: Habit has become a second nature. Rob Roy 1, 195. Like a second Charles V. Guy Manner. 3, 75. She has been a second mother to me etc. Tom Jones 2, 15 und 16. — Another Penelope Sh. 580a; another nature 662a u. s. f. — Zum ersten, zum andern und zum dritten! (bei Auktionen) (A) — going! a — going! gone! s. Sheridan's School for Scand. IV. 1. — Einerlei: It is all one (the same) to me. Zweierlei:

Was and is are two very different matters. Saying and doing are two things. To promise is one thing, and to keep is another. — 1000 und aber 1000: She attracts a thousand and a thousand adorers, and listens to the insipid flattery of a thousand and a thousand coxcombs (Lady Montague). — Acht kleine Meilen poor eight miles; a cool hundred (Tom Jones 2, 132; 141). There's more than two good hundred of flies in his craw (Banin); full ten days; a whole sennight u. s. w. 14 Tage a fortnight; within fourteen days Sh. 339b. — Help me this once Sh. 424a u. s. f. Man beachte den Apostroph: The commercial treaties of '87 (zu p. 55). Anglicismen: too ceremonious by half. They talk of country girls, these here look more rosy and healthy by half. Brit. Theatr. 860a: „Were they as bad in your time?" Not by half. ib. — And every thing is left at six and seven Sh. 320b u. a. m.

(Schluß folgt.) **D. Sanders.**

Fr. A. Callin, Elementarbuch der französischen Sprache. Erster Gang. Dritte verbesserte Auflage. Hannover 1854.

Das Buch erinnert beim ersten flüchtigen Anblick an das bekannte Sprachbuch von Dr. Mager, mit dem es in der Methode eine unverkennbare Aehnlichkeit hat, aber trotz dieser Verwandtschaft müssen wir gestehen, in ihm ein sehr brauchbares und praktisches Schulbuch gefunden zu haben. Man erkennt in der ganzen Anordnung und Behandlung des Stoffes den praktischen Schulmann, der nicht irgend ein abstraktes Prinzip, sondern das Bedürfniß des Unterrichts zur Hauptsache macht, der sein Ziel klar vor Augen hat und auf dem kürzesten Wege bedächtig, aber sicher darauf lossteuert. Das Buch ist nach einem verständigen Plane und mit vielem pädagogischen Geschick gearbeitet. Der Verfasser hat die Vorzüge der grammatischen Methode mit denen der sogenannten genetischen zu vereinigen gesucht. Er fängt wie Mager mit dem Présent von parler an, entwickelt daran die Bedeutung von Stamm, Kennlaut, Personalendung, geht dann unmittelbar zum Substantiv und zum Artikel le, la, un, une über, lehrt aus dem Sing. den Plur. bilden, nimmt das Prés. der 4. und 2. Conjugation hinzu, zeigt den durch die bloße Stellung des Substantivs bedingten Unterschied von Subjekt und Objekt und hat so schon auf den ersten drei Seiten alle Elemente zur Bildung von vollständigen Sätzen gewonnen. S. 4 folgt dann die erzählende Zeitform (je parlai, je péris, je répondis), und so schreiten dann Formenlehre und Syntax in engem Bunde mit einander fort, der einfache Satz erweitert sich durch das Hinzutreten immer neuer grammatischer Formen, bis er zuletzt zu einem vollständig ausgebildeten Satze mit Neben- und Zwischensätzen herangewachsen ist. — Nach einem Anhange über die französische Aussprache und Orthographie folgt das Lesebuch (S. 147 — 183) und den Beschluß macht das dazu gehörige Wörterbuch (S. 184 — 198). Es ist hier auf einem verhältnißmäßig geringen Raum (von noch nicht 200 S.) in der That viel erreicht. Die Regeln und Erläuterungen sind in einer einfachen und klaren Sprache abgefaßt und durch zahlreiche Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische ist dafür gesorgt, daß das Gelernte fest eingeprägt wird (die Vokabeln zu diesen Uebungen sind ebenfalls in einem kleinen Wörterbuche mit c. 1000 Wörtern hinten angereiht). Damit die zusammengehörigen grammat. Formen, z. B. des Verbi nicht allzusehr zerrissen und zerstreut werden — ein Uebelstand, an dem manche andere, nach der sogenannten grammatischen Methode bearbeitete, Elementarbücher laboriren, — sind dieselben an den geeigneten Stellen in übersichtlichen Tabellen noch einmal zusammengestellt. So § 195 ff. die drei regelmäßigen Konjugationen)die dritte Konjugation ist mit Recht Anfangs übergangen, wie auch bei Mager, und wird erst § 304 nachgebracht). Die unregelmäßigen Verba finden wir § 386 ff. Sie sind sehr zweckmäßig nach gewissen Analogien in 14 Klassen zusammengestellt. Vorausgeschickt aber ist ihnen eine Uebersicht über die verschiedenen Arten der Unregelmäßigkeiten und worin dieselben bestehen können. Ueberhaupt müssen wir dies als einen besondern Vorzug

des Büchleins hervorheben, daß der Verf. bei dem Schüler überall eine rationelle Auffassung, ein wirkliches Verständniß der vorliegenden sprachlichen Erscheinungen zu erreichen oder wenigstens vorzubereiten sucht und zwar nicht durch lange gelehrte Explikationen, sondern gewöhnlich durch kurze, anspruchslose Winke und Bemerkungen.

Durch zweckmäßige Einfachheit empfiehlt sich gleich im Anfange (S. 4) die Behandlung der sogenannten franz. Deklination, ebenso der Abschnitt über den Theilungsartikel (§ 280 — 87), über das Adjektiv (§ 200 — 227, wobei auch über die Stellung derselben das Nothwendigste gesagt wird, § 206), dann die Abschnitte über die pronoms conjoints und disjoints (§ 129 — 140 und 252 — 258), über den Gebrauch des bestimmten Artikels (§ 273 — 78), über den attributiven Genitiv (§ 290 — 93), sowie über den attributiven Dativ (§ 294 — 300). Hier ist jedoch die Bestimmung von No. 4, § 297, wonach der attributive Dativ eine Eigenschaft oder Thätigkeit bezeichnen soll, durch die folgenden Beispiele nicht gerechtfertigt). Einfach und verständig ist auch das, was § 114 fl. über die Participien gesagt wird. Hier werden z. B. sehr passend gleich die gebräuchlichsten unter denjenigen Part. passés zusammengestellt, die mit être verbunden werden (§ 117) und § 124 wird gelegentlich bemerkt, daß von den c. 600 franz. Verbis intrans. nur etwa 50 die temps composés mit être bilden. (Ganz passend ist hierbei auch das „ja sogar j'ai été ich habe gewesen. Denn das bleibt für den Anfänger doch stets das non plus ultra der Absonderlichkeit.) Gut sind auch die Bemerkungen zu avoir (§ 186, 87) und zu être (189, 90) Hier werden namentlich die im Lateinischen zu suchenden Stämme (zur Erklärung der buntscheckigen Formen) hervorgehoben und dann werden die gebräuchlichsten der Verbindungen angegeben, in denen die Hilfsverba mit Substantiv ohne Artikel erscheinen (avoir chaud, être marchand etc.). Gleich darauf folgt eine zweckmäßige Uebersicht der Flexionsendungen in der 1. 2. und 4. Konjugation mit den dazu gehörigen Erläuterungen (§ 191 — 93). In dem Abschnitte über die reflexiven Verben, wird (§ 332) die für den Anfänger sehr nothwendige Bemerkung gemacht, daß im Französischen zu den reflexiven Verben auch diejenigen gehören, bei denen Subjekt und Dativ dieselbe Person sind (se proposer, se donner de la peine etc.). Auf das Bedürfniß des Anfängers berechnet sind ferner die Erläuterungen zum Infinitiv (§ 369 fl.), die Bemerkungen über den Ablaut der unregelmäßigen Verba (§ 382, 83), so wie das, was § 521 über das 1. und 2. Particip gesagt wird, daß nämlich chassant sich ebensowohl auf die vergangene oder zukünftige, wie auf die gegenwärtige Zeit beziehen, also = qui chasse, qui chassait, qui chassera, und ebenso chassé = qui a été chassé, qui avait été chassé, qui aura été chassé sein kann. Da die syntaktischen Regeln in dem Buche immer Hand in Hand gehn mit der Lehre vom Satze, so wird der Schüler von vorn herein an eine verständige Auffassung derselben gewöhnt, und der Unterricht wird für ihn wirklich bildend, was man beim sprachlichen Unterricht (wie bei manchem anderen) nicht immer behaupten kann. Jenem Grundsatze angemessen ist z. B. die Lehre vom Gebrauch des Subjonctiv mit der Lehre von den Nebensätzen und untergeordneten Sätzen verbunden (§ 434 fl., § 445, § 457, § 476 fl., § 494 2c.), und es ist das Wichtigste hierüber in einer dem Standpunkte des Anfängers angemessenen Weise zusammengestellt. Nur hätte in diesem Abschnitte vielleicht Manches etwas kürzer behandelt werden können.

Näher auf Einzelnes einzugehen ist uns nicht gestattet. Etwaige Ausstellungen, die wir an den Buche zu machen hätten, betreffen meist nur Nebendinge. In den Beispielen hätte der Inhalt vielleicht etwas mehr Berücksichtigung verdient. Auch würde die Darstellung, besonders im Anfange, an Kürze gewonnen haben, wenn die häufige Wiederkehr von solchen Fragen wie: Welches sind die Stämme und Kennlaute der Verben...? Wie werden diese Verba im Prés. imparf. etc. conjugirt? Wie heißt auf Franz....? Wie heißt auf Deutsch...? oder solche Bemerkungen wie: Man lerne hinzu u. A. vermieden worden wäre, was sich sehr leicht hätte thun lassen. Ebenso waren im Lesebuche die Vokabeln hinter den einzelnen Lesestücken unserer Meinung nach entbehrlich, da sie sämmtlich in dem angehängten Vokabularium zu finden sind. Mit der im Anfange des Lesebuchs angewandten

Interlinear-Uebersetzung können wir uns nicht befreunden. Was die Auswahl der Lesestücke betrifft, so ist diese ganz passend; nur „Le vieillard mendiant" erscheint uns etwas zu sentimental-verschwimmend und ohne eine rechte Pointe. Es hat seinen Platz freilich wohl auch einer speciellen Rücksicht — auf die dialogische Form — zu verdanken; doch hätte es auch in dieser Hinsicht an einer passenden Auswahl dem Verf. nicht fehlen können. — Die Terminologie, die der Verf. im grammatischen Theile angewandt hat, weicht zwar vielfach von dem herrschenden Gebrauch ab — was beim Unterrichte zuweilen störend sein kann, — ist aber an sich durchaus nicht unzweckmäßig zu nennen.*) — Die § 243 aufgestellte Regel ist in dieser allgemeinen Fassung nicht ganz richtig, insofern die Verba auf éger das e fermé überall (auch vor dem e muet) behalten und die übrigen Verba dieser Klasse das è ouvert auch nur vor den Endungen ent, e und es annehmen, nicht aber von dem e muet des Fut. und Condit. Die Genus-Regeln in der Fassung, wie sie § 246 gegeben werden, sind zwar einfach, aber kaum praktisch zu nennen. Man vgl. die Punkte unter a. und c. (Männlichen Geschlechts sind **a.** die meisten Wörter die auf einen Vokal auslauten und **c.** die meisten Wörter, die auf einen Konsonanten auslauten. Nun ist allerdings zu a noch ein wichtiger Zusatz gemacht, wenn man sich aber die Sache genauer ansieht, so hätten sich eigentlich alle drei Punkte (a. b. c.) in einen zusammenfassen lassen; dagegen wäre zu wünschen gewesen, daß die Regeln im Allgemeinen etwas vollständiger gegeben würden. Sie sind fast zu dürftig.) Zu § 247 ließe sich erinnern, daß reine nicht (wie épouse aus époux, princesse aus prince) durch Motion aus roi, sondern zunächst doch aus regina entstanden ist, welches seinerseits freilich durch Motion aus rex gebildet ist. Ebenso servante nicht aus serviteur, wenn auch beide denselben Stamm haben. Wenn chantons § 104 gradezu mit „ich will singen" übersetzt und diese Uebersetzung in's Paradigma aufgenommen wird, so ist dies wohl nicht ganz zu billigen. Daß es in diesem Sinne angewandt wird, wie ja zuweilen auch unser „laßt uns singen", das konnte nebenbei erwähnt werden.

In dem Kapitel über die Aussprache des Franz. hat der Verf. sich dem in der neueren Zeit herrschend gewordenen Gebrauche angeschlossen, von den Lauten auszugehen und dann die verschiedenen Zeichen für denselben Laut anzugeben, also z. B. unser ß wird geschrieben a) **s** in sac, sauver etc., b) **ss** in cuisse etc., c) **c** in ceci etc., d) **ç** in plaçant etc., e) **t** in assention, f) **sc** in science, g) **x** in six etc. Ich weiß nicht, ob diese Methode grade in allen Fällen zu empfehlen sein möchte. S. 141 müßte man nach des Verf. Worten annehmen, daß alle rechts stehenden Wörter aus dem Deutschen abzuleiten wären, was er doch wohl nicht von allen behaupten wird.

Der Druck ist durchgängig nicht bloß deutlich, sondern auch korrekt, und das ist bei einem Schulbuche sehr viel werth. Nur gegen das Ende des Büchleins sind uns einige Druckfehler aufgefallen, z. B. S. 159, Mitte: l. don**c** st. dont, S. 175 und S. 179 fehlen bei cet homme-là und bei qu'à moi die Accente über dem à und là.

L. Ruprecht. Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik. Göttingen 1854.

Das Schriftchen ist besonders Lehrern zu empfehlen. Der Verf. sucht Licht und Ordnung in das Chaos der deutschen Orthographie zu bringen, und er ist dabei ebenso besonnen als vorurtheilsfrei zu Werke gegangen. Sich fern haltend von allen extremen und ebendeshalb unpraktischen Radikalkuren wie die des Dr. Möller im 14. Bande des Archivs für neuere Sprachen, hat es sich der Verf. zur Aufgabe gemacht, das Bestehende möglichst zu schonen und nur mit der größten Vorsicht ändernd und verbessernd einzugreifen. Selbst an offenbare Irrthümer (ereignen, Sündfluth) soll man die Hand nicht legen, wenn sie durch langjährige Gewohnheit in der Sprache oder Ortho-

*) Présent imparfait st. Présent, Fut. parfait st. Fut. passé u. dgl.

graphie sich eingebürgert haben und nicht ohne gewaltsame Mittel beseitigt werden können. „Ich muß vor allem die Berechtigung der Wissenschaft in Zweifel ziehen, daß sie sich anmaßt in einem Gebiete ändern zu wollen, welches nicht ihr, sondern dem ganzen Volke und seinem Culturleben angehört. Sie mag die Schreibung regeln wo sie schwankt, wo diese aber durch Herkommen und Gebrauch sich festgesetzt hat, da sollte sie dieselbe unangetastet lassen" (S. 4). Diesen Grundsatz hat der Verf. in allen zweifelhaften Fällen sich zur Richtschnur genommen. Wenn also den Forderungen der Wissenschaft eine entschieden eingebürgerte, wenn auch fehlerhafte, Schreibweise gegenübersteht, so muß die Wissenschaft weichen; hat sich aber neben der irrthümlichen Schreibweise auch die richtige noch erhalten, so ist die letztere zu stützen und muß allmählich wieder zur Alleinherrschaft gelangen. Der Verf. hat über seinen Gegenstand die sorgfältigsten Studien gemacht, und seine Pietät gegen das Bestehende ist um so höher zu achten, da sie vereinigt ist mit echter Wissenschaftlichkeit. Dabei sind seine Auseinandersetzungen so einfach und verlangen so wenig Vorkenntnisse, das auch derjenige, der mit der Geschichte unserer Sprache nicht genauer bekannt ist, dem Gange der Untersuchung in den Hauptpunkten folgen kann. In Betreff des Einzelnen verweisen wir den Leser auf das Büchlein selbst, das gewiß Niemand ohne Belehrung aus der Hand legen wird, selbst wenn er mit den Resultaten nicht überall ganz einverstanden sein sollte. Wir erlauben uns hier gelegentlich ebenfalls einige Punkte hervorzuheben, wo wir dem Verf. nicht beistimmen können. 1. Können wir nicht billigen die Wiederherstellung des ß im Inlaut der Wörter nach kurzen Vokalen (laßen, Waßer, wißen st. lassen, Wasser, wissen), und zwar um so weniger, da auch im Mittelhochdeutschen schon eine dem jetzigen Gebrauche von ß und ss ganz entsprechende Unterscheidung zu finden ist (vgl. schieze, schôz, schozzen. Ich hörte ein wazzer diezen und sach die vische fliezen). Im Mhd. ist freilich hier kein ss, sondern ein doppeltes z oder ß, allein da bei uns jetzt ßß ganz außer Gebrauch gekommen ist (ebenso wie chch), so scheint es uns ganz passend, ss an seine Stelle treten zu lassen. So hat man den praktischen Vortheil, Länge und Kürze auch desselben Vokals im Inlaut leicht unterscheiden zu können (vgl. Fässer und Gefäße; Schloßen und schlossen als Prät. von schließen; Flüsse und Füße u. s. w.). 2. Auch in dem Verzeichniß S. 42 finden sich mehrere Wörter, in denen die Wiederherstellung des ursprünglichen ß uns deshalb nicht gerechtfertigt erscheint, weil das ß in ihnen dem einfachen s gewichen ist; so namentlich in loßen, sortiri, maußen und maußern st. losen, mausen, mausern. Dagegen würden wir unbedenklich erboßen und nicht, wie der Verf. will, erbosen schreiben, obwohl das Wort von bôsi böse abzuleiten ist. Denn wir sprechen jetzt nicht mehr erbosen.*) 3. Ebenso können wir uns mit der Schreibweise gieng, hieng, fieng st. ging, hing, fing nicht befreunden. Denn wenn gleich das e hier organisch und keineswegs ein bloßer Dehnlaut ist (mhd. gieng, hieng, fieng), so ist es doch in der Aussprache des Nhd. vollständig verschwunden und darum auch in der Schrift ohne Bedeutung. Anders bei fiel, hielt, lief ꝛc., wo man es als Dehnungszeichen mit größerem Rechte beibehalten hat.**) 4. Scheint es uns nicht zweckmäßig, wenn der Verf. das ie in Fremdwörtern wie diktiren, construiren (warum rechnet der Verf. jubiliren unter die echt deutschen Wörter wie hantieren, hausieren?) u. a. wiederherstellen will. Der Usus ist dem e hier entschieden ungünstig, und da es auch sonst ganz entbehrlich erscheint, so ist kein Grund es zu rehabilitiren. (In einigen Wörtern, wie regieren, spazieren, hat es allerdings seinen Platz bis heute behauptet.) — 5. In die Klagen über die großen Anfangsbuchsta-

*) In Wörtern wie Bedürfniß, gewiß u. a. würden wir ebenfalls für Beibehaltung des ß sein. Blos st. bloß ist ganz unbegründet.

**) Der Setzer hat übrigens dem Verf. zum Trotze S. 21 das e in ging weggelassen. Durch eine ähnliche Opposition des Setzers scheint S. 24, Z. 10 von oben das müssen in den Text gekommen zu sein, da der Verf. nur die Schreibung müßen kennt (cf. S. 42). (NB. Vergl. aber hierzu die Worte vier und vierzig. Anm. d. Red.)

ben können wir nicht einstimmen. Was soll es schaden, wenn man die Hauptwörter groß schreibt? Es hat dies für den Unterricht sogar manches Gute. Das erkennt auch der Verf. an; dennoch betrachtet er die ganze Sitte als ein Uebel, das man dulden muß, weil die Tilgung desselben jetzt sehr schwer, ja unmöglich geworden sei: S. 50. (Auffallend war uns dabei die Schreibung „Ueberhand nehmen st. überhand nehmen, S. 40. Schon die Betonung zeigt, daß überhand nicht substantivisch zu fassen ist, wie in der Redensart: „die Oberhand gewinnen". Andrerseits schreibt der Verf.: „nur schade, daß... zu guter letzt u. a.) 6. In der Interpunktion hat der Verf. unsrer Meinung nach auch einige unnöthige Neuerungen gemacht, wie die Tilgung des Komma vor den untergeordneten Sätzen mit daß u. A.

Im Uebrigen wäre es namentlich im Interesse der Schulen sehr zu wünschen, daß der jetzige Zustand, wo jeder in der Orthographie seinen eigenen Weg geht (nicht selten wird in einer Klasse als Fehler angestrichen, was in der vorhergehenden erst mühsam eingeprägt war!), recht bald ein Ende nehmen möchte, doch wagen wir nicht, uns in dieser Hinsicht allzu großen Hoffnungen hinzugeben.

---

1. Nouvelle méthode génétique. — Grammaire française à l'usage des Allemands par Joseph Gischig, Prof. de la langue française etc. Vienne 1852.

2. Précis de la grammaire française à l'usage etc. Premier cours, par Joseph Gischig. Vienne 1854.

3. Manuel de littérature française à l'usage etc. par Joseph Gischig. Vienne 1853.

Der Verf. hat von seiner nouvelle méthode génétique eine außerordentlich hohe Meinung, und wenn man in der Einleitung zu Nr. 1 seine eignen Bemerkungen über die ganz besondern und eigenthümlichen Vorzüge derselben liest, so sollte man meinen, daß er den Stein der Weisen, den so Viele vergeblich gesucht haben, nun endlich entdeckt und zum Heil und Frommen der Welt in den oben bezeichneten Werken niedergelegt habe. „In kürzester Zeit wird der Lernende im vollkommnen Besitze jener modernen Weltsprache sein, deren oberflächliche Kenntniß den meisten Fremden so viele Lehrjahre kostet und zu deren vollkommnen (soll heißen vollkommner!) Aneignung die Wenigsten gelangen (S. XIII)." Bei dem Unterricht nach des Verf. Methode sind die Fortschritte „riesengroß" (S. XIV). „Ihre Vortrefflichkeit ist über jedem Zweifel erhaben und muß Allen von selbst einleuchten." (S. I.) — Ueber die riesengroßen Fortschritte läßt sich mit dem Verf. nicht streiten — denn er kann sie durch Beispiele aus seiner langjährigen Praxis beweisen! — aber gegen die Zweckmäßigkeit der neuen Methode, wie sie uns in No. 1 vorliegt, möchte sich doch gar mancherlei Zweifel erheben lassen. Fast kommt man in Versuchung, die Nouvelle méthode génétique, die in zollhohen Buchstaben über dem Eingange des Buches prangt, für nichts weiter zu halten als für ein neues, lockendes Aushängeschild für unkundige Kunden. Darum wird auch Niemand zurückgewiesen, der in den Tempel eintreten will. Jeder ohne Ausnahme kann das Buch gebrauchen; es bedarf dazu gar keiner Vorkenntnisse, sondern nur guter Sprachorgane und des Gedächtnisses (S. XI). „Es ist für alle Sprachbeflissene, die zu denken fähig sind"; es ist „der Art bearbeitet, daß es von Anfängern sowohl, die noch nicht lesen können, als auch von gebildeten, der französischen Sprache sehr kundigen Männern studirt werden kann: von jenen zur Erlernung dieser fremden Sprache, von diesen zur vollendeten Ausbildung in derselben." (S. X.) Wahrlich, kann es wohl eine wirksamere Empfehlung für ein Buch geben?

Worin besteht nun aber das Eigenthümliche der vielgepriesenen neuen genetischen Methode? Darüber erhalten wir ebenfalls in der Einleitung die nöthige Auskunft. Kant und Rousseau und Bacon und andere große Denker werden herbeigerufen, um uns für das Verständniß des großen Geheimnisses vorzubereiten. Wir wollen uns indeß bei ihnen nicht länger aufhalten als zur Beantwortung der obigen Frage nöthig ist. — Der Verf. geht von dem richtigen Grundsatze aus (wie denn überhaupt die Einleitung ein sonderbares Gemisch von „Wahrheit und Dichtung" ist), daß man den Sprachunterricht nicht damit anfangen dürfe, dem Schüler fertige Regeln zu geben, sondern daß dieser sie aus gegebenen Beispielen selbst müsse herausfinden lernen. „Der beste Lehrer ist derjenige, der seinen Schülern hilft, das selbst zu entdecken, was er sie lehren will." Diesen vortrefflichen Ausspruch des Bacon hat der Verfasser gleichsam zum Eckstein seines Baues ausersehen. Demnach soll Jeder, der nach seiner Methode eine Sprache erlernt, „selbst zum Erfinder und zum Schöpfer der Grammatik dieser Sprache gemacht werden." (Parturiunt montes.....!) „Der Schüler also, der die französische Sprache nach vorliegender Grammatik lernt, wird selbst zum französischen Grammatiker, und ist überdies dabei gezwungen, zu (sic!) der Theorie der Regeln auch die Praxis des französisch Sprechens zu vereinigen."*)

Das wäre Alles recht schön: wenn nur die Ausführung diesem Programm auch wirklich entspräche! Aeußerlich freilich hält der Verf. sich scheinbar streng an das soeben von ihm ausgesprochene Prinzip. „Der genetischen Methode zufolge habe ich meine Grammatik in drei Theile eingetheilt: in einen praktischen, der zur Anschauung dient, in einen theoretisch-praktischen, der die Regeln, welche im Vorhergehenden enthalten sind, festsetzt und erklärt, und in einen angewandten Theil, der zur Uebung des Gelernten bestimmt ist.**) Den ersten Theil bilden die §§. Exemples, den zweiten die §§. Règles, den dritten die §§. Application." (S. VIII.)

Diese Reihenfolge nun ist, wie jedermann schon aus dem Inhaltsverzeichnisse sehen kann, mit großer Gewissenhaftigkeit durch das ganze Buch beobachtet. Exemples sur..., Règles sur..., Application des règles sur..., Exemples sur..., Règles sur... etc. etc. So tanzend schlingen sie den Reigen.... Und feierlich nach alter Sitte umwandelnd des Theaters Rund mit langsam abgemessnem Schritte verschwinden sie im Hintergrund. Neu nämlich ist im Grunde nur die Stellung der einzelnen Abschnitte. Während die gewöhnliche Reihenfolge diese ist: Regeln, franz. Beispiele, deutsche Uebersetzungs-Uebungen, hat der Verf. in Folge jener tiefen Erkenntniß der wahren Bedeutung der genetischen Methode die Beispiele überall vor die Regeln gestellt, damit der Schüler diese aus jenen ableiten lerne. Im Uebrigen ist's ganz der alte Schlendrian, und zwar die Anordnung nach den einzelnen Redetheilen: Chap. I. de l'article, Chap. II. du substantif, Chap. III. de l'adjectif, Chap. IV du pronom, Chap. V. du verbe etc. Dabei ist jeder Abschnitt möglichst reich ausgestattet mit Allem, was sich unter der Aufschrift irgend unterbringen ließ. Das Kapitel vom Artikel z. B. umfaßt circa 46 Seiten. Da wird denn der wißbegierige Schüler mit einem Sprunge gleich in die Specialitäten der Syntax hineinversetzt: et in medias res, non secus ac notas

---

*) Dergleichen deutsche Sprachproben ließen sich mehrere beibringen: cf. Einleitung VII, wo der Verf. sich rühmt, an der Ausbildung der Seelenfähigkeiten seiner Schüler auf das Wirksamste beizutragen. In den vorläufigen Bemerkungen (vor der Introduction) spricht er von den Regeln, die der Schüler durch eignes Nachdenken selbst gefunden, ihm vielseitig erklärt und vollkommen klar geworden sind. S. IX redet er von einem syntaxischen Theile der Grammatik.

**) S. VII belehrt uns der Verfasser auch über den Ursprung des Wortes „genetisch" und bemerkt dabei, daß der „ausgezeichnete, verdienstvolle Philolog, Dr. Mager, ein vortreffliches Buch über diese Methode geschrieben", daß er darin zuerst den Ausdruck gefunden und ihn dann auf seine eigne Methode übertragen habe.

auditorem rapit; das „et quae desperat tractata nitescere posse relinquit“ hat dabei freilich nicht zu seinem Rechte kommen können. Das lag aber auch gar nicht in des Verf. Absicht. Er schrieb ja nicht bloß für die Anfänger, sondern auch für den gebildeten, der französischen Sprache sehr kundigen Mann. Was also dem einen nicht paßt, wird schon dem andern zu Gute kommen, und so kann aus dem reichen Vorrath jeder „etwas mit nach Hause tragen.“ — „Aber die Regeln sind ja sämmtlich in franz. Sprache abgefaßt, und von ihr versteht der Anfänger ja kein Wort.“ — „Diese Eigenthümlichkeit“, antwortet der Verf., „wäre ohne die genetische Methode ein Unsinn gewesen, mittelst dieser Methode aber ist sie ein Vorzug, der Anerkennung verdient.“ Wie geschieht das? „In dem §. Exemples hat der Schüler schon die Regeln, von welchen gehandelt wird, durch eignes Nachdenken selbst gefunden und eben deswegen auch gründlich verstanden. Also in dem §. Règles sucht er nicht mehr etwas ihm völlig Unbekanntes, sondern er findet darin das, was er schon weiß und das er bloß liest, um zu sehen, ob er richtig geurtheilt habe.“ (Einleitung XII.) — „Aber wird denn der Schüler im Stande sein, aus den Beispielen grade die Regeln herauszufinden, die der Verf. im Sinne hat, zumal da dieselben oft von ganz specieller Art sind?“ Man nehme als Probe gleich die ersten Sätze: la rose est une plante. J'aime les roses blanches. Mon frère a perdu la rose que vous lui avez donnée. La vertu fait le bonheur du sage. La sagesse est préférable aux richesses. Welche Regel soll der Anfänger aus diesen Satzen ableiten? Etwa, daß die Wörter auf ein stummes e weiblich sind, oder daß blanc im Fem. blanche hat, oder daß in gewissen Fällen an das Part. passé noch ein e gehangt wird? Der Anfänger wird überhaupt gar nichts finden, wenn er nicht schon einige Vorkenntnisse, wenigstens in der Formenlehre, mitbringt. Ohne diese kann er ja gar keine Vergleiche anstellen, mithin weder Regeln, noch Abweichungen oder Ausnahmen unterscheiden. „Aber der Lehrer soll und wird ihm bei Auffindung der Regeln behülflich sein.“ Wir zweifeln nur, daß es mit bloßer Nachhülfe abgethan sein wird; er wird wohl das Meiste oder Alles thun müssen, und der Schüler wird sich auch hier vorzugsweise receptiv oder wenigstens reproduktiv verhalten. Jedenfalls würde, wenn es anders wäre, das Verdienst davon weniger dem Buche als dem geschickten Gebrauche des Lehrers zuzuschreiben sein, der es sich gewiß immer und überall wird vorzugsweise angelegen sein lassen, den Schüler zur Selbstthätigkeit anzuregen und ihm nichts zu sagen was er durch eignes Nachdenken finden kann.

Was ist also mit jener Anordnung gewonnen? Oder glaubt der Verf., daß das Geheimniß in der Gebrauchsanweisung liegt, die er unter der Ueberschrift: „Vorläufige und höchst wichtige Bemerkungen über die Methode bei dem Gebrauch dieser Grammatik“, dem Buche selbst vorausgeschickt hat? Die vier Vorschriften, die hier dem Lehrer gegeben werden und in denen „die ganze genetische Methode“ beruhen soll, beziehen sich nur auf Aeußerlichkeiten und enthalten nichts, was nicht auch aus der Einleitung schon bekannt wäre. Sie können auch an dem Buche selbst nichts ändern. Dieses aber (No. 1 nämlich) scheint uns nicht bloß nicht für beide — Anfänger und geübtere Schüler, — sondern für keinen von beiden geeignet zu sein. Für reifere Schüler ist die ganze Behandlung zu breit, zu anfängermäßig, zu oberflächlich, zu wenig rationell, zu mechanisch; der Anfänger aber muß erliegen unter der Masse der Eizelnheiten, die gewöhnlich noch dazu ohne alle Vermittlung ganz äußerlich zusammengestellt sind. Es ist als wollte man einem, der noch keinen Baum gesehen hat, einen Begriff von einem solchen geben, statt ihm aber die Haupttheile desselben, Stamm, Wurzel, Zweige ganz im Allgemeinen zur Anschauung zu bringen, nähme man etwa ein einzelnes Blatt und analysirte dies bis in die feinsten Fasern, um dann der Reihe nach ein andres Blatt oder einen Zweig vorzunehmen.

Daß der Anfänger mit dem größeren Werke nicht viel anfangen kann, hat der Verf. auch sehr wohl gefühlt. Daher der Auszug, den der Verf. zwei Jahr später „auf den vielseitig ausgesprochnen Wunsch sachkundiger Männer sowohl, als auch seiner zahlreichen Schüler“ speziell für den Anfänger bearbeitet hat. Dieser Aus-

zug schließt sich zwar in der Methode und in der Anordnung des Stoffes im Allgemeinen dem größeren Werke an, ist aber entschieden praktischer und brauchbarer. Er unterscheidet sich von jenem schon äußerlich durch größere Uebersichtlichkeit und durch eine eigenthümliche, aber nicht unzweckmäßige Einrichtung. Die Regeln nämlich werden wie bei No. 1 französisch gegeben, und gleich daneben stehen auf den gespaltenen Seiten die dazu gehörenden Beispiele, unter beiden aber eine kurze Uebersetzung der ersteren, die (nebenbei bemerkt) zu den schwächsten Seiten des Büchleins gehört. Dazu kommen dann noch die nöthigen Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische; in ihnen ist unsere Muttersprache mit mehr Rücksicht behandelt, als man nach sonstigen Sprachproben des Verf. erwarten konnte. — Die Anordnung nach den Wörterklassen ist beibehalten, doch hat der Verf. mit Recht das Verbum vorangestellt, überhaupt auf die Formenlehre ein größeres Gewicht gelegt und durch Paradigmen und Tabellen für die Einübung derselben gesorgt. Gleich im Anfange finden wir die Hülfsverba avoir und être vollständig durchconjugirt und zwar nebeneinander; dann folgen die regelmäßigen Conjugationen mit den nothwendigen Erläuterungen, zuerst in der einfachen Form, später in der verneinenden, fragenden und fragend-verneinenden; hierauf S. 25 ff., die unregelmäßigen Verben, in der gewöhnlichen Weise zusammengestellt, endlich die mangelhaften und die unpersönlichen Zeitwörter. Dann weiter Chap. II. de l'article, Chap. III. du substantif, Chap. IV. de l'adjectif etc. Im 6. Kapitel werden unter der Ueberschrift: Syntaxe du verbe zuerst die Begriffe „Subjekt und Objekt" erklärt, dann wird von der Uebereinstimmung des Zeitwortes mit seinem Subjekte, von der Rektion der Zeitwörter, vom Gebrauche der Tempora und Modi und zuletzt von den beiden Participien gehandelt. Im zweiten Haupttheile folgen die mots invariables, die etwas zu dürftig abgefunden sind. Die Wörter zu den Uebersetzungs-Aufgaben sind in einem besondern Vocabulaire zusammengestellt (S. 153 — 168). Den Schluß des Buches bilden drei große nicht unzweckmäßig eingerichtete Tabellen, von denen die erste eine Uebersicht der Aussprache-Regeln, die zweite eine Uebersetzung der gesammten Formenlehre und die dritte noch im Besondern eine Uebersetzung aller regelmäßigen Conjugationen (mit Einschluß der verbes réfléchis und verbes passifs) enthält. — Auf eine verständige Auswahl des Stoffes ist mehr Fleiß verwandt als in dem größeren Werke. Der Auszug hat in den meisten Fällen das rechte Maß nicht überschritten, und dies ist seine beste Seite. Dagegen finden wir in ihm doch auch viele von den Mängeln, an denen die größere Grammatik leidet, da beide im Ganzen nach derselben Methode bearbeitet sind. Dies gilt namentlich von den Begriffsbestimmungen und Definitionen, von den Eintheilungen, von der Abfassung der Regeln, kurz von der rationellen Seite einer Grammatik. Auch die Terminologie (im deutschen Abschnitte) ist oft ziemlich wunderlich. Die Verhältnißwörter nennt der Verf. Vorwörter (S. 2), die mots variables und invariables abänderliche und unabänderliche (S. 3), das Imparf. die halbvergangne Zeit, das passé défini die bestimmt vergangene Zeit, das passé indéfini die unbestimmt vergangne Zeit. (S. 6, 7...) S. 13 werden Wurzel und Stamm als ganz gleichbedeutend gebraucht. S. 22 werden die Zeitwörter in thätig-übergehende und thätig-unübergehende getheilt. Das régime direct nennt der Verf. überall „die vierte Endung", und S. 23 finden wir unter mehrern andern ähnlichen auch folgende Definition: „die unthätigen oder, besser gesagt (?!), unübergehenden Zeitwörter sind jene, die kein direktes Objekt, d. h. keine vierte Endung, bei sich haben können." Dergleichen kühne Sprachbereicherungsversuche sind nicht ganz selten. Die Definitionen sind oft nicht scharf genug, gehen um die Sache herum, ohne den Kern zu treffen: cf. S. 12, 13 (Person und Numerus), S. 23 (verschiedene Arten der Zeitwörter), S. 98 (adj. indéfini), S. 111 (pron. rélat.) u. A. Eigenthümlich ist ferner die Begrenzung der Redetheile (parties du discours) gegen- und untereinander. Dem Adjektiv giebt der Verf. einen allzuweiten Umfang, indem er hierher außer den Zahlwörtern auch einen großen Theil der pronoms (conjoints) rechnet: il y a cinq espèces d'adject. déterminat.; ce sont les adj. numéraux, démonstratifs, possessifs, interrogatifs et indéfinis: Auzug S. 89. Da-

durch werden nahe verwandte und zusammengehörige Wörterklassen (wie die pron. interrogatifs und adj. interrogatifs) ohne Noth auseinandergerissen. So will der Verf. auch von einem unbestimmten Artikel nichts wissen: nous n'avons en français qu'un seul article qui est le pour le masc. et la pour le fem. etc.: Große Grammatik 17, Auszug 47. Den unbestimmten Artikel nennt er adj. prépositif: l'adj. prép. que tant de grammairiens appellent à tort l'article indéfini (große Grammatik S. 19).

Bei den Veränderungen und Abkürzungen im Auszuge (No. 2), so zweckmäßig sie im Allgemeinen sein mögen, hat sich der Verf. doch oft zu sehr vom Zufall leiten lassen. In den Genus-Regeln z. B. ist zwar mit Recht die Zahl der Ausnahmen im Auszuge möglichst beschränkt, manchmal sind sie auch ganz weggelassen, aber man kann nicht immer einen hinreichenden Grund für das Eine oder das Andere entdecken. Vergleiche Auszug 63, 2 mit der großen Gram. 71, 5. Warum fehlen hier Wörter wie poisson, septentrion, arrêté? Aehnliches gilt vom Auszuge 62, 6 verglichen mit der großen Gram. 69, 6.*) Ganz fehlen die Ausnahmen, z. B. Auszug 62, 2 und 62, 5 (la cage, l'image, la page, la rage, la plage, la vigne, sowie l'affaire, la chaire, la paire waren immer nennenswerth!). Dagegen ist hier im Auszuge die Endung uge hinzugesetzt, die in der großen Gram. fehlt. Vgl. Auszug 64, 3 mit der großen Gram. 70, 3. 4. Warum fehlen hier z. B. l'Elbe, le Péloponnèse, le Borysthène (der Verf. schreibt Boristhène, Péloponèse: große Gram. 70**), warum ferner le trophée, le concile, l'asile, le libelle, l'évangile u. a.? Dagegen ist im Auszuge le mensonge aufgeführt, das wir im größern Werke vergeblich suchen. Dergleichen Willkürlichkeiten in der Auswahl ließen sich viele nachweisen, doch wir wollen damit den Leser nicht ermüden und fügen bloß noch einige Einzelheiten in Betreff des Buches No. 2 hinzu. S. 11 bei Aufzählung der Redeweisen (modes) fehlt Anfangs der Imperativ oder, wie der Verf. ihn nennt, die gebietende Form; in den darauf folgenden Definitionen wird der Imperativ zwar aufgeführt, dagegen wieder der Infinitiv weggelassen (S. 12). Bei der Eintheilung der Verben (S. 14) werden verschiedene Eintheilungsgründe unter einander gemischt. S. 21, 2 waren unter den Ausnahmen nicht blos acheter und geler zu nennen, sondern noch manche andre (celer, crocheter, feuilleter, épousseter u. a.). Ungenau ist S. 86 die Regel über den Gebrauch von que und de nach Comparativen („si un adj. numéral suit, on emploie de et non que." Danach könnte man also nicht sagen: un cheval traîne plus que deux mulets. Mancherlei wäre über die Tabellen der unregelmäßigen Verben S. 28 ff. zu bemerken, an der wir namentlich die rationelle Behandlung der Unregelmäßigkeiten ganz vermissen, doch wir brechen hier ab und erwähnen bloß noch eines Uebelstandes, an dem das größere Werk am meisten leidet; wir meinen den sehr incorrecten Druck. Trotz des drei Seiten langen Druckfehlerverzeichnisses ist doch noch sehr vieles unverbessert geblieben. (S. 18 l. jours st. ours, S. 19 l. mois st. moi, la fleur st. la fleure, S. 20 l. eben st. ebeu, S. 39 l. précèdent st. preèèdent, S. 40 l. au pouvoir st. aux pouvoir, d'immenses trésors st. des immenses trés., S. 46 fehlt No. 5, S. 50 l. une femme st. un femme 2c.) Weniger Druckfehler finden sich in dem Auszuge (S. 30 l. Part. prés. st. psés. S. 34 l. enfreindre, S. 65 l. Rhone st. Rohne, S. 121 l. il m'avait st. il m'avez, S. 133 l. dans tous les cas st. tous le cas 2c. Andres schon oben erwähnt). —

No. 3 endlich verspricht auf dem Titel auch mehr als es wirklich leistet, es will sein ein „Handbuch der französischen Literatur", ist aber doch nur ein Lesebuch oder eine Sammlung von Lesestücken (Fabeln, Erzählungen, Bruchstücken aus der Geschichte, Briefen) nebst einer Anzahl von Gedichten. Manches davon wird sich auch für jüngere Schüler ganz gut eignen (z. B. No. 64, Prise de

*) Die an dieser Stelle vorkommende arge Verwechslung von la chaire die Kanzel und la chair) caro, so wie la fois die Treue (st. la foi) sind zwar hinten verbessert, aber es ist immer schlimm, wenn solche Dinge im Texte stehen bleiben.

**) Die Schreibart Bosphore statt Bospore kann man dem Verf. nicht zu Last legen, da sie im Franz. allgemein zu sein scheint.

Constant. par Mah. II. 68. Conjurat. de Marino Faliéri. 72. Les enfans du roi Edouard IV. 84. Marie Stuart à Elisabeth, reine d'Angleterre. 86. L'ange de la mort. 88. Exécution de Charles I. 91. Letter de plaintes: C, Colomb à Ferdinand, roi d'Espagne u. A.). Uebrigens ist die Auswahl ziemlich zufällig und willkürlich; der Verf. hat dabei weder ein bestimmtes Prinzip, noch auch überall eine bestimmte Bildungsstufe vor Augen gehabt. Die vierte Abtheilung z. B. (Histoire et critique littéraires) ist durchaus nicht für Anfänger. Nebenbei bemerkt giebt auch sie nicht was sie verspricht, sondern nur einzelne Aufsätze von V. Hugo, Voltaire u. A., die sich auf die französische Literatur beziehen. Auch unter den Lesestücken ist Manches für Schüler nicht glücklich gewählt. (No. 90. Lettre d'affaire: Voltaire à l'abbé Moussinot. 99. Apparition au roi Charles VI. 100. Lettre de conseils: Mlle. Aïssé à Mme. Saladin u. A.) — Druckfehler finden sich auch hier ziemlich viele, namentlich in der letzten (literarhistorischen) Abtheilung.

Dr. Fuuge, Lesebuch der französischen Sprache. Braunsberg 1854.

Der Verf. hat „die sich von selbst ergebende Haupteintheilung in Etymologie und Syntax, sowie die Unterabtheilung nach den Redetheilen" (Einleitung IV) beibehalten. Nach dem grammatischen Theile folgt ein Lesebuch, das „den doppelten Zweck hat, einerseits dem Anfänger als Uebung (zum Uebersetzen!) aus dem Franz. ins Deutsche, andrerseits dem vorgeschrittenen Schüler als erweiterter Beleg für die Regeln der vorstehenden Grammatik zu dienen." Nach dem Lesebuche folgt „ein Uebungsbuch (zum Uebersetzen!) aus dem Deutschen ins Französische" und beiden sind die nöthigen Wörterverzeichnisse in alphabetischer Ordnung (was gewiß das Zweckmäßigste ist) beigefügt.

Durch die oben bezeichnete Anordnung wird die Uebersicht des Zusammengehörenden allerdings sehr erleichtert, und es ist dies ein großer Vorzug der streng grammatischen Methode, der sich durch nichts hinwegdisputiren läßt. Indeß kann man doch auch nicht in Abrede stellen, daß diese Methode für die Praxis des Unterrichts manche Schwierigkeiten und Uebelstände darbietet. Weshalb würde man sie auch sonst so vielfach angefeindet haben? Daß man darin in unserer Zeit oft wieder zu weit geht und aus Scheu vor der grammatischen Methode und ihrer „Einseitigkeit" in das entgegengesetzte Extrem verfällt, ist wieder eine Sache für sich. Jedenfalls ist für den Lehrer ein Buch, worin ihm der grammatische Stoff nach Auswahl und Anordnung gleich fertig und so zu sagen mundgerecht dargeboten wird, weit bequemer, als wenn er sich dies Alles erst selbst zurecht machen muß. Er kann dann mit Seite 1 anfangend, gemächlich mit seinen Schülern von Paragraph zu Paragraph weiter gehen und hat nicht nöthig, sich die Steine zu seinem Bau bald hinten, bald vorn, bald in der Mitte zusammenzusuchen. Indeß, um gerecht zu sein, es ist doch wohl nicht bloß die Sorge für die Bequemlichkeit des Lehrers und der Schüler, was im Elementarunterricht von der streng grammatischen Methode abgeführt hat, sondern es kommen dabei viel ernstere Bedenken in Betracht, auf die wir hier jedoch nicht weiter eingehen können. Den Werth des Buches selbst aber können die Schwierigkeiten, mit denen die Anwendung desselben für einzelne Zwecke verbunden sein möchte, in keiner Weise beeinträchtigen, und das Verdienst einer solchen Grammatik ist um so höher anzuschlagen, da man von ihr nicht bloß eine relative (wie bei Elementarbüchern), sondern eine absolute Vollständigkeit erwartet. Darum setzt die Bearbeitung einer solchen Grammatik, und wenn's gleich nur eine Schulgrammatik ist, wofern sie irgend genügen soll, viel umfassendere Studien voraus, als dies bei einem für den Anfänger zusammengestellten Elementarbuche der Fall ist. Ebendaher kommt es auch, daß der Schüler, wenn er sich über einen einzelnen Punkt genauer und vollständiger instruiren will, immer wieder zur Grammatik seine Zuflucht nehmen muß. — Die vorliegende Grammatik des Herrn Dr. Fuuge verdient ohne Zweifel den Vorzug vor vielen anderen: Herrschaft über das sprachliche Material ist hier vereinigt mit wissenschaftlicher Durchbildung, ein

Vorzug, den man grade auf diesem Gebiete so häufig vermißt. Dabei ist auch das Einzelne mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, und man wird in den Hauptsachen nicht leicht eine Lücke bemerken. Obwohl der grammatische Theil nur circa 150 Seiten umfaßt, so hat der Verf. doch noch Raum genug gefunden, manche gute Bemerkung einzustreuen, die man selbst in ausführlicheren Büchern der Art oft vergeblich suchen würde. *)

Ein Uebelstand, den aber die vorliegende Grammatik mit vielen andern theilt, ist der, daß sie sich in der Behandlung der Formenlehre wie der Syntax allzusehr an das Lateinische anschließt. Es ist aber allemal schlimm, wenn man **eine** Sprache über den Leisten einer **andern** schlagen will, die jener in vielen Stücken ganz unähnlich ist. Unsere eigene Muttersprache hat sich das auch (zu ihrem großen Nachtheil) lange genug müssen gefallen lassen, und sie, wie die andern modernen Sprachen werden das fremde Joch auch nicht eher vollständig abzuschütteln im Stande sein, als bis sie aus ihrem eigenen Geiste heraus sich neue Formen und sprachliche Kategorien werden erschaffen haben.

Alb. Hamann. Leitfaden zur Erlernung der französischen Aussprache. Potsdam 1854. 2 Hefte.

Das vorliegende Werk verdient schon darum, weil es neu in seiner Art ist, eine sorgfältigere Beachtung, besonders von Seiten des Schulmanns; denn es ist zunächst für den Schulgebrauch bestimmt. „Schon früh, sagt der Verf., sei er aufmerksam geworden auf die Schwierigkeiten der französischen Aussprache und habe es schmerzlich vermißt, daß kein Hülfsmittel von der Genauigkeit der englischen Wörterbücher nach Walker'scher Methode für das Französische vorhanden sei.“ Diesem Mangel will er durch seinen Leitfaden abhelfen. „Der Zweck des Werkchens ist Erzielung einer genauen und übereinstimmenden Aussprache des Französischen, übereinstimmend nicht nur in den verschiedenen Klassen ein und derselben Schulanstalt vom ersten Unterricht an, sondern auch in den verschiedenen Anstalten, die der Zögling nacheinander besuchen könnte.“ Zur Erreichung dieses Zweckes hat der Verf. das Walker'sche Lautbezeichnungs-System auf das Französische übertragen und dabei vornehmlich den Grand Dictionnaire Français-Anglais von Flemming und Tibbins benutzt. Das Ganze besteht aus zwei Heften: Heft I. (für Elementar- und untere Klassen) enthält: 1) eine Uebersicht der französischen Vokal- und Konsonantlaute und 2) ein Vokabular, geordnet nach den Wörterklassen und der Zusammengehörigkeit ihrer Bedeutung. Heft II. (für obere Klassen) giebt 1) genauere Uebersicht der französischen Vokal- und Konsonantlaute, 2) eine Anleitung zur Aussprache des Satzes und 3) eine Tabelle über die Aussprache aller französischen Wörter, seien sie regelmäßig oder unregelmäßig, theils an sich, theils in ihrer Verbindung.

Daß das Französische bei uns im Allgemeinen nicht grade sehr rein und gut ausgesprochen wird, das werden die Meisten dem Verf. gern zugeben. Man braucht dabei nicht bloß an hauslehrende Theologen und Pfarrer auf dem Lande zu denken, die wegen ihrer patriarchalischen Aussprache des Französischen sich eines besondern Rufes erfreuen, sondern es gilt dies wohl häufig genug auch von den öffentlichen Unterrichtsanstalten, und die Gymnasien möchten auch nicht eben immer unter die Aus-

---

*) Bei dieser Gelegenheit will ich einer etwas auffallenden Erscheinung erwähnen; es betrifft die Auslassung einer Regel, die so sehr nahe zu liegen scheint und die in der Grammatik von Funge S. 93, No. 4 zu finden ist, sonst aber sehr häufig fehlt (daß nämlich nach vous, wenn es Anrede einer Person ist, das Prädikats-Adjektiv oder Particip im Singular steht: vous êtes content, vous êtes arrivé etc.). Man meinte wahrscheinlich, das verstünde sich von selbst.

nahmen zu rechnen sein. Danach wird das Unternehmen des Herrn H. Vielen gewiß als sehr zeitgemäß erscheinen*), und man wird um so eher geneigt sein, das Buch willkommen zu heißen, da es das Uebel bei der Wurzel zu fassen und gründlich zu beseitigen verspricht. Nach des Verf. Meinung — und wer sollte ihm darin nicht Recht geben! — wird das Meiste im ersten Unterricht verdorben, indem der Knabe von vorn herein an eine falsche Aussprache gewöhnt wird. Dem Kinde, das noch keinen französischen Laut in sich aufgenommen habe, werde es zuerst ganz eben so schwer, einen falschen als einen richtigen Laut zu lernen. Darum müsse das Richtige gleich im Anfange tüchtig und fest eingeprägt werden. Dadurch erspare man dem Schüler die Mühe, sich eine fehlerhafte Aussprache späterhin durch allerlei Mittel, wie durch Conversations-Stunden bei „gebornen" Franzosen oder durch Reisen nach Paris, wieder abzugewöhnen. Damit werde ohnehin in der Regel nicht viel gewonnen. Denn derjenige, dessen Ohr einmal verwöhnt sei, werde selbst durch einen mehrjährigen Aufenthalt zu Paris die Schattirungen des e von accès bis thé niemals richtig anwenden (soll wohl heißen „unterscheiden") lernen. Was aber das Schlimmste sei, der Fremde nehme von Paris als seine Aussprache am liebsten das Auffallende mit nach Hause und so werden manierirte und gesuchte „Aussprachen" als das Neueste und Richtigste in der Heimath verbreitet.

Diese und manche andere Bemerkung, durch die der Verf. das Erscheinen seines Werks zu rechtfertigen sucht, können wir unbedenklich unterschreiben. Was nun das Buch selbst betrifft, so ist dasselbe offenbar eine Frucht jahrelanger, äußerst mühsamer und fleißiger Beobachtungen und Studien, und man muß die Geduld und Ausdauer bewundern, mit der der Verf. sein Ziel verfolgt hat. Mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit hat er die Aussprache der einzelnen Laute, wie ganzer Wörter und Wortverbindungen bis in die feinsten Schattirungen zu belauschen, zu vergleichen und durch allerlei Zeichen und äußere Hülfsmittel darzustellen sich bemüht. Es kann daher nicht fehlen, daß wir über diese Dinge in dem Buche sehr vieles Gute finden, was wir anderswo (in Lexicis, Grammatiken und Elementarbüchern) vergeblich suchen würden und was besonders für solche von Werth sein wird, die keine Gelegenheit hatten, ihre Aussprache nach lebendigen Mustern zu bilden, oder die sich über einzelne Fälle genauer informiren wollen. Nebenbei kann es denen, die sich gewöhnt haben, die Aussprache des Französischen als etwas ziemlich Einfaches anzusehen, das man in wenigen Stunden erlernen könne, als eine heilsame Mahnung dienen, daß es dabei so mancherlei zu beachten giebt, woran sie früher nicht im Entferntesten gedacht hatten. In dieser Hinsicht hat der Verf. sich durch seine Arbeit ein großes Verdienst erworben, das um so höher anzuschlagen ist, da er zuerst den von ihm eingeschlagenen Weg betreten hat. Aller Anfang aber ist schwer, und so hat denn auch dies Unternehmen mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die gewiß Niemand besser gefühlt hat als der Verf. selbst. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß diese Schwierigkeiten von ihm nur theilweise und unvollständig überwunden worden sind, und daß seine Arbeit noch sehr vieles zu wünschen übrig läßt. Uns aber erscheint es namentlich sehr zweifelhaft, ob das Werk als Schulbuch — und das soll es doch sein! — sich brauchbar erweisen wird. Man gestatte uns, dies durch einige Worte näher zu begründen.

Was zunächst daß Bedürfniß dieser Art von Lautbezeichnung betrifft, so wird wohl Niemand behaupten, daß man das Französische hierin mit dem Englischen auf gleiche Linie zu stellen habe. Denn in dem letzteren herrscht bekanntlich in dieser Beziehung eine unübersehbare Mannigfaltigkeit, ja man möchte fast sagen, eine gänzliche Regellosigkeit. Daher ist hier ein solches System wie das Walker'sche, besonders für den Anfänger, in der That unentbehrlich. Anders beim Französischen. Man mag über die Aussprache desselben und ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten denken wie man will, so wird man jedenfalls zugeben müssen, daß sie theils von ganz anderer Art, theils aber auch bei weitem nicht so mannig-

*) Das Bedürfniß einer genaueren Behandlung der französischen Aussprache ist in neuerer Zeit vielfach anerkannt worden; vgl. die Abhandlung von Böckel im Programm der höheren Bürgerschule zu Breslau 1854.

faltig und bedeutend sind, wie bei jener. Namentlich wird man im Anfange beim Französischen mit verhältnißmäßig wenigen und einfachen Regeln ausreichen. Das Beste muß hier der Lehrer thun, dessen Aussprache der Schüler sich halb unbewußt aneignen wird, ähnlich wie das Kind in der Muttersprache Betonung und Aussprache unwillkürlich oft bis zu den speciellsten Eigenheiten von der Mutter annimmt, ohne daß diese nöthig hätte, ihm dazu besondere Anweisung zu geben. Daraus ergiebt sich für den Lehrer allerdings die Forderung, daß er auf *seine* Aussprache die größte Sorgfalt verwende und selbst die feineren Unterschiede und Schattirungen der Laute möglichst scharf und deutlich hervortreten lasse, *wobei er sich jedoch Anfangs möglichst wenig auf eine theoretische Begründung einzulassen hat.* Diese muß später und gelegentlich nachfolgen. Ein besonderer Leitfaden über die Aussprache aber scheint uns, zumal auf den untersten Stufen des Unterrichts, ganz entbehrlich zu sein. Anfangs hat man sich in Betreff der Aussprache auf die allereinfachsten und wichtigsten Regeln zu beschränken. Will man zu viel auf einmal erreichen, so wird man dem Schüler die Erlernung der Sprache von vornherein verleiden. Wenn Jemand ihn z. B. gleich Anfangs mit haarscharfen Unterscheidungen aller einzelnen Nüancen eines Lautes quälen wollte, so würde er über allen Schattirungen das Licht, über allen Abweichungen die einfache Regel verlieren; sein Ohr würde die feinen Unterschiede nicht mehr deutlich zu fassen vermögen, und statt klarer zu werden, würde er nur in Verwirrung gerathen. — *Zuerst muß der Grundriß des Gebäudes fertig dastehen, ehe man an den Ausbau der einzelnen Theile, an das Abglätten, Schmücken und Verzieren gehen kann.* Das ist der natürliche Gang in allen Dingen, und darum ist auch das gewöhnliche und hergebrachte Verfahren im französischen Unterrichte ganz verständig: man giebt über die Aussprache zuerst nur das Allgemeinste und Einfachste, ohne ängstliche Rücksicht auf Vollständigkeit. Die Gefahr, daß dann der Schüler Anfangs einen Laut vielleicht einmal weniger genau und scharf aussprechen könnte, kann nicht sehr in Betracht kommen gegen den großen Vorzug eines allmäligen Fortschrittes vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Naheliegenden zum Entfernteren.

Diese weise Beschränkung auf das Nothwendigste, diese Rücksicht auf die pädagogische Zweckmäßigkeit ist es, was wir an dem Buche vermissen und was wir der Natur der Sache nach auch kaum von demselben erwarten können. Denn will man sich auf das Nothwendigste beschränken, so bedarf es eben für den Anfänger keines besondern Leitfadens über die Aussprache. Schon die *Existenz* eines so ausgedehnten Buches dieser Art für den Anfänger steht gewissermaßen mit jenem Grundsatze in Widerspruch. Ein Blick in das Werk selbst aber ist durchaus nicht geeignet, uns auf eine andere Ansicht zu führen. Man vgl. z. B. gleich auf der ersten Seite von Heft I. die Uebersicht der Vokallaute. Hier werden nicht weniger als *sechs* verschiedene E-Laute unterschieden ($\overset{1}{e}$, $\overset{1/2}{e}$, $\overset{2}{e}$, $\overset{3}{e}$, $\overset{4}{e}$, $\overset{5}{e}$,) und im 2. Hefte gar noch einige mehr, indem $\overset{2}{e}$ wieder in drei Laute zerspaltet wird ($\overset{2/1}{e}$, $\overset{2/2}{e}$, $\overset{2/3}{e}$). Das ist offenbar des Guten zu viel. Die Lust am Distinguiren und die Freude an der scharfen Beobachtung auch der feinsten Schattirungen hat den Verf. über die Grenzlinie des Zweckmäßigen hinausgeführt. Für die *Schule* wenigstens möchte eine solche Zersplitterung kaum zweckmäßig sein.*)

Und nun sehe man die weitere Durchführung dieses Systems und die Anwendung desselben auf die einzelnen Wörter und Wortverbindungen! Wie soll hier der Anfänger sich durcharbeiten!

$\overset{2n}{\text{eu}}$ $\bar{\text{i}}$ncert$\overset{2n}{\text{e}}$ $\overset{2}{\text{e}}$çpou$\overset{2}{\text{a}}$r (= un incertain espoir)

---

*) Man darf hierbei nicht außer Acht lassen, daß manche dieser Laut-Schattirungen sich fast von selbst ergeben. Selbst mit dem besten Willen kann man z. B. im Deutschen das e in *Fest*, *Rest* u. s. w. nicht so sprechen wie in *gehn* oder in *Seele*, ebenso im Franz. e in servir nicht wie in thé etc.

ŭn k$\overset{2}{\text{o}}$m$\overset{2n}{\text{e}}$u int$\overset{1/2}{\text{e}}$r$\overset{4}{\text{e}}$ (= un commun interêt)
ŭn koūr non nīnterrōmpŭ (= un cours non interrompu.)

In der That, wenn man diese fremdartigen und endlosen Buchstabenreihen mit den ganzen und gebrochnen Zahlen über ihren Häuptern und mancherlei andern trabantenartig nebenherlaufenden Zeichen zu Gesicht bekommt, so glaubt man eher ein algebraisches Lehrbuch mit unzähligen unbekannten Größen, Potenzen, Exponenten, Wurzelzeichen, Parenthesen und sonstigem mathematischen Apparatus vor sich zu sehen, als eine harmlose Anleitung zur französischen Aussprache für Anfänger. — Schon der natürliche Schönheitssinn sträubt sich gegen eine solche Entstellung des Wortbildes. Denn Wörter sind das nicht mehr zu nennen, sondern nur Wort-Karrikaturen. Man halte diese Seite der Sache nicht für gleichgültig. Wie man aber auch darüber denke, jedenfalls wäre es ein nicht eben erfreuliches Zeichen des erlöschenden lebendigen Sprachgefühls, wenn man zu so künstlichen und minutiösen Mitteln seine Zuflucht nehmen müßte, um ein verhältnißmäßig einfaches Ziel zu erreichen.

Dazu kommt nun noch etwas Anderes, was für ein Schulbuch von großer Wichtigkeit ist. Was nämlich in der Schule gelehrt werden soll, muß in sich so *fest begründet, abgeschlossen und sicher sein*, wie ein mathematischer Lehrsatz oder der Katechismus Lutheri. Sobald etwas bis zu dieser Klarheit, Durchsichtigkeit und Festigkeit noch nicht gelangt ist, sollte man dasselbe nur mit großer Vorsicht in den Kreis der Schule ziehen. Das englische Lautbezeichnungs-System von Walker hat in dieser Beziehung einen unverkennbaren Vorzug: im Schoße der englischen Nation entstanden und durch langjährige Prüfung bewährt, hat es eine viel allgemeinere Geltung erlangt und dadurch seinen subjektiven Charakter abgestreift. Was uns dagegen von Hrn. H. geboten wird, beruht doch größtentheils auf eignen, mehr oder minder scharfsinnigen Beobachtungen, und diese zur allgemeinen Norm für den Unterricht zu erheben, bleibt immer bedenklich, zumal wenn derjenige, der es uns bietet, über manche Punkte selber noch nicht ganz im Klaren ist (vgl. Einleitung extr.). Und darüber darf man sich bei einer lebenden, mithin einem steten Wechsel unterworfenen Sprache auch gar nicht wundern. Sagt doch der Verf. selbst, daß „geborne" Franzosen oft eine sehr verschiedene Aussprache haben, und daß von den renommirtesten Lehrern, die er seiner Zeit in Berlin zu Rathe gezogen, der eine getadelt habe, was der andere gelten ließ und umgekehrt. In derselben Weise wird man bei einer Vergleichung unseres Leitfadens mit den Angaben in andern französischen Handbüchern, Grammatiken oder einzelnen Abhandlungen mehrere nicht unwesentliche Abweichungen finden, die wir jedoch hier übergehen können, da eine Beurtheilung der einzelnen Regeln und Beobachtungen nicht in unserer Absicht liegt.

Dagegen können wir einen andern Uebelstand nicht ganz unberührt lassen, der, obwohl an sich nicht grade bedeutend, doch geeignet ist, die Unsicherheit des ganzen Systems zu erhöhen und grade den Hauptvorzug desselben — die scharfe Begrenzung und Fixirung der einzelnen Laute — bis zu einem gewissen Grade zu beeinträchtigen. Diese Fixirung der Laute ist nämlich keineswegs so sicher und vollständig, daß jedes Schwanken unmöglich wäre. Denn einerseits werden die deutschen Laute, die zur Bestimmung des Französischen gewählt werden, nicht von allen Deutschen und in allen Gegenden ganz gleich gesprochen (wenigstens nicht so *haarscharf* wie es nöthig wäre, wenn sie als *ganz vollgültiger* Ersatz des fremden Lautes oder vielmehr der einzelnen, dem Ohre oft kaum bemerkbaren Laut-Nüancen dienen sollen), andrerseits findet der Verf. selbst oft im Deutschen keinen genau entsprechenden Laut, sondern muß sich mit einer annähernden Charakteristik begnügen ($\overset{1}{a}$ *ähnlich* dem a in baden, $\overset{2}{a}$ *ähnlich* dem a in Gatte u. s. w.). Unvollkommen sind z. B. auch Bestimmungen wie S. 2. ī, das kurze i, wie Pieke, *aber* kürzer, oder gleich darauf oū, das kurze u wie in Kuh, *aber* kurz. Noch mangelhafter ist die Bestimmung eines Lautes durch Beschreibung der *Stellung* oder *Bewegung* der

Sprachwerkzeuge, mit denen derselbe hervorgebracht werden soll: vgl. S. 2 Mitte, S. 8 desgl. So etwas wird in der Regel erst dann verstanden, wenn man den Laut selbst schon kennt; kennt man ihn aber, dann ist wieder die Beschreibung entbehrlich. Jedenfalls wird auch hier das Meiste wieder auf das Vorsprechen des Lehrers ankommen, und es ist somit durch das ganze System für die Schule nicht viel gewonnen.

Wichtiger als die zuletzt besprochenen erscheint uns ein andres Bedenken, das der Verf. in der Vorrede ebenfalls berührt, aber, wie wir glauben, keineswegs gehörig gewürdigt hat. Es betrifft den Werth und die Bedeutung des erstrebten Zieles für die Schule, im Verhältniß zu den auf die Erreichung desselben verwendeten Mitteln. Eine richtige und gute Aussprache ist ohne Zweifel ein wesentliches und wichtiges Erforderniß bei Erlernung einer fremden Sprache, und sie verdient daher, wie schon oben bemerkt, eine sorgfältige Beachtung und Pflege, aber es fragt sich, ob darüber nicht andre, noch wichtigere Dinge versäumt werden, und namentlich ist es sehr zweifelhaft, ob es den Zwecken des Unterrichts entspricht, alle Absonderlichkeiten, Willkürlichkeiten und Marotten in der Betonung, der Aussprache und im Vortrage des fremden Idioms auf das Genaueste nachahmen zu wollen. Statt zu bilden, könnte man auf diese Weise leicht zur Nachäfferei anleiten. Der Schulunterricht hat, selbst bei den lebenden Sprachen, ein höheres Ziel vor Augen, als in den Schülern einen bloßen Abklatsch der fremden Sprache mit allen jenen Eigenheiten darzustellen, von denen manche theils unwichtig, theils der Mode unterworfen sind, andere uns wohl gar als fehlerhaft erscheinen. Es ist genug, wenn der Schüler auf dergleichen Dinge gelegentlich aufmerksam gemacht wird, um sie zu kennen — denn sie sind allerdings für den Charakter des Volks wie der Sprache oft sehr bezeichnend, — aber man sollte ihn nicht anleiten, das Fremde à tout prix zu copiren und nachzuäffen, zumal wenn die eigene Individualität und der Nationalcharakter dem widerstrebt, wie dies im Allgemeinen bei dem Deutschen im Verhältniß zum Französischen der Fall zu sein pflegt. Wenn man meint, der Deutsche mache sich durch seine schlechte Aussprache des Französischen dem Franzosen gegenüber sehr oft lächerlich, so mag das wahr sein, allein einerseits geht uns das hier nichts an, andrerseits fragt es sich, ob er sich nicht noch mehr lächerlich macht, wenn er alle Marotten der fremden Aussprache auch invitâ Minervâ nachzumachen sich abmüht. Man denke z. B. an die eigenthümliche französische Recitation, die einem deutschen Ohre schwerlich zusagen kann, und die Heft II. S. 4 sehr bezeichnend mit dem Geschrei der Hühner verglichen wird. Auf diese und manche andre Eigenheiten ist unserer Ansicht nach ein zu großes Gewicht gelegt. Dergleichen wird ohnehin wegen seiner Auffälligkeit von der Menge oft mehr als nöthig beachtet, ähnlich wie man an großen Männern in der Regel auch allerhand kleinliche Eigenheiten oder Schwächen am ersten bemerkt und — am liebsten nicht nur, sondern oft auch am treffendsten nachahmt. Aber so wenig man durch Nachahmung solcher äußeren Manieren eines großen Mannes selbst zu einem großen Manne, sondern eher zu einem Narren wird, eben so wenig wird man hoffen dürfen, durch genaue Copirung dieser oder jener Eigenheit in Aussprache und Betonung den Geist einer Sprache zu erfassen.

Zum Schlusse müssen wir noch eines Uebelstandes gedenken, der besonders bei einem Schulbuche sehr störend ist — wir meinen die vielen Druckfehler. Der Verf. selbst zählt deren hinter der Einleitung eine ganze Legion auf, aber man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß noch viele andre unbemerkt durchgeschlüpft sein mögen (und das ist bei den unendlich vielen Zeichen und Ziffern kaum anders möglich!), und so kann sich denn der Lernende nie recht sicher fühlen, ob er auch wirklich das Richtige vor sich hat und ob er sich nicht etwas Falsches oder Ungenaues einprägt. In vielen Fällen wird man nicht einmal mit Sicherheit entscheiden können, ob man einen wirklichen Druckfehler vor sich hat oder eine Abweichung von der gewöhnlichen Aussprache. Und wäre dies auch möglich, wer wird sich einer solchen Arbeit unterziehen, die in der That kaum weniger mühsam wäre, als die der Aschenputtel (prudel), wenn sie die Mohnkörner aus der Asche heraussuchen muß.

Wir schließen hiermit unsre Bemerkungen über ein Buch, dessen Verdienste wir trotz der eben gerügten Mängel in anderer Beziehung nicht hoch genug anschlagen können. Als Schulbuch aber wird es schwerlich diejenige Verbreitung und Anerkennung finden, auf die seinem Zwecke entsprechend gerechnet werden müßte. Sollte dies geschehen, so müßte 1) nachgewiesen werden, das sich das vorgesteckte Ziel auf einem anderen und einfacheren Wege durchaus nicht erreichen ließe, 2) aber müßte das System selbst sich vorher nach Inhalt und Methode zu größerer Einfachheit, Klarheit und Festigkeit durchgebildet und dadurch die zur Einführung in die Schule erforderliche Reife und Objektivität erlangt haben.

Luckau. **F. A. Wagler.**

Etudes sur la prononciation française ou traité de prononciation française, par Joseph Gischig. Vienne 1853.

Schon der bloße Anblick dieses Büchleins (175 S. in 12⁰) lehrt, daß es den Anspruch nicht macht, eine erschöpfende Anweisung über die französische Aussprache zu geben. Der eigentliche traité de prononciation enthält 83 Seiten, dann folgt ein petit dictionnaire de prononciation und den Schluß macht eine table de prononciation de certains noms propres. Der Verfasser hat offenbar nur eine Auswahl des Wissenswürdigsten geben wollen. Eigennamen, aus fremden Sprachen aufgenommen oder seltene Wörter, so wie technische Ausdrücke sind fast gänzlich in dem traité weggeblieben. Einiges davon findet man im dictionnaire oder in der table de prononciation etc. Der Verfasser hat es auch verschmäht, in einer Vorrede Zweck und Standpunkt seines Buches anzugeben, er läßt es ohne Weiteres, wie es eben ist, sein Glück beim Publikum versuchen.

Vielleicht ist diese Verständigung mit dem Publikum deshalb weggeblieben, weil Zweck und Standpunkt seines Buches dem Verfasser selbst nicht ganz klar geworden sind. Es ist dies wenigstens der Hauptvorwurf, den wir dieser Arbeit zu machen haben, daß sie einen solchen klaren und bestimmten Standpunkt nicht hat und deshalb sich nicht an bestimmte Bedürfnisse eines bestimmten Lehrkreises richtet. Für den elementaren Unterricht giebt es zu viel Detail und ist nicht methodisch genug, für ein Repertorium sämmtlicher Fälle der Aussprache, welches man im zweifelhaften Falle befragen kann, giebt es zu wenig. Es ist eine Auswahl. Aber nach welchem Prinzip gemacht? Es ist eine ziemlich willkürliche Compilation dessen, was dem Verfasser als das im usage vulgaire der Gebildeten Befindliche und deshalb Wissenswerthe vorgeschwebt hat, und was keineswegs einmal mit der nöthigen Klarheit und Uebersichtlichkeit dargestellt ist. Wir werden versuchen, dies Urtheil näher zu begründen.

Die Willkür und Unbestimmtheit zeigt sich zunächst in dem Verhältniß des traité zum dictionnaire und der table de prononciation. Der traité soll die Regeln über die Aussprache in methodischer Ordnung geben, der dictionnaire ist zum Nachschlagen solcher Wörter bestimmt, über deren Aussprache leicht ein Zweifel entstehen kann, wie z. B. ob das c final eines Wortes gesprochen wird oder stumm ist, ob in gui das u bloß dazu dient, dem g die harte Aussprache zu geben oder ob es selbstständig lautet u. dgl. Demgemäß findet man die meisten Fälle der Art, nachdem sie bereits im traité behandelt waren, im dictionnaire wieder. Allein es fehlen z. B. bei c final Wörter wie caduc, public, trafic, turc, grec, in denen das c lautet, während z. B. aspic, bivac, froc, lac etc. darin aufgenommen sind, obgleich nach den Regeln des traité die ersteren eben so viel oder eben so wenig Schwierigkeiten machen als die letzeren. Dasselbe findet sich eben so in allen ähnlichen Fällen. Der Diktionnaire scheint ferner dazu bestimmt, den traité zu ergänzen, auch wohl die dort eingeschlichenen Fehler nachträglich zu verbessern. Im traité ist z. B. das s in fils als stumm bezeichnet, (p. 72) im Diktionnaire liest man fils sprich fice. — Hierbei ist auch in den Regeln des traité die Auslassung sehr gebräuchlicher Ausdrücke auffallend, die sobald man überhaupt auf solche Fälle eingeht, nicht vergessen werden dürfen. So vermißt man z. B. unter den Verstummungen

des c am Schluß des Wortes neben amict accroc lacs etc. das Wort banc, welches sich freilich im dictionnaire befindet. Allein die Verstummung dieses Consonanten in den Formen des prés. de l'Ind. von vaincre steht weder im traité noch im dictionnaire. Eben so wenig in Artikel p die Wörter corps,, temps, romps. Man sehe ferner die Regeln über die Aussprache des s final und der Endung en an, um sich von dieser Willkür in der Auswahl zu überzeugen.

Ein viel tiefer greifender Uebelstand des Buches ist der Mangel einer bestimmten und klaren Bezeichnung der französischen Laute. Der Verfasser setzt bereits eine ziemlich genaue Kenntniß derselben bei seinen Lesern voraus, denn er lehrt ihre Aussprache an französischen Musterwörtern, z. B. p. 5, a oral grave in pâte, è oral grave in tête, eu oral grave in jeûne etc. Von den Consonanten heißt es z. B. p. 9: g. valeur propre, gue, obgleich beim Vokal u nichts von seiner Verstummung gesagt ist. Dieser Uebelstand möchte sich leicht beseitigen lassen, wenn man das Buch unter Anleitung des Lehrers benutzt, allein es zeigt sich eben hierin die Unklarheit des ganzen Standpunktes, da der dictionnaire nach seiner Anlage offenbar den Lehrer nicht mehr voraussetzt. Bedenklicher aber als dieser Umstand noch ist die Bezeichnung der Vokale durch son aigu und son grave. — Der Verf. kennt nämlich nach der in Frankreich üblichen Weise bei den voix variables nur den son aigu, son grave und son nasal. Voix variables sind ihm a, e ouvert, eu, o, voix constantes: é fermé, i, u, ou. Das Streben nach Vereinfachung des Stoffes mag ihn bewogen haben, auf die genauere Unterscheidungen der Laute und ihrer Bezeichnungen, wie sie von neueren französischen Grammatikern, wie Maloin-Cazal und Lesaint, mit Erfolg versucht worden sind, zu verzichten, allein jene Lautzeichen sind nicht einmal für den elementaren Standpunkt, der doch wenigstens wirklich verschiedene Laute unterscheiden lernen will, genügend. Man kann sich i und u als voix constantes gefallen lassen, da der Verf., um die eigentliche Regel abzukürzen (obgleich man hierzu ebenfalls keinen genügenden Grund sieht), die Fälle, wo um am Ende lateinischer Wörter = ome lautet, in den Diktionnaire verwiesen hat. Auch die Zurückführung der e-Laute auf vier Hauptnüancen mag man hinnehmen, wiewohl sich der Verf. selbst hier und da genöthigt sieht, noch einen e-Laut außer dem e muet, é è aigu und è grave anzunehmen, wie z. B. p. 9, wo er von einem e grave in aloës, Rodriguez etc. und einem e moyen in ége, z. B. collége spricht. Allein diese Lautbezeichnung unterscheidet bei den voyelles o und eu die geschlossene und offene Aussprache nicht, die dem o z. B. in trône und alors und dem eu in peut und soeur einen durchaus verschiedenen Laut giebt. Unser Verf. hat die schwankende Bedeutung von son grave und son aigu wenigstens in seinem Gebrauch so fixirt, daß ersterer die Dehnung des Vokals, letzterer seine Kürzung bezeichnet, aber den Unterschied des o fermé und o ouvert (o sonore von Maloin-Cazal) kennt er nicht. Nach der Regel (p. 19): la voyelle o représente la voix o grave ... 2°: lorsqu'elle est suivi à la fin des mots d'une ou de plusieurs consonnes muettes, haben mot und or, accroc und trésor, alors, dehors etc. dieselbe Aussprache. Bei eu sind unter den Beispielen zum son grave eben so wohl meuble, peuple, neutre, oeuvre wie dieu, je veux, il peut angeführt. Wir gedenken hier der Fälle nicht, wo bei e und den andern Schreibarten dieses Lauts ai, ei etc. diese Bezeichnungsweise schwierig und verwirrend ist, dazu kommen noch die observations sur la quantité p. 44, wo allgemeine Regeln über Dehnung von voix graves und voix aigues gegeben werden, die nothwendig eine vollständige Verwirrung im Verständniß des Früheren anrichten müssen. — Die Vereinfachung, sieht man, hat nicht zur Erleichterung beigetragen. —

Bei der Ausarbeitung der Regeln selbst ist nach Kürze und Prägnanz, zugleich aber auch nach Vollständigkeit gestrebt worden. Zu Grunde gelegt ist die Eintheilung nach den Zeichen der Laute und Artikulationen. Theil I. enthält die Vokalzeichen und zwar Chapitre I. die Zeichen für einfache (franz.) Vokale a, è, é, i, eu, o, u, ou, in zwei Abschnitten, von denen Abschnitt I. die einfachen Zeichen a, e, i, o, u, y, Abschnitt II. die zusammengesetzten æ, ai, ay, ao, au, ia, ei, ey, eo, eu, œu, oe, œ, oi, ou und die Zeichen für die vier Nasallaute an, ein, eun, on enthält. Chap. II. Diphtongen, d. h. die französischen, in drei Artikeln, je nachdem i, u, oder

ou der vorgesetzte Vokal ist. Es folgen dann noch einige observations sur la quantité. Theil II. handelt von den Zeichen für die Consonantlaute. Nach notions préliminaires über ihre Bezeichnung nach den Sprachwerkzeugen und des stärkeren oder schwächeren Hauches, mit dem sie ausgesprochen werden, folgen die Consonanten, zuerst die einfachen, dann die zusammengesetzten Zeichen in alphabetischer Ordnung.

Jeder einzelne Buchstabe ist nun nach seiner Stellung im Worte oder der ganzen Rede für die Aussprache betrachtet. — Es sind also eigentlich die Laute selbst, nach welchen der Stoff getheilt wird, allein dieses Prinzip ist nicht vollständig durchgeführt, sondern nur in den Unterabtheilungen treten die einzelnen Zeichen der Laute dafür ein, und der Laut selbst ist durch das ganze Buch hin zerstreut und tritt bald in dieser bald in jener Buchstabencombination hervor. — Dieser Mangel an Consequenz könnte wohl ein Vorwurf für den Verf. sein, der offenbar nach einer recht consequenten, wissenschaftlichen Durchführung gestrebt hat, für ein praktisches Hülfsmittel aber könnte es sogar ein Vorzug werden, wenn nur damit wirklich ein praktisches Resultat gewonnen wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Wir bekommen den Stoff in einer abstrakt verständigen Anordnung, die weder der Faßlichkeit und Uebersichtlichkeit der Regeln dient, noch ihren inneren Zusammenhang deutlich macht.

Zunächst hat diese Anordnung den Nachtheil, daß der Verf. dadurch genöthigt wurde, gänzlich auf die Hülfe der Accente, die doch, wenigstens beim e-Laut, das Lernen wesentlich erleichtern, zu verzichten. Es ist dadurch ferner ein Auseinanderreißen von Zusammengehörigem eingetreten, welches das Verständniß erschwert. So steht z. B. p. 11 die Regel: la voyelle e, suivie d'une double consonne, dont la première ne se prononce et dont la seconde commence une syllabe masculine représente: 1° la voix e ouvert dans err. Aber erst p. 69 findet man die Regel über die Aussprache des verdoppelten r. Die Aussprache des g und g. wird mit Hülfe des Vokals u erklärt, ohne daß bei der Aussprache der Nasallaute irgend Etwas über seine Verstummung gesagt wäre. Bei der Aussprache der Nasallaute lernt man zuerst alle Fälle, in welchen m und n keinen solchen bilden, erst dann folgen die wirklichen Fälle der Nasalcombination. — Zu bemerken ist dabei auch, daß der nasale Ton im Consonanten und nicht im Vokal liegt und deshalb bei jenen hätte behandelt werden müssen.

Die angestrebte Vollständigkeit ist ferner ungeachtet dieser Fülle von Regeln und Ausnahmen nicht erreicht. Man sucht unter Anderem vergebens die Aussprache des e in enne, elle, esse, erre. Die Unzulänglichkeit der Regeln charakterisirt sich schon durch die Art der Fassung, wie z. B. p. 23: ai gefolgt von einer Sylbe, welche mit einem Consonanten anfängt, représente .. 2° la voix e ouvert-grave, dans air, aiss, aitr, aich — — et dans quelqes autres mots etc. — Höchst mangelhaft sind die Regeln über die combinaison des Endconsonanten, die der Anordnung gemäß bei jedem einzelnen Consonanten gleich mitgegeben werden. Unter t z. B. ist der Verf. naiv genug, Folgendes als Regeln aufzustellen: le t ne se lie jamais avec la voyelle suivante quand l'oreille en serait blessé. — état inquiétant macht z. B. liaison, während derselbe in défaut incorrigible das französische Ohr verletzt. Namentlich in s und t ist, was der Verfasser über diesen Gegenstand sagt, so ungenügend, daß es eben so gut ganz weggeblieben wäre. In einem traité, welcher so genau den Werth der Buchstaben in ihrem Lautverhältniß betrachtet, darf man über liaison nicht einige flüchtige Bemerkungen, die sich eben so darbieten, hinzufügen. Lesaint hat diesen Gegenstand sehr eingehend behandelt und sowohl dort als anderswo hätte sich der Verf. Rath darüber holen können. Die gegebenen Bemerkungen verdienen aber den Titel études nicht. —

Wie wenig präcis endlich die Regeln gefaßt, wie unzuverlässig dieselben sind, davon nur ein prägnantes Beispiel. p. 22, §. III heißt es: la combinaison ai suivie d'une syllabe qui commence par une consonne représente — — 3° la voix é fermé a) dans les verbes aider, aimer, trainer et composés, enchaîner, dégainer et autres composés de chaîne et de gaîne, à tous les temps où la syllabe qui suit ai comprend la voix e fermé. — b) dans les mots où la syllabe qui suit ai com-

prend un des quatre sons e, i, o, u, de quelque manière que ces sons soient représentés, et fussent-ils même séparés de ai par und syllabe muette, pourvu que ces voix ne fassent point partie d'une diphtonge. exempl. — excepté éclairer et dérivés, — — où la voix e ouvert est toujours aiguë.

Erstens schließt b den Fall ein und macht ihn somit unnöthig, zweitens aber ist die Sache falsch, denn wenn freilich prairie, plaisir, j'aimerai und andere den Laut e fermé enthalten, so haben doch z. B. m**ai**rie, r**ai**son, m**ai**son, f**ai**re, die Wörter auf aie etc., welche alle unter diese Regel fallen, ein entschiedenes è ouvert.

Wir enthalten uns, auf weiteres Detail einzugehen, namentlich auf Fälle, wo es uns scheint, als würde vom Verf. nicht die übliche Aussprache gelehrt. Im Allgemeinen möchte diese Seite der Arbeit noch die gelungenste sein, und wo nicht die Unzulänglichkeit der Bezeichnung hindernd dazwischen tritt, meist Richtiges und dem Pariser Sprachgebrauch der guten Gesellschaft Entsprechendes gegeben sein. Nach allem Gesagten können wir der vorliegenden Schrift einen praktischen Nutzen nur in sehr bedingtem Maaße zugestehen. Sie mag den persönlichen Bedürfnissen des Verf. bei seinem Unterricht entsprechen und denselben vielleicht seine Entstehung verdanken, allein dieser Standpunkt ist ein so subjektiver, daß wohl wenig andere Lehrer sie mit Erfolg ihrem Unterricht zu Grunde legen dürften. Am wenigsten zu empfehlen aber ist das Buch zum Privatstudium. Man findet darin, was man in den Privatstunden bei einem gebornen Franzosen etwa von Regeln über die Aussprache lernen wird, d. h. manche richtige Thatsache, aber keine methodisch sichere Anleitung, und entbehrt dabei den Vorzug, für die schwache Theorie des Lehrers durch die gute Praxis seiner Aussprache entschädigt zu werden. —

Dessau. **O. Weiß.**

Tannhäuser. Ein Gedicht von Emil Thilva. Leipzig, Jm. Müller.

Emil Thilva ist der Pseudonym eines der jungen Dichter, deren eifriges Streben wir in der Beurtheilung des Albums aus dem Wupperthale gedacht haben, und der sein Gedicht einem gleichstrebenden Jugendfreunde, Emil Ritterhaus widmet. Vielleicht weil eine einseitige Beurtheilung nach doppelter Seite hin, einer geistlichen und weltlichen, in seiner Vaterstadt, wenn auch nicht grade persönlich für ihn, unangenehm berühren würde, hat er seinen wahren Namen verschwiegen, nicht aber um die Kritik von sich abzuleiten, die ihm, das dürfen wir annehmen, willkommen ist, auch wenn sie, wie oft ihre Handhabung, mehr tadelt, als belehrt. Es wird in unserer Zeit und in unserem Thale zumal, so oft Welt und Gott, als Gegensatz dargestellt, daß für eine Auffassung, die Gott in der Welt, und die Welt im Göttlichen findet, kein Raum gelassen, und eine Dichtung, die nicht in die Sprach- und Anschauungsweise der Exclusiven einstimmt, für unchristlich, ja für irreligiös gehalten wird. Dies könnte allerdings auch mit dem Tannhäuser der Fall sein, der einer schiefen Beurtheilung nicht entgehen möchte, obgleich er im ersten Minneliede singt:

Drum hab gelernt die Welt ich hassen!
Der größte Fluch ist der allein:
Nicht Gott! nicht Thier! — ein Mensch zu sein.

und später:

Ich bin, wie jeder Mensch, zerrissen.

Die Sage vom Tannhäuser, die unser Dichter hier behandelt, ruht bekanntlich auf der christlichen Weltanschauung des Mittelalters, und sie ist durch Richard Wagner's

Oder in neuester Zeit so viel verbreitet, daß es Wiederholung wäre, den Kern de selben in seiner wahren Gestalt zu enthüllen und die Seeligkeiten in dem Hörsel berge bei Frau Venus und auf der Pilgerschaft nach Rom gegeneinander abwägen z wollen. Wir beschränken uns daher darauf, den Gang anzudeuten, den unser Dic ter in seinen sieben Romanzen nimmt, von denen die letzte, als Schlußgesang, wi ein Chor der Alten, den Grundgedanken ausspricht. Nachdem der im ersten si sehnende Tannhäuser im zweiten

„fest in den Berg hinein"

gezogen ist, in dem die höchste Schönheit thront und die höchste Liebe, feiert er i dritten das Götterfest der Vollendung:

„Und die Vollendung heißt Genuß!"

Aber schon in der Bedingung:

„doch mußt du jedem Traum entsagen!"

liegt der vierte Gesang angedeutet, der mit den Worten anhebt:

Wenn Menschen glücklich werden
Im Reiche dieser Erden,
So lächelt das Geschicke,
Und es sind Augenblicke.
Dann wird die Seele trüber:
„Vorüber, heißt's, vorüber!"

Es treibt den Sänger hinaus aus den Umarmungen und den Herrlichkeiten d Berges und er findet sich wieder am Eichenbaum, wo sich Epheu um ein Marienbi rankt. Der fünfte Gesang führt ihn uns als Pilger im Büßergewande nach Ro wo Papst Urban in großer Procession Ablaß giebt, nicht aber dem Minnesäng Tannhäuser, der erst vornehm abgewiesen, dann dem Papste eine wahrhafte Beich ablegt, und vom Statthalter Christi, dessen Auge bei der Schilderung des Venu berges lüstern sprüht, verworfen und aus dem Buche des Lebens gestrichen wir

Von der Stelle an:

„Verdorrte Stäbe grünen nicht" —

tritt der abweichende Ausgang ein, den Richard Wagner, vielleicht bedeutender ne als Poet, denn als Componist, der Sage gibt, und den unser Emil Thilda sein Tannhäuser nehmen läßt. Denn er läßt den Papst weiter sagen:

Ein dürrer Stab, das ist der Sinn,
Ist dieser Mensch, den wir verdammen,
Nichts nütze als zu ew'gen Flammen.

Und im sechsten Gesang heißt's dann gleich zu Anfang:

So sprach die Heiligkeit.
Das fromme Volk bereit,
Auf jeden Wink zu merken,
Drängt sich zu guten Werken.
Viel morsche, dürre Stäbe
Hat bald es aufgeschichtet,
Auf daß der nicht mehr lebe,
Den Christus hat gerichtet.

Tannhäuser leidet den Opfertod und den Fluch des Priesters, zu dessen Weise sich nicht bekehrt und verscheidet mit den Worten:

Was bleibt dem starken Herzen offen?
Nur eines, eines: Hoffen, Hoffen!

Der Glaube der Kirche, zu dem er büßend zurückkehrte, ist ihm ganz entschwunden, als die Kirche den Reuenden ausschließt und von den drei Grundrichtungen des christlichen Lebens: Glaube, Liebe, Hoffnung, ist die letzte ihm allein geblieben. Aber sie verklärt ihn, sein Leben und seinen Gesang, denn im Schlußgesang spricht Tannhäusers Geist ausdeutend:

„Erlangen wird der Mensch hier immer
Nur eitlen Schein und eitlen Schimmer,
Doch weiß ich, wenn er aufwärts strebt,
Daß er bewußtlos auch sich hebt."

und unser Dichter wird an dieser Stelle lyrisch:

Es ruht sein Gott in seinem Streben,
Und ohne Streben ist kein Leben!

Sein poetisches Streben ist sein poetisches Leben und wird ihn hoffentlich noch durch manche Frucht erfreuen! Die Conception dieser epischen Dichtung ist einfach und klar, die Handlung fortschreitend und die Form gefällig. Wir dürfen erwarten, daß zu den reinen Reimen, lebhaften Versen und geschmackvollen Bildern sich überall auch eine sichere und gewandte Sprache gesellt, da eben der Dichter ein strebender, kein fertiger, ein lebendiger und frischer, kein versteinerter und welker ist; wir dürfen ferner erwarten, daß er in Sicherheit der Form und in Reichthum des Inhalts immer fortschreitet, da er immer tiefere Gedanken entwickelt und wahrhaft menschliche Gefühle in Worte kleidet; dann vor Allem einen freien Geist zeigt, der ihn aus jeder Gefangenschaft befreit, die irgend eine Schule oder Kirche, irgend eine Coterie oder irgend ein Geistestribunal ihm anlegen würde, da er zu seinem Frieden sich von allen ungehörigen Einflüssen und Rücksichten losmacht und nach eigener Weise singt, wie's ihm der Augenblick eingibt und der Geist, der in ihm lebendig ist.

Elberfeld. Dr. **C. A. W. Kruse.**

Neue Schriften. Von Robert Prutz. Zwei Bände. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag. 1854.

Dies Buch schließt sich sowohl äußerlich wie innerlich der Sammlung „kleiner Schriften" an, welche Robert Prutz, jetzt bekanntlich Professor in Halle, 1847 herausgegeben hat. Gleich jener früheren Sammlung enthält auch diese eine Anzahl von Aufsätzen, welche schon früher in Zeitschriften und zwar diesmal namentlich in dem von Prutz selbst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „deutschen Museum" abgedruckt waren. Fast ohne Ausnahme sind sie indessen in der Art erweitert und umgearbeitet, daß sie füglich für neue Arbeiten gelten dürfen und daß auch die Freunde des deutschen Museums sie mit erneuetem Interesse wieder zur Hand nehmen können. Der Inhalt der neuen Schriften gehört der deutschen Literatur- und Culturgeschichte an. Auf diesem Gebiete ist Prutz eine der ersten Autoritäten und namentlich als Literarhistoriker wird er seit seiner Geschichte des Göttinger Dichterbundes und noch mehr vielleicht seit dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Geschichte des deutschen Journalismus mit Achtung neben Gervinus genannt. Die vorzugsweise journalistische Thätigkeit hat den Arbeiten dieses verdienten Schriftstellers seitdem noch eine etwas andere Haltung gegeben; dieselben wollen jetzt vorzugsweise von der Seite der schönen, ja glänzenden Form betrachtet sein und wenn wir uns selbst noch recht wohl erinnern, wie Manchen früher die größeren literarhistorischen Werke von Prutz zum Studium dieser Wissenschaft anregten, so müssen sie in der eleganten Form, in der der Verf. seine Studien uns jetzt bietet, noch ungleich mehr dazu beitragen, das Interesse für diese Wissenschaft zu verallgemeinern. Wie indessen Prutz noch immer auch die Wissenschaft beträchtlich an Inhalt zu erweitern und in der schönen Form einen tüchtigen Kern zu

bieten liebt, das zeigt uns sogleich die erste umfangreiche Abhandlung, welche den deutschen Journalismus, seine Vergangenheit, seine Wirksamkeit und Aufgabe für die Zukunft behandelt. Es möchte überhaupt schwer sein, literarhistorische Forschungen dem Auge des Lesers lebhafter und anschaulicher als in diesem Aufsatze vorzuführen. Nächstdem hat uns die Abhandlung über Heine am besten gefallen, welche Prutz „der sterbende Aristophanes" überschreibt, jedoch nur um als classischer Philologe und geistvoller deutscher Kritiker in einer Person zu zeigen, daß Heine den Namen eines deutschen Aristophanes nur nach der Ableitung des lucus a non lucendo verdient. Unter den übrigen Aufsätzen befinden sich solche über das deutsche Volkslied, über Schiller's Lotte, über Dichter und Modedichter und eine Charakteristik von Gustav Julius. Wir empfehlen das Buch der Lesewelt auf das Beste und wünschen dem Verfasser, daß er mit Lust und ohne Störung hinfort auf der Bahn fortschreite, auf der er nun schon seit einer nicht unansehnlichen Reihe von Jahren ehrenvoll einhertritt.

—e.

Programmenschau.

Friedrichs des Grossen Verhältniss zu Garve und dessen Uebersetzung der Schrift Cicero's von den Pflichten nebst einer Betrachtung über das Verhalten der Schule gegen die Uebersetzungen der alten Classiker von Karl Eduard Bonnell, Director und Professor. Berlin 1855. Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums daselbst.

Unter den zahlreichen Schulprogrammen, die alljährlich erscheinen, ist das vorliegende des Herrn Director Bonnell gewiß eins der seltensten Art. Es verbindet nämlich auf eine liebenswürdige und geschickte Weise die altclassischen Studien mit der neuern deutschen Literatur und verpflichtet so beide, die altclassischen Philologen wie die germanischen, gleich sehr zu Anerkennung und Dank. Es wird danach für die Leser des Archivs, denen dies Programm nicht zugänglich ist, von großem Interesse sein, den Inhalt desselben ausführlich kennen zu lernen.

Die wiederholten Lobsprüche des größten Philosophen unter den Königen über son ami Cicéron und besonders über dessen Officien erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Verfassers und den Wunsch, die näheren Beziehungen zu ermitteln, in welchen der große König zu dieser Schrift Cicero's gestanden und was ihn zu einem Urtheile veranlaßt habe, welches selbst das der eifrigsten Anhänger Cicero's unter den Alterthumsfreunden weit übertrifft. Bei diesen Untersuchungen wurde er vorzugsweise auf den jetzt fast ganz vergessenen Popularphilosophen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Christian Garve geführt und erhielt aus dessen Briefen manchen interessanten Aufschluß sowohl über sein Verhältniß zu Friedrich dem Großen, als auch über die literarhistorische Würdigung der durch den König veranlaßten Uebersetzung Garve's von dem genannten Werke Cicero's.

Nach einigen kurzen Notizen über Garve's Leben (er ist geb. zu Breslau am 7. Januar 1742, gest. 1798), Lebensverhältnisse, Studien und Freunde (Christian Felix Weiße, Reiz, Zollikofer, Mendelssohn, Spalding, Nicolai, Biester) wird theils nach der Biographie Garve's von Schlichtegroll, hauptsächlich aber aus den Originalquellen Alles, was auf die Uebersetzung der Officien Bezug hat, zu einem anschaulichen Bilde zusammengestellt.

In einer der Unterredungen, die der König (Winter 1778 — 1779) mit Garve zu Breslau hatte, forderte derselbe ihn auf, eine mit Anmerkungen bereicherte Uebersetzung der Schrift Cicero's von den Pflichten zu unternehmen. Mit großem Bedenken ging Garve an die Arbeit, und wenn Herr Dir. Bonnell dabei die rügende Bemerkung nicht zurückhält: „man muß bei der Schnelligkeit, mit der gegenwärtig die Uebersetzungen der alten Classiker angefertigt werden, entweder über die Schwerfälligkeit und peinliche Gewissenhaftigkeit jener Zeit oder über die Flüchtigkeit und den Leichtsinn der unsrigen erstaunen", so kann man einmal das bekannte tempora mutantur herbeiziehen, andererseits auch die Thatsache, daß die meisten Uebersetzungen ganz anderen Impulsen als die Garve'sche ihre Entstehung verdanken und nur sehr wenige eine so lange Dauer und so weite Verbreitung finden, als jene. Garve war übrigens zu der Arbeit wenig oder gar nicht vorbereitet. Dies einerseits, dann

die Unbehaglichkeit, mit welcher er an die Arbeit ging, körperliche Schwäche und freilich auch die große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, bewirkten, daß die Uebersetzung nur sehr langsam fortschritt. Nach gründlicher und sorgfältigster Arbeit, nach mannigfachen Studien, die er in Breslau, Berlin und Leipzig machte (an letzterem Orte, „um auch besonders von Herrn Adelung in Absicht auf Sprachrichtigkeit“ Beistand zu erhalten), erschien endlich noch vor Ablauf des Sommers 1783 der erste Band, welcher die Uebersetzung enthielt, gegen Ende des Jahres das Uebrige.

Trotz der Klage des Verlegers über äußerst geringen Absatz erschien noch in demselben Jahre die 2. Aufl.; im Jahre 1787 die dritte, 1792 die vierte Ausgabe. Die letzte wurde von Garve noch einmal sorgfältig überarbeitet und nach seinem Tode noch zwei Mal, 1801 und 1819, abgedruckt; 1802 in Wien nachgedruckt. Herr Bonnell weiß keine Uebersetzung eines alten Klassikers, welche häufiger aufgelegt wäre.

S. 8 theilt der Herr Verf. das Dedicationsschreiben Garve's an Se. Majestät den König mit, ebenso die anerkennende Antwort des Königs und mehrerer Stellen aus Briefen Garve's an Freunde über die Uebersetzung. Ueber diese selbst urtheilt er, daß sie in der That meisterhaft sei, wenngleich sie wegen ihres Mangels an Worttreue den strengeren Anforderungen der heutigen Philologie weniger als später angefertigte genüge.

Er schließt die interessante Abhandlung mit einer kurzen und knapp abgemessenen, aber, wie sich erwarten läßt, gründlichen Charakteristik der Officien Cicero's. Und indem er dem Urtheile des großen Königs über das moral-philosophische Werk des großen Redners nur bedingt beistimmt, glaubt er, „daß außer der Liebe zur Freiheit, die Friedrich an dem großen Redner schätzte, gerade der vornehmere Standpunkt, welchen Cicero in seiner Pflichtenlehre einnimmt, indem er die sittlichen Obliegenheiten stets von der Höhe eines Staatsmannes aus betrachtet und überall den in den höchsten Staatsverhältnissen erfahrenen Mann zeigt, — daß gerade diese gleichsam königliche Betrachtung einer Lehre, die sonst nur von Theoretikern behandelt zu werden pflegt, den großen König so für das Werk einnahm, daß er es für das beste erklärte, welches über die Sittenlehre geschrieben werden könne.“

Der zweite Theil der Abhandlung bespricht, wie schon aus dem Titel hervorgeht, in ausführlicher Weise den Werth und Unwerth der Masse von Uebersetzungen und schlechten Hülfsmitteln, die heutzutage dem Schüler so wohlfeil geboten werden, daß er, er mag wollen, oder nicht, die Hand darnach ausstreckt. Dieser Gegenstand liegt aber ganz außerhalb der Grenzen des Archivs. Doch will ich die eine Bemerkung nicht zurückhalten, daß die ganze Abhandlung, so werthvoll durch ihre gründlich-scharfe Abfertigung des leichtfertigen Präparations- und Uebersetzungsplunders, so beachtenswerth wegen der sorgfältigen Erwägung der Gefahr und Abhülfe derselben, doch in dem letzteren Punkte zunächst nur für die Berliner Schulen, oder überhaupt für die größeren Städte Geltung hat. Das beste Gegenmittel wird überall ein tüchtiger, umsichtiger, die Klasse völlig beherrschender Lehrer sein.

Das älteste Drama in Deutschland; oder die Comödien der Nonne Hrotswitha von Gandersheim, übersetzt und erläutert von J. Bendixen. Erste Hälfte 1850. Fortsetzung und Schluß 1853. Programme des Altonaer Gymnasiums.

Herr Bendixen, Director des Gymnasiums zu Altona, hat sich durch vorliegende Uebersetzung und Erläuterung der sechs Comödien der berühmten Nonne von Gandersheim ein unbestreitbares Verdienst erworben. Er hat diese vielgenannten, aber wenig gekannten, fast ganz vernachlässigten, noch nie vollständig ins Deutsche übersetzten Dramen zum ersten Male übersetzt und durch Einleitungen und Anmerkungen die Dichterin jedem Gebildeten zugänglich und verständlich gemacht.

In neuester Zeit hatte zuerst Freytag in seiner Dissertation: De initiis scenicae poesis apud Germanos, Berlin 1838 auf die Vernachlässigung und das fast vollständige Vergessensein derselben aufmerksam gemacht; im Jahre 1839 folgte dann desselben Habilitationsschrift zu Breslau: De Hrotswitha poetria, in welcher der Verf. über Leben und Schriften der Dichterin ziemlich ausführlich handelt und am Schlusse eine der Comödien, Abraham, im Originaltexte folgen läßt.

Fast ein Decennium später fand die Dichterin an zwei Franzosen, Charles Magnin und Philarète Chasles, begeisterte Lobredner, wie sie deren ja zuweilen schon in früheren Zeiten auch in Deutschland gefunden hat.

Herr Bendixen ist nicht gewillt, in das ungemessene Lob dieser Männer einzustimmen. Er will die Comödien auch nicht nach ihrem ästhetischen Werthe allein betrachtet und abgemessen wissen; es ist ihm mehr um die Auffassung und Erkenntniß der Einflüsse „des verwandten kirchlichen und Nationalcharakters auf ihre Darstellung" zu thun. Ueberhaupt ist ein maßloses Bewundern in solchen Dingen, die so fernab liegen, die so verschiedene Gesichtspunkte zulassen, immer mißlich; und man kann nur billigen, daß vor Allem zuerst ein gründliches Verständniß erzielt und gewonnen werde.

Die Frage, zu welchem Zwecke diese Comödien eigentlich geschrieben seien, ob sie den Nonnen nur zur erbaulichen Lectüre habe dienen sollen, oder ob ihre scenische Darstellung beabsichtigt gewesen, ja ob sie wirklich aufgeführt worden seien, bringt Herr Bendixen nicht zur Erledigung (S. 13 des ersten Programms, S. 49 des zweiten), doch scheint ihm die Dichterin an manchen Stellen nicht undeutlich Rücksicht auf eine wirkliche Aufführung genommen zu haben. Es ist schwierig, ja ohne bestimmte Beweise unmöglich, eine Entscheidung zu geben, die alle Bedenken und Zweifel höbe. Hoffen wir, daß bei dem regen Eifer, der in den letzten Jahren gerade diesem Jahrhundert der sächsischen Kaiser und der lateinischen Poesie dieser Zeit sich zugewendet hat, und der in der politischen Geschichte schon so reichlich Früchte getragen, auch dieses nicht gerade völlig uncultivirte, aber doch noch lange nicht sorgfältig und umfassend genug bestellte Feld der Dichtkunst jener Zeit bald seine genügende Bearbeitung finden werde. —

Die Uebersetzung ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt zu vier Hebungen mit bald männlichem, bald weiblichem Reime. „Die freien Rhythmen der Verfasserin" hat dabei der Uebersetzer, wie er S. 14 des ersten Programms sagt, „in das Gewand unseres Nürnberger Meistersängers einzukleiden sich erlaubt." Warum doch diese zierlich-künstliche Benennung für eine so allgemein bekannte und althergebrachte Sache? In dem zweiten Programme kommt er auf diesen Gegenstand noch einmal zurück und behandelt namentlich die Frage specieller, ob die Sprache der Hrotswitha Prosa zu nennen sei, oder wie die französischen Gelehrten es durchaus wollen, gereimte Prosa. Er entscheidet sich dafür, daß es eine Vermischung und Mittelgattung von rhythmisch gebundener und metrisch ungebundener Sprache, ähnlich den Recitativen mancher Oratorien und vielen Partien unserer modernen Operntexte sei, daß wir ihre sprachliche Darstellung ebensowenig der Prosa als der Poesie ausschließlich beizählen dürfen, sondern beiden gleichmäßig oder keiner von ihnen. Mir scheint doch, als wäre das zu viel behauptet. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich der Gleichklang am Schlusse der Wörter, ein mehr oder weniger genauer Reim, gar oft findet, zu oft, um nicht auf denselben aufmerksam zu werden. Konnte nicht aber, da sich nirgends nachweisen läßt, daß derselbe absichtlich bestimmte metrische Reihen abschließt und verbindet, daß er an besonderen, geeigneten Stellen zur Erzeugung eines bestimmten Eindrucks, wie das z. B. Schiller so meisterhaft versteht, angewendet ist, auch unabsichtlich; mußte nicht bei dem Reichthum von Gleichklängen in der röm. Sprache, bei der sicherlich großen Gewandtheit im Gebrauche derselben eine Menge von Reimen ohne alle Absicht, ohne bestimmte Regel und Kunst sich einfinden? Aber weder gereimt, noch rhythmisch möchte ich die Sprache nennen. Auch hier muß nach gründlicher Untersuchung die Entscheidung vorbehalten bleiben.

Daß auch die Vorrede der Dichterin und ein Brief derselben in kurzen Versen gegeben ist, macht einen etwas unangenehmen Eindruck, man fühlt sich unwillkürlich

an die nach Rückerts Vorgange heut zu Tage öfters vernommene Makamenpoesie erinnert.

An der Uebersetzung, die sich gut und fließend lesen läßt, an den Anmerkungen dies und jenes makeln zu wollen, würde bei dem Verdienstlichen der ganzen Sache Undank verrathen. Das Einzige, was uns Noth thut, jeden streitigen oder zweifelhaften Punkt gründlich zu erledigen, ist eine diplomatisch genaue kritische Ausgabe des Originals, und man kann nur wünschen, daß eine solche recht bald zu Tage gefördert werde. Hätte das Schicksal es nicht anders gewollt, möchte ohne Zweifel wohl Freytag diesem fühlbaren Bedürfniß abgeholfen haben. Vielleicht besitzt der Verfasser Muße und Mittel, nach der verdienstlichen Leistung für das gebildete Publicum auch das gelehrte Interesse wahrzunehmen. So viel dies möglich ist, sei er hiermit freundlichst darum gebeten.

Dr. Sachse.

Programm der Realschule zu Stralsund. Beiträge zur Charakteristik des Paul Louis Courier, von dem Director Dr. Risch. 1855.

Anknüpfend an ein in den Eckermann'schen Gesprächen mitgetheiltes Urtheil Göthe's über Courier, welches beiläufig gesagt, so wenig deutsch stylisirt ist, daß es klingt als sei es aus dem Französischen übersetzt, spricht der Verf. den Wunsch aus, daß dieser Schriftsteller, dem er mit Recht eine große Bedeutung zuschreibt, von Lehrern der französischen Sprache in Deutschland mehr beachtet werden möchte, als dies bisher geschehen. Sollte der Verf. da unseren Collegen nicht Unrecht thun? Die gebräuchlichen Handbücher der Literatur haben sämmtlich Bruchstücke aus seinen Schriften aufgenommen, und wenn er auch nicht auf Kosten anderer wichtigerer Schriftsteller in den Vordergrund gedrängt wird, so überschlagen doch gewiß weder Lehrer noch Schüler bei der Lectüre das nächtliche Abenteuer in Calabrien. Daß man übrigens schon aus dem von Mager und Ideler Mitgetheilten ein recht lebendiges, vollständiges Bild von Courier bekommen kann, beweist der Verf. selbst dadurch, daß seine Citate sich innerhalb dieses Kreises halten.

Als humoristischer Schriftsteller wird Courier mit Jean Paul verglichen und als Unterschied unter Anderem angegeben, daß Courier als Officier die Welt gesehen habe, Jean Paul auf einen engen Kreis beschränkt gewesen sei. Es erscheint uns aber gerade charakteristisch an Courier, daß er nur den Rock des Officiers getragen, nie aber von dem Krieger- oder Standesgeiste desselben beseelt gewesen ist. Er bewahrte seine Originalität und bildete seine humoristische Darstellungsgabe aus, trotzdem daß er Officier war. Courier's Studien des klassischen Alterthums, seine Thätigkeit für Läuterung und Verständniß der Texte werden eingehend besprochen; doch scheint uns, hätte der Verf. mehr Gewicht auf das Courier ganz Eigenthümliche legen müssen, daß er den Herodot gerade in das Altfranzösische übersetzte. Hat man den Herodot des Courier vor Augen, so findet man es gerechtfertigt, daß die französischen Literarhistoriker Froissart den französischen Herodot nennen. Auffallend ist es, daß der Verf. die Abweisung Courier's von der Akademie gar nicht erwähnt.

Courier's Vorliebe für Naturschönheiten und die Selbstständigkeit seines Urtheils finden gebührende Würdigung. Sehr zu bedauern ist — der Verfasser stimmt uns selbst darin bei — daß Courier als politischer Schriftsteller nicht ausführlicher behandelt worden ist; es wäre dies nicht allein eine anziehende neue Seite, welche Mager unberührt gelassen hat; der Verf. scheint hierfür auch besonders Beruf zu haben: vielleicht beschenkt er uns mit der Fortsetzung seiner Arbeit nach dieser Richtung in günstigerer Zeit.

v. D.

Programm der Cäcilienschule in Oldenburg. Alexander Vinet über die Aufgabe der weiblichen Bildung von dem Rector Dr. König. 1855.

Der Verf. hat bei seinem Aufenthalte in Lausanne die Wittwe Vinet's kennen gelernt und von dieser eine „Notice sur l'école supérieure des jeunes filles à Lausanne, par M. A. Vinet, lue à la société vaudoise d'utilité publique dans la séance du 26 avril 1842 erhalten. Diesen interessanten Bericht über die zur Bildung tüchtiger Erzieherinnen errichtete Anstalt übersetzt Dr. König und begleitet ihn mit einigen Anmerkungen, die sich auf unsere deutschen, zum Theil auch nur auf die oldenburgischen oder speciell persönlichen Verhältnisse des Verf. beziehen. Die Uebersetzung, die wir des Gegenstandes wegen nicht allein allen an Töchterschulen Arbeitenden, sondern auch Müttern und namentlich denen empfehlen, die für ihre Kinder französische Erzieherinnen suchen, liest sich flüssig. Sie mit dem Originale zu vergleichen, hatten wir keine Gelegenheit — der Verf. sagt nicht, ob Vinet's Aufsatz gedruckt oder Manuscript ist —; wohl aber hätten wir zu dieser Vergleichung das Bedürfniß, da der Verf. auf S. 24 ein Fragezeichen des Nichtverständnisses, nicht aber wie an anderen Stellen, zur Erläuterung, den französischen Ausdruck eingeschaltet hat.

v. D.

Bemerkungen zur Texteskritik einiger Stellen in Shakspeare's Dramen von Prof. Bendixen, Rector. Programm der Plöner Gelehrtenschule. 1855.

In der Einleitung zu diesen sehr interessanten Beiträgen zur Erklärung Shakspeare's erinnert der Verfasser an den beklagenswerthen Mangel einer eigentlichen authentischen Textesüberlieferung, welche sich von den Editionen des 17. Jhts. das Vorrecht der Entscheidung erworben hätte, und weist dabei auf die bekannte Thatsache hin, daß die Kritik beim Widerspruch der alten Folio- und Quartausgaben meistens zu inneren Gründen der Entscheidung ihre Zuflucht hat nehmen müssen. Zweifelhaft bleibt es dabei nun aber noch sehr oft, ob der Dichter auch der in Rede stehenden Person ein sachgemäßes verständiges Wort hat in den Mund legen wollen und ob er nicht vielleicht gerade absichtlich einen albernen, sinnentstellenden Sprachschnitzer gewählt hat. Hr. Bendixen giebt nach Anführung einiger sehr passend gewählten Beispiele (Merch. of Venice II. 2. Launcelot: I will try conclusions st. confusions; K. Henry VI. P. 2. IV. A. Sc. 2. Cade: And thereby is England maimed oder mained. u. a. m.) zu, daß sich die Frage nicht in allen Fällen bis zur völligen Evidenz entscheiden lasse, und die Entscheidung auch nicht gerade immer von großer Wichtigkeit sei; der Verf. spricht indessen schließlich sehr richtig die Ansicht aus, daß die ganze Art des bei dem Dichter so üblichen Wortwitzes eine mehr eingehende Beachtung verdiene, als derselben im Allgemeinen bisher zu Theil geworden ist. Aus dem Interesse an dieser Frage, welche der Verf. höchst bescheiden mit dem Prädicate gelegentlicher Bemerkungen belegt, ist die nun folgende Betrachtung hervorgegangen, welche uns über die sogenannten 'blunders' bei Shakspeare sehr guten Aufschluß gewährt. Der Verf. weist darin zuvörderst in ausführlicher Weise nach, daß der Dichter diese eigenthümliche Art des Wortwitzes aus seiner unmittelbaren Umgebung und Gegenwart genommen habe.

Der Einfluß, welchen die normännische Eroberung rücksichtlich der Sprache ausgeübt hat, wird kurz angedeutet, und es heißt dann weiter: „Nicht wie in den alten Culturländern und bei den germanischen Stämmen, die sich nach der Völkerwanderung dort niederließen, — wurde hier das allmählige, fast unvermerkte und unwillkürliche Verlernen der Muttersprache der langsame Weg zur Aneignung einer neuen Sprache mit einer bis dahin unbekannten Cultur. Kräftige Anfänge einer vielseitigen Bildung waren im Lande schon vorhanden, und die alte

Sachsensprache blieb im Ganzen unvergessen. Aber mit einemmal fehlte ihr tausend Fällen das Wort, oft selbst für die geringfügigsten Gegenstände, um mit Anstand auszusprechen. Denn nicht die Herren und Sieger waren es zunächst, wie bei jenen Völkern der romanischen Zunge überall, die nach Maaßg eines wirklich empfundenen Bedürfnisses sich herbeiließen zur allmähligen Vern schung des eignen Worts und der eignen Sprache mit der fremden; die Besiegt die Untergebenen waren es vielmehr, die sich beeilten und beeifern mußten, übe her die fremden Worte aufzuhaschen, um nur selber eines Wortes von Seiten neuen Machthaber und eines Verkehrs mit ihnen gewürdigt zu werden. Und blieb denn allerdings fast der ganze Grundstock und Stollen der angelsächsisc Sprache im Lande, wurde aber von jener Zeit an überbaut von einer Schic und durchdrungen von tausend Adern eines durchaus fremden Metalls. Aus sem Metall aber prägten und münzten die welschen Herren des Landes, zunä ausschließlich, dann sehr lange überwiegend, für ihren Verkehr unter einander, oben und nach unten. Und Alles und Jedes, was sich im Munde des Volks hoffähig und höflich, als fein und vornehm, ja nur als gebildet und städtisch normännischen Adel und Regiment und dem neuen Wesen der Zeit empfehlen wol mußte in Kurzem aus diesem Metall geborgt, später wenigstens mit dessen St reich versetzt und mit dessen Stempel gezeichnet sein. Und das hinab bis zu Wörtern des Fuhrmanns auf seinem Karren und des Bauern hinter seinem Pfl Weithin mußte da natürlich der alte Hausrath der Muttersprache fortan aus Kreisen selbst des bürgerlichen Lebens fast völlig verdrängt, und aufs Dorf un die Bauern verwiesen, und mit einer ganz neuen Aussteuer vertauscht wer Das war kein Verhältniß und kein Wandel, wie die übrigen, die romanischen, g manischen und skandinavischen, Länder und Völker Europas denselben sonst e im Mittelalter oder in neuer Zeit mögen erfahren haben. Kein Wechsel etwa ei Dialects der gemeinsamen Muttersprache mit dem andern, keine Entwickel einer gemeinsamen Schriftsprache aus vielen, verwandten Dialecten, k Hausgenossenschaft zweier in einem Lande, aber in geschiedenen Kreisen, einer herrschenden und einer geknechteten Nation zugleich gesprochener Sprach keine Einübung und Angewöhnung einer beschränkten Anzahl vornehmer Phra — pour devulgariser la langue — nach der Laune eines wechselnden Mode schmacks. Unendlich viel größer, als in den beiden erstgenannten Fällen, war ursprüngliche Abstand der Gegensätze; unendlich viel reicher und durchgreifender in den beiden zuletzt genannten Fällen, wurde die Vereinigung und wechselsei Durchdringung jener heterogenen Elemente zu einem Guß, zu einem Volk, einer Sprache. Daß aber dieser großartige, eigenthümliche Vereinigun proceß in den Mittelstadien seiner Gährung auch seine eigenthümlich komisc Seiten müsse dargeboten haben, ist an sich einleuchtend; und wer sich die mit die Entwickelungsgange für Tausende von Individuen unzähligemal verbundenen Verlegen ten, Versuchungen und Gefahren recht vergegenwärtigt, der wird wohl nicht lange fra nach der nationalen Herkunft und Abstammung jener Wortverdreher im Ge der eignen Muttersprache, die uns beim Shakspeare so oft begegnen, je Falschmünzer und Kipper, möchte man sagen, selbst an der kleinen, ordina Scheidemünze des heimischen Markt- und Sprachverkehrs. Der wird jenes m ströse Bastard- und Krüppelgewächs der Sprache, welchem wir in dem Munde ner Tröpfe so oft begegnen, jene eigenthümlichen Redeblumen und Tollbeeren dem Irrgarten seiner wild gewordenen Prosa weder für bloße Phantasieblumen ner poetischen Licenz, noch für exotische Zier- und Treibhauspflanzen, sondern, ich so sage, für Absenker halten von manchem nach jenen Stürmen der Zeit Altenglands eignem Grund und Boden, in den Parks und Küchengärten der b tischen Zunge, üppig wuchernden Kraut und Unkraut. Der wird endlich jene oft wiederholte Behauptung, daß Shakspeare's Personen wesentlich Englän seien, nirgends mehr bestätigt finden und anerkennen, als eben hier."

In dem weitern Verlaufe richtet nun die Abhandlung ihre Aufmerksamkeit die Wörter selbst und findet bei ihnen eine Bestätigung für dasjenige, was sich der Bildungsgeschichte der Sprache nur als Vermuthung herausgestellt hat. Bes

ders wichtig ist es endlich, daß der Verfasser zum Schlusse noch den Beweis liefert, daß Shakspeare den komischen Redetropus nicht nur als treues Abbild einer historischen Erscheinung, sondern zugleich als dichterisches Mittel zur Erreichung eines künstlerischen Zweckes angewendet habe. Als Requisiten dieses Curialstyles eitler Vornitheit weis't die Abhandlung mit feinem Tacte nach: Beschränktheit, niedere Abkunft, Berührung mit den höheren Ständen und Beflissenheit, sich jenen gleichzustellen. — Nach dieser Darlegung betrachtet Hr. B. nun nochmals die in der Einleitung citirten Stellen und giebt über die Erklärung derselben manche gute Winke.

De syllaba **a** ad formanda adverbia substantivis vel adiectivis in lingua Anglica praefixae origine ac natura, scripsit C. Regel. Programm des Gymnasiums in Gotha. 1855.

Wenn man einen Blick in die deutschen Grammatiken der englischen Sprache wirft, so wird man über den in unserer Schrift behandelten Gegenstand meistentheils das abgeschmackteste Zeug vorfinden, und selbst die letzte Ausgabe von Wagner ist davon nicht ganz frei. Es lassen sich nun einmal eine ganze Reihe von Schwierigkeiten der englischen Sprache ohne die Kenntniß des Angelsächsischen durchaus nicht genügend erklären, und darum wünschen wir, daß recht viele Verfasser von englischen Grammatiken und Sprachbüchern die kleine Schrift des Herrn Regel einmal durcharbeiteten, um dadurch eine Andeutung über die bedenkliche Lücke in ihrem Wissen zu erlangen. Ueber die eigentliche Bedeutung der Präfixe **a** ist in den Lehrbüchern ganz besonders viel gefabelt worden, was wir hier indessen nicht wiederholen wollen, und Ref. wendet sich gleich zu der Ansicht des Verf., nach welcher zwar bei den meisten Wörtern der Vokal **a** aus dem Angelsächsischen und Skandinavischen abzuleiten ist, bei manchen jedoch auch die Ableitung auf die französische Sprache (lat. ad, frz. à oder in fr. en) zurückgeführt werden muß. Nach einer kurzen Besprechung der hierhergehörigen Ausdrücke wendet sich die Abhandlung zu denjenigen Wörtern, in welchen das a von germanischer Abstammung ist. Es wird gezeigt, daß in vielen jener Adverbien der Vokal a der bekannten Sylbe ge entspricht, „quae, so sagt der Verf., ad augendam verborum substantivorum et adiectivorum vim ac notionem per omnes Germanorum dialectos exceptis solum Scandinavicis in frequentissimo usu est. Quae particula ge quum in veterum Frisiorum lingua formas **gi, ie, i, e, a,** promiscue induerit, non mirum, quod tam veteres Angli, licet alias in vocalem **y** eam convertere soliti sint, quam recentior eiusdem populi lingua, quamvis in plurimis huius modi vocabulis per aphaeresin hanc syllabam penitus abiecerit, eandem in nonnullis **a** vocali incipientibus adiectivis vel deformem retinuerint." Dahin rechnet der Verf. z. B. alike, aleiche, alyche, ylyche, y-like (Engl. like, Agf. lic, gelic, Adverb gelice, Skandinav. likr, glikr, Goth. galeiks, Adverb galeiko) u. a. m.

Nach bestimmten Gesetzen geordnet werden die Adverbien nun auf folgende Ableitungen zurückgeführt:

1) Aus dem Agf. â, âva (unquam, semper) z. B. awhit = quidquam, (aught oder ought) Agf. âvhit, âveht, auht, aht.

2) Aus dem Engl. as Angs. ealsva z. B. athogh = quasi (Engl. though, thoghe, thagh thegh, Angs. theáh = quamvis.

3) Aus dem Angs. and (gegen), z. B. along, alang, o-lonke (Angs. andlang, ondlang, ondlong, onlang).

4) Aus dem Angs. ân (lat. unus), z. B. adays = per dies Angs. ândäges.

5) Aus der Angs. Präposition of, z. B. adown, adoune, adun, adawe, o-dawe = deorsum (Angs. adûne, adûn, adûnvëard).

6) Aus der englischen Präposition at (Angs. ät), z. B. alast, at last zuletzt (Sächs. at lezt, at lazlan).

Alle diese Fälle werden im weiteren Verlaufe der Abhandlung auf die angels.

Präposition on mit Recht zurückgeführt, „quippe cui non solum in antiqua Scandinaviae lingua praepositio **á** et apud Frisios **an**, **á** respondeat, sed cuius in loco apud ipsos etiam Anglosaxones vocalis **á** in nonnullis adverbiis reperiatur, quae cum similibus formis in lingua Anglica plane conveniant.“ Eine Reihe von Beispielen zeigt nun, wie durch die Verbindung der Präposition on (á) mit Substantiven oder auch Adjectiven die betreffenden engl. Adverbien entstanden sind, und der Verf. sucht dann mit großem Scharfsinne darzuthun, wie nach dem Vorbilde dieser auf das Angelsächsische zurückzuführenden Wortbildungen, auch aus manchem anderen Nomen neue Adverbien ganz analog entstanden sind.

Ref. begnügt sich mit dieser vorläufigen kurzen Anzeige einer beachtungswerthen Schrift, indem er es sich vorbehält, gelegentlich auf Einzelnes zurückzukommen und dabei verschiedene Punkte weitläuftiger zu erörtern, in welchen er von der Ansicht des Herrn Verfassers abweichen muß.

Miscellen.

Poetry – Brit.

Ballade (von Ol. Goldsmith). *)

„Komm, edler Eremit des Thals,
Führ' meinen stillen Weg,
Wo jenes Licht gastlichen Strahls
Erhellt des Thales Steg.

Denn hier verloren und verirrt,
Schwank' langsam ich einher,
Wo, wie ich geh, die Wildniß wird
Stets grauser, mehr und mehr." —

„Laß ab, Sohn!" — ruft der Eremit —
„Versuch' den Irrglanz nicht!
Dich in den Tod zu locken, flieht
Das schwankend irre Licht.

Des Mangels heimathlosem Kind
Schloß ich die Thüre nie;
Ob klein auch meine Vorräth' sind,
Doch gerne theil' ich sie.

Kehr ein zur Nacht! theil' ohne Scheu
Der Zelle Gaben, Gast!
Ein mäßig Mahl und Binsenstreu,
Den Segen und die Rast.

Die frei das Thal durchstreift, die Heerd'
Opfr' ich dem Tode nie;
Die Macht, die meiner schonet, lehrt
Mich auch, zu schonen sie.

Vom grasigen Berghang bring' ich Dir
Ein schuldlos Mahl zur Stell,
Den Korb mit Frücht' und Kräutern hier
Und Wasser aus dem Quell.

Komm, Pilgrim! Sorgen wirf von Dir;
Denn ird'sche Sorg' und Leid
Ist unrecht; wenig braucht man hier,
Das Wenige kurze Zeit."**) —

Mild wie der Thau vom Himmel, quoll
Ihm aus dem Mund das Wort.
Der Fremde neigt sich anmuthvoll
Und folgt zur Zell' ihm fort.

Es lag in dunkler Wildniß dort
Die Wohnung einsam fern,
So armen Nachbarn Zufluchtsort,
Wie irren Wanderern.

Kein Vorrath unterm niedern Dach
Heischt Herren's Sorgsamkeit;
Aufklinkt die Thür' und nimmt gemach
Die Zwei auf, harmlos beid'. —

Nun's Volk, das emsig sich gerührt,
Heimzieht zur Abendrast,
Der Klausner 's kleine Feuer schürt,
Erquickt den trüben Gast.

Und breitet seine Kräuter her
Und nöthigt, lächelnd froh;
Bewandert in Legenden sehr,
Täuscht er die Stunden so.

Der Lust theilnehmender Gefährt',
Treibt Kätzchen seine Weis';
Das Heimchen zirpet auf dem Herd,
Aufflackert schnell das Reis.

Doch konnte lindern keine Lust
Das Weh dem fremden Mann;
Schwer lag ihm Kummer auf der Brust,
Zu weinen er begann.

Der Eremit späht sorgsam nach
Dem Grund von Sorg und Schmerz.
„Woher", unseliger Jüngling, — sprach
Er — „kam Gram in dein Herz?

Irrst widerstrebend du verbannt
Von Schlössern? kränkt's dich hart,
Daß Freundschaft nicht Erwiedrung fand,
Verschmäht dein Lieben ward?

---

*) Der Versuch einer möglichst eng an das Original sich anschließenden Uebertragung von „Goldsmith's liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze," — aus der unseres Goethe Oper Erwin und Elmire entstanden (s. Goethe 22, 391), bedarf wohl der Entschuldigung nicht.

**) Vgl. Young, Night. 4 v. 118: Man wants but little, nor that little long.

Ach, Freuden, die das Glück gewährt,
Sind nichtig alle doch,
Und wer die Eitelkeit begehrt,
Der ist weit nichtiger noch.

Auch Freundschaft ist ein Namen bloß,
Lust, die in Schlaf uns lullt:
Ein Schatten, — folgt sie Reich und Groß;
Den Armen läßt die Huld.

Lieb' ist ein Schall, weit leerer noch,
Scherz junger Mägdelein,
Ist nirgendwo, sonst wärmt sie doch
Der Turtel Nest allein.

Schäm' junger Thor, dich! Sorgen fort!
Veracht' die Fraun!" — Allein
Schamröth' verräth bei diesem Wort
Des Fremden Liebespein.

Erstaunt sieht neuen Reiz er schnell
Das Antlitz überziehn,
Wie Farben, die im Osten hell
Erglühn und rasch entfliehn.

Der schämige Blick, des Busens Wall'n
Macht Unruh beiderseits.
Da steht der Gast als Maid mit all'n
Dem süßen Liebesreiz.

„Und ach! vergieb der Frechen mir,
Der Armen sonder Ruh,
Daß ich, Unheilige, eindrang hier,
Wo Gott nur wohnt und Du.

Doch eine Maid bemitleid lind,
Die Lieb' umtreibet weit,
Die Ruh sucht und Verzweiflung find't
Als ihres Wegs Geleit.

Mein Vater lebte an der Tyne,
War reich und mächtig sehr
Und all sein Reichthum ward einst mein.
Mich einzig nur hatt' er.

Mich wollt' dem lieben Arm entziehn
Unzähliger Freier Schaar;
Die priesen Reiz, den sie mir liehn,
In Gluth, falsch oder wahr.

Es überbot wetteifernd sich
Stündlich der Söldner Heer.
Mit ihnen neigte Edwin sich,
Nie sprach von Lieben er,

Trug niedres, einfaches Gewand;
Und Macht und Reichthum nicht,
Hatt' einzig Weisheit und Verstand,
Doch all' auf mich gericht't.

Wenn neben mir in Thales Schluft
Er Liebeslieder sang,
So lieb sein Hauch dem Weste Duft,
Dem Haine süßen Klang.

Die sich dem Licht erschließt, die Blüth',
Der Thau, vom Himmel her,
Ach, sie erreichten sein Gemüth
An Reinheit nimmermehr.

Der Thau reizt und der Blüthe Zier
Mit unbeständigem Schein.
Ihr Reiz war sein; doch, wehe mir!
Ihr Unbestand war mein!

Es trieb mit leichtem Uebermuth
Ach, eitle Kunst mein Herz.
Obgleich gerührt von seiner Gluth,
Jauchzt' ich bei seinem Schmerz.

Zuletzt verscheucht von meinem Hohn,
Ließ meinem Stolz er mich;
In öde Einsamkeit entflohn,
Lebt' still er und verblich.

Doch mein die Pein, die Schuld ist mein,
Ich zahl' als Büßerin,
Such, die er sucht', die Wüstenein,
Leg, wo er lag, mich hin,

Dort lieg versteckt, verzweifelnd ich,
Mein Leben soll entfliehn.
So starb mein Edwin ja für mich,
So sterb' auch ich für ihn!" —

„Verhüt Gott!" — ruft der Eremit,
Preßt an die Brust sie warm;
Da staunend, schmäh'nd sie um sich sieht. —
Edwin hält sie im Arm.

„Ach Angelina, stets mir werth,
O blicke her, mein Glück!
Dein längst verlorner Edwin kehrt
Der Lieb' und dir zurück!

Laß halten dich an meine Brust
Und jede Sorge flieh!
Mein Alles, meines Lebens Lust,
Wir trennen nie uns, nie!

Nein nie! von dieser Stund' ab nicht!
Treu liebend leben wir.
Der Seufzer, der das Herz dir bricht,
Das treue, brech's auch mir!" —

Dan. Sanders.

Die Genitivbildung der Adelsnamen.

Die meisten Sprachlehren stellen die Regel auf, daß, wenn ein Familienname ohne vorangehenden Artikel mit einem Vornamen verbunden sei, nur der Familienname (Zuname) gebeugt werde. Götzinger 8, 137; Heise, 18. Aufl. S. 126; Juch, teutsche Sprachlehre §. 10. S. 94. — Diesterweg practischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache II. Theil, 4. Auflage und Andere haben diese Regel behaltbar so ausgedrückt: Besteht der Eigenname aus mehreren Namen, so wird, wenn der Artikel nicht vorhergeht, nur der letzte declinirt. Becker erwähnt eine solche Regel nicht, und Hoffmann in seiner neuhochdeutschen Schulgrammatik hat sie §. 50, 54. nicht angeführt. Koch erklärt sich §. 186. seiner Grammatik so: Da jetzt der Adel nur durch das vortretende von bezeichnet wird, so drückt man die Casus an dem Familiennamen aus: die Gedichte Wolfgang von Göthe's, doch auch Diedrichs von Falkenberg (Sch. XIV. 252.) Dieffenbach weicht aber hier von den obengenannten Grammatikern ab. Er sagt deutsche Grammatik S. 217: Die mit Völker- und Ortsnamen u. dergl. zusammengesetzten Menschennamen, wie von Eich, Karl von Isenburg, Franz von der Heide werden je als ein Name betrachtet und hängen das s des Einzahlgenitivs an den letzten Namen, wenn das Wort, durch welches der Genitiv bestimmt wird, nachsteht, z. B. Franz von der Heide's Namen. Steht aber dies regierende Wort voran, und der Ortsname 2c., nach welchem eine Familie benannt ist, ist irgend bekannt, so wird besser nur der Vorname gebogen, weil man den Sinn der ganzen Zusammenstellung nachfühlt, z. B. der Ruhm Karls von Isenburg. Aehnlich bei den widersinnigen Adelsnamen ohne örtliche Beziehung, z. B. die Schriften Friedrichs von Schiller, doch biege man im letztern Falle den letztern Namen (Familiennamen), wenn wir das Mißverständniß fürchten, ein Schiller habe die Schriften Friedrichs herausgegeben. — Wenn der Vor- und Zuname ohne Vorwort verbunden stehen, wird nur der Familienname gebogen, z. B. die Werke Friedrich Schillers.

Dieffenbach stimmt also dahin mit den übrigen Grammatikern überein, daß, wenn Vor- und Zuname ohne Vorwort verbunden stehen, und wenn sonst das Wort, durch welches der Genitiv bestimmt wird, nachsteht, das Genitivzeichen an den Familiennamen gesetzt werde. Eine abweichende Behandlung läßt er nur eintreten, wenn bei den mit Völker- und Ortsnamen zusammengesetzten Menschennamen und bei den Adelsnamen das regierende Wort voransteht, wobei aber bei den ersteren vorausgesetzt wird, daß der Ortsname 2c., nach welchem eine Familie benannt ist, irgend bekannt sei.

Dieser letzte Zusatz ist aber für ein Gesetz durchaus unzureichend. Da nämlich der hochdeutsche Sprachgebrauch aus dem Sprachleben der gebildeten hochdeutsch redenden Deutschen seine Gesetze empfängt, so kann nur, was in allgemein gedachter Verbreitung bei der überwiegenden Mehrheit der gebildeten Deutschen sich findet — nicht aber, was irgend bekannt! — für ihn maßgebend sein.

Eine Bedingung bei der Uebergabe der Ebernburg, welche zu einer Zeit abgefaßt wurde, wo Jedermann die Stammburg Sickingen bekannt war, lautet wörtlich: „Alle Gefangene mit Ausnahme Hans von Sickingens und Hans Hilchen von Lorchs." Nach Dieffenbachs Ansicht würde dieses unrichtig sein, da das regierende Wort voransteht. Aber wie unbequem ist es nicht für die Zunge, wenn man etwa „mit Ausnahme Hansens oder gar Hanses von Sickingen 2c." sagen will. Dies führt uns auf einen Punkt, der für die Genitivbildung nicht unbeachtet bleiben darf: es ist das Lautverhältniß der Namen. Wir werden stets sagen: das Schreiben Urbans von Hatstadt, und noch heute, wie Franz von Sickingen, schreiben: Lösegeld, mir wegen Heinrichs von Eltz, meines Gefangenen, bezahlt; dagegen werden wir nicht anders als von Johannes von Müllers Rede über Friedrich den Großen, und Nees von Esenbecks Arbeit über Pilze und Schwämme reden, auch wenn das regierende Wort voransteht. Aus den angezogenen Beispielen ergiebt sich, daß mit den Gesetzen der angeführten Grammatiker nicht auszukommen ist. Suchen wir aber, ehe wir weiter einem Gesetze nachforschen, zunächst festzustellen, wann die äußere Macht der Lautverhältnisse einem sonst vielleicht allge-

meinen Sprachgesetze in die Erscheinung zu treten nicht verstatte, so stellen sich uns hier zwei Fälle vor:

1) Wenn Einer der zusammenstehenden Eigennamen auf ein s auslautet, so erhält stets der andere das Genitivzeichen. Wir sagen also z. B. in jeder Stellung der Rede das Andenken Lucas von Ehrenbergs, Johanns von Hohenfels Fehdebrief, Matthias von Nettenheims Absagebrief: denn sonst würde der Genitiv gar nicht kenntlich sein.

2) Wenn durch zu große Anhäufung von Zischlauten ein Uebellaut entsteht, so wird das Genitivzeichen an denjenigen der zusammenstehenden Eigennamen gesetzt, dessen Lautverhältniß am empfänglichsten für die Aufnahme desselben ist. Wir sagen deshalb Hermanns von Hundelshausen, Sittichs von Eringshausen, Johanns von Metzenhausen.

Wie wird es aber gehalten, wenn keiner der hier unter 1. und 2. gedachten Fälle eintritt? Ist hier die Regel der ersterwähnten Grammatiker, wonach nur der letzte Name declinirt werden soll, richtig? —oder nur richtig mit der Beschränkung, welche Dieffenbach hinzufügt, wonach, wenn das regierende Wort voransteht, nur der Vorname — also der erste Name — gebogen wird. „Dem Andenken Wilhelm von Humboldts“ hat Becker die II. Auflage des Organismus gewidmet; die „Briefe Wilhelm von Humboldts“ an eine Freundin sind in vielen Händen. — Dagegen sagt Alexander von Humboldt, Vorrede zu W. v. Humboldts G. S. I. VI. Einen Theil der Sonette Wilhelms von Humboldt — und Vorrede zu den Sonetten W. v. Humboldts „Brief Wilhelms von Humboldt.“ — Die Geschichte „Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau“ ist der Titel eines Romans von Müller. — Unter den Auspicien Alexanders von Humboldt, sagt Jakobs, vermischte Schriften VIII. S. 7. In der Augsburger allgemeinen Zeitung vom 28 Febr. 1834. S. 841 heißt es: Gesinnung, welche in jeder Zeile der Sonette Wilhelms von Humboldt athmet. S. 842 daselbst: für die Erkenntniß Wilhelms von Humboldt. In der Inhaltsanzeige zu W. v. Humboldts Briefen ist S. VIII. XIII. von einem Brief Alexanders von Humboldt und S. XI. 99. Brief von einem Liebling Wilhelms von Humboldt die Rede. Elisa Meier in ihrem Buche Wilhelm von Humboldt rc. gedenkt der Geistesfähigkeiten Wilhelms von Humboldt. Henriette Herz sagt S. 149: Die lebhafte Empfänglichkeit Wilhelms v. Humboldt für den Umgang mit Frauen — von der Hand Wilhelms von Humboldt. „Ihr seid der Vater Karls von Moor“ sagt Hermann in Schillers Räubern, B. II. S. 59. Der Verlust Diedrichs von Gemmingen, unter Anführung Wilhelms v. Haber. Die Begeisterung Ulrichs von Hutten. — Der Ausgang Hartmuths von Kronberg, sagt Münch, Leben Sickingens V. S. 167, 265, 269.

Ich glaube, diese Beispiele genügen, um darzuthun, daß, wenn das regierende Wort voransteht, oft der erste Name declinirt werde.*) Durchgängig ist es, wie die beiden ersten der obenangeführten Beispiele zeigen, nicht der Fall. Giebt es hier nun einen Unterschied?

Göthe bemerkt in seinen Regeln für Schauspieler (Bd. XXXV. S. 438): „Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll.“ Soll von zwei Namen einer besonders hervorgehoben werden, so muß auf ihn der Druck der Rede gelegt werden und das gewichtigere Wort zieht auch die Flexionsbezeichnung zu sich heran: so soll in der Stelle aus Schiller „Vater Karls von Moor“ — das Wort Karl ganz besonders hervorgehoben wer-

*) Werden zwei Vornamen gebraucht, so tritt in diesem Falle die Flexion an den zweiten Vornamen. „Bericht und Bitt Hans Thomans von Rosenberg“ „uf Ansuchen unser wiederwertigen frantzen von Sickingen auch Johann Hilchins von Lorch“ sagt der Erzbischof Reichardt von Trier (1522) in einem Beschwerdeschreiben. Fr. v. Sickingens Thaten rc. durch E. Münch, Bd II. S. 248. die Angriffe Friedrich Leopolds von Stolberg, Villmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur II. S. 270. Wogegen, wenn das regierende Wort nachfolgt, der Familienname flectirt wird: August Wilhelm von Schlegels Verdienst, Villmar a. a. O. S. 344.

den und hat deshalb das Genitivzeichen. Die Hervorhebung des einen Wortes kann aber auch in den tieferen gemüthlichen Beziehungen ihren Grund haben, und so finden wir es natürlich, daß Alexander von Humboldt den Genitiv „Wilhelms von Humboldt“ anwendet. Nicht alle der obenangeführten Beispiele lassen sich aber so erklären, bei vielen ist der Vorname flectirt, ohne daß man eine besondere Hervorhebung desselben annehmen könnte. Im Ganzen würde, wo solche besondere Gründe für die Hervorhebung des Vornamens nicht sprechen, der letzte Name, der Familienname, das Casuszeichen tragen, weil sich dieses dem gemeinen Brauche bei der Flexion bürgerlicher Namen anschließt! —

Findet aber eine solche Hervorhebung nicht auch statt, wenn das regierende Wort dem Adelsnamen nachfolgt? In dem neueren Hochdeutsch wird sie, soviel mir bekannt, nicht an den Vornamen bezeichnet. So wird von August Wilhelm von Schlegels Verdienst gesprochen und Göthe sagt Bd. XXVIII. S. 296: Geographische Charten zur sinnlichen Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldts Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt, ebenso ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen. Nur wenn zwei Brüder zugleich genannt und der Familienname nur Ein Mal angeführt wird, haben die Vornamen das Genitivzeichen, z. B. „Wolfs und Dietrichs von Schönberg Schreiben an Franz von Sickingen.“

Stellen wir nun noch im kurzen Ueberblick das Ergebniß unserer Betrachtung über die Genitivbildung der Adelsnamen zusammen.

I. Wenn Einer der zusammenstehenden Eigennamen auf ein s auslautet, so erhält der Andere stets das Genitivzeichen.

II. Wenn durch allzugroße Anhäufung von Zischlauten bei dem einen oder andern Namen ein Uebellaut entstehen würde, so wird das Genitivzeichen an denjenigen der zusammengehörenden Eigennamen gesetzt, dessen Lautverhältniß am empfänglichsten für die Aufnahme desselben ist.

III. Folgt das regierende Wort dem Genitiv nach und tritt keiner der Fälle unter I. und II. ein, so wird der letzte Name declinirt.

IV. Geht das regierende Wort dem Genitiv voran und tritt keiner der Fälle unter I. und II. ein, so schwankt der Sprachgebrauch, indeß mit vorwiegend entschiedener Haltung für die Declination des Vornamens. Wo aber ein Gegensatz oder ein gemütliches Verhältniß dadurch soll besonders hervorgehoben werden, erhält hier der erste Name stets das Genitivzeichen. Stehen in diesem Falle zwei Vornamen bei dem Familiennamen, so wird der zweite Vorname gebeugt.

V. Wenn zwei Familienglieder zugleich genannt und der gemeinsame Familienname nur Ein Mal angeführt wird, so haben beide Vornamen des Genitivzeichen.

Jever. Dr. **R. Hoyer.**

Kleine Beiträge für Wörterbuch und Grammatik.

1. Viele Wörter im Deutschen gelten bald als Adjective oder Adverbe, bald als Substantive, z. B.

fett — schade — nutz — gelenk, adj. G.: 41, 4. — sturm, Jer. Gotthelf: ihr fahrt gleich so sturm zu. — frevel, der frevle leu. Opitz (?) — werth — glüh, der glühe brand der leidenschaft. — teig, das Brod ist mir zu teig. (?) — diät, thüringer provinc.: ich soll diät leben, du musst mehr diät leben. — gram, er ist mir gram. — ungefähr, eine ungefähre angabe.

2. Der Buchstabe R ist bald guttural bald dental, je nach Dialecten und Völkern verschieden.

a) Im Hebräischen heißt es bei einem bekannten Assimilationsgesetz: die gutturalen und Resch. — b) Im Griechischen scheint das anlautende R darum aspirirt, weil es gutturalisirt wird. — c) Der Berliner und Göttinger verwechseln im schnellen Sprechen jagen — jahren. — d) Im Plattdeutschen entsteht aus dem

Impf. hadde = habebam die verkürzte Form har, also dental. — e) Im Lüneburgischen und in Ostfriesland habe ich bemerkt, daß die Bewohner der Marschgegend das R dentalisiren, die der Sand- und Geestlande es gutturalisiren, so auch in Mitteldeutschland. — f) Die Sonderbarkeiten des englischen R scheinen auf Gutturalismus zu ruhen. Die Franzosen sprechen fast durchweg das R dental. — Diese Erscheinung widerspricht meiner Beobachtung e, da in England der Marschboden, in Frankreich der Sand überwiegt. — g) Die Verwechslung des R mit L ist dental.

Einer von beiden Aussprachen den absoluten Vorzug geben wie Schmitthenner (Ursprachlehre) thut, ist ungerecht. Die Articulation des dentalen R ist anlautend klarer, die des gutturalen dagegen im Inlaut vernehmlicher, daher arm, warm bei Dentalredenden oft klingt wie a'm, wa'm, wenigstens im ostfriesischen Plattdeutsch. Zuweilen ist auch im Auslaut das dentale R unvernehmlich.. Am schönsten, hell klangvoll articulirt, habe ich das gutturale R in Franken vernommen, am widrigsten in Göttingen und Berlin.

3. Seltene Fälle von Weglassung einer Silbe in Zusammensetzungen oder Ableitungen:

Portrait = porte trait. — rytuigen holld. = ryd(e) tuygen, Reit- und Reisezeug, Gespann. — ἔξαιτος (? ἐξαιτητος). — φυσιογνωμικος (? φυσιογνωμονικος). — multoties = multi toties. Oder ist oties zu nehmen wie in qu-oties?

4. Die moderne Form ich ánerkenne ist undeutsch, vielleicht dem romanischen Einfluß in Süddeutschland zu danken (je reconnais, je compose). Durch die Zeitungen ist diese widrige Form auch in Norddeutschland eingedrungen. Droysen schreibt in den Freiheitskriegen (den Titel des Buches kenne ich nicht, habe das Citat nur in Ziffern bemerkt):

1, 454 sie auferlegten der Nation, — 1, 401 es auferbaute sich, — 1, 307 es umgestaltete sich, — 2, 263 ich vorbehalte mir, — 2, 54 er aufwacht nunmehr. (Aber auch Luther hat: durchgehet, Imperat., Exod. 32, 27; durchdringet, Hebr. 4, 12.) Und Göthe, 33, 245: anerkennst du seine Macht? und 14, 104: Sie vorenthalten euch euer Erbtheil.

5 Parcival, 491, 41: mit sinfzebaeren witzen = in seufzender Weise, seufzend, Advrb. Vgl. das französische tranquillement = tranquilla mente.

6. Das Verb haben wird im Schwäbischen, daher in österreichischen Schriften und bei Hegel, auffällig gebraucht in der Redensart: es hat zu sein, — es hat zu geschehen. — Ein ächt Gespenst auch classisch hats zu sein. Göthe im Faust II.

7. Ist das Subst. Vogt wirklich aus advocatus entstanden? Warum nicht einfach deutsch von fügen? Vgl. ἁρμοστης von ἁρμοζω.

8 Zu Göthe's Sprache, promiscue zusammengestellt, da ich nicht Zeit habe, die Collectaneen zu ordnen: Ausgabe letzter Hand, Bd. 57: 132. flohene freuden, Partic. archaist., — 118. haben sie ein Schauspiel des Glückes begegnet? — 151. hat's ihm nicht geglückt? — 197. 177. wärst du über's Gitter; er ist gleich fort, — rheinländisch statt: fortgegangen, übergesprungen x. — 233. Werden wir uns nicht betrügen, fut. hypotheticum, statt: Wenn wir nicht etwa uns betrügen sollten. — 135. ich neidscht = neidischte, quälte mit Neid, invidiose egi. — 119. ich ritte, Indicativ; hielte, 2, 206. vgl. Luther, ritte, Reg. 1, 13, 13; Joh. 12, 14; Jes. 63. 10; beschnitte, Gen. 17, 24; Hebr. 5, 8; sahe, Gen. 1, 10. — 14, Fräulein, femin. — Bd. 60: 223. strahlsinnig: Herders Buch ist ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze. — Bd. 41: 87. Schaumbild = imago levis quasi spumea. — 12. geht selbst die Majestät zu Raub, = periclitatur, geht so daß sie geraubt werden kann, setzt sich der Gefahr des Raubes aus. (Die andere Erklärung: „der König selber geht aus um zu rauben," — widerspricht dem poetischen Zusammenhange.) — Aehnliche Redensarten, wenngleich nicht grammatisch verwandt: sitzen gehen, tod gehen, im Mecklenburgischen für: sich dem Tode aussetzen, zum Tode gehen: war di, dat du nich dod gaist. — 56. Die wilden Männer sind's genannt: 's für sie, schwäbisch. — 71. 96. so = also, so wie. — Bd. 40: 379. allschönst. — 401. gegen mir = gegenüber. — 327. die fre-

hen Bewohner gewiss macht, vielleicht: certe incolas laetos facit; sonderbar hart und überflüssig der Artikel, nach Schiller's Weise. — 252. Nicht einen jeden betrifft es = trifft es. — Bd. 28: 147. gesthröde, Massen schlechtes Stroh? gleichsam stramentarium, stramentum? — Bd. 27: 108. der den Algeirern den Krieg macht, französ. faire la guerre. — 139. es war um Mittagszeit der Ebbe. — 258. nach verlesenen einigen lateinischen Gedichten, Stellung wie: lectis quibusdam lat. carminibus. — Bd. 26: 206. stoffartig. — 26. Zum Aergerniss der tausenden Geistlichen. Ostfriesisch und holländisch: der weren dusenden Minsken = da waren Tausende von Menschen, viel tausend Menschen. — Bd. 23: 90. Schwerte, Plur. — Bd. 17: 381. ein zu Geschehendes. — Bd. 16: 9. das Alles hat etwas Anzügliches, etwas Schauerliches. — 43, den alten Baum wissen wir nicht wer den gepflanzt hat. — Bd. 7: 13. Was hilfts dich? cf. Luther, Hebr. 4, 2. Jac. 2, 16. Jes. 65, 3. Jes. 64, 10. — Bd. 1: 277. Trümmern, Acc. plur.

9. Zu Luthers Sprache.

a) Redensarten, Constructionen rc. — thut fleiss, 2 Petri 3, 14; — wenn du des, so dich hasset, Esel siehest unter der Last liegen, Exod. 23, 5. (Stellung); — ein Tag oder zehn, Gen. 24, 55; — machest dich einen Gott, Ev. Joh. 10, 33; Ebr. 1, 7; Gen. 17, 5; Act. 10, 38; — dienende den Lüsten, Tit. 3, 31; — denselbigen meinten sie, Paulus hätte ihn in den tempel geführet, Act. 21, 29; — ist das euer Sohn, welchen ihr saget, er sei blind geboren, Ev. Joh. 9, 19; Dan. 4, 6; — diesen aber wissen wir nicht von wannen er ist, ib. 9, 29; (cf. 8, 54) [acc. graece constructus.] — hehl haben, c. accus.: ihr Wesen hat sie kein hehl, Jes. 3, 9; — wie = ὥσει, Apoc. 5, 6; — urtheilen, trans. urtheilest du das Gesetz, Jac. 4, 11.

b) Praepositionum rectio: gegen der, Phil. 3, 8; Gen. 16, 12; Eph. 6, 3; — bei die, Act. 9, 26; Num. 23, 3; Lucas 24, 4; — bei dem, Act. 10, 43; — glaube an dir, Rom. 3, 26; theil haben mit, Joh. 13, 8; entschlafen mit, Reg. 1, 2, 10; — 1, 14, 31.

c) flexio et significatus verborum: verbirge, imperat., Ps. 51, 11; 102, 3; 119, 19; Prov. 7, 1; beschnitte, ritte, praet. indic., Gen. 17, 24; Ebr. 5, 1; Reg. 1, 13, 13; Joh. 12, 14; Jes. 63, 19; hat gefolget, Num. 14, 24; Hiob 31, 7; Judith 8, 15; — frage von ihm, Esther 4, 9; — helfe, c. acc. Ebr. 4, 2; c. dat. Matth. 27, 40. 42; entrüsten, intrans., Gal. 5, 26; — entrüsten, trans., Act. 14, 2; Jes. 65, 3; 63, 10; [greten, Hesek. 16, 25;] gälte, Dan. 4, 16; — verbärge, Hiob 31, 33; würfe, Dan. 3, 20.

d) Genus & flexio, subst.: das Erkenntniss, γνῶσις, Cor. 1, 13, 8; — die Wachholder, Reg. 1, 19, 4; — Gotte, dativ., Cor. 1, 14, 2; Marc, 12, 17; Matth. 22, 21; Ps. 81, 1; — das Gesänge, Luc. 15, 25 (vulgo Gesinge).

e) flexio adjectivorum: starke und Aeltesten, Jes. 3, 2; — die dünne Aehren, Gen. 14. 24; — Petri 1, 3, 5; Dan. 5, 4; Apoc. 1, 20; Prov. 23, 8. — der sechshunderte, Gen. 7, 11; liebe brüder, Rom. 10, 1; Gal. 5, 17.

f) Fremdwörter: Creatur, Ebr. 4, 13; — quit, Gen. 24, 8; — Rentmeister, Reg. 1, 12, 18; — studiren, Sir. 39, 1; — Trabanten, Reg. 14, 28; — Librarey, Macc. 2, 2, 13; Testament, Matth. 19, 24; — (Bastart, Ebr. 12, 8;) Person, Ps. 73, 7; Act. 10, 34; Rom. 2, 11; Deut. 1, 17; — Regent, Sir., 10, 24; — Element, Weish. 7, 17; Apotheke, Hoheslied 5, 13; — Philosoph Col. 2, 8; — Item, Num. 31, 38.

Aurich. **E. Krüger.**

Einige Worte über eine bisher unaufgeklärte Stelle aus Shakespeare's „All's well, that ends well".

In der 3. Scene des 5. Aktes von „All's well, that ends well" sagt der König:
„Well excus'd:
That thou didst love her, strikes some scores away

From the great compt: But love that comes too late,
Like remorseful pardon slowly carried,
To the great sender turns a sour (sore) offence,
Crying, thats good, that's gone: our rash faults
Make trivial price of serious things we have,
Not knowing them, until we know their grave;
Oft our displeasures, to ourselves unjust,
Destroy our friends, and after weep their dust:
Our own love waking cries to see what's done,
While shameful hate sleeps out the afternoon".

Ueber die beiden letzten Zeilen sagt Johnson:

„These two lines I should be glad to call an interpolation of a player. They are ill connected with the former, and not very clear or proper in themselves. I believe the author made two couplets to the same purpose, wrote them both knowing that he might take his choice, and so they happened to be both preserved.

For sleep I think we should read slept. Love cries to see what was done while hatred slept and suffered mischief to be done. Or the meaning may be, that hatred still continues to sleep at ease, while love is weeping, and so the present reading may stand."

Dieselbe Stelle giebt Monk Mason Veranlassung zu folgenden Worten:

„I can not comprehend this passage as it stands, and have no doubt, but we should read —

Our old love waking etc.
Extinctus amabitur idem.

Our own love can mean nothing but our self-love, which would not be sense in this place; but our old love waking means our former affection being revived."

Diesem schließt sich Malone an:

„This conjecture appears to me extremely probable; but waking will not, I think, here admit of Mr. M. Mason's interpretation, being revived: nor indeed is it necessary to his emendation. It is clear from the subsequent line that waking is here used in it's ordinary sense. Hate sleeps at ease, unmolested by any remembrance of the dead, while old love, reproaching itself for not having been sufficiently kind to a departed friend „wakes and weeps"; crying „that's good that's gone".

Collier sagt in seiner Shakspeare-Ausgabe; (v. III, pag. 304, note 2):

„Monk Mason would substitute old for own"; but perhaps „own" may be taken in the sense of real or true".

und in seinen „notes and emendations" (pag. 168):

„ . . . . the two strange lines . . . . are erased (by the corrector), giving some countenance to Johnson's „hope" that they were „an interpolation of a player", though we believe it to be an inexplicable corruption".

Wir haben im Obigen so ziemlich das ganze kritische Material wiedergegeben, welches uns über diese Stelle vorliegt. Knight, sowie Tieck und Delius übergehen sie mit Stillschweigen, und auch Frese, in seiner Bearbeitung der Collier'schen Emendationen, die recht viel Verdienstliches enthält, schließt sich nur Collier an. — Bevor wir nunmehr an unsere Deutung der angeführten Zeilen geben, sei uns die Bemerkung gestattet, daß der alte Corrector, was die Nothwendigkeit und den praktischen Werth der Stelle betrifft, gar nicht so Unrecht gethan haben mag sie zu durchstreichen, und daß sich eine weitere Erörterung darüber eben nur in sofern rechtfertigen läßt, als es immerhin von Interesse bleibt, den Sinn einer Stelle zu ergründen, die im Shakspeare vorgefunden, und doch durchaus nicht als absolut unshakspearisch erwiesen ist. — Prüfen wir, was die Commentatoren sagen: Ob Johnson Recht hat, wenn er sie „ill connected with the former, and not very clear or proper in themselves" nennt, werden wir erst sehen können, wenn wir uns ihren Sinn erklärt haben. Ein Irrthum, in den Johnson und Malone ver-

fallen, muß vor allen Dingen beseitigt werden: Die Worte „hate sleeps“ glauben sie als eine Hinweisung auf die Hartnäckigkeit, auf den Ingrimm und die Ausdauer des Hasses deuten zu müssen; Johnson sagt: „Love cries . . . . while hatred slept and suffered mischief to be done“; Malone: „hate sleeps at ease, unmolested etc.“ Sie meinen also Beide, daß, wenn der Haß nicht geschlafen, wenn er gewacht hätte, das Unheil nicht geschehen wäre; das ist aber eine falsche Auffassung von der Bedeutung des Hasses! Der Haß kann, so lange er wacht, nur unheilstiftend sein — unschädlich wird er erst, wenn er einschläft. Wir erinnern hier an eine Stelle in unserer Bearbeitung der Collier'schen Emendationen (Seite 130), wo bei Beleuchtung einer Zeile im „King John“ V, 7:

„Death, having prey'd upon the outward parts, Leaves them invisible . . . .“

gesagt wird:

„Der Tod, hier zugleich als eine Person, wie in seiner Wirkung gedacht, verläßt die äußeren Theile, nachdem er sie erbeutet; er muß sie aber natürlich auf unsichtbare Weise verlassen, denn sie sichtbar verlassen hieße ja, sie wieder beleben; der Mensch, den der Tod sichtbar verläßt, wird wieder lebendig“. Das Analoge in beiden Stellen ist leicht durchzufühlen.“ —

Wir kehren zu unserer Frage zurück: Liebe und Haß, auf dasselbe Ziel hingerichtet, können nicht zu gleicher Zeit im wachen Zustande sein — das Erwachen des Einen drückt dem Andern den Schlaf auf die Augen. Als der Haß erwachte, schlief die Liebe ein, und konnte lebendig erst wieder erstehen, als der Haß in Schlummer sank. Aber freilich! Nicht unthätig war der Haß geblieben; er hatte sich gesättigt, hatte eine reiche Mahlzeit gehalten; und so gesättigt erst entschlummerte er! — Und hier nun ist die Stelle, wo wir, zögernd und befangen, dem Shakspeare eine Deutung unterlegen möchten, die die angeführten Verse allerdings nicht gerade zu einer Schönheit seiner Dramen machen würde; wir möchten daran erinnern, daß ein Gefräßiger, ein Gourmand — und als solchen können wir den Haß wohl bezeichnen — nach eingenommener Mahlzeit, nachdem er sich gesättigt, voll, und unfähig zur Thätigkeit, gern der Ruhe pflegt und Nachmittags ein Schläfchen hält!

„While shameful hate sleeps out the afternoon!“ Und darum muß die Liebe auch weinen! Das, was den Haß endlich entschlummern gemacht hat, ist ihr größter Verlust, den sie im Erwachen weinend als unwiederbringlich erkennt!

Gehen wir nunmehr zu den anderen Bemerkungen der Commentatoren über: Zunächst werden wir das Johnson'sche „slept“ als unnöthig zurückweisen können, denn der Haß schlief nicht, sondern er schläft, so lange die Liebe wach ist.

Monk Mason's Verwandlung von „own love“ in „old love“ ist gleichfalls nicht erforderlich. Webster bezeichnet „own“ — „usually expressing property with emphasis“ — und so ist es auch hier zu verstehen. Die Liebe ist das eigne, tief innewohnende, wahre Gefühl, das erst in Schlummer sank, als der Haß, als etwas Fremdes, aber Gewaltiges, jenes in todtenähnlichen Schlaf niederdrückte. Jedenfalls aber würde durch „old“ nichts Fremdes in den Sinn gelegt werden, wenngleich es weniger bedeutend erscheinen mag, als das frühere „own“.

Malone's Bemerkungen, „waking will not, I think, here admit of Mr. Mason's interpretation, being revived . . . . waking is here used in its ordinary sense“, scheint in sofern überflüssig, als die Bedeutung des Wortes „revived“ an dieser Stelle unmöglich eine andere sein kann, als eben der „ordinary sense“ des Wortes „waking“ uns bietet, und wenn Mason uns daher auch nichts Anderes bringt, als was die Worte des Verses eben so deutlich sagen, so ist seine Erklärung doch keine unrichtige.

Wir werden nun vielleicht auch finden, daß Johnson's Behauptung, die beiden Zeilen seien „ill connected with the former, and not very clear or proper in themselves“ mindestens einem Zweifel unterworfen werden könne; sie schließen sich dem Früheren ergänzend an, und erklären das dicht Vorhergehende, indem sie es durch ein Bild gleichsam verkörpern und verallgemeinern.

Eine flüchtige Bemerkung sei noch in Bezug auf die Zeilen:

„Oft our displeasures, to ourselves unjust, Destroy our friends, and after weep their dust“ gemacht: Das „and after weep their dust“ soll sich eigentlich auf „uns“ beziehen (d. h. wir beweinen ihre Asche), bezieht sich aber bei obiger Form auf „displeasures“, so daß dieses fast als Subject erscheint und somit das richtige Verständniß des Satzes erschweren könnte, wenn wir nicht, tiefer auf den Sinn des Dichters eingehend, partem pro toto, d. h. „displeasures“ als Repräsentanten des „ourselves“ betrachten und den Satz etwa so construiren würden:

„In our displeasures . . . . we often destroy our friends, and after (not under the influence of displeasures) weep their dust.“

Zum Schlusse wollen wir nun noch an die Stelle der Tieck'schen Uebersetzung:

„Beweint die wahre Lieb' ein theures Leben,
Wird roher Haß sich starrem Schlaf ergeben.“

die allerdings noch unverständlicher ist, als das Orginal bisher schien, eine Lesart setzen, die sich unserer Deutung der betreffenden Zeilen soviel als möglich nähert, ohne sich vom Bisherigen allzusehr zu entfernen:

„Erwacht, beweint die Lieb' ein theures Leben,
Da roher Haß sich, satt, dem Schlaf ergeben“.

Berlin. **Dr. J. F. Leo.**

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

R. Lepsius, das allgemeine linguistische Alphabet. (Berlin, Hertz.) 12 Sgr.
J. Zacher. Ueber das gothische Alphabet. (Leipzig, Brockhaus.)

Grammatik.

K. G. Andresen. über deutsche orthographie. (Mainz, Kunze.) 27 Sgr.

Literatur.

J. G. Rönnefahrt. Göthe's Faust und Schiller's W. Tell nach ihrer weltgeschichtl. Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung. (Leipzig, Dyk.) 1 1/4 Thlr.
J. G. Rönnefahrt. Schiller's Wallenstein aus seinem Inhalte erklärt. (Leipzig, Dyk.) 2/3 Thlr.
F. A. Cunz. Geschichte des deutschen Kirchenliedes. 2. Thl. (Leipzig, Löschke.) 1 1/4 Thlr.
Gedenkbuch an Fr. v. Schiller. Herausgegeben vom Schiller-Vereine in Leipzig. (Leipzig, Thomas.) 1 Thlr.
J. Mützell. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert. 3. Band. (Berlin, Enslin.) 2 Thlr.
J. A. Hartung. Ungelehrte Erklärung des Göthe'schen Faust. (Leipzig, Engelmann.) 1 1/2 Thlr.
W. Grimm. Thierfabeln bei den meistersängern. (Berlin, Dümmler.) 12 Sgr.
G. A. Heinrich. Etude sur le Parcival de Wolfram d'Eschenbach. (Paris, Franck.)
C. A. F. Mahn. Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache. II. Bd., I. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 1/2 Thlr.
Dieselben. Epische Abtheilung. I. Bd. Girartz de Rossilho, hersg. v. C. Hofmann. I. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 1/2 Thlr.
Al. Büchner. Geschichte der englischen Poesie. Bd. I und II. (Darmstadt, Diehl. 2 Thlr.
F. Schiller. Wallenstein's camp; translated by E. Thornton. (Frankfurt, Hermann.) 6 Sgr.
Brocchi's Briefe über Dante's göttliche Komödie, aus dem Italienischen übersetzt. (Bonn, Henry & Cohen.) 18 Sgr.

Hilfsbücher.

W. Pütz, altdeutsches Lesebuch mit Sprach- und Sach-Erklärungen für höhere Lehranstalten. (Coblenz, Bädeker.) 12 Sgr.

W. Pütz. Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur. (Coblenz, Bädeker.) 6 Sgr.

Der Nibelunge liet, herausgegeben von H. Nabert. Zum Gebrauch für Schulen. (Hannover, Rümpler.) $1/4$ Thlr.

K. Langner. Deutsche Grammatik für Gymnasien. (Wien, Braumüller.) $1 1/3$ Thlr.

E. Péschier. Le coeur d'une mère. Choix de lettres de Mme. de Sévigné, à l'usage des écoles. (Stuttgart, Neff.) 12 Sgr.

Holzapfel. Cours de mythologie. Franz. Lesebuch für Realschulen. Magdeburg, Creutz.) $17 1/2$ Sgr.

Adler-Mesnard. Anleitung zur deutschen und französischen Umgangssprache. Brüssel, Kießling, Schnée & Comp. 10 Sgr.

Dr. C. Plötz. Sprachführer für Deutsche in Frankreich. (Berlin, Herbig.) $2/8$ Thlr.

M. Selig. Die Sprache der Franzosen. [Neue Methode.] (Berlin, Adolf.) $12 1/2$ Sgr.

A. Albrecht. Praktische englische Sprachschule. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 12 Sgr.

P. G. B. Centurione grammatica elementare de la lingua italiana. (Roma.)

— — Fioretti di letteratura e di morale ossia 502 brani di Prosa o di Poesia. (Roma.)

Herder's Aesthetik.

(Fortsetzung.)

§. 39. „Wie klar muß es in der Seele Homer's gewesen sein, da er sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Wage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegen einander im Streite und in Folgen abwog!“ Unbefangen sah er die „mancherlei, einander oft entgegengesetzten Scenen der Welt, und schildert sie glänzend und unvergänglich.“ „Unangestrengt, sanft“ ist die Art, mit welcher Homer, „frei als ein Gott, alle Charaktere sieht und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählet.“ „Keine Lehre, keine Warnung entfließt“ seinen „Lippen, als ob sie die seinige wäre“, „jedes Laster, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.“ Homeros „ist bloß ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnahme, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homer's; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig.“ Homer's Vers ist „so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mittheilend Allem, was unter ihm wohnet.“ „Wem Homer's Muse den Nebel vom Auge nimmt, gewinnt über die Dinge der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröhliche Aussicht.“ Es ist „in beiden Gedichten Homer's eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen, fröhlichen Selbstgenusses merkbar, wie in keinem andern Dichter.“ Dabei entwickelt sich der Faden seiner Gedichte „aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte*).“ Die heitere, gleichmäßige Objektivität

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie I. S. 97 f., 111 f. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 87 — 89. Stimmen der Völker I.

des griechischen Sängers, die in den obigen geistreichen Bemerkungen bezeichnet wird, war eine Gabe des höchsten Glückes, von dem nur ein Sterblicher begünstigt werden kann. Für die Möglichkeit, daß ein solcher Sänger geboren werde, sich erhalte und gedeihe, wird ein poetischer Zustand der ganzen Nation vorausgesetzt. Nur da, wo die Seele jedes Hörers dem Rhapsoden noch einen unbedingten Glauben an die Wahrheit der Poesie entgegenbringt, kann er mit dieser Sicherheit und Unbefangenheit in das Herz der Gesellschaft hinuntertauchen und sein Individuum darin verschwinden lassen. Den Eingebungen der Muse gehorsam, die aus der Volksversammlung, aus den Blicken der Zuhörer, aus den erwachenden großen Nationalerinnerungen ihm zuwinkt, steigert er in wachsender Begeisterung Wort für Wort zu immer reineren Formen des Bildes und Gedankens. Aber um das Urtheil der Menge ist er unbekümmert, im freudigen Bewußtsein, daß ihrer Liebe und Hingebung keine Reflexion des verständigen Zweifels entgegentreten werde. Die Besiegelung seiner Wahrheit und seines göttlichen Berufes liegt in den glühenden Blicken der schweigenden, athemlosen Versammlung. Aber zu diesem poetischen National-Glücke muß auch ein besonderes, individuelles Glück mit huldvollem Lächeln sich gesellen. Mit allen Genien des persönlichen Lebens ausgesöhnt muß ein Dichter sein, der mit gleichmäßiger göttlicher Liebe alle Formen der Natur und des Menschenlebens umfängt und in den reinen, unbewegten Aether seiner Seele eintaucht. Es ist die höchste Kindlichkeit und Naivetät eines weltbezwingenden Geistes, die hier vorausgesetzt wird. Nur ihr kann die verborgene Schönheit aller Dinge sich aufschließen und der geringste Gegenstand seinen göttlichen Ursprung verrathen. Mit einem leuchtenden Urbilde im Herzen, breitet er die goldenen Strahlen desselben wie eine Sonne, still, groß und unbewußt über die Schöpfung aus; im Uebermaße der Seligkeit streift er seine individuelle Bestimmtheit ab oder läßt nur das Göttliche davon zurück und wandelt sich in den Plan des Daseins um. Es wäre einseitig, einen solchen Zustand bloß von der Stärke des Genius abzuleiten; auch die höchste Riesenkraft des schöpferischen Geistes reicht nicht aus, einer in sich entzweiten Seele diesen Frieden, diese Stille, diesen Himmel einzuhauchen. „Wem es neidisch die Charis geweigert, nicht erzwingt er das

S. 70 f. Ideen zur Geschichte der Menschheit III. S. 133 f. Schriften zur griechischen Literatur S. 269.

Glück.“ Machtlos wird also das Ringen der neueren Dichter nach der Objektivität Homer's, des Glücklichen, sein. Sie sind auf ihre kämpfende Subjektivität zurückgewiesen, und die Selbstbefreiung derselben ist der Proceß ihres Werkes. Aus diesem Gesichtspunkte ist die vorwaltende Subjektivitat eines Ossian und Klopstock als ein Zeichen innerer Wahrhaftigkeit anzuerkennen. Diese Dichter fügten sich in die Schranken ihrer Zeit und suchten die Kunstregel in dem Schicksale ihres Volkes, ihres Lebens und ihres Genius. Dagegen wird es uns bei Göthe's naiver Heiterkeit nicht leicht im tiefsten Herzen wohl, weil wir fühlen, daß sie in unserm Zeitalter ein exotisches Gewächs ist, das in jedem Augenblicke durch die rauhen Lüfte unseres Klima bedroht werden kann. Mit besonderer Zartheit und Lieblichkeit malt Herder das Bild von Ossian's träumerischer, wehmuthsvoller Subjektivität aus: „Bei Ossian geht Alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüthe des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres mit. In diese Welt ziehet er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sie.“ Die ihn umgebenden Gegenstände malt er meistens durch Töne. „Jede Sage ist mit seiner eigenen, individuellen Empfindung wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang.“ Ossian's „Gestalten sind Nebelgestalten und sollten es sein; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde, so schlüpfen sie her; so vorüber. Gleichergestalt malet er seine Helden nicht, wie sie sind, sondern wie sie nahen, wie sie erscheinen und verschwinden.“*) Daß diese trübselige, dumpfe Innerlichkeit des Ossian eine Frucht des tiefsten Elendes war, das ein schreckliches Geschick über ihn und sein Volk verhängt hatte, gibt Herder in einer andern Stelle zu erkennen: „Man sieht, daß die Gesänge“ Ossian's „in einem duldenden, unter-

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten, II. S. 88 — 90.

jochten Volke fortgesungen worden sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren unmächtig labte." „Ossian's Gedichte bezeichnen den Herbst seines Volkes. Die Blätter färben und krümmen sich; sie fallen und fallen. Der Lufthauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlings in sich; sein Spiel indessen ist traurig-angenehm mit den sinkenden Blättern." *)

Wie heiter und lachend ist dagegen das Bild, das Herder von den homerischen Zeiten entwirft! „Homer entstand in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feineren Bildung sah und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prosa noch nicht erfunden waren, von selbst eine dichterische Gestalt an." „Die griechische Sprache trieb damals in asiatischer Himmelsluft Blüthen. Die Mythologie formte sich zu einer schönen menschlichen Gestalt, die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen." — Im Gegensatze zu der naiven Unmittelbarkeit Homer's steht auch in seiner Weise Milton, der nach Herder „die Summe dessen" zeigte, „was Reflexion in der Dichtkunst zu leisten" vermag, der nicht etwa bloß „zeitkürzen und vergnügen, sondern belehren und erbauen" wollte, dessen großes Gedicht ein auf alten Säulen ruhendes, durchdachtes Gebäude ist.**) „Homer sang, wie er sah und hörte."***)

§. 40.†) „Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Lichte hervor." „Sie schreiten handelnd fort, leibhaftig, in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren." „Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorgt, daß selbst

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten, II. S. 93 f.

**) Ideen zur Gesch. und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 127—130, 149.

***) Ursachen des gesunkenen Geschmackes S. 22 f.

†) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 89. Fragmente zur deutschen Literatur I. S. 157. II. S. 64 f., 267. Kalligone I. S. 181, II. S. 131 f. Theologische Briefe III., IV. S. 184 f. Ideen zur Geschichte der Menschheit III. S. 133 f. Kritische Wälder II. S. 40.

im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt." Mit „feinem Blicke" hat Homeros „Alles gesehen, jeden Gegenstand nicht straff angezogen, sondern in seinem lichten, reinen Umrisse, richtig und leicht gemessen, gezeichnet." In seinen kleinsten Beschreibungen schildert er, „wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Geberde und die freie Seele durch einen freien Körper spricht." „Vor seinen Augen sprach der Geist." „In Homer leben alle Bilder dergestalt, daß er selbst seine Gleichnisse in Bewegung setzt; jeder Zug ist ein Hauch seines Mundes." Die „stehende Form aller seiner Figuren ist aufgehoben; sie bewegen sich, sie leben. Genau in dem Maß schreiten sie an uns vorüber, als unsere Phantasie sie fassen, unsere Empfindung sie festhalten kann; kein Moment länger." Dabei drückt er „jede Schönheit seiner Bildung tief ein." Seine Gestalten „strahlen von Morgenröthe." Mit dieser plastischen Lebendigkeit und glänzenden Schönheit der Gestalten vereinigt Homer die größte Naturwahrheit. „Niemand in der Welt hat besser, als Homer bewiesen, wie man die einfachste Fabel mit der reichsten Natur beleben, mit der größesten Einfalt so vielfach machen kann, als die weite Schöpfung." Er folgt „in dem Kommen und Entweichen der Bilder fast unerreichbar der Natur." Er hält sich „auch in den kleinsten Zügen, die wir kennen, so unendlich an Natur und Wahrheit." In Allem finden wir bei ihm „das leichte, richtige, natürliche Verhältniß." Glücklich und natürlich ist bei ihm die Aufeinanderfolge der Empfindungen. Einen Ton der Seele entwickelt er aus dem andern und löst ihn in einen andern auf. Auch der Plan und die Ordnung seiner Gedichte sind, bei der feinsten Kunst, wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit im höchsten Grade zu bewundern. Herder preist „die Wahrheit und Weisheit," womit der Dichter „alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt." „Wie einfach leitet er den Plan fort und läßt ihn am Faden seiner Hand immer wachsen! Wie weise vertheilt er Licht und Schatten, führt jeden Gott und jede Begebenheit zur rechten Zeit herbei und eilt immerdar zum Ziele!"

Auch bei Ossian sind alle Gegenstände „personificirt, voll Leben, voll Bewegung." Aber er ist „kurz, stark, männlich, abgebrochen in Bildern und Empfindungen." Seine Erzählungen haben einen „niederen Himmel," eine „schmale Einfassung." „Wie aus der Ferne, aus einer Höhle, über das Meer, vom Thal oder vom Ge-

birge der Nebelinsel her" vernimmt man „süße Stimmen" und sieht „wie im Traume die engbeschränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edeln und Geliebten." Klopstock malt seine Bilder „gleichsam unsichtbar" in die Seele hinein.

§. 41. Bei der Begriffsbestimmung des Epos und bei der Vergleichung seiner antiken und modernen Productionen geht man in der Regel von der oberflächlichen Unterscheidung des objectiven und des subjectiven Geistes aus. Indem wir diese Unterscheidung nur in soweit gelten lassen, daß die Subjectivität der Dichter entweder mit dem Nationalgenius verschmilzt oder sich in größerer und geringerer Vereinsamung entfaltet, ist als die letzte Wurzel des poetischen Schaffens auch hier der persönliche Genius anzusehen. Was wir zuletzt in einem Gedichte immer aufsuchen, was ihm Leben, Schönheit und Entzücken einhaucht, ist die durch die Liebe befreite und gereinigte Seele des Künstlers. Im weiteren Sinne des Wortes ist auch alle epische Poesie eine subjective, und das Höchste, was uns in ihr begegnen kann, das individuelle Auge des Dichters. Hier ist es nun besonders anzuerkennen, mit welcher Zartheit uud Tiefe unser poetischer Kritiker die persönliche Seele der epischen Dichtungen herausgefühlt hat. An Homer hebt er besonders die „moralische Zartheit," die „heitere, weise Denkart" hervor.*) „Welch ein liebender Menschensänger muß Homer gewesen sein, wenn man den immer gleichen und sanften Strom seiner Gesänge hinabgleitet!" **) „Der Spiegel Homer's, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo er nur irgend kann, den milden Strahl der Menschheit." „Alles Zuwinken der Götter" ist „bei ihm so menschlich, so natürlich," „nirgends ein störendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüthes, der Menschenkräfte, sofern er ans Zufällige, ans Unvorhergesehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen und über Achill's Rosse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist seele-zerschneidend." Die Iliade ist voll von „Zügen der ordnenden Weisheit, Klugheit, Menschenliebe, „mit der „Homer wilde Verhältnisse

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie 2c. I. S. 89.

**) „Seele und Gott", S. 27.

eines rohen Zeitalters erzählt." Ja „die ganze Iliade ist eigentlich ein Lob" „gefälliger, menschenfreundlicher Gesinnung."*) Virgilius bezeichnet „wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten Druck der Menschenliebe." **) Dieselbe Humanität findet Herder auch in den Dichtungen Ossian's und Klopstock's; Ossian, sagt er, hat „ein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld." In seinen Gesängen waltet „ein Zauber der Einsamkeit und Liebe, des Muths und der Schonung." Allenthalben sehen wir bei ihm „Scenen der Unschuld, der Freundschaft, der väterlichen, kindlichen, der Bruder- und Schwesterliebe" und hören „von der Wehmuth getrennter Liebenden und Gatten die rührendsten Töne." ***) Klopstock's zarte Muse durchströmt „unsere ganze Seele, den Mittelpunkt ihrer Welt." †) „Moralische Schönheit, stille Erhabenheit, die die ganze Seele beweget, einfältige Würde und ernste Lieblichkeit, die den mächtigsten Eindruck nachlassen," sind Klopstock's eigenthümliche Vorzüge. „Nirgends ist dieser Dichter größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Aengsten erregt." „Und im Zärtlichen sieht man Klopstock immer sein Herz schildern." Die Messiade ist „ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd' und Himmel schwebet." „Die besten Scenen" der ersten Gesänge des Messias sind „die erste, überströmende Fülle eines sanften, zarten Herzens." ††)

§. 42. Aus dem Begriffe des homerischen Epos abgeleitet ist Herder's Bemerkung, es liege in der Bestimmung dieser Dichtart, nicht gelesen, sondern gehört zu werden. „Gelesen zu werden, sind" Homer's „Gesänge ursprünglich nicht gedichtet; sie wurden gesungen; sie sollten gehört werden. Dahin strebt der ganze Bau des Hexameters, der abwechselnde, immer fortschreitende Gang seiner Bilder und Töne.

---

*) Ideen zur Gesch. und Kritik der Poesie u. s. w., I. S. 93. f., 97 f., 111 f.

**) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w., I. S. 67.

***) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 97 f. Stimmen der Völker I. S. 9. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 235.

†) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 149.

††) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 50. Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 149. Theologische Briefe III., IV. S. 247 f.

Davon zeugen die immer wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verse und Halbverse, die leichte Bildung der Gedanken durch eine Menge uns überflüssig scheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art loser Perioden, in der hier Alles erscheint. Für den Sänger war der Hexameter gemacht. Nie konnte, nie durfte er stocken und ausbleiben; der Gesang zog mit fort. Eben jene leichten und eintönigen Ausklänge des Verses luden ohne Mühe zur Fortsetzung des Bildes oder der Geschichte ein; eine Reihe von wiederkommenden Ausdrücken und Versen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem sie immer noch das Ohr der Versammlung angenehm füllten. Stellen konnten versetzt, unzählige kleine Züge wieder angebracht werden; so daß, wer einige Gesänge der Iliade gesungen hatte, den ganzen Trojanischen Krieg in dieser Manier singen konnte; der Sänger schwamm und bewegte sich in einem sehr freien Elemente." So strömt in den großen Gedichten des Homeros die Musik unaufhörlich von den Lippen des Sängers; sie wird „jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht." „Unermüdet irret" er „immer auf derselben lieblichen Saite und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen." „Seine Rhapsodieen blieben" „im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer."*) Auch auf das musikalische Element der Ossianischen Poesie und Sprache macht Herder mit besonderem Nachdrucke aufmerksam. Ossian's „Gesang ändert sich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechslung des sanften, traurigen oder wilden und kühnen Sylbenmaßes nicht genug preisen." „Der Klageton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist; der Klang derselben und die Gesangweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck."**) Milton schuf sich „eine eigene, alt-neue, klassische Sprache nach Mustern der Alten als Philosoph und Meister aus". „Den prächtigen Jambus wählte er", brauchte ihn aber nicht, wie Shakespeare, leicht und fließend, sondern, „wie im heroischen Schritt, obwohl abwechselnd und man-

*) Schriften zur griechischen Literatur S. 299, 246 — 248. Ideen zur Geschichte der Menschheit III. S. 133 f. Theologische Briefe I., II. S. 258. Stimmen der Völker I. S. 65, 69 — 71.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 88, 94.

nichfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel." „Jede Kadenz, jedes Bild und Gleichniß, jede ungewohnte Redeart ist von dem blinden Mann sorgfältig ausgedacht und an ihre Stelle geordnet.*) „Sprache und Versart des Klopstock'schen Messias" „sind neugeschaffen, tausendgestaltig, ernst und lieblich." „Sprache und Seele hebt sich", wenn im „Messias Gesänge, Empfindungen, Elegieen, Hymnen tönen; Alles wird Jubel, Thräne, Wohlklang". „Im Ausdruck der stillen Majestät, der sanften Güte ist Klopstock vielleicht der erste Dichter." **)

§. 43. Wir haben oben bemerkt, daß die ursprünglichen Epopöen aus dem nationalen Grund und Boden erwachsen sind, daß sie zunächst ein vollständiges Bild ihres Volkes und ihrer volksthümlichen Geschichte im Spiegel der aus der Tradition geschöpften Sage darstellen. Ihre geschichtliche Universalität führte von selbst darauf, daß diese Gedichte wie in einer Encyclopädie das ganze Wissen, Glauben und Ahnen ihrer Zeit darstellen. Dieß ist der metaphysische Hintergrund, den besonders die homerischen Gedichte haben. Zieht sich nun die reiche und bunte Fülle der Gestalten auf einen engeren Kreis von kurz und streng umrissenen Bildern zusammen, erbleichen und verschwinden die Farben des geschichtlichen Lebens vor der Stärke und Hoheit religiöser und philosophischer Ideen, so tritt jener metaphysische Hintergrund immer deutlicher hervor. Das Bewußtsein der geistigen, unsichtbaren Welt bildet den beherrschenden Mittelpunkt des Gedichtes und macht die Fülle des irdischen Daseins zum Abglanze ihres Lichtes, zum Saume an dem Gewand ihrer Herrlichkeit. Die epische Welt concentrirt sich in wenige, strenge, gigantische Massen; desto breiter macht sich die erhabene Lyrik, und eine prophetische Lehre läßt ihre Stimme ohne Vermittlung durch die Sinnlichkeit ertönen. Das Epos wird zum Auszuge aus der ganzen göttlichen Schöpfung, die es mit architektonischer Strenge, Hoheit und Heiligkeit darstellt. Es erhebt sich aus den Grenzen des irdischen Volkes und Staates in „das Vaterland des Menschengeschlechtes", ja der Geister überhaupt; es erhebt sich in das Reich

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 124 — 130. Vergl. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 46. Theologische Briefe I., II. S. 258 f.

**) Theologische Briefe I., II. S. 258, III., IV. S. 247.

Gottes. Solche weltumfassende Epopöen schufen unter den Neueren Dante, Milton und Klopstock. Aber sie mischten doch vieles von der nationalen und geschichtlichen Färbung ihrer Zeit ein und näherten sich dadurch sehr häufig dem Begriffe des volksthümlichen Epos. Jene prophetische Urgestalt, jene unmittelbare Enthüllung der göttlichen Weltordnung, jene hymnenartige Auffassung alles Lebens und Daseins als einer von Gott hervorgehenden Ausstrahlung begegnet uns, unvermischt mit der national-geschichtlichen Volkssage, in dem Buch Hiob, das uns die reine Metaphysik aus der poetischen Tradition des Judenthumes darstellt. Von diesem Buche spricht Herder, wie überhaupt von den erhabenen Dichtungen des alten Testamentes, mit großer Begeisterung. Wie eine „alte, ehrwürdige Pyramide" ragt Hiob in unsere Zeit herüber. Das Gedicht ist voll von Schwung und „Felsenstärke," „kurz, sinnreich, stark, heroisch," „immer auf dem höchsten Punkte des Ausdrucks und Bildes." Seine Stimme „tönt, schallt rauh und abgebrochen zwischen den Felsen hervor." „Bild für Bild ist eine neue Personendichtung." Mit „patriarchalischer Einfalt," „hinreißender Kürze" und „schweigender Erhabenheit" sind namentlich die ersten Kapitel geschrieben, und das 28. Kapitel ist „eins der erhabensten Stücke der Welt." Die „Denkart" dieses Buches ist „königlich und göttlich." „Die höchste Aufrichtung und Lehre ist" „die Einfassung des Buches selbst, Epopöe der Menschheit, Theodicee Gottes, nicht in Worten, sondern im Verhängniß, in seiner stillen That." „Hiob war ein großer philosophischer Dichter; er verstand's, was das Menschenleben sei und nicht sei, und was wir am Ende zu hoffen haben." Das Buch Hiob ist das „älteste und erhabenste Lehrgedicht aller Nationen," „dessen Aussicht mir bald wie der bestirnte Himmel „vorkommt," bald wie der fröhliche, wilde Tumult der ganzen Schöpfung, bald wie die tiefste Klage der Menschheit, vom Aschenhaufen eines Fürsten, die Felsen der Wüste Arabiens hervor. In der letzten Erscheinung tritt „alles Große und Wunderbare der Schöpfung" zusammen, „den majestätischen Thron Gottes zu tragen." Das Buch Hiob ist „ein hoher Nachhall der ersten Zeiten der Welt und der einfältigen, unschuldigen, in ihrer Armuth reichhaltigen Naturweisheit der Völker und der Patriarchen."*)

*) Geist der hebräischen Poesie I. S. 101, 122, 124, 135 f., 183, 245. II. S. 123. Theologische Briefe I., II. S. 141, 143 f.

bb) Das Mährchen und die Sage.

§. 44. Die ältesten Mährchen aller Völker waren „kosmogonisch;" „sie waren Erklärungen der Natur in dem, was man täglich oder jährlich vor sich sah."

„Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als der Roman und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgend mehr, als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwartetste Wendung".

„Nicht etwa nur von Zeit und Ort binden uns wahre Mährchen los, sondern von der Sterblichkeit selber; wir sind durch sie im Reiche der Geister. Das Traumreich gibt uns über uns selbst die ernstesten Winke. Jedes Mährchen habe also die magische, aber auch die moralische Gewalt des Traumes."

Mährchen und Romane überhaupt sollen „wie Träume, uns über die gemeine Welt erheben." „Wozu, o Dichter, trägst du den magischen Stab und die Krone, als daß du uns in eine andere Welt zaubern und magisch erfreuen und belehren sollst"? „Je zarter das Wunderbare Mährchen und Romane wie ein Koischer Flor webt und überwebt, desto anmuthiger sind sie." „Jedes Wunder muß necessitirt werden, so daß es jetzt und also nicht anders, als erfolgen kann." Wie der Traum „aus dem tiefsten Grunde" „die Heimlichkeiten und Neigungen unseres Herzens" hervorholt, „unsere Versäumnisse und Vernachlässigungen ans Licht" stellt, „unsere Feinde uns vor Augen" bringt, „uns weckt und warnet und strafet," „so thue es auch unablässig und unvermerkt der Roman, das Mährchen." „Hiedurch gewinnen sie ein magisches sowohl, als moralisches Interesse, an welches, außer dem Drama, keine andere Dichtungsart reichet. Der Traum macht uns Personen kenntlich, und sie sind's doch nicht; ähnlich und doch nicht dieselben; er zeichnet im Mondlicht. So auch der Roman, das Mährchen. Sie strafen Laster und Thorheiten, aber an schwebenden Gestalten". „Die Vergangenheit, wie die Zukunft stellen im Zauberspiegel der Ahnung sie dar, unendlich, unvollendet, unsere Seele soll sie vollenden. Wünsche des Her-

zens endlich — der Traum bildet schöner, als Praxiteles und Lysipp; er malt schöner als Raphael und Guido, vorzüglich geistige Gestalten: die Stimmen in ihm sind von magischer Kraft und Wirkung. Ihr Dichter, fühlt euern Beruf! Voll Geistes der heiligen Götter, träumt glücklich. Um also zu träumen, seid nüchtern."*) Die morgenländischen Mährchen sind „größtentheils die wahren, genialischen Mährchen, aus der lebendigen Welt, wie ein Traum der Phantasie genommen, dem Ohr des Hörenden angemessen, frei vom Bücherstaube sowohl, als von zu freien Speculationen. Sie gehen ihren großen Schritt zwischen Himmel und Erde."**)

Das Mährchen ist also die Erhebung des Phantastischen zur Kunstgestalt; der Traum ist seine Geburtsstätte. Im Traume zieht sich die Seele von der Bühne des handelnden Lebens zurück, sie ruht aus von dem Kampfe, den sie mit sich selbst und der Außenwelt zu führen hatte, sie schließt wie eine müde Blume am Abende sich zu, um in ihrer eigenen Tiefe zu ruhen, um sich bewußtlos in die Unendlichkeit des Naturlebens zu versenken. Die Begrenztheit des Individuums, die wir am Tage behaupten, wird uns am Abend zur Qual, wir sehnen uns nach der Allgemeinheit des Naturlebens zurück, aus der wir hervorgegangen sind; schlummernd übergeben wir unsere Seele dem Weltall. Mit einem dämmernden, von der Bestimmtheit des Daseins abgeschiedenen Bewußtsein webt und wirkt die Seele in diesem Weltall fort. Sie ergibt sich einer unbedingten Freiheit, indem sie alle Bilder des Daseins willkührlich durcheinander mengt. Aber in den seltsamen und bizarren Gestalten, die sie formt, stellt sie doch, freilich mit großer Verworrenheit, ihren eigenen Inhalt sich vor Augen. Der bewußtlose Abgrund ihrer Natur, der unter der bunten Oberfläche des Tages verborgen war, thut sich auf, eine geheimnißvolle Reihe von Gedanken und Betrachtungen, in stiller Tiefe genährt und gepflegt, steigt daraus empor. Wie durch ein Wunder offenbart sich das Resultat dieses Nachdenkens in Gesichten und Prophezeiungen. Personen und Verhältnisse, die der Tag verhüllt hatte, werden durchsichtig. Der Mensch thut einen Blick, wie in das Herz seines Schicksals; der Dämon oder Genius zieht den Schleier der Selbsttäuschung

---

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 90, 106, 111, 120—123.
**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 94.

vor seinen Augen hinweg; wie vor der Stimme des Weltgerichtes erbebt es manchmal in seinen Gebeinen. In der Gestalt der Ewigkeit tritt sein eigenes Wesen vor den Schauenden hin.

Liegt nun in dem Abgrunde der phantastischen Welt alles Gewaltige, Ungeheure und Furchtbare, was der Mensch sich zum Bewußtsein bringen kann, so ist es die Bestimmung des Mährchens, diesen Proteus mit Rosenketten zu binden und zur kindlichen Milde zu besänftigen. Ja, unsere innere Traumwelt in den dämmernden Frieden der Kindheit zurückzuführen, ist die Bestimmung des Mährchens. Es zeigt uns die Unendlichkeit und das freie Spiel der Naturkräfte im goldenen Rahmen freudiger, harmloser Unschuld. Es überschreitet die Naturgesetze, um aus der Poesie des Naturlebens neue Gesetze zu bilden. Ueberhaupt stellt es die absolute Poesie des Naturlebens dar, die von der Prosa des Naturverstandes völlig absieht. Wie nach dem Urbilde des Paradieses formt es die wirkliche Welt um, negirt und verkehrt ihre Bestimmtheit, um die Seele daran zu erinnern, daß nur in ihr der letzte und endgiltige Maßstab für die Welt liege. Das Herz gesundet in dieser phantastischen Welt von den Schmerzen, welche die Convenienz des Lebens in ihm zurückläßt. Es überwindet im poetischen Bilderspiele die ehernen Schranken, die seine zartesten Hoffnungen, seine heiligsten Wünsche umziehen. Es vergißt seine Ketten im Anblicke der seeligen Freiheit, zu der die Muse das Weltall sich verjüngern läßt. Wie in ihm die Genien der Natur, von ihren Banden gelöst, aus ihren Gräbern erstanden, in Lichtgewändern dahin schweben, so durchbricht hier das Herz die harte Rinde seines Daseins und schwingt sich auf freien Flügeln in alle Höhen und in alle Tiefen der Schöpfung.

Nur die anmuthsvollsten, tiefsten und reinsten Geister vermögen das ächte Mährchen hervorzubringen. Denn die Liebe ist die einzige Zaubermacht, deren Schlüssel das verborgene Wesen der Dinge uns aufthut. Ein zerrissenes, zerfallenes Gemüth kann auf seinen Saiten den goldenen Klang des Mährchens niemals finden. Wer zu Kindern sprechen, wer die Menschheit zur Kindheit zurückführen will, der muß selbst in das Himmelreich der Kindheit zurückgekehrt sein. In den Zeiten aufknospender, zarter Neigung, wo die gerührte und entzückte Seele alle Welt umarmen möchte, in dem zweiten, schöneren Kindheitstraume des Lebens liebt der Dichter das

Mährchen; ja das Auge der Seele in jedem Liebesgedichte ist ein Kinderauge des Mährchens: Die größten erotischen Dichter, Shakespeare und Göthe, haben auch die Palme des Mährchens davongetragen.

cc) Das Idyll.

§. 45. Das Idyll der Alten hat sich im Laufe der Zeiten willkürlich „in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret". So ist das Idyll „Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück," nicht aber zum sittlichen Ideal, das nach Herder's Bemerkungen in den Fragmenten zur deutschen Litteratur nur Unfruchtbarkeit und Einförmigkeit schafft und die Erfindung einschränkt. Der Zweck des Idylls, sagt er dort, erhebt sich „bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen," „nicht aber bis zum Ausdruck der (sittlichen) Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung." „Je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dieß Wohlgefallen zu erreichen: je schöner ist meine Idylle." Später faßte Herder, ohne jener früheren Bestimmung untreu zu werden, doch das Idyll von einem idealeren Standpunkte auf, indem er es mit den Mythen vom goldenen Zeitalter identificirte. „In der Kindheit," sagt er, „ist die Idyllenwelt unser süßester Eindruck." „An der Munterkeit und dem neuen Frühlingsleben jedes Geschöpfs nehmen Kinder brüderlich-schwesterlichen Antheil. Idyllen sind die Frühlings- und Kinderpoesie der Welt, das Ideal menschlicher Phantasie in ihrer Jugendunschuld." Die Steigerung des Idylls führte zu Bildern des goldenen Zeitalters, des Paradieses in Schäfergedichten. Das Bild des Paradieses umfaßte „das Ideal menschlicher Glückseligkeit," „Einfalt und Unschuld," den „Traum ihrer Liebe, ihrer Jugend, ihrer Hoffnungen und endlich gar der zukünftigen Welt."*)

„Lange vorher, ehe Hirten in Arkadien oder Sicilien sangen, gab es im Morgenland Hirtengedichte. Das Leben der Zeltbewohner führte dahin; die Bilder ihrer Sprache, selbst ihre Namen

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. I. S. 146. Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 118, 121. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 125 f., 128, 130. Geist der hebräischen Poesie I. S. 139 f., 142, 146.

waren aus dieser Welt genommen; das Glück, die Seligkeit, die sie suchten, konnten sie nur in dieser Welt realisiren. Bei Völkern solcher Art war das Idyll so wie die Natursprache, so auch das einfache Ideal ihrer Dichtkunst. Auch wenn sie aus dieser einfachen Lebensart in eine künstlichere übergingen; Sprache und Denkart hatten sich geformt; gern ging man in die Sitten und Sagen, ins Andenken älterer Zeiten zurück, da man in einem so glücklichen Zustande gelebt hatte. Nur die Bilder veredelten sich nicht; es ward ein Ideal höherer Art, ein Traum des Andenkens alter, glücklicher Zeiten." *) „Die Sagen, die wir vom Paradiese, den Vätern, den ältesten Schicksalen unseres Geschlechtes haben," sind „Hirtensagen voll sanfter Empfindungen."**) „Land- und hirtenmäßig ist die Poesie der Hebräer dem größten Theile nach, ländlich sind ihre Bilder, im Hirten- und Ackerleben der größeste Reichthum ihrer Sprache (ich nehme die Sprache des Heiligthums aus); selbst die Siegeslieder der Hebräer sind ursprünglich landmäßig, und die Propheten dem größten Theile nach noch mehr. Diese Sprosse ist bei den Hebräern hoch hinauf geblüht, wie viele Psalmen und das Hohelied, ja das Siegeslied der Deborah selbst bezeugen." „Der Palmzweig des Heiligthums" schlang sich „mit dem friedlichen Oelzweige der Landpoesie" zusammen. ***)

„Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig." „Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist." „Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode; selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale". „Theokrit schildert kleinere moralische Gesellschaften, nicht wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet, sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch; diesen kleineren Gesellschaften sofern angemessen, damit sie reizen und illudiren."†)

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 124 f.
**) Geist der hebräischen Poesie II. S. 121.
***) Vom Studium der Theologie S. 80 f.
†) Fr. z. d. L. II. S. 119, 122.

Tasso und Guarino strebten in ihren Idyllen dem „Arkadien" nach, das in unseren Herzen wohnt.*)

Im vierten Buche von Miltons verlorenem Paradiese wird „die selige Liebe der Stammväter des Menschengeschlechtes in Eden" dargestellt, mit einer Süßigkeit, einer Anmuth der Sprache, „die uns in das Paradies selbst versetzet." Die Bilder Eden's fließen „wie Balsam in unsere Seele! meine Phantasie ist erfüllt: mein Auge, Ohr und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traum erhalten. Da meine Sinne gesättigt sind, so spricht er zu meiner Seele; er ruft alle Ideen schöner Gegenden und Lustörter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf."**)

Der allgemeine Begriff des Idylls geht also darauf zurück, daß diese Dichtart ein menschliches Verhältniß nach seiner Naturbestimmtheit zur Darstellung bringe. Auch das Sittliche kann hier nur unter dem Gesichtspunkte des Natürlichen auftreten, also nur insofern, als es durch die inneren und äußeren Naturgesetze und deren Entwickelung gegeben ist. Daraus geht von selbst die Beschränkung hervor, von welcher jedes Gemälde dieser Art eingefaßt wird. Vollkommen natürliche Zustände lassen keine feinere Entwickelung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, kein complicirteres Leben des menschlichen Gemüthes zu. Mit besonderer Vorliebe muß der idyllische Dichter bei ländlichen Gemälden verweilen, weil die Bewohner des Dorfes, die Jäger, Hirten und Fischer in einem unmittelbareren Verkehre mit der äußeren Natur stehen, als die gebildeten Städter. Zur Beurtheilung der idyllischen Poesie ist es dabei von großer Wichtigkeit, auf das Verhältniß des naiven und sentimentalen Elementes in derselben aufmerksam zu machen. Bei den naiven Dichtern des Alterthums, z. B. bei dem Homer, finden wir idyllische Stellen von der höchsten Naturwahrheit und Schönheit. Aber der eigenthümliche Zauber der idyllischen und namentlich der ländlich-idyllischen Poesie ist doch bei diesen Dichtern nur selten zu finden. Der höchste Reiz des Idylls besteht nämlich darin, daß die Seele des Dichters, die von allen Gegensätzen der Cultur ergriffen und in ihre Kämpfe verwickelt ist, die einfache, kindliche und harmonische Natur aufsucht, um in

---

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 129.

**) Kritische Wälder I. S. 51.

ihr sich selbst und den eigenen Frieden wiederzufinden. Nur dieses Heimweh nach der verlorenen Natürlichkeit verbreitet über ein Gedicht jenes Morgenroth der Befreiung, der Wiedergeburt, der Beseeligung, wodurch uns die sentimentalen oder modernen Idyllendichter entzücken. Für die geheimeren Reize des Natürlichen erhalten wir das feine Organ der Auffassung nur dadurch, daß wir die Natur als ein Verlorenes empfinden, daß wir die Arme der Liebe sehnsüchtig nach ihr ausbreiten, daß wir nach Schiller's Bezeichnung die Hütten unserer Jugend, das verlorene Glück der Unschuld in ihr aufsuchen, daß wir in ihren Armen uns von den kalten Regeln der Convenienz erholen. So begrüßt uns die ländliche Flur mit ihren stillen, friedlichen Schönheiten, wie ein Mährchen aus der Kinderzeit. Ein magischer Glanz, wie von der Sonne des Paradieses, breitet über die Blumen der Wiese, über den geschwätzigen Bach, über den grünenden Wald, der von den Liedern der Vögel wiedertönt, breitet über Gebirg und Thal, über das Blau des Himmels und über den umwölkten Saum des Horizontes sich aus. Die ganze Schöpfung kehrt zurück zu dem reinen Urgrunde ihres Daseins, zu dem heiligen, dunkeln Schooße, aus dem sie entsprungen ist. Auch das gealterte, getrübte und gebrochene Menschenherz taucht sich in diese goldenen Fluthen der Verjüngung und der Selbstvergessenheit. Wie in dem Garten Eden, begrüßt hier der Mensch in allen Creaturen seine vertrauten Gespielen und liest in der geheimnißvollen Schrift alles Daseins. Ein Hauch, wie von den Lichtgefilden der ewigen Seeligkeit, durchweht seine Brust und löscht mit kühler Schwinge die Flammen der Qual, von der sie verzehrt wird. Diese höhere Schönheit des sentimentalen Idylls finden wir z. B. in Shakspeare's Sommernachtstraum, in Calderon's Echo und Narcissus, in einzelnen Stellen des Tasso, in Gottfried's Tristan und Isolde, auch in Göthe's Hermann und Dorothea, u. s. w. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir bei dieser Bevorzugung der sentimentalen Idyllenpoesie von jenem Begriffe der Sentimentalität ausgehen, den Schiller in seiner berühmten Abhandlung aufgestellt hat, und daß wir die weichliche Gemüthsseligkeit eines Geßner nicht in Schutz nehmen wollen, die mit der Gesundheit und Derbheit des Naturlebens im schärfsten Contraste steht.

dd) Die Fabel.

§. 46. Die äsopische Fabel, „die fabelnde Naturmuse," macht uns „die ewig feststehende Ordnung der Natur" in Handlungen „lebendiger Charaktere" als „ewiger Typen" anschaulich. „Alles, was zu sprechenden Naturtypen gehört," kann „uns, mehr als der vielseitige, veränderliche Mensch, eine Ansicht der Naturordnung in ihrer Permanenz und Folge anschauend zeigen". „Der Charakter dieser Wesen" „und ihr Verhältniß gegen einander ist durch die Natur bestimmt: sie handeln in diesem Charakter und müssen in ihm handeln, nicht aus Willkür, sondern aus Nothwendigkeit". „Er gehet fort durch ihr Leben, und kein Geschlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich stark ausgeprägt und nicht, wie bei dem Menschen, unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn Jedermann, auch ein Kind, kennet, und von Jugend auf mit der Gestalt des Gottes, des Baums und Thieres auch sein inneres Gepräge, ja mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet: so ist's eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als nothwendig darstellt, mithin von den ewigen Gesetztafeln der Natur uns ein Wort oder eine Silbe unauslöschlich in's Gemüth präget". Der Mensch erscheint in der äsopischen Fabel immer „seinem ganzen Habitus nach als ein bloßes Naturwesen". Schon Lessing zeigte, „daß die Bestandheit der Thiercharaktere dieselben vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle". In jeder Gattung der „symbolischen Sprache" schildern Thierbilder „am meisten den Charakter, die Naturart, die ausgezeichnete Bestandheit eines einzelnen Wesens". „Die erste Intuition von besonderen Gemüthsarten und Charakteren hatte der Mensch in Thieren." „Wie wir jetzt durch Erfahrung gewitzigt werden, bildete sich der Verstand des natürlichen Menschen an den Geschicklichkeiten der Thiere." „Auf ihrem Gesicht, in ihrem Gange und ganzer Lebensweise ist ihr Individuelles eigenthümlich, persönlich, bestehend und unveränderlich gebildet." Ihr Charakter ist „rein bestimmt, stark ausgedrückt, standhaft". „Die Gottheit spielte also vor dem Menschen eine fortwährende äsopische Fabel." In der äsopischen Fabel „spricht jedes Thier genau nur in seinem Kreise, nach seinem Charakter; nicht als Mensch, sondern nur menschenähnlich. Die menschliche Seele ist gleichsam unter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel sucht diese vertheilte Vernunft nur hie und da zu

einem Ganzen zu bilden". „Ihr süßester Reiz ist eben diese treue Einfalt, diese Beurkundung aus treuen Zügen der Natur und aus der ganzen Sphäre des thierischen Lebens." In der ächten Fabel ist es uns: „als ob der Naturgeist aus diesem Wesen spräche". Die Fabel macht „eine Lehre als Naturgesetz in einem einzelnen Fall der großen Weltordnung anschaubar". Es kommt hier „auf höhere, allgemeine Naturgesetze, auf die unwandelbare Verbindung der Wesen im Reiche der Schöpfung an, wo kein Glied der Kette entweichen, wo jedes aber an seiner Stelle thun soll, was es zu thun vermag". Allen Naturvölkern war die Fabel „ein Lehrbuch der Natur". „Mit süßer Naturgewalt zwingt" sie „uns die Lehre, die sie in der That zeigt, anzuerkennen, indem kein Geschöpf sich" der „großen Kette" der Natur „entziehen kann und menschliche Vernunft eben darin besteht, Ordnung der Dinge anzuerkennen und sich ihrer Consequenz zu fügen". Aesop ließ die Menschen den Sinn seiner Fabeln „selbst abstrahiren". Die Fabel führt ihre Wesen „wirkend oder redend ein, damit sie dem Trüglichen des Beispiels, dem Mangelhaften der Parabel entweiche und uns durch diese handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung selbst in ihrer innern Nothwendigkeit zeige".

Das Wesen der ächten Fabel liegt in der „überzeugenden Ansicht der großen Naturordnung". Sie macht uns Gesetze des „ewigen Systems der Dinge" anschaulich. Sie ist „Lehrerin reiner Verhältnisse". Sie stellt die große in der Natur bestehende „Haushaltung des Strebens und der Liebe in einzelnen ausgesuchten Fällen und Momenten dar". Sie ist „die Perle des Vortrages in der Moral, Beredtsamkeit und Dichtkunst. Gewissermaßen ist sie der Keim aller schönen Einkleidung, alles wahren Schmuckes der Rede. Die besten Wortblumen, das Bild und die Allegorie sind eine kürzere Fabel. Auch der wahre Gang der Geschichte und Erzählung, sowie die kürzeste Anschaulichkeit aller Moral und allgemeinen Lehre liegen in ihr". „Einfalt ist die Grazie der Natur, hohe Naivetät die Grazie der Fabel." „Ihr höchster und dauerndster Reiz ist stille Größe, schweigende Anmuth, besonders in den Fabeln des Schicksals." Drei Hauptgattungen der Fabel sind zu unterscheiden: 1) Theoretische oder intellectuelle Fabeln: „das Factum der Natur soll als Gesetz und Weltordnung" den „Verstand üben". 2) Praktische Fabeln: „Fabeln des großen Naturethos, ethische Fabeln, die auch

uns unsere Pflichten als Gesetz der Glückseligkeit aller Lebendigen in ewigen Charakteren vorzeichnen". Die äsopische Fabel macht „für einen gegebenen Fall des menschlichen Lebens in einem anderen congruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre nach innerer Nothwendigkeit derselben so anschaulich, daß die Seele nicht etwa nur überredet, sondern kraft der vorgestellten Wahrheit selbst sinnlich überzeugt werde". „Zur Bildung" der „praktischen Klugheit erfand Aesop seine Fabeln: nicht zum Behuf der Abstraction einer allgemeinen moralischen Wahrheit". 3) Theoretisch-praktische „Schicksalsfabeln", „dämonische" Fabeln, „Fabeln der Adrastea oder Aisa", „die den höheren Gang des Schicksals unter den Lebendigen bezeichnen". „Nicht immer nämlich" kann der innere Hergang eines Momentes aus dem Anderen „im Naturgange selbst anschaulich gemacht werden". „Da tritt nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Zufall, bald Schicksal nennen, in's Spiel und zeigt", wie die Momente „durch eine höhere Anordnung" „wo nicht aus, so nach einander" folgen. Die Schicksalsideen sind Naturideen, die uns den Sinn und Gang der großen Mutter im Allgemeinen zeigen. „Adrastea-Nemesis, fühlen wir" bei solchen Fabeln, „ist die, die im Verborgenen Alles vergiebt, Alles lenket, Alles regieret".*)

Im Orient „ist die Fabel erfunden, dort sind die Sprichwörter, Sinnsprüche, Räthsel, selbst die Wurzeln der Sprache voll Fabeln; die ganze Poesie hat bei ihnen ein gnomologisches Fabelgewand, das von unserer periodischen Gedankentracht weit abweicht. Dort sind auch diese Gedichtarten die reichsten, die schönsten." „Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekanntermaßen indischen Ursprungs." „Die Fabel Jotham's ist, als heroische Fabel, in ihrem Zweck betrachtet, die schönste, die je gemacht ward." **)

In der französischen Literatur ist Lafontaine „ein naives Kind der Natur", „wohl das eigenthümlichste Genie", graziös, „lu-

*) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 63 f. 66, 72, 74, 76 bis 80, 84, 86 f., 220. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 33—35, 42 f., 46 f., 54 f., 57 f., 200. Geist der hebräischen Poesie I. S. 145. II. S. 98 f. Theologische Briefe I. II. S. 64. III. IV. S. 182 f.

**) Geist der hebräischen Poesie II. S. 100. Blumenlese aus morgenländischen Dichtern S. 200. Theologische Briefe I. II. S. 103.

stig", „naivhinlässig". Die Natur schien ihn selbst „im Scherz gebildet zu haben".*)

„Der alte Geist der deutschen Erzählung ist" „der ächte Geist der Fabel", „ruhig heiter", „treu und ernst", „schalkhaft, witzig", „gemüthlich".**)

Reinecke Fuchs ist „eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neuern Sprache kenne". „Hier ist Alles fortgehende epische Geschichte." „Die Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Reinecke" „ist und bleibt das Hauptrad, das Alles in Bewegung erhält und mit seinem unübertrefflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wechselndes Interesse mittheilt. Man lieset eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem künstlichen Spiegel zu stehen glaubt, vor welchem der Fuchs so angenehm lüget". „Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reinecke, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet." „In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lüget, desto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf Alles zubereitet; und die Geschichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt waren, ist vielleicht das Ergötzlichste, das in dieser Gattung je geschrieben werden konnte." „Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedichte herrschet, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehöret; sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne Endmoral erheben." „Von sonderbarer Süßigkeit und Anmuth, fast ohne gewöhnliche Flickreime, fließen die Verse, wie ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Possierliche wird in ihm siebenfach natürlich und lustig."***)

*) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie u. s. w. II. S. 69. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 66, 83 f.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten II. S. 193.

***) Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 200—203.

Die Erzählungen des Burkhardt Waldis sind „so natürlich und leicht; er hat eine so schöne Anschauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln sind, schütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprichwörtern, Erfahrungen aus".*)

Lessing's Fabeln sind „kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter und Erklärer der Natur ist". Ihr „glänzender Styl" ist in einer jedem Gegenstande „angemessenen Prosa die schönste Poesie".**)

Aus diesen etwas verworrenen Bestimmungen haben wir Folgendes als das Wahre und Wesentliche festzuhalten. Die Fabel ist ein Bruchstück aus den sibyllinischen Blättern der Natur; sie enthüllt uns die Plane und Gesetze derselben in ihren einzelnen Zügen und sucht uns dadurch in eine naturgemäße Behandlung und Uebung unseres Lebens einzuweihen. Wenn das Mährchen uns die geheimen Reize der in der Natur verborgenen Schönheit auseinanderbreitet, wenn uns die Natur wie mit Liebesaugen daraus anblickt und uns ihre innigsten und stillsten Entzückungen bereitet: so ist die Fabel eine Sprache des in der Weltordnung herrschenden Verstandes und seiner Architektonik, die unseren Verstand zur Bewunderung fortreißt. Eine unmittelbare sittliche Wirkung kann sie nicht hervorrufen; sie lähmt unseren Enthusiasmus für das Gute, weil sie es nur nach seinen Folgen berechnet und unsere Füße immer auf die Angel des Schadens aufmerksam macht. Auch als Lehrerin des Schicksals kann sie eine freie Liebe zum Guten nicht entzünden. Das Schicksal, das in der Fabel auftritt, erscheint dem offenen, kühnen und reinen Menschensinne vielfach wie eine kleinliche, tückische Macht, die das Große in Bande schlägt und der listig berechnenden, schleichenden Klugheit durchhilft. In diesem Bereiche schlüpft Reinecke Fuchs immer unter dem Galgen hindurch und gelangt zu Ehren, während der Löwe geprellt wird. Der Adler bleibt mit der durchschnittenen Sehne seines Flügels geknickt und gebeugt am Boden liegen und muß die philisterhafte Lebensweisheit des Taubers, während das Herz ihm brechen möchte, geduldig mit anhören. Aber „ein eherner Ring begrenzt unser Dasein"; wir mögen

*) Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 260.

**) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 242 f. Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 75 f., 88. Nachlese historischer Schriften S. 141.

das Edelste und Kühnste, wir mögen das Göttliche selbst in unserer Brust tragen, immer werden wir auf die gemeinen, prosaischen Bedingungen der Endlichkeit zurückgewiesen. Ein hoher Sinn verachtet die Klugheit und kann sie doch nur mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Wie sehr sie unserer sittlichen Schönheit widerstreitet, sie wird zur Pflicht im Interesse unserer heiligsten Zwecke. Die Kinder der Finsterniß sind gescheidter, als die Kinder des Lichtes; die Kinder des Lichtes müssen gescheidt werden um des Lichtes willen; denn der Dämon lauert der sorglosen Größe, der kindlichen Hoheit mit der größten Arglist auf.

Erhebt sich die Fabel — was eine Seltenheit ist — in das Reich der freien Schönheit, so wird es ganz eigenthümlich die Aufgabe des Humors sein, diesen Widerspruch des Daseins aufzuheben. Er degradirt die aufgedrungene Klugheit, indem er sie durch das schamlose und gemeine Leben der Thiere verfolgt. Indem er die unendliche Lächerlichkeit derselben enthüllt und der Belustigung preis giebt, rettet er gerade den unsterblichen Theil der Natur, der sich gereinigt aus den Widersprüchen des Daseins zurückzieht.

Daß übrigens die Fabel auch an das kindliche Mährchen mit seinen süßen und traulichen Naturgeheimnissen anstreifen kann, und daß die Thierwelt selbst manchen großen und herzerhebenden Zug darbietet, soll nicht in Abrede gestellt werden. Die Beispiele der Fabel, die Herder bei seiner Theorie vor Augen hatte, geben nicht immer den reinen poetischen Begriff dieser Gattung, und seinen eben mitgetheilten Definitionen fehlt bei der Unvollkommenheit seiner tragischen Weltansicht und der Abwesenheit des Humors gerade der Schwerpunkt.

b. Die lyrische Poesie.

§. 47. Die lyrische Poesie, eine Schwester der Musik, darf „eigentlich nicht schildern", sie „hält sich lediglich an den Faden und Gang der Empfindung" und erhebt sich hiermit „in eine unsichtbare, geistige Sphäre. Was sich der Phantasie irgend darstellen mag, ist vor ihr; Alles aber nur in Bewegung, in leidenschaftlicher Wirkung".*)

*) Vgl. Geist der hebräischen Poesie II. S. 109 — 111. „Alle musikalische Poesie will eine Art höhere Empfindung: wenn sie Bilder singet, wollen diese mit Affect belebt sein; hiedurch ward also der stolze Gang der Bilderrede gebändigt und in eine Gattung höherer Harmonie gezogen." „Sogleich ergibt sich's, daß dieser Gesang eine Art Melodie, mithin Fortgang, Plan, Entwurf in das Ganze

Die Aufgabe der Musik ist es, das Empfindungsleben zu einem Gebäude von Tönen zu ordnen, auf den Mittelpunkt der Idee zu beziehen und durch diese zu verklären. Die Genien der Empfindungen sind es, die hier dem Gemüthe entgegenkommen und ihm dadurch seine Freiheit und Göttlichkeit darstellen und verbürgen. Die löst Musik unsere innerste Seele von den Banden, mit denen sie selbst, die Natur, das Schicksal sie gefangen halten. Aber zugleich fühlen wir uns bei dem Anhören dieser vergöttlichten Töne von der Anschauung einzelner, bestimmter, sichtbarer Gegenstände losgerissen; unsere Phantasie wird in eine schrankenlose Freiheit gesetzt, sie ergeht sich in dem Weltall, um die Blüthen alles Großen, Edlen, Zarten und Göttlichen zu brechen. Das Band der künstlerischen Nothwendigkeit liegt hier nicht in einem abgegrenzten Gebiete von sinnlichen Gegenständen, nicht in einer bestimmt ausgesprochenen Seite der Idee, sondern in der Grundstimmung des Gemüthes, durch die uns der Künstler in einem gewissen Kreise seiner Empfindungen oder doch in verwandten Empfindungen festbannt. Indem nun die lyrische Poesie aus dem unendlichen, geheimnißvollen Grunde der Musik emporwächst, gibt sie allerdings den Empfindungen durch Sprache und bildliche Darstellung eine bestimmtere Richtung; durch das Wort wird überall die Erkenntniß hervorgerufen oder nahe gelegt; bestimmte Ideen müssen aus der Tonwelt auftauchen, die plastische Phantasie verlangt ihr Recht und stellt sich mit hin- und herschwankenden, unbegrenzten Bildern nicht mehr zufrieden. Aber der von Empfindungen erzitternde Boden des Gemüthes bleibt doch immer der Grund, aus dem wie ein zartes Gewächs der sichtbaren Phantasiebildung, nicht ohne Schüchternheit, das lyrische Gedicht sich erhebt. Denn zu verschämt und keusch sind seine Empfindungen, um in völliger Sichtbarkeit, ohne den Schleier des Mysteriums, an's Licht hervorzutreten. Wenn es nun auch in die Bestimmtheit des Gedankens und des Bildes übergeht, so geschieht dieß doch immer so, daß auch die leiseste Schattirung desselben wie von dem Hauche der musikalischen Empfindung durchzogen ist und in ihrem Aether sich beweget. Aus den Reihen der bildenden Phantasie gibt sie nur einen Auszug, wie er dem liebevollen und begeisterten Herzen Bedürfniß ist. Selbst in der Pindarischen Ode, wo die anbetende Seele mit ihrem Gegen-

des Liedes bringe, von dem die Bilderrede, außer sofern es der Inhalt selbst gab, weniger wußte."

stande verschmilzt, in ihm untergeht und ihrer selbst vergißt, malt sie denselben doch nur wie auf dem Wellenspiegel des unendlich bewegten Gemüthes ab; sie gebiert ihn zum zweiten Male, aber nur aus dem Herzen und für das Herz. Mehr als irgendwo in der Poesie, wandelt sich in der Lyrik die Welt zu einem Gefilde der Seligen, der Genien und Engel um. In den reinsten Lichtglanz der Verklärung getaucht, durch die anschauende Liebe von allen irdischen Schlacken gereinigt, tritt hier zuletzt uns jedes Object entgegen. Wenn Herder sagt, Klopstock's Ziel sei „die höchste Poesie", nämlich „die Poesie des Herzens und der Empfindung" gewesen, so dürfen wir ihm namentlich insofern beipflichten, als auch in den epischen und dramatischen Dichtungen das eigentliche Auge der Seele uns aus den lyrischen Stellen anblickt.

„Die lyrische Dichtkunst", sagt Herder an einer anderen Stelle, „will persönliche Anhänglichkeit; sie will freie Lieblingsplätze des Herzens; mit jedem Eigensinne, mit jeder Abwechselung des Glückes der Liebe fordert sie Freunde und Geliebte". Jedes lyrische Gedicht verlangt also einen individuellen Ausgangspunkt; ohne die Begeisterung für einen geliebten Gegenstand ist die dazu erforderliche musikalische Stimmung unmöglich. Ein liebloses, mit der Welt zerfallenes, in seinen zartesten Empfindungen geknicktes Gemüth kann wohl seine verschwindenden Kräfte noch zu einer poetischen Nachahmung der Außenwelt zusammennehmen; zu einer verklärten Abbildung der innern Welt wird es sich nicht mehr aufschwingen können. Wer noch im heitern, unentweihten Bündnisse mit den Genien seines Herzens steht, wem die Namen der Geliebten, des Freundes und des Vaterlandes noch nicht zu wesenlosen Schatten geworden sind, der hat Muth, Kraft, Feuer und Jugend, um sich auf die höchsten Sonnenbahnen des Gesanges zu wagen.

Von dem Bilde seiner Geliebten geht eine unendliche Steigerung seiner Phantasie aus; keinen Zweck des Daseins kennend, als ihre Verherrlichung, taucht er in das Feuer, das von ihren Blicken ausgeht, ihre eigene Gestalt und reinigt sie zu dem Bilde eines Engels Er selbst aber streift bei diesem Werke mehr und mehr die Fehler und Gebrechen der Sterblichkeit ab, wandelt sich in sein eigenes Ideal um, und wie von der Morgenröthe brennt von himmlischer Schönheit seine Seele und sein Gedicht. Jede Linie in demselben wird eine geheime Copie seines vergötterten Urbildes sein; der Athem-

zug desselben wird jedes Bild und jeden Ton beseelen, und die lächelnde Schönheit des Ganzen denn doch zuletzt von den Mienen der Geliebten geborgt sein.*)

Die Hoheit und göttliche Abkunst der lyrischen Poesie schildert Herder mit großer Wärme und Innigkeit: „Die lyrische Weise“ „bricht die Blumen der schönsten Gesinnung und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranze. Ueber den gemeinen Gang der Dinge erhaben, gibt die lyrische Muse uns eine höhere Ansicht dieser Dinge“. Sie stellt uns, wie schon oben angedeutet, die Welt als eine Gallerie von Genien dar und gibt uns die reinsten Seelenauszüge der Personen und Dinge. Daher verlangt sie ein gereinigtes, erhabenes, für alles Göttliche schwärmendes Gemüth, eine Lippe gleich dem Griffel des Schreibers, eine Zunge, die mit der Kohle der Wahrheit und Tugend gereinigt ist. Von allen Gattungen der Poesie steht die Lyrik „der Eingebung oder Begeisterung am nächsten, indem sie eigene Gefühle singt, wie der Moment sie gibt und gleichsam schrankenlos den Geist erhebet“. Keiner anderen Gattung der Poesie gelingt es in gleichem Grade, uns auf die heiligsten Tiefen der Seele zurückzuführen, uns von dem Drucke der irdischen Gemeinheit und Endlichkeit zu befreien und in ein Paradies zu versetzen, wo die Idealgestalt der Dinge wie von dem Finger der Gottheit gezeichnet ist. „Der lyrische Dichter ist Apollo's Priester, der nicht in eigenem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost an's Herz legt und Wahrheit verkündet.“ „Aus ihm spricht die Muse, der Gott selbst.“ Er singe „in ewigen Formen der Sprache nicht Empfindungen des Menschen, sondern der Menschheit“. Wenn sich der Dichter mit der unmittelbarsten Seelenstimmung, mit der hingebendsten, schrankenlosesten Liebe in seinen Gegenstand versenkt, wenn er kein Wort ausspricht, das ihm nicht seine innersten, glühendsten Empfindungen einhauchen, so wird er gerade über die Schranken seiner Individualität hinausgehen, er wird seine Empfindungen zu einem Urbilde der Menschenempfindungen erweitern und

*) Nur auf die Gattung des Liedes läßt sich Herder's schöne Bemerkung in der Schrift „Salomon's Lieder der Liebe“ S. 61 f. anwenden: „Wie Nachtigall und Turteltaube nur kurz, in abgesetztem Girren und Klagen singen: so wählte und erfand sich“ „das kürzeste Gedicht immer die Liebe“. „Nichts in der Welt fordert also auch so innige, ganze Gegenwart, als Liebe, und diese ihre kurzen Ausdrücke und Spuren. Sie ist“ „Flamme des Herrn, Blitzstrahl, Funke“.

wie eine Normalpersönlichkeit, in der sich jedes Herz spiegeln und wiederfinden kann, an die Stelle der ganzen Gattung treten.*)

§. 48. Da Herder seine Theorie der Lyrik hauptsächlich aus der hebräischen Literatur schöpfte, so wird es nicht ungeeignet sein, den Inhalt des vorigen Paragraphen durch seine Bemerkungen über den allgemeinen Geist und Entwickelungsgang der hebräischen Lyrik zu beleuchten.**)

Die hebräischen Gesänge „singen aus dem Herzen und zerschmelzen das Herz, oder sie flößen Lehre ein, durch den süßen Trank der Töne". In den „wahren, poetischen Zeiten" der Hebräer „strömte ihre Rede in musikalischen Wellen heraus: der Geist ihres Mundes floß mit dem Geiste, der ihr Saitenspiel, ihre Tuba belebte, zusammen, und ohne Zweifel ward da die mächtigste Wirkung, wo vielleicht der kühnste Bruch des Silbenmaßes, der stärkste Kampf der Worte war". — In den Zeiten der Richter war die hebräische Poesie „musikalischer Gesang lebendiger Thaten, leidenschaftlich nachahmende Dichtkunst", ein Prädikat, durch welches die lyrische Thätigkeit des Dichters mit kurzen Worten am treffendsten bezeichnet wird. „So wirkten seine Prophetenchöre auf Saul: so wirkte mit seiner leiseren Harfe David." „In diesem Zeitalter blühte die Jugend der hebräischen Muse." „Zu David's Zeiten gelangte die lyrische Poesie der Hebräer zu ihrem Glanze: die zerstreuete wilde Landblume ward jetzt als eine Königsblume auf den Berg Zion gepflanzet." „Lehrreiche Entwickelungen der Eigenschaften Gottes, der menschlichen Natur, einzelner Tugenden und Laster, des Glücks und Unglücks der Frommen und Bösen fangen mit den Psalmen an, da sie im Gesetze Moses und in den wilden Zeiten der Richter noch nicht Platz fanden. Die kriegerische Tuba ward durch den Gesang der Hirtenflöte und sanftern Trauerharfe zu einem mildern Ton gestimmt: denn so harte Gesinnungen auch noch in einigen kriegerischen Psalmen vorkommen mögen, so ist doch der allgemeine Uebergang in sanftere unleugbar. Es wird schon die Pracht eines Königs und einer bürgerlichen Regierung besungen: das milderte und regelte

*) Vergleiche Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 193, 204 f. Terpsichore S. 76 f. 200. Nachlese zur schönen Literatur und Kunst S. 129, 163. Schriften zur römischen Literatur S. 99.

**) Geist der hebräischen Poesie II. S. 111 f. III. S. 137, 140, 175 f., 178 f., 247 f. Theologische Briefe I. II. S. 128.

die heilige Wuth der alten Muse." „David's Regierung macht" die „Periode der classischen Poesie der Hebräer, welcher Salomon und die Propheten folgten. — Indessen ist es auch unverkennbar, daß damit die rohe Stärke, der lebendige Tanz und Wohllaut der alten Poesie kaum erreicht ward: Gesänge, wie Moses und der Deborah, eine Bildersprache, wie Hiob's, Bileam's und Jotham's, sucht man vergebens in den Psalmen. Offenbar herrscht Einförmigkeit in denselben, weil Alles um den Berg Zion versammelt war, und Alles sich in den Kreis der Gesänge David's einschränkte. Jene Hügel der Propheten voll freier Naturpoesie wurden leer. Die Seher David's waren keine Dichter; sein verordneter Assaph nur weissagte auf Saiten, und erst nach Jahrhunderten fand sich die Poesie der Propheten wieder". „Was die Poesie an gottesdienstlicher, politischer, lyrischer Cultur gewann, verlor sie vielleicht an natürlicher Stärke." „Ich wüßte kein Volk, bei dem der Kriegsgesang mit so sanften Ideen vermischt wäre", als das hebräische; „die zarteste Bitte und Klage kann an die tapferste, auch wohl härteste Gesinnung grenzen. Offenbar war's die feinere moralische Volksverfassung Moses, die selbst den Kriegsgesängen so früher Zeiten diesen sanften Ton gab, das Harte in ihnen ist Schuld der Zeit, das Zärtere, Feinere, Religionswirkung". „Daher sehen wir auch, daß die sanftesten Stellen vom häuslichen Wohle mit kriegerischen Beschreibungen wechseln, und oft die tapfersten Gesinnungen zur Elegie werden."

aa) Die Ode und der Hymnos.

§. 49. Die allgemeinen Begriffsbestimmungen, die Herder von diesen Dichtgattungen aufstellt, sind höchst dürftig; desto reichhaltiger erscheinen uns seine Bemerkungen über die zu diesen Gattungen gehörenden lyrischen Erzeugnisse der Hebräer, der Griechen, der Römer und der Deutschen. Sehr treffend bezeichnet er übrigens die Ode als eine „feurige", den Hymnos als eine „staunende" Dichtart.*) Das Wesen der Ode ist nämlich eine glühende Verehrung und Begeisterung, die sich in ihren Gegenstand ganz versenken und in ihm untergehen möchte; dagegen fühlt sich der Hymnos von Ehrfurcht vor dem Göttlichen ganz niedergebeugt und in heiliger Scheu von ihm ferne gehalten. An der Ode hebt Herder außerdem „die schöne

*) Geist der hebräischen Poesie II. S. 109.

Unordnung, den ambitus," „den Flug, der sich irret, doch nicht verirret," hervor und bezeichnet sie als „ein handlungsvolles Gemälde".*) Hiernach schwingt sich also die Ode vorzugsweise, wie auch der Hymnos, in das Reich der Unendlichkeit auf; sie überfliegt gern die Schranken der gewöhnlichen Lebenszustände und reißt manchmal die Brücken ab, welche die Idee zur Endlichkeit führen; aber immer kehrt sie, durch ein sicheres Gefühl geleitet, wenn ihr Geist ein wahrhaft poetischer ist, in die Grenzen der schönen Ordnung zurück, und hinter der Regellosigkeit ihrer Formen birgt sich die sicherste Regel. Zu ihrem Wesen gehört außerdem die beständige Bewegung, die Thätigkeit, die innerliche und äußerliche Handlung, und nicht selten geht das von Begeisterung erschütterte Gemüth zur plastischen, ja zur epischen Schilderung des angebeteten Gegenstandes über. Den vorwaltend religiösen Charakter deutet Herder durch die Bemerkung an: „die Poesie sei so sehr Kind des Himmels, daß sie sich nie reiner und voller in ihrem Ursprunge fühle, als wenn sie sich in Hymnen, im unendlichen All verliere".**) Daher finden wir auch, daß der Hymnos beständig über die Grenzen der Poesie hinausstrebt und im Begriffe steht, die letzte Hülle der Körperlichkeit abzustreifen, daß er uns beständig den Hintergrund einer reinen Geisterwelt eröffnet und, wie bei **Klopstock**, auf die Farben der Darstellung verzichtend, sich nur durch stammelnde Empfindungslaute noch ausdrückt. Daß die Ode, wie der Hymnos häufig an die Gedankenpoesie anstreifen, liegt in ihrem durchherrschenden Charakter des Erhabenen; aber Herder geht viel zu weit, wenn er im Allgemeinen behauptet: „Die wahre Ode, ja selbst der Hymnos sei nur ein höheres Lehrgedicht mit einem bestimmten Plane, in einem höheren Fluge der Begeisterung".***)

§. 50. „In keiner *hebräischen* Ode findet man den abgemessenen Schwung, der eine *griechische* und noch mehr eine *römische* charakterisirt; in keiner die ausgemalten *Pindarischen* Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wiederkommen." Die hebräischen „Lieder und Lobgesänge, die Gott besingen, preisen ihn in seinen Thaten, in den Vollkommenheiten seiner Werke; mit den Symbolen seiner Erhabenheit schmücken sie sich nur sparsam, und die Ausführlichkeit dieser Züge nimmt zu, je mehr die

*) Geist der hebräischen Poesie III. S. 188 f.

**) Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 265.

***) Theologische Briefe III. IV. S. 230.

uralte Erhabenheit dieser Poesie abnimmt". „Die Allwissenheit, Allweisheit, Allgegenwart, die einzelne Vorsorge und Aufsicht Gottes sind in Propheten und Psalmen mit einer Innigkeit geschildert, daß man sich in sich selbst gleichsam vor dem Auge Gottes nicht zu verbergen weiß."*) Zu den Hymnen des alten Testamentes rechnet Herder auch die Schöpfungsgeschichte der Genesis: Ein „Lied voll alter, bildervoller, erhabener Dichtkunst", das „im Geist und in der Sprache den Ton der Engel tönet! Hohe Accente der Tonkunst – sieben prächtige Chöre!" „Hier ist, als ob einer der Elohim selbst, der Genius der Menschheit unsichtbar lehrte." Die „feinen Ideen" dieses Gedichtes „sind, selbst dem Verhältniß nach, in dem sie hier erscheinen, schon in den Wurzeln der Sprache da: es ist, als ob diese auf sie gepflanzt, in ihnen erwachsen wäre".**)

„In schönem, wachsendem Schwunge" erhebt sich „der Enthusiasmus" im Segen Jakobs, „den Moses in dem seinigen selbst nachahmet und nicht zu übertreffen vermag".***)

Die Poesie des Moses ist „vielumfassend, aber hart, ernst und einsam. Sie glänzt, wie sein Angesicht; aber eine Decke hängt vor ihr". „Was bei den Griechen Homer, ist bei den Hebräern Moses." Moses' Gesang am rothen Meere ist der „Vorklang aller israelitischen Siegeslieder, Chorgesang eines erretteten Heeres vieler Tausend, die mit Paukenschall unter arabischem Himmel ihren Jehova preisen — wo ist ein emporfliegender Gesang wie dieser!" „Die größten Poesien und Bilder in Psalmen und den Propheten sind aus" dem „Zuge Moses' durch die Wüste, insonderheit aus seinem letzten" „Flammenliede" „genommen: denn dieß Lied ist" „gleichsam die Urweissagung und der Kanon aller Propheten". Es athmet „die harte, eifrige, bis zum Tode gequälte Seele Moses"; darin erscheint „ganz der flammende Berg, die Feuer- und Wolkensäule, die vor Israel zog, und in ihr der Engel des Angesichts Jehovah's".†)

*) Fragmente zur deutschen Literatur II. S. 33 f. Geist der hebräischen Poesie II. S. 134. III. S. 8.

**) Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts I. S. 9 N. *. Geist der hebräischen Poesie II. S. 118 f.

***) Theologische Briefe I. II. S. 76, 79.

†) Vom Studium der Theologie S. 79 f. Geist der hebräischen Poesie II. S. 68 f., 71, 74, 111 f., 157. Theologische Briefe I. II. S. 90.

Das im „Siegs- und Jubelton" gedichtete Lied der **Deborah** ist „der schönste Heldengesang der Hebräer". „Lob und Tadel, Spott und Ruhm fliegen aus der Hand der Siegerin in mehr als Pindarischen Pfeilen."*)

In dem **Psalterion** liegen „alle Töne, deren unsere Natur fähig ist", verborgen. „Nichts ist schwerer zu übersetzen, als ein hebräischer Psalm, zumal im Tanz und Chorgesang der früheren Zeiten: die Töne in ihm fliegen im freiesten Rhythmus; die schweren Füße unserer Sprache, ihre langen, harten Sylben schleppen sich im Staube. Dort macht ein lustiges, klingendes Wort eine ganze Region; hier hat man zehn nöthig, die zwar Alles deutlicher, aber auch viel schwerer sagen." Die meisten Psalmen sind „eine ungekünstelte Darstellung individueller, wahrer Situationen". „Kein locus von Gott wird in den Psalmen der Scienz wegen entwickelt. Gott ist's, der den Sänger allgegenwärtig durchblickt, der die Wahrheit und Unschuld seines Herzens, sowie seine geheimen Wunden und Noth kennt: das macht ihm Leid und Freude, das macht ihn trostreich und betrübt." „Also werden seine Lieder auch Ausdrücke der innersten, der individuellsten Herzenssprache." „Da die meisten" Psalmen „Gebete sind, so gehört jene kindliche, sanfte Ergebung des Herzens zu ihrem Gebrauche, die die Morgenländer bei ihren Religionsübungen und Gebräuchen fordern, jenes stille Anstaunen Gottes und seiner Werke, das sich bald zur Entzückung hebt, bald zur tiefsten Unterwerfung herabsenket. Der Gesang eilt von Spruch zu Spruch, wie von Gebirge zu Gebirge; er berührt schnell, aber tief, und wiederholt die Berührung lieber; er malt seine Gegenstände im Fluge. Alle Lieder voll Hirtenunschuld und Schäferempfindung wollen eine stille und ruhige Seele".**) In diesem allgemeinen Gemälde, das Herder von den Psalmen entwirft, erkennt man die ganze Eigenthümlichkeit seiner Natur. Mit sehr zartem reproductivem Sinne fühlt er den individuellen Ursprung dieser Gesänge und den Hauch der innigsten Religiosität in ihnen heraus. Aber er faßt sie nur mit den weicheren Empfindungen des Gemüthes auf und hat keinen Sinn für das Erhabene und Gigantische ihrer Bilder und Ideen, für die

*) Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker S. 221. Geist der hebräischen Poesie III. S. 123. Theologische Briefe I. II. S. 91, 102.

**) Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten I. S. 190 f. Geist der hebräischen Poesie II. S. 110 f. III. S. 201, 211 f., 214, 204.

kühne, aus den tiefsten Wurzeln der Sprache und der Naturanschauung entsprungene Plastik. Obgleich er die Psalmen in Oden, Lieder, Elegieen und Lehrdichtungen eintheilt,*) so gehören sie doch alle ihrem Grundtone nach dem Gebiete des Hymnos und der Ode an. Aus Herder's Urtheil über die einzelnen Psalmendichter heben wir Folgendes hervor. Wer „seine individuelle Empfindungen liebt, wird David's Gesang, wer Lehre liebt, Assaph's Psalm, wer lyrische Fiction liebt, wird das Gedicht der Kinder Korah vorziehen, das sich über das Schicksal der Bösen bis in's Todtenreich wagte". David's Lieder sind „edle Blumen auf wilden Bergen, von mancherlei Winden des Himmels erregt und geschüttelt, also frisch und grün und stärkend". „Der Hauptzug seines Charakters ist Wahrheit; seine Gesänge sind ein treuer Spiegel seines Lebens, seiner Empfindungen, seiner Zeit." „Ueberall zeigt sich bei David ein zartes Herz, eine äußerst empfindbare Seele. Leid und Freude schöpft er aus; und es sind Zustände des Schmerzes in seinen Psalmen, für die wir fast keine Worte haben." „Er werde von Gott oder von seinen Feinden geängstigt": „wie krümmet sich sein Geist! wie wimmert seine Harfe! er schmilzt unter Schmerz und Thränen". „Zu Gott wurden diese Thränen aber bald Zutrauen, Muth oder kindliche Ergebung." „Individuelles Zutrauen auf seinen treuesten, besten Freund" „singen seine Psalmen. Sie sind Stimmen einer persönlichen Gottesfreundschaft". „David sah Gott als den Privatfreund seiner Person und seines individuellen Schicksales an; in dem Tempel aber tritt er mit seinen Bekenntnissen und Liedern als vor das Angesicht des Richters." „In Lehrspalmen übertrifft Assaph den David: seine Seele war nicht so zart, aber leidenschaftloser, freier. Die besten seiner Psalmen sind nach einem schönen Entwurfe angelegt, und auch seine Nationallieder sind vortrefflich, kurz er verdient den Namen eines Weissagers, d. i. eines Gottesweisen auf der Harfe." Wer auch die Gesänge der Kinder Korah gedichtet haben mag, er ist „vielleicht der prächtigste Liederdichter" der Psalmen. „Seine Nationalgesänge sind kurz, rund, feurig." Einige dieser Psalmen „enthalten Stellen, die bei allen Nationen für die erhabensten gelten müssen". Was die einzelnen Psalmen betrifft, so erklärt Herder den zweiten für die Krone der gan-

*) Geist der hebräischen Poesie III. S. 195, 201 f., 216 f., 224. Vom Studium der Theologie S. 79 f. Salomon's Lieder der Liebe S. 72.

zen Sammlung, für ein schönes Gemälde, das in jedem Worte treffe und fortschreite; die Disposition und „Ründe" dieses Gedichtes findet er beneidenswerth. Aber auch den 90sten Psalm zeichnet er ganz besonders aus, indem er denselben als den „Urspalm", als das „Lied der Ewigkeit" preist. Dieser Psalm, sagt er, gebe „das Muster göttlicher Weisheit im stillen Blick über das menschliche Leben".*) In diesen speciellen Charakteristiken vermissen wir die feste Individualität der Zeichnung und das Eingehen in den religiösen und dichterischen Gehalt. Meistens begnügt sich der Kritiker, mit schönen Declamationen den allgemeinen lyrischen Eindruck der Dichtungen zu schildern. Er ist ebensoweit davon entfernt, sie nach ästhetischen Kategorien zu analysiren, als er auf die eigentlich theologische Substanz bei seinen Betrachtungen tiefer eingeht. Es ist eben die Klopstock'sche Sentimentalität ohne feste Anschauung und ohne scharfes Eindringen des Verstandes, wovon wir die oben mitgetheilten Skizzen ganz beherrscht finden. Dazu kommt noch die große geschichtliche Unordnung, in der diese Urtheile auftreten.

In derselben Weise gibt uns Herder auch die Eindrücke wieder, die das Lesen der prophetischen Poesie in ihm zurückgelassen hat. „Die meisten hebräischen Dichter", sagt er, „waren heilige Personen, Weise des Volkes, Propheten". „Vision, unmittelbare Begeisterung und symbolische Handlung charakterisiren" die Propheten. „Die Keime, aus denen der Baum der prophetischen Poesie hervorging," waren „Abraham's, Judas', David's Segen". Jesaias ist der „erhabenste der Propheten", „der Adler mit dem Flammenblick und dem ätherischen Sonnenschwunge", „ein königlicher Löwe in Weissagung und Schreibart". „Jeremias ist äußerst sanft, weich und wehklagend." „Hoseas ist kurz und hinreißend, Amos landmäßig." Das Buch Jonas „hat eine Einheit, Kürze, Rundung, wie sie das beste morgenländische Poem haben kann, und was mehr als Alles ist, auch Einheit im Zweck, in seiner moralischen Lehre". Habakuk's Poesie ist kurz und erhaben. Sein Gebet möchte Herder „den Kranz lyrischer Gesänge der Hebräer nennen". „Der Ausgang des Gedichts", sagt er, „ist patriotisch, schön und edel. Alle Em-

*) Salomon's Lieder der Liebe S. 72. Geist der hebr. Poesie III. S. 210 f., 216 f., 223 f., 231, 242, 252, N. ss. 254, N. y. 257. Theologische Briefe I. II. S. 122—126. Vom Studium der Theologie S. 79 f.

pfindungen und Schicksale des Volks in Glück und Unglück trägt der Dichter in seiner Brust". „Ezechiel's Manier ist, ein Bild ganz und weitläufig auszumalen, seine Vorstellung schien große Gesichte, von allen Seiten umschriebene Bilder, sogar langwierige, schwere, symbolische Handlungen zu fordern."*)

*) Geist der hebräischen Poesie II. S. 70, 126, 141, 183, N. q. III. S. 305. Theologische Briefe I. II. S. 68, 109 f., 115, 119. Vom Studium der Theologie S. 79 f.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die Konsonanten der westfälisch-niederdeutschen Mundart.

(Vergl. „Die Vokale der westf.-niederd. Mundart" Bd. IV, Heft I und II dieser Zeitschrift*). Wir wollen, da die folgende Mittheilung eine Fortsetzung von jener ist, hier auch fortfahren zu paragraphiren).

Einleitung.

Wir unterscheiden die Konsonanten in herkömmlicher Weise erstens nach den Stellen ihrer Artikulation: in Kehllaute (Gutturalen), Zungenlaute (Lingualen), und Lippenlaute (Labialen); zweitens nach den Stufen ihrer Entwickelung: in starre Konsonanten (Mutä) oder Schlaglaute, in Hauchlaute (Spiranten) und in Schmelzlaute (Liquidä). Der Schlaglaut ist entweder hart (tenuis = k, t, p), weich (media = g, d, b), oder gehaucht (aspirata = ch, gr. ϑ, engl. th, deutsch: ß, f). Die eigentlichen Spiranten (j, s, w) verhalten sich aber, wenn man die Gesetzlichkeit des Wechsels berücksichtigt, zu den gehauchten Schlaglauten, wie die weichen Schlaglaute zu den harten, so daß man in dieser Rücksicht die gehauchten Schlaglaute auch als harte Hauchlaute ansehen kann, so daß sich nach unserer Anschauungsweise folge Uebersicht der Konsonanten ergibt:

*) Der Verfasser erlaubt sich, die Druckfehler anzugeben, die sich in seinem frühern Aufsatze finden: Heft I, S. 160, Z. 9, l. wie sie — S. 163, §. 1, unter 2, Z. 6, l. íe — S. 164, Z. 4, l. a oder u — das. Z. 13 v. u. l. sat für statt — S. 165, § 2, Z. 4 v. u. l. paul (palus) — S. 166, Z. 1, l. nad, nädde — S. 169, §. 5, Z. 5, l. nicht diphthongisch — das. Z. 15, l. flëisk. Heft II. S. 402, Z. 1, l. pertica — das. Z. 9 v. u. l. bîrat — S. 403, Z. 9 v. u. l. vor: α — S. 404, §. 10. Z. 7, l. (welches aü lautet) — das. Z. 14, l. ou gesprochen — das. Z. 2 v. u. l. blôz (nudus) — S. 406, §. 12, Z. 11, l. nutsen — das. Z. 1 v. u. l. jüngeling — S. 407, Z. 2, l. filii — das. §. 13, Z. 8, l. aus — S. 408, Z. 13, l. ströggen — S. 409, Z. 5, l. beadelerigge — das. §. 16. Z. 1 u. Z. 3, l. gebrochenen Laute — das. Z. 4 v. u. l. §. 18.

	Kehllaute.	Zungenlaute.	Lippenlaute.
1. Schmelzlaute	l, r, n (Nasenl.)		m (Nasenl.)
2. Schlaglaute			
a. harte	k	t	p
b. weiche	g	d	b
3. Hauchlaute			
a. harte	ch	(th) sz	f (v)
b. weiche	j	(dh) s	w

Der Spirant h gehört als reiner Hauch keinem besondern Organe an.

§. 19.

Der Laut des Buchstabens v trifft im Deutschen ganz mit f zusammen. Wir haben vorgezogen, uns des v bei der Schreibung der westfälischen Laute gar nicht zu bedienen, und fader, fon, fergå-en für hochd. Vater, von, vergehen zu schreiben.

§. 20.

Der aspirirte Zungenlaut (gr. ϑ, gth. engl. th) ist im Deutschen nicht mehr vorhanden. Der Zischlaut z gehört der oberdeutschen Mundart an, und ist aus dieser dem Hochdeutschen überkommen; der niederdeutschen Mundart ist er fremd. Auch der Zischlaut sch kommt in der westfälischen Mundart als einfacher Laut nicht vor. Die Laute qu, x, chs schreiben wir, wie sie gehört werden kw, ks, z. B. kwelle, luks, fluks, bükse.

§. 21.

Der Kehllaut g wird in Westfalen als Anlaut der Endung gesprochen wie j — z. B. dreagen wie dreajen, frågen wie fråjen — als Anlaut des Stammes aber und als stumpfer Auslaut fast ganz wie ch — z. B. Gôs wie chôs, gåren wie chåren, dag wie dach. In obersächsischer Mundart ist das Verhältniß umgekehrt: g wird als Anlaut des Stammes fast wie k, als Anlaut der Endung wie ch gesprochen: gern wie kern, bringen wie brinchen. — Der mit dem Nasenlaut n zusammengeflossene Kehllaut g, das ng der Endung, wird im Niederd. nk gesprochen, sprung, ge-

sang wie sprunk, gesank, in der Verlängerung derselben Wörter aber dem Hochdeutschen gleich: Sprünge, Gesänge*).

§. 22.

Der Lippenspirant w wird in Westfalen in eigenthümlicher Weise hervorgebracht, indem die Unterlippe nicht an die Oberlippe, sondern an die obere Zahnreihe gelegt wird, wie bei f. Daher kommt es, daß in einigen Gegenden das w sich dem f sehr nähert und z. B. wi (wir) beinahe wie fi lautet. Auch ist das in Niedersachsen den Anlaut verstärkende w (wringen) in Westfalen ein f (fringen).

§. 23.

Der organische Wechsel der Konsonanten findet bekanntlich nur in den Schlaglauten Statt; und wenn man die Anlaute des Gothischen, Hochdeutschen und Niederdeutschen vergleicht, nur in den Lippen- und Zunglauten; denn die Gaumenlaute g (ahd. k) k (ahd. ch) und h (ahd. g) stimmen im Goth., Hochd. und Niederd. überein, z. B. goth. gairdan, nhd. gürten; gards (das Haus), hochd. Garten (ahd. karto), westf. gåren; goth. gatvo, hochd. und niederd. Gasse; goth. gavi (ahd. kouwi, mhd. gouwe), nhd. und ndd. Gau; — goth. kinnus (ahd. chinni, mhd. kinne), nhd. und ndd. Kinn; goth. kniu (ahd. chniu), mhd. und nhd. Knie, westf. knei; — goth. himins (ahd. himil, mhd. himel), nhd. Himmel, westf. hiemel; goth. holund, nhd. Hōle, westf. hóel (Loch). Das goth. th ist hd. und ndd. d; z. B. goth. thiubs, hd. Dieb, ndd. dêw, deiw; goth. theins, hd. dein, ndd. dîn.

§. 24.

In den übrigen Schlaglauten stimmt das Niederdeutsche mit dem Gothischen überein; nämlich:

1. Goth. t = hd. z = ndd. t. Bsple. Goth. tunthus, hd. Zahn, ndd. tân, auch tand; goth. tam, hd. zahm, ndd. tam; goth. taihuns, hd. zehn, ndd. teine; goth. taikns, hd. Zeichen, ndd. têken; goth. tiuhan, hd. ziehen, ndd. teien.
2. Goth. d = hd. t = ndd. d. Bsple. Goth. dáupjan, hd. taufen,

---

*) Man hört in Westfalen von Personen, die hochdeutsch sprechen, den Laut ng auch wohl in ein n und g, oder vielmehr in ein n und j oder ch zerlegen, singen wie sin-jen, Gesang wie Gesan-ch. Diese und ähnliche Verkehrtheiten sind sogar in einer Sprachlehre, die in Westfalen und von einem Westfalen herausgekommen ist, für richtig ausgegeben und gelehrt worden.

ndd. döpen; goth. diabulaus, hd. Teufel, ndd. düwel; goth. dals, dal, hd. Thal, ndd. dâl; goth. dails, hd. Theil, ndd. dêl; goth. daur, hd. Thür, ndd. döer.

3. f (v) stimmen goth., hd. und ndd. überein. Bsple. fill, hd. Fell, ndd. fell; goth. finthan, hd. finden, ndd. finnen; goth. fulls, hd. voll, ndd. full.

4. Goth. p = hd. pf = ndd. p. Bsple. Goth. pund, hd. Pfund, ndd. pund; hd. Pflug, ndd. plôg; hd. pflanzen. ndd. planten.

5. Goth. b = hd. b = ndd. b. Bsple. Goth. balgs, hd. Balg, ndd. balg; goth. bäuan (wohnen) hd. bauen, ndd. buggen; goth. bagms, hd. Baum, ndd. bôm.

§. 25.

Der hd. Zischlaut sch ist im Anlaute:

1. aus dem Spiranten s hervorgegangen, wenn er vor einer Liquida und vor einem w auftritt. Diesem sch entspricht auch im Gothischen, Althochdeutschen, Angelsächsischen, Altsächsischen, im Nordischen und Niederdeutschen der Spirant s. Bsple. Hd. schlecht, goth. slaiths, ahd. sleht, angs. slith, schwd. slät, dän. slägt; hd. schleichen, ahd. slihhan, sleihan, angs. slincan, schwd. slika; hd. schlagen, goth. slahan, ahd. slahan, mhd. slahen, slachen, altś. slahan, slaan, angs. slaegan, slân, altnord. slâ, schwd. slå, dän. slaae; hd. Schmied, ahd. smid, altnd. smidhr, schwd. smed, angs. engl. smith; hd. Schnee, goth. snaivs, angs. snav, snau, ahd. sni, sneo, altnord. snaer, schwd. snö, alts. snêo, snêu; hd. Schwester, goth. svistar; alts. suestar; hd. schwarz, goth. svarts, ahd. suarz, angs. sveart, altnord. svartr, svört, svartt, engl. schwd. holl. swart, dän. sort. Es versteht sich, daß das Niederdeutsche in allen diesen Fällen auch ein einfaches s hat: slecht, slîken, nds. slaan, westf. slå-en, nds. smid, westf. smied, nds. snê, westf. snéi, swart. — Auch vor einem t und vor einem p wird im Hochd. das s wie sch gesprochen, das s in streben, Stand, sprechen, Span ist nur durch die Schrift von dem sch in schreiben, schlafen unterschieden. Das Niederd. hat hier natürlich auch ein bloßes s im Anlaut: s-treawen, s-tand, s-preaken, spån.

2. Ein s vor dem Schmelzlaut r widerstrebt der Aussprache und konnte in der Sprache nicht vorkommen; also kann das hd. sch

vor dem Schmelzlaute r nicht aus dem Spiranten s entstanden sein; man muß es vielmehr als eine Verstärkung der anlautenden Muta k oder g ansehen, was auch durch das Altd., Angs., Nord. bestätigt wird; wiewohl auffallender Weise die hd. Aussprache des sch vor r nicht verschieden ist von der Aussprache desselben Lautes vor andern Schmelzlauten. Bsple. Hd. schreiben, ahd. scrîpan, scrîban, bret. skriva, gr. *γράφειν*, verw. mit graben; hd. schreien, ahd. scrîan, screian, verw. mit krähen; hd. Schrein, ahd. scrini, angs. scrin, schwd. skrin, isl. skryn, mlat. escrinium, crineum; hd. schrappen, angs. screopan, wohl wie schreiben zu graben; hd. schreiten, angs. graeat der Schritt; hd. schroten, goth. skreitan, angs. screadan ist griutan (vergl. Grütze) mit vorgetretenem s; so gehört auch hd. schrunden zu Grind. Dieses ursprüngliche k oder g, dem ein s vorgetreten ist, geht in westf. Mundart in ein wirkliches ch über, das von s getrennt ausgesprochen wird, wie k von s getrennt in Sklave, also: s-chrîwen, s-chreien, s-chrein, s-chrappen, s-chrîden, s-chroden, oder, da das g in westf. Mundart wie ch ausgesprochen wird, auch zu schreiben: sgrîwen, sgreien, sgrein, sgrappen, sgrîden, sgrôden.

3. Eben so haben die hd. Wörter. in welchen das sch vor einem Vokale erscheint, im Goth., Ahd., Angs., Altſ. und in den nordischen Sprachen ein sk. Bsple. Hd. Schild, gth. skildus, angs. altſ. scild, altnord. skiöldr; hd. Schuld, goth. skula, ahd. sculd; hd. scheiden, goth. skeidan, angs. scaedan; hd. Schalk, goth. skalks (servus, famulus), angs. scalc, isl. skalk, ahd. scalc, scalch; hd. schaffen, goth. skapan, angs. scapan, ahd. scaffon, schwd. skapa; hd. Schuh, goth. skohs, angs. sco, scoh, altnrd. skor, ahd. scuoh. In niederd. Mundart wird auch in diesen Wörtern auf s-ch- das s von dem ch getrennt gesprochen: s-child, s-chuld, s-chëiden, s-chalk, s-chaffen, s-chô, oder: sgild, sguld, sgëiden, sgalk, sgaff, sgô *).

*) In den meisten Gegenden Westfalens steht das Hochdeutsche so sehr unter dem Einflusse der niederd. Volksmundart, daß nicht selten auch gebildete Personen dem sch im Hochd. ganz die niederd. Aussprache geben: Sgild, Sginken, sgreiben, sgrappen und swanken, sweben, slafen, sneiden, s-prechen,

§. 26.

Der Wechsel der Konsonanten findet in den Auslauten und in den Anlauten der Endungen nicht ganz unter denselben Bedingungen Statt, wie bei den Anlauten der Stämme. — Es ist bekannt, daß der stumpf auslautende Konsonant nicht weich ausgesprochen werden kann; die deutsche Orthographie bedient sich jedoch in den Fällen, wo bei der Verlängerung des Wortes der weiche Laut gehört wird, auch des Buchstabens für den weichen Laut am Ende des Stammes und schreibt: lieb, gab, Bad, Rad, obgleich man den entsprechenden harten Laut hört (liep, gap u. s. w.). Eben so wird nicht der harte sondern der weiche Hauchlaut geschrieben, wenn man*) in der Verlängerung (der Endung) des Wortes den weichen Hauchlaut hört, z. B. dies, Eis, leis (statt dieß, Eiß, leiß). Bei der schriftlichen Darstellung des Niederdeutschen beobachten wir denselben Grundsatz und schreiben nicht: sprank, lank, sant, hant, rôt, tüch, plôch, dach (dies), wisz, îsz, graff, staff (baculus), hóef, schrif, obgleich die Auslaute so klingen, sondern sprang, lang, sand, hand, rôd, tüg, plôg, dag**) wîs, îs, graw, stav, hóew, schrîw, weil die Verlängerung sprangest, lange, sande, hände, rôde, tûge (tûje), plôge (plöje), dage (daje**), wîsen, îse, grawe, steawe, höewe, schriwen ergibt.

§. 27.

Bei Vergleichung der hochd. mit den niederd. Auslauten ergiebt sich:

1. Den hochdeutschen harten Hauchlauten (gehauchten Schlaglauten) entsprechen die ndd. harten Schlaglaute.

hochd.	ch	sz (tz)	f (v) pf.
niedd.	k	t	p

s-terben; ja sogar, nach den Buchstaben lautirend ein barbarisches sgwanken, sgweben, sglafen, sgneiden sprechen. Die oben erwähnte Sprachlehre empfiehlt selbst diese unerträgliche Aussprache ausdrücklich.

*) Wenigstens in niederdeutschen Gegenden; viele Oberdeutsche sprechen: Eißes, leißes.

**) tüg, plog, dag, würde niederd. richtiger tüj, ploj, daj geschrieben, denn j ist, wie wir weiter unten sehen werden, der Laut, der dem hochd. g organisch als Auslaut entspricht und gesetzlich erscheinen muß. Um aber von der herkömmlichen Schreibweise nicht zu sehr abzuweichen, bedienen wir uns für das auslautende j eines g.

2. Unter den harten Schlaglauten kommen nur zwei, k und t, als Auslaut vor; k bleibt im Ndd., t wird d.
3. Unter den weichen Hauchlauten (Spiranten) kommt hochd. nur s als Auslaut vor; es bleibt im Ndd.
4. Unter den weichen Schlaglauten bleibt hochd. d (goth. th) auch im Ndd., wird aber nach einem n in der Verlängerung ausgestoßen; das hochd. weiche g wird ndd. j*), b wird w.

Man sieht hieraus, daß die niederdeutschen Auslaute durchaus mit den gothischen übereinstimmen, mit Ausnahme von w, welches im Goth. wie im Hochd. b ist.

Beispiele.

Hochd. ch = goth. k = ndd. k. — Hochd. brechen, goth. brikan, westf. breaken; hd. Buch, goth. bok, westf. bok; hd. dich, goth. thuk, westf. dik; hd. Leiche, goth. leik (caro), westf. leike; hd. gleich, goth. galeiks, westf. lîke, glik, gliks. Der hochd. Endung lich namentlich entspricht ndd. lik, und kommt es vor, daß die hd. Endung lich niedd. auch wie im Hochd. gesprochen wird, so ist das nur dem Einflusse des Hochd. zuzuschreiben und als eine Ungehörigkeit anzusehen.

Der dem hd. sch entsprechende Auslaut löst sich im Ndd. wie im Goth. und Ahd. in sk auf: Hochd. Fisch, gth. fisks, ahd. visc, ndd. fisk; hd. Tisch, ahd. tisc, disc, westf. disk; hd. wischen, ahd. wiskjan, westf. wisken; hd. Tasche, ahd. tasca, westf. taske; hd. Masche, ahd. masca, westf. måske; hd. Mensch (goth. manniska, adj.) ahd. mennisk, westf. menske. Wo neuhd. ein sch unorganisch eintritt für s, wie in Arsch, Barsch, Bursch, hat das Ndd. ein s. Das hd. chs — goth. und ahd. h-s — wird ndd. ss; hd. Fuchs, Ochse, wachsen, Eidechse, westf. foss, osse, wassen, igedisse. — Die hd. Endung chen für die Diminutivform der Substantiven wird ndd. ken, z. B. hd. Häuschen, Mäuschen, Kindchen, westf. hüsken, müsken, kinneken. Dieses sk in hüsken, müsken ist von dem oben erwähnten, das für hochd. sch steht, im Laute nicht zu unterscheiden.

Das hochd. z, tz, ß (auch s, wenn es ß lautet, z. B. in was, das, eigentl. waß — wessen, daß — dessen) ist Goth. und Ndd. t. Bsple. Hd. Salz, goth. salt, westf. salt; hd. Herz, goth. hairto,

---

*) Wir schreiben jedoch g; s. d. obige Anmerkung.

westf. hearte; hd. naß, goth. natjan (netzen), westf. nat; hd. Wasser, goth. vato, westf. wâter; hd. saß, fraß, westf. sat, frat; hd. Katze, Ratze, westf. katte, ratte; hd. was, westf. wat; hd. daß, goth. thatei, westf. dat.

Hochd. f, pf = goth. p = ndd. p. Bsple. Hochd. helfen, goth. hilpan, westf. helpen; hd. werfen, goth. wairpan, westf. wearpen; hd. Affe, schaffen, schlafen, streifen, Hanf, stumpf, Strumpf, dumpf, Kopf, westf. âpe, schappen, slåpen, strîpen, hamp, stump, dump, kopp. — Ausnahmen sind, wo hd. f auch ndd. f bleibt, z. B. hd. strafen, ndd. stråfen, und wo hd. f ndd. w wird, z. B. hd. Brief, brav, nd. brêw, brewe; braw, brawe; solche Wörter sind entweder dem Hochd. entnommen, wie das erstere, oder sie stammen aus fremden Sprachen, wie die letzteren.

Hochd. k, ahd. ch = goth. k = ndd. k. Bsple. Hochd. Bock, Rock, dick, schicken, Stück, stinken = ndd. ebenso. Wo hochd. ck als ndd. gg erscheint, wie hd. Rocken, Brücke = ndd. roggen, brügge, hat sich das nhd. ck nicht organisch aus ahd. ch entwickelt, z. B. ahd. rugge, hrucke, hd. Rücken, ndd. rügge (s. weiter unten).

Hochd. t, d = ahd. t = goth. d = ndd. d. Auch: hochd. d, ahd. d, goth. th = ndd. d.

Bsple. Hochd. Wort, goth. vaúrd, ndd. wôrd; hd. Hund, ahd. hunt, goth. hunds, ndd. hund; hd. kalt, goth. kalds, ndd. kald; hd. hart, goth. hardus, ndd. harde; hd. wenden, ahd. wentan, goth. vandjan, ndd. wenden; hd. Vater, goth. fadar, ndd. fader; hd. Muth, goth. môths (animus, ira), ndd. môd; hd. Mund, goth. munths, ndd. mund; hd. Tod, goth. dáuthus, ndd. dôd; hd. Erde, goth. airtha, ndd. êrde (êre). — Insbesondere steht in allen Flexions- und Ableitungsendungen das niederd. d an der Stelle des hochd. t, z. B. bei dem Imperfekt der nach der neuen Form konjugirten Verben, hd. ich lebte, du lebtest, er lebte, wir lebten, u. s. w., ndd. ik leawede, du leawedest, hei leawede, wi leaweden etc. Wir müssen daher auch den auslautenden Konsonanten in der Flexionsendung der 3. Person des Sing. und der 1. 2. und 3. Person des Plurals vom Präsens als ein d ansehen, hei leawed, wi leawed, ji leawed, sei leawed. Eben so hat das Partizip der Vergangenheit ein d: ferwünnerd, bekümmerd, arbegged, seagend. Unter den Endungen der Ordnungs-

zahlen haben jedoch nur de twedde, drüdde regelmäßig ein d; nach einem andern Konsonanten wird das ursprüngliche d der Endung härter gesprochen, so daß man es von einem t nicht wohl unterscheiden kann; wir schreiben daher in solchen Fällen ein t. Das hochd. st ist auch im Niederd. auslautend wie st, z. B. de eiste, beste, schönste, twintigste u. s. w.

Hochd. s = goth. und niederd. s. Bsple. hd. Haus, goth. u. ndd. hûs; hd. lesen, goth. lisan, westf. leasen; hd. los, goth. laus, ndd. los, laus.

Hochd. g, ahd. k, goth. g = ndd. g. Bsple. Hd. Tag, ahd. tac, goth. dags, ndd. dag; hd. Teig, ahd. teic, ndd. dêg; hd. Schlag, ahd. slac, ndd. slag. Als Anlaut der Endung entspricht hd. g, goth. h, ahd. h, k, ndd. g. Bsple. Hd. fragen, goth. freichan, ahd. frahen, fraken, ndd. fragen; hd. geschlagen, goth. slahen, ahd. slahan, ndd. slagen. Den Laut ng haben wir oben besprochen; er tritt immer für hd. ng, goth. gg ein. Auch rg wird westf. wohl als rk gesprochen: beark, tweark, hd. Berg, Zwerg. Sonst ist die Aussprache des auslautenden g immer ähnlich dem ch; hd. Tag, Weg, westf. dag, weeg wie dach, weach.

Hochd. b, goth. b = westf. w. Bsple. Hd. halb, Kalb, starb, Salbe, selber, Silber, werben, darben; westf. halw, kalw, starw, salwe, selwer, silwer, wearwen, darwen. Doch wird in einigen Gegenden Westfalens dieses w dem b ähnlich gesprochen, jedoch nie bei stumpfen Auslauten, z. B. kalw, kälber, starw aber starben, halw, halber.

§. 28.

Im Niederdeutschen verdoppelt sich auslautend nicht bloß, wie im Hochdeutschen, die Tenuis und die Aspirata, sondern auch die Media, ja sogar der Spirant s und der Spirant w; die beiden letztern freilich selten, und w dann leicht wechselnd mit b. Bsple. siggen, friggen, buggen, frugge etc., pedde, bedde, fedder, fadder, hädde, redden, ridder; krabbe, labbe, flabbe, sabbeln, slabbern; sissen, bissen, fisseln, hisse, ässe, hasselêren; slawwern, schawwendiekel, owwer. Diese Verdoppelung weicher Laute ist dem Niederdeutschen eigenthümlich; wo sie im Hochdeutschen vorkommt, hat der Einfluß des Niederd. gewirkt, und in der Regel findet die harte Form neben der weichen Statt, wie in labben und plappern, flügge und flück, Roggen und Rocken.

In oberd. Gegenden wird der Laut immer hart ausgesprochen, Flagge, Widder, sabbeln nie Flacke, Witter, sappeln.

§. 29.

Außer dem oben besprochenen, durch die nächste Verwandtschaft der Laute erklärten, also organischen Wechsel unter den Schlag- und Hauchlauten, gibt es noch manche Veränderungsformen in der Mundart: Uebergänge der Laute in entfernter oder gar nicht verwandte Laute; Verstärkung des Anlauts oder des Auslauts, Einschiebung und Anhängung von Lauten. Es liegt uns ob, die Veränderungsvorgänge zu besprechen.

§. 30.

Lautübergänge. Wir verstehen unter Lautübergang den Wechsel von Konsonanten, die nicht denselben Organen, wohl aber derselben Stufe der Artikulation angehören; jene nennen wir gleichnamige Laute — wie die Kehllaute, k, g, ch, j, die Zungenlaute t, d, ß, s, die Lippenlaute p, b, f, w, — die andern nennen wir gleichstufige Laute — wie die Schmelzlaute l, r, n, m, die harten Schlaglaute k, t, p, die weichen Schlaglaute g, d, b, die gehauchten Schlaglaute ch, ß, z, f, die Hauchlaute h, j, s, w. — Man erkennt den Grad der Verwandtschaft unter den gleichstufigen Lauten nach den Artikulationsstufen: die harten Schlaglaute sind mit einander näher verwandt, als mit den weichen Schlaglauten u. s. w. Eine Art von organischem Wechsel findet in den Schmelzlauten Statt; so wechseln n und m als Nasenlaute, z. B. hd. Faden, Schwaden, Busen, Besen, ndd. fâm (aus fadem — engl. fathom), swâm (aus swadem), bausem (engl. bosom), besmen, besm; hd. nennen, ndd. neimen; hd. Thurm, ndd. tôren. Auch die liquiden Zungenlaute l, n und m wechseln. Bsple. Schenkel und Schinken, goth. himins, hd. Himmel, ndd. himel, lat. sol d. Sonne, hd. Knäuel, obd. kleuel, ndd. kluwen. Am häufigsten geht der Schmelzlaut r in einen andern Konsonanten über; jedoch in unterschiedener Weise, je nachdem er als Gaumenlaut oder als Zungenlaut gesprochen wird. Das Gaumen-r kommt, zumal wo es als Auslaut sehr weich klingt, einem kurzen dunkeln a nahe, und in der niedern berliner Mundart klingt: her, hören, führen, Mutter nicht sehr verschieden von: heă, heăen, fiăen,

mutteă. Aus dieser Erscheinung erklärt sich die Ausstoßung oder Abstoßung des r in niederdeutschen Gegenden besonders nach langen und gebrochenen Vokalen, wie: pâ', å'm, hê'ns, kê'n, Bê'nd, twê'nd, å'nd, tâte, pead, steat, heate, hea'l'k, kö'ne, für: par, arm, hêrens (Herrn), kêrn, Berend (Bernhard), twêrend (Zwirn), årend (Enterich), târte (Torte), peard (Pferd), steard (Sterz), hearte (Herz), hearlik (herrlich), hörne (Hörner), körne (Körner). Selten kommt diese Erscheinung nach kurzem Vokale vor, wie: ha't, Benna'd für: hart, Bernard. Auch der Ausfall des r im Mittelhochdeutschen, wo es ahd. als Auslaut steht, gehört hierher; Bsple. mhd. dâ, wâ, sâ, mê, ahd. dâr, huâr, sâr, mêr. — Der liquide Zungenlaut r wechselt ferner leicht mit l — mhd. hadel, marteln, nhd. Hader, martern; d. Barbier und Balbier, Pardel und Parder, hd. Pflaume ndd. prume. Auch ein Wechsel des liquiden Zungenlauts r mit dem Zungenspiranten s kommt vor, wie lat. honos, arbos und honor, arbor, angs. dän. schwed. engl. hare, isl. hiere und d. Hase, so: hd. verlieren, ndd. ferleisen, hd. war ndd. was. Häufig findet in den niederd., insbesondere in den westfälischen Mundarten ein Wechsel zwischen der Verdoppelung des liquiden Zungenlauts r und der Verdoppelung des lingualen weichen Schlaglauts d Statt. Bsple. Westf. hadde, midde, schüdden, kladde, pedde, bedde, fudden, wedden, und westf. harre, mirre, schürren, klarre, perre, berre, furren. Ja im Mecklenburgischen tritt selbst für ein einfaches d ein r an die Stelle: fårer, môrer für fåder, môder. — Eine Eigenthümlichkeit einiger südwestfälischen Mundarten ist die Verwandlung von nn in ng in solchen Fällen, wo dieses nn dem hochd. nd oder nt entspricht — was wir weiter unten erklären werden. — Bsple. Hd. senden, wenden, Ende, Bänder, unten, wandern, Kinder, finden, lindern, ndd. gewöhnlich: sennen, wennen, enne, bänner, unnen, wannern, kinner, finnen, linnern, aber auch: sengen, wengen, enge, bänger, ungen, wangern, kinger, fingen, lingern. Eigentlicher Wechsel bloß gleichstufiger Laute findet hauptsächlich Statt zwischen den gehauchten Schlaglauten f und ch. Bsple. Hd. Luft, ndd. lucht (d. i. Luft, auch Licht); hd. Schlucht, ndd. sluft; hd. Schaft, ndd. schacht; ndd. kraft und kracht, gräfte (Graben) und gracht; hd. after, ndd. achter; hd. sieben (engl. sift), hd. und ndd. sichten; hd. Klafter, ndd. lachter. — Selten wechseln die harten Schlaglaute,

wie hippe und hitte (Ziege), die weichen Schlaglaute wie gróes und dróes (Bodensatz), bülle und dülle (Beule), und die Hauchlaute, wie hd. Zehen, gesehen, oberd. zewe, gesewen, ndd. tewen.

§. 31.

Verstärkung des Anlautes findet im Allgemeinen übereinstimmend mit dem Hochdeutschen Statt; wenige niederd. Wörter haben verstärkten Anlaut, wo das Hochd. den einfachen hat; z. B. kring, flau, slabbern, slamperte. Eigenthümlich ist dem Niederdeutschen und dem Angelsächsischen die Verstärkung des anlautenden r durch ein w, das jedoch in westf. Mundart in Folge der oben (§. 22) erwähnten harten Aussprache des w vollständig in f übergegangen ist. Häufiger als in Westfalen kommt in Niedersachsen dieser Anlaut vor, und z. B. das nds. wreken, angs. wrecan, rächen, nds. wrögen rügen, wrukkeln, wrökeln Händel suchen, wrosen Saft auspressen, u. m. a. kommen in Westfalen gar nicht, oder ohne Verstärkung des Anlautes vor. Wo aber in Westfalen der verstärkende Anlaut f erscheint, da erhält das Wort in der Regel die Bedeutung verstärkter Intensität, z. B. rîwen reiben, friwen anhaltend reiben, fringen stark ausringen, freikeln sich stark rekeln, frensken, stark ransken, d. i. osnab. wiehern. — Die Verstärkungssilbe (das Augment) ge — vor l, n, r gewöhnlich bloß g — kommt im Ndd. bei der Bildung von Ableitungs- und Flerionsformen wie auch als bloße Verstärkung des Anlauts seltener vor, als im Hochdeutschen. Nur wenige Wörter mit dem Augment ge (g) hat das Niederdeutsche eigenthümlich: westf. gnagen, hd. nagen, westf. grummeln, hd. rummeln; dagegen kommen viele Wörter, die im Hchd. das Augment haben, im Ndd. ohne dasselbe vor. Bsple. hd. glücken, gleichen, gleich, Geleise, gelingen, glauben, Glied, genau, genießen, gedeihen, geringe, gewinnen, gewiß, gewöhnen, westf. lükken, liken, like (eben), leise, lingen, löwen, lied, nogge, (karg), neiten, diggen, ringe, winnen, wisse, wienen.

§. 32.

Auch in der Verstärkung des Auslautes stimmt das Niederdeutsche im Allgemeinen mit dem Hochdeutschen überein. Der hochd. Auslaut b ist ndd. w; die Verstärkung dieses ndd. w durch

ein folgendes t gibt denselben Laut wie das hd. ft, das für bt an die Stelle tritt: ndd. giwt, schriwt, driwt, für hd. Gift, Schrift, Trift. Man könnte hier fd erwarten; aber wenn der Auslaut durch eine linguale Muta verstärkt wird, so tritt nicht der weiche, sondern der harte Laut hinter den auslautenden Konsonanten, z. B. slacht, macht, bucht, driwt, geschichte, schriwt, giwt, slachten, achten, suchten (seufzen), mechten (ächzen). — Nur in wenigen Wörtern hat das Niederd. die hochd. Verstärkung des Auslauts nicht, wie in hd. gelb, westf. geal, hd. falb, westf. fâl, hd. Hüfte, ndd. hüepe (angs. hipe), hd. Saft, ndd. sap.

§. 33.

Ausstoßung von Lauten findet im Niederdeutschen, namentlich in westfälischer Mundart häufig Statt. Die weichen Schlaglaute werden, wie wir oben gezeigt haben, von westf. Zunge zu Hauchlauten verflüchtigt: g zu j, b zu w (d hat keinen entsprechenden Spiranten, wie etwa im angs. dh) — und vor dem stummen e der Endung werden sie vollends ganz verhaucht, so daß das Ohr sie nicht mehr wahrnimmt. Am seltensten geschieht dieses mit w, und nur in der sehr trägen und schlaffen Aussprache weniger westfälischer Gegenden hört man: óe-en, bó-en, stóe-e, kal-er, pul-er, schrô-en, für óewen, bóewen, stóewe, kalwer, pulwer, schrôwen. Häufiger verfliegt das g (j); man hört nicht selten die Aussprache: fu-el, sna'el, ma'ed, sla'en, lea'en, kíe'el, sea'enen, rea'enen für: fugel, snagel, maged, slagen, leagen, kíegel, seagenen, reagenen; doch nur in Fällen, wo das g (j) nach Vokalen eintritt. Folgt ein n, so wird in anderen Gegenden Westfalens (Münsterland) dieser Nasenlaut mit dem g verschmolzen, so daß die Wörter reagen, reagenen, seagen, seagenen wie rea'ng, rea'ngnen, sea'ng, sea'ngnen klingen, das ng ähnlich dem franz. Nasenlaut ien in: rien, chien. — Wenn das Pronom ik, íek (ich) nach einem Verb mit dem Auslaute g folgt, so wird dieses g und das i des folgenden Pronoms häufig verschluckt, so daß seg ik, mag ik, leg ik wie sek mak, lek lauten. (Eben so verschwindet nicht selten das auslautende l in den Hülfsverben sollen und wollen, z. B. sall ik, well ik klingt wie sak, wek.) — Am häufigsten, und fast überall in Westfalen verflüchtet sich das d nach langem (nie nach kurzem), auch nach gebrochenem Vokal, der aber durch den Wegfall des d

zur Länge wird, und mit Ausnahme von m nach den Schmelzlauten, wenn diese einem kurzen Vokale folgen. Es versteht sich dann, daß um der Kürze des Vokals willen, der Konsonant verdoppelt werden muß, z. B. finden — finnen. Nur vor dem Schmelzlaute r ist der Vokal ein langer, wenn das folgende d verschwindet. Nach den Schmelzlauten verschwebt das d regelmäßig; nach Vokalen in gewissen Wörtern nie, und nicht selten bleibt oder scheidet das d je nach der Bedeutung des Wortes. So wird das d in: beiden (ambobus), snîder Schneider, sîde Seide, sîden seiden, heide (ethnicus) nie ausgestoßen; aber aus: beiden (liceri), snîder Schnitter, sîden Seiten, heide (campus), heide (stuppa) wird: bei-en, snî-er, sî-en, hei-e, hei-e. — Beispiele von Ausstoßung des d-Lautes: bâden, bâ-en; råden, rå-en, bråden — brå-en, swadem, swâm*); fâder, fâr*), geaden, gae-en gåten, beaden, bea-en beten; freade, frea-e Friede; loede, loe-e Lode, roeden, roe-en roden; reiden, rei-en bereiten, gliden, gli-en gleiten; moder, mo-er Mutter, broder, bro-er Bruder, hüden, hü-en hüten — fålden, fållen falten, spålden, spållen spalten; waelder, waeller Wälder; melden, mellen; selden, sellen selten; felder, feller; bilder, biller**); milder, miller; wacholder, wacholler; schüldig, schüllig schuldig; — êrde, ere; wêrden, wêren; wôrden, wôren Worten, gården, gåren Garten; bårde, båre Barte; — bänder, bänner; länder, länner; wenden, wennen; ende, enne; hände, hänne; sünde, sünne; ferkündigen, ferkünnigen; bündig, bünnig; bunde, bunne; munde, munne; stunde, stunne; wunde, wunne; hunde, hunne; runde, runne.

§. 34.

Zur Abstoßung der Endung e, besonders nach kurzem Vokal im Stamme, neigen sich mehrere Gegenden des Münsterlandes und angränzende Theile der Grafschaft Mark. Z. B. statt: bange, lange, enge, länge, kante, ante, lâte, tâte (für tarte, Torte), katte, pötte, kanne, sunne, und in den Wörtern mit ausgestoßenem d: sünne, enne, êre, peare, hänne, stunne, hört man: bang', lang',

---

*) Das stumme e der Endung verliert sich leicht nach einem langen Vokal des Stammes und zwei Silben fließen in Eine; doch selten in einem Verb.

**) Im Dän., Holl. und Ostfr. wird umgekehrt für ein ursprüngliches ll ein ld gesprochen, z. B. holl., ostfr. kelder, dän. kiälder für Keller.

eng', lang', kant', ant', lât', tât', katt', pött', kann', sunn', und sünn', enn', êr', pear', hänn', stunn'.

§. 35.

Einschiebung von Lauten, die meist dazu dient, bei der Wortbildung den Uebellaut zu vermeiden, findet im Niederdeutschen im Allgemeinen in Uebereinstimmung mit dem Hochdeutschen Statt. Die wenigen Abweichungen, als: für hd. mein-et-wegen, westf. min-s-weagen (doch sin-t-weagen); für hd. Büch-el-chen, Tüch-el-chen, Tisch-el-chen, westf. bök-s-ken, dök-s-ken, disk-es-ken u. v. a. werden wir a. a. O. besprechen. Bsple. von sonstigen Bildungsvorgängen in der westf.-ndd. Mundart, z. B. Umkehrung der Wurzellaute (Anastrophe) wie ndd. pot u. hd. Top-f, oder eines Theiles der Wurzellaute (Metathesis) wie ndd. bölken u. hd. blöken, ndd. eller u. hd. Erle finden sich in unserm Wörterverzeichniß.

§. 36.

Schließlich haben wir der Wiederholung von Vokalen und Konsonanten zu erwähnen, deren sich die niederd. Mundart noch häufiger als das Hochdeutsche bedient, um der Rede Lebhaftigkeit zu geben oder die Bedeutsamkeit der Begriffe hervorzuheben, oder eine gewisse Totalität zu bezeichnen. Es dient zu diesen Zwecken besonders der Reim und die Alliteration zweier Wörter, die durch die Konjunktion un, und, verbunden sind. Z. B. Sakk un pakk, salt un smalt, stokk un blokk, knall un fall, weag un steag, schríet un tríet, heagen un pleagen, ríegen un wíegen, handel un wandel, rumpeln un pumpeln, slecht un recht, hakk un makk, rind un kind, singen un springen, rante un kante (rante-kante), sus un brus, lug un drug — und land un lü-e, lûo un leaven, geld un gúed, stump un stíel, gänge un gêwe, hus un hóew, küeke un kammer, küeke un keller, schimp un schanne, wind un weader, hûd un hâr, wedden un wågen, mûs un mo-er, kopp un kíegel, kind un kíegel, u. v. A. Insbesondere tritt mit der Alliteration häufig der Wechsel in der ursprünglichen Vokalreihe, der Kürzen i, a, u, oder doch der beiden ersten i, a*) ein. Die niederd. Mundart ist besonders reich an

*) Vergl. J. Grimm, Gr. I, S. 561 u. f.

Bildungen dieser Art, wie: kisten un kasten, knistern und knastern, wisken un wasken, sing un sang, und: tiktak, sniksnak, rikrak, hikhak, snipsnap, klikklak, klingklang, pinkpank, miskmask, wigewage, bimbam, himphamp, sigesage, — bim bam bum, sippe sappe sunne, snip snap snurre, strip strap strulle, piff paff puff u. v. a.

Büren.

F. C. Honcamp.

Zwei provenzalische Lieder
sprachlich und sachlich erklärt.

Wenn Frau v. Staël (Litt. 150) sagt: La vertu consistoit chez les anciens dans la force sur soi-même et l'amour de la réputation, so können wir, auf die Etymologie des griechischen Wortes für Tugend „*ἀρετή*" eingehend, vielmehr behaupten, daß bei dem Volke, welches den Menschen vor Allem als *Ζῶον πολιτικόν* betrachtete, welches alle menschlichen Kräfte auf den Staat bezog, Tugend das aus tüchtiger Gesinnung hervorgehende kräftige Handeln bedeutete. *Ἀρετή* hängt zusammen mit *ἄριστος* wie mit *Ἄρης*, dem gewaltigen Gotte der Schlachten, und auch virtus [wenn man nicht etwa des provenzalischen Dichters Deudes de Prades „4 vertus cardinales Rayn. Lex. I. 564" Etymologie

vertutz es dita de verdor
Tugend ist genannt von Grün,
car erba vert segon color
Denn grünes Gras hat nach seiner Farbe
ha en se forza de natura
in sich natürliche Kraft —

annehmen will (?)] bedeutet nur Mannskraft. Nirgends aber sehen wir diese ungestümer hervortreten und sich wilder breit machen als in der mittelalterlichen geharnischten Sirventespoesie der Provenzalen, von der Galvani mit Recht sagt „spirito guerriero e cavalleresco forma la tinta generale del componimento" (Osserv. sulla poes. de' trovatori 90). In den Sirventes, deren Kraft im entschiedensten Gegensatze steht gegen die oft weichlichen Canzonen, prägte sich der Geist jenes Ritterthums aus, das nur im Kampf und in Abenteuern das Ziel seines Lebens suchte, dessen edlere Richtung in die fratzenhafte Gestalt des fahrenden Ritterthums ausartete. In keinem Troubadour aber tritt diese Freude am Kampfe so hervor und beherrscht so ganz die gesammten poetischen Erzeugnisse, als in dem Helden der schönsten Uhland'schen Ballade, dem Herrn von Antafort, Ber-

trand de Born, den deshalb der Dichter der göttlichen Komödie (Hölle 28. 134) mit abgetrenntem Haupte in die Hölle versetzt hat. Sein oft ausgesprochener Grundsatz war: patz no m fai conort (Friede erfreut mich nicht) R. IV. 143 Ges de far) und (Rayn. IV. 150 Lo coms) totz temps vuelh que li ric baro sion entre lorirascut (stets will ich, daß die großen Herren mitsammt in Fehd' und Zwietracht sind); IV. 172 ich liebe nicht „ni sojorn ni estar adais tan cum guerr' e trebaill e fais“ Ruhe und behagliches Leben so als Krieg und Mühe. Aber sicher kann man des Gervinus Urtheil über ihn (Gesch. d. poet. Nationallitt. I. 292) unterschreiben: Wer gibt nicht, wenn uns Bertrand de Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel, das Schlachtgeschrei, die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die Liebesklagen unserer Minnesänger zu Hunderten dafür hin?

Doch ein eigenes Mißgeschick hat gerade über diesem bedeutenden Sänger gewaltet: la mémoire de cet illustre troubadour semble avoir été le jouet des caprices de la fortune. Guerrier audacieux et politique, il n'est presque pas connu des historiens; poète fécond et singulier, il est également ignoré dans les fastes de la littérature (Millot I. 210). Außer den Nachrichten, welche uns seine Gedichte selbst geben und den verhältnißmäßig unbedeutenden Notizen der alten provenzal. Biographien wird der Name des Tirteo Provenzale (Galvani 42) fast gar nicht erwähnt. In einem Diploma Berthae reginae Burgundiae ann. 962 bei Bouquet Recueil IX. 668 kommt ein Zeuge Namens Borno vor, sowie in einer Urkunde aus dem Jahre 1035 (Hist. de Languedoc II. probe 176): Petrus filius Hugonis cognomento Bornia; Altefort, nicht weit von der Isle, dem Nebenflusse der Dordogne in Perigord gelegen, kommt einigemale bei Bouquet vor, wie auch unter den 59 Baronien in einem Chartularium regis Philippi Augusti bei Du Cange I. 599.

Bertrand, dessen Tochter Aimelina mit einem Herrn Segninus de Turribus vermählt, dessen gleichnamiger Sohn wie der Vater Dichter war, lebte mit seinem Bruder Constantin in heftiger Fehde, aber dies hinderte ihn nicht, sich ein weiteres Feld für kriegerische Thaten zu ersehen. In der damaligen Zeit, so reich an Gewaltthaten und Streitigkeiten, über die ein anderer Troubadour, Borneil

(Diez Leben der Troubad. 147), die bitterste Klage führt, konnte Bertrand (illustris probitate armorum: Dante vulgar. eloqu. 2. 2) sein Gelüst um so eher befriedigen, als König Heinrich II. von England, Lehnsherr von Poitou, Gascogne und Auvergne mit seinen Söhnen in der größten Feindschaft lebte. Henri au court Mantiel, wie ihn die Hist. des ducs de Normandie ed. Michel Paris 1840, oder wie ihn Bertrun (R. II. 183) nennt Marinier und el jove reg engles „der junge König von England" war nach dem Tode seines als Kind gestorbenen älteren Bruders Guillaume, der älteste der vier Söhne Heinrich's II. und der Alienor, der geschiedenen Gattin Königs Ludwig VII. von Frankreich. Er war vermählt mit Margherite, Ludwig's Tochter, und begann 1173 par le consel dou roi de France den Kampf gegen seinen Vater, der mehrmals unterbrochen, mit veränderter Parteistellung, indem die Brüder später gegen einander kämpften, erst mit Heinrich's plötzlichem Tode, 11. Juni 1183, beendet wurde. Born, der stets ein eifriger Anhänger des schon 1170 zum Könige gekrönten Heinrich gewesen war, sah jetzt bald nach dem Tode des von ihm in zwei sehr interessanten Klageliedern betrauerten jungen Fürsten den alten König nebst seinem zweiten Sohne Richart Coeur de Lion und dem Könige Alfons von Aragon vor seiner Feste erscheinen und mußte sich nach einer siebentägigen Belagerung ergeben, ein Ereigniß, das ja Uhland so schön geschildert hat. Von jetzt an stand er auf Seiten seines neuen Lehnsherrn Richart, dem er den Beinamen Oc e No gab, sowie er auch dessen Bruder Gofrois von der Normandie, den Vater des unglücklichen Artus, Rassa nannte. Den Kämpfen des Grafen, späteren Königs Richard, galten mehrere seiner Sirventes, doch auch das Schwert führte er für ihn, treu auch während des Königs Abwesenheit auf dem dritten Kreuzzuge und seiner nachherigen Gefangenschaft. Später als 1192 fällt keins der uns bis jetzt bekannten Gedichte unseres Troubadours, denn ein Lied (R. IV. 181), das erst im Jahre 1230 gedichtet sein kann, hat ziemlich sicher seinen Sohn zum Verfasser; wann aber der Vater gestorben, und ob er der Sitte seiner Zeit folgend, sich, wie der Biograph (Rayn. V. 77) sagt, aus dem bewegten Leben in ein Kloster zurückzog, darüber haben wir keine bestimmten Nachrichten. Jedenfalls blühte er in der Zeit, da die lyrische Poesie der Troubadours ihre bedeutendste Höhe erreicht hatte, da Ventadorn, Folquet von Marseille, Vaqueiras, Vi-

dal und andere Dichter, deren Namen zu den gefeiertsten ihrer Zeit gehörten.

Vorzüglich geeignet, unsere Dichter zu charakterisiren, ist ein von Rayn. Bd. II. mitgetheiltes Lied, das zwar, wie derselbe (V. 197) sagt, von anderen Manuscripten auch dem Guillaume de St. Gregori, dem Guillaume Allger zu Figueiras Zeit (XIII. init.), dem Lanfranc Cigala XIII. med. aus Genua, und von dem MSS. Laurentian. dem ritterlichen Sohne des Blacas, Blacasset zugeschrieben wird (cf. Notredam. 176, Papon 2. 413), uns aber unbedenklich als eine Art Tendenzlied dem Bertran anzugehören scheint. Die Reime gehen nach der in der prov. Poesie häufigen Manier durch das ganze Gedicht, sowie auch das Geleit die zwei letzten Reime der Strophe enthält. Das Geleit, oft eine Anrede an die Geliebte oder an das Gedicht selbst, ist hier getheilt und schließt mit einer Aufforderung an den Jongleur des Dichters, der das Lied am bestimmten Orte singen soll. Ich habe, obwohl das Lied schon einige Male übersetzt ist, es doch noch von Neuem mit strengerer Festhaltung der Reimstellung im Originale übertragen.

Be m play lo douz temps de pascor,
que fai fuelhas e flors venir,
e play mi quant aug la baudor
dels auzels que fan retentir
lor chan per lo boscatge;
e play mi quan vey sobre ls pratz
tendas e pavallos fermatz,
e play m'en mon coratge,
quan vey per campanhas rengatz
cavalliers ab cavals armatz.

Mich freut des Lenzes süße Zeit,
Die Blatt und Blumen sprießen macht;
Mich freut es wohl, wenn weit und breit
Die Vögel sich bei Tag und Nacht
An Liedern freun im Hage;
Doch mehr wenn auf dem Wiesenplan
Verschanzte Zelt' errichtet stahn.
Da thut das Herz mir schlagen,
Wenn auf dem Feld sich ordnen dann
Zu Roß die Ritter, Mann bei Mann.

E play mi quan li corredor
fan las gens e ls avers fugir;
e play mi quan vey aprop lor
gran ren d'armatz ensems brugir;
et ai gran alegratge,
quan vey fortz castelhs assetjatz,
e murs fondre e derocatz,
e vey l'ost pel ribatge,
qu'es tot entorn claus de fossatz,
ab lissas de fortz pals serratz.

Mich freut's, wenn Plänkler schnell bereit
So Heerd' als Hirt zur Flucht gebracht,
Dahinter braust die wilde Meut'
An Waffen reich, auf Raub bedacht.
Auch fühl' ich groß Behagen,
Seh' ich den Schlössern Krieger nahn.
Die Mauern nagt des Eisens Zahn,
Die Ufer Truppen tragen,
Von breiter Gräben tiefer Bahn
Und Pallisaden rings umfahn.

Atressi m play de bon senhor,
quant es primiers al envazir
ab caval armat, ses temor;

Dem Tapfern ziemt es allezeit,
Voran zu sein in Angriffsschlacht,
Furchtlos, durch Waffenmacht gefeit.

c'aissi fai los sieus enardir
ab valen vassallatge;
e quant el es el camp intratz,
quascus deu esser assermatz,
e segr' el d'agradatge,
quar nulhs hom non es ren prezatz
tro qu'a manhs colps pres e donatz.

Wie das den Lehnsmann kühner macht,
Den wilden Strauß zu wagen;
Und sind sie auf dem Schlachtfeld dann,
So muß bereit sein Jedermann,
Zu folgen sonder Zagen;
Denn wer nicht Wunden schlagen kann
Noch selbst aufweisen, ist kein Mann.

Lanzas e brans, elms de color,
escats trancar e desguarnir
vegrem al intrar de l'estor,
e manhs vassalhs ensems ferir,
don anaran a ratge
cavalhs dels mortz e dels nafratz;
e ja pus l'estorn er mesclatz,
negus hom d'aut paratge
non pens mas d'asclar caps e bratz,
que mais val mortz que vius sobratz.

Speer, Helme bunt und Schwerter breit,
Und Schilde ganz zerhaun mit Macht,
Vasallen viel dem Tod geweiht,
Das freut mich beim Beginn der Schlacht,
Daß wild umher sich jagen
Der Todten Ross' auf blut'ger Bahn.
Die Schlacht ist nimmer wohlgethan,
Wo Häupter abgeschlagen
Nicht sich erringt ein Edelmann,
Besiegt dem Tod' ein Kämp' entrann.

Je us dic que tan no m'a sabor
manjars ni beure ni dormir,
cum a quant aug cridar: A lor!
d'ambas las partz, et aug agnir
cavals voitz per l'ombratge,
et aug cridar „Aidatz, Aidatz!"
e vey cazer per los fossatz
paucs e grans per l'erbatge,
e vey los mortz que pels costatz
an los tronsons outrapassatz.

Ich sag' euch, daß mich dann nicht freut
Trunk, Essen noch des Bettes Pracht,
Hör' ich wie man „d'rauf! d'rauf!" rings
Die Ross' in Waldes dunkler Nacht [schreit;
Den Boden wiehernd schlagen.
Da hört man schrei'n: Helft uns! Heran!
Geringes Volk wird abgethan,
Und Große sterbend klagen.
Aus mancher Leiche starrt alsdann
Der Speer, der mordend sie durchrann.

Baros metetz en gatge
castels e vilas e ciutatz,
enans q'usquecs no us guerreiatz.
Papiol, d'agradatge
Ad Oc e No t'en vai viatz,
dic li que trop estan en patz.

Barone! zu ertragen
Den Angriff, wenn euch Feinde nahn,
Verpfändet Stadt und Schloß. Heran,
Papiol! geh schnell zu sagen
Herrn Ja und Nein, daß Jedermann
Zu lang schon seufzt in Friedens Bann.

Das Lob des Frühlings, pascor oder termini ist ein sehr gewöhnlicher Anfang der prov. Lieder, besonders der Minnelieder: Born beginnt selbst IV. 162 pus lo gens terminis floritz etc. und IV. 172 al dous non termini blanc del pascor. (cf. Barde IV. 194, Daniel V. 37.) Es war gewöhnlich, das Wiederaufblühn der Natur mit dem Erwachen der Liebe in Verbindung zu setzen, was besonders in den Kalenda maia genannten Liedern geschehen zu sein scheint (Flamenca 27). Man sehe z. B. Gerhard de Viane 3292:

ce fut en mai ke la rose est florie,
l'oriouz chante et li mauis s'escrie.
florisent gaut et herbes ranverdissent,
chacune eue est en son chanel vertie.
molt est pansis amans ki ait amie,
sorant sospire quant ne l'ait an balie.

cf. 3916 und Romvart 622 eine ausführliche Schilderung. Hierauf beziehen sich die satirischen Worte des altfranzösischen Dichters Gasses (bei Mätzner 2) cil faus amourous deste und des Coucy bei Auguis 2. 54: ne chantent fors en pascour, lors se plaignent sans doulour; oft genug besangen Dichter fingirte Verhältnisse.

An unseren Sänger schloß sich genau Bonifaci Calvo XIII. med., der ein Lied (R. IV. 224) beginnt:

En luec de verjans floritz e foillatz volgra per champs e per pratz vezir lansas e penos et en luec de chanz d'auzeus auzir trompas e flauteus e granz retinz de colps e de cridanz.	An Stelle blühender und belaubter Gärten möchte ich auf Feldern und Wiesen Lanzen und Fähnlein sehen und an Stelle des Gesanges der Vögel Trompeten und Flöten hören und großen Lärm von Schlägen und Schreienden.

v. 2. fuelhas e flors ist eine vermöge der in der provenz. Poesie ausgedehnten Consonanz oft vorkommende Verbindung, entsprechend unserem Blum' und Blatt, cf. vera valor, cors cortes, belha e bona.

v. 3. baudor oder bauzor (Rayn. Lex. 2. 201) = alegresse, kommt besonders afrz. oft mit joie zusammen vor, und ist von bautz (G. Alb. 2266 joios e bauds e letz), kühn, froh, abzuleiten, das wohl dem von Jornandes als gothisches Wort bezeichneten baltha id est audax (de rebus geticis cp. 29), welches sich noch in deutschen Eigennamen als Endung findet, gleich zu erachten ist.

6. lese ich sobre ls statt der zweifelhaften Artikelform els .... cf. Archiv XIV. 325.

7. pabalho, pavallo, papalho = pavillon, gewöhnlich zusammen mit tenda.

fermar, festmachen, so ferma, Wohnung (sonst auch = fiancer, z. B. Ferabras 2787); cf. Born IV. 260: vilas pus si conferma, en tan ferm loc si referma, wenn der Bauer sich festsetzt, setzt er sich so fest ...

rengatz cf. Berguedan XVII. (ed. Keller) el tornei rengat espes.

10. cavals. cf. Curne de St. Palaye Mém. sur la che-

valerie I. 17 u. bes. 41: les destriers (destre prov.) et grands chevaux étaient destinés aux joutes; les coursiers (corredor) ou moyens sont ceux qui vont plus légèrement en guerre, et les roussins (rossi) sont les chevaux communs servant aux vilains pour leur labour; Sauvages Lexique languedocien-francais setzt noch hinzu les palefrois (palafre) pour les dames (v. rounsin). Freilich ist diese ursprüngliche Anwendung bei den Dichtern oft durcheinander gewirrt. cf. G. Alb. 1459 un palafre bai für einen Ritter.

Stuten wurden nur als Arbeitspferde verwandt, für einen Ritter war es entehrend, sich ihrer zu bedienen. cf. Perceforest I. 61 fol. 56: à celui temps un chevalier ne pouvoit avoir plus grand blasme que de monter sus jument.

Gleiche Kriegslust spricht Born aus in IV. 160 Vers 3:

guerra vol c'om sanc espanda
e c'om fuec n'abras
e que ja non sià las
de donaz ni metr'a ganda ....

ferner in IV. 167:

quan vey pels vergiers despleyar
los sendatz gruecx, indis e blaus,
m'adoussa la votz dels cavaus,
e il sonet que fan li joglar
que viulan, de trap en tenta,
trompas e corns e grailles clar ...

endlich in IV. 263: guerra fai de vilan cortes „Krieg macht aus einem Schlechten einen tüchtigen Mann", eine Wirkung, die sonst der Liebe zugeschrieben wird, welche auch als Kampf zwischen dem noch nicht einigen Paare erscheint wie in eben diesem Liede:

guerra m plai, sitot guerra m fan
amors e ma domna tot l'an.

(Diese Vorstellung findet sich oft, s. Vidame de Chartres (Mätzner altfranz. Lieder III. v. 21), wo aus deutscher und italienischer Poesie Parallelstellen angegeben sind.)

Unter den vielen Nachahmungen, die Born's Gedicht gefunden hat, heben wir nur einige hervor: Boniface de Castellara XIII. med.:

guerra e trebalhs e brega m platz	Krieg und Mühe und Streit gefällt mir
e m platz quan vey reiregarda	Und mir gefällt's wenn ich den Rückzug sehe,
e m play quan vey cavals armatz	Und wenn ich sehe gewaffnete Rosse
e m play quan vey grans colps ferir	Und wenn ich sehe große Hiebe austheilen.

sowie eine Stelle aus Blacasset IV. 215, die zugleich die Gründe angibt, weshalb der Krieg so begehrt wurde:

gerra mi play quan la vey comensar,	Krieg gefällt mir, sehe ich ihn beginnen,
qar per gerra vey los pros enansar	denn durch Krieg sehe ich den Edeln sich [erheben,
e per gerra vey mantz destriers donar	und manche Rosse schenken
„ „ „ „ l'escas larc tornar.	und den Kargen freigebig werden,
„ „ „ „ tolre e donar	und nehmen und geben
„ „ „ „ las nueigz trasmechar;	und die Nächte durchwachen;
don gerra es drechuriera, so m par,	daher ist Krieg recht, wie mir scheint,
e gerra m play ses jamais entreugar.	und Krieg gefällt mir, ohne Waffenstill-stand.

Dagegen fehlten aber auch nicht in der wilden Zeit der heftigsten Fehden, wo Selbsthülfe gewöhnlich war und nicht einmal die von der Kirche eingesetzte Treuga domini inne gehalten wurde, Stimmen für den Frieden, wie Bernard de la Barde (Rayn. IV. 194), wie ein späteres Gedicht des maistre Alain Chartier in Rompart Seite 636 aus Vatican. MSS. 1900 bezeugen.

v. 11. corredor von Männern, z. B. l'arbre de Batalhas fol. 248: home de mala vida, grant corredor e mal pilhart (dann auch gleich coursier: destres corredors bei Salignac); cf. Thibaut v. Navarra XII. (ed. Reims 1851): par un consel ont ensemble establi lour courréeurs, qui sont avant alé. Sonst steht dafür en la ost veirem solatz e laigna e ls berroviers (IV. 231 falsch berrouier) soven correr la plaigna. Lex. 2. 213.

aver, Besitz, Geld bei Borneil: per aver amassar volc Judas deu renegar, wie auch bei J. de Meung in seinem Codicill. 63: noz hoirs prendront tout nostre avoir, e dieu ou déables noz ames; dann besonders für Heerden, z. B. mon aver menant (Rayn. Lex. 2. 158) per las montagnas pastorgant. cf. mota berbitz an preza, d'autres avers assetz G. Alb. 2674.

gran ren oft so wie hier mit de, z. B. gran ren d'efans (Jaufre 76) und auch absolut: mermatz n'es de gran re (Lex. I. 505); öfter ohne r, gan re, z. B. saup gan ren (Flamenca 29), an cavalcat gan ren (Jaufre 166), apres ganre dias (Enimia Rayn. Lex. I. 551), wie noch in der neuen Languedoc gandre neben grancops dem franz. beaucoup entspricht. S. Sauvages diction.

14. brugir oder bruzir von bruit, bruich, brausen, 1) vom Gezwitscher der Vögel (Vidal, bei Born S'abrils 3. 144 auch ros-

sinholet aug braire); 2) vom Meere: mar movabla e bruzens (Corbiac) und 3) vom Gerede, Lärmen der Leute (Capdueil), wie bruior G. Alb. 2030 vom Lärm der Krieger.

17. derocatz, wie hier von Schlössern, Granet IV. 238: e fortz castelhs desrocar e cazer, castel deroquer G. Alb. 1167, sonst auch von Menschen: veirem derocar mainz vassals (Fossat IV. 231. cf. Berguedan XVII. 32).

20. lissa oder laisca = lice, palissada, das vielleicht von jenem herstammt (pal-lissada mit der häufigen Bildung auf ada). cf. Riquier qui a sen: de murs e de laissas ben clausa; G. Alb. 3952 barreiras de lhissas e de paus.

25. valen vassallatge, eine Zusammenstellung, bei der offenbar das in der prov. Poesie sehr ausgedehnte Princip der Alliteration gewirkt hat, für die einige Beispiele genügen mögen: vailla m vostra valors (Capdueil III. 187), ric cor corinen III. 185, vostre plazer plazen III. 352, taus talans tafurs IV. 423. Cardinal III. 438 sagt

pauc pres prim prec de preyador...
vir vas vil voler sa valor,
don dreitz deu dar dan al partir etc.

cf. Diez Poesie 101 und Mätzner 156.

27. as(s)ermar oder acesmar, asesmer G. Alb. 1161, aceimatz G. Alb. 4392, wofür auch das simplex sermar, altfranz. nur acesmer = préparer; sonst braucht man von der Rüstung der Krieger adobar, adouber, das Nodier (Palaye Mém. de la chev. I. 294) nach Du Cange aus adoptare ableitet. Ueber den Anzug belehrt uns besonders l'ordre de chevalerie fol. 12 bei St. Palaye I. 277, wo folgende Stücke angegeben werden: l'épée [espeia, espeut G. Alb.; bran] la lance [lansa oder asta de fraisne G. Alb. 2066] (diese ausschließlich für Ritter, weshalb ein junger Mann im Roman d'Alector fol. 11 als Beweis seiner Unschuld einen Kampf nur à l'espee et à l'esca anbietet, car chevalier encore ne suis-je pas), le chapeau de fer, les éperons [Jaufre 162: el me ab gran nasal; esperos;], la gorgière [coirassa (Fl. 40) oder ausberc], la masse, [masa peciant G. Alb. 2066] la miséricorde ou couteau à croix [cotel R. V. 425], l'écu [escut], les gantelets, la selle [sela], le cheval avec son frein [fre], la testière et harnement, le pourpoint [perpunch G. Alb. 2114], le signal [z. B.

peno de sendal, on apent us leo G. Alb. 2123] et la bannière [gonfano]. I. 279: Les chevaliers combattoient du moins dans les lices, avec de longues robes [gonio G. Alb. 2064] qui leur descendoient jusqu'aux talons, leurs chevaux étoient encore couverts de housses d'une pareille longueur. Das Haar schoren die Ritter wenigstens auf dem vorderen Theile des Hauptes, wie aus einer Stelle des Joinville folgt (St. Palaye I. 294): roigné à guise de chevalerie; den Bart ließ man lang wachsen, daher sagt der Chronist bei Bouquet XII. 450: nunc eas rustici et garsones radunt; doch muß jene Sitte nicht allgemein gewesen sein, da es im Roman de Flamenca 17 von Archimbaut, Graf von Bourbon, heißt, daß er sich in seiner Trauer über die vermeintliche Untreue seiner Gattin nicht rasirt habe: barba semblet una garba de civada, quan es mal facha. Im XIII. saec. rasirten sich die Bürger, welche enge Kleider und capuchons trugen in Languedoc, seitdem das Concil von Montpellier 1195 Schleppkleider, und habits fendus par en bas für die Männer verboten (Hist. de Langued. III. 533). Genaueres über den Anzug der Vornehmen im geselligen Verkehr lernt man aus Arnold de Marsans Adelsspiegel bei Galvan. 269 und Rayn. V. 42, wo bestimmt vorgeschrieben wird, wie lang und von welcher Art das Kleid sein solle, wenn der Ritter einer Dame als Liebhaber gefallen will.

29. non es ren prezatz. Diese einfache Art der Negation, der z. B. mens vales de nien (R. IV. 287) entspricht, ist in der Poesie seltener, als die mehr der dichterischen Sprache angemessenen Umschreibungen, die hier wie altfranz. sehr zahlreich sind: 1) am häufigsten finden wir von Pflanzen hergenommene Bilder: no lo tem una rusca de vern (ich fürchte ihn nicht eine Erlenrinde. Bermon Parn. Occ. 216); no s prezaria un aguilen (R. IV. 299 und oft); no val una raba [Rübe] (R. V. 408); el coms non es d'un aill [Zwiebel] cregut (V. 422), cf. ceste vantance ne pris 2 alz peleis (Gerh. de Viane 1223); l'escut no li valc un ramel d'olivier (Ferabr. 4697), cf. ce ne vaut deus espis (Veu du Hairon b. St. Palaye 2. 99); no li valc le valen d'un boto Fer, 4726 cf. l'uns l'autre ne redoute un bouton (G. Vian 2488), il n'en donroit une foille d'aubor (Aubri fol. 8); no lor laicha hom que valha 1 castanha (G. Alb. 1084), cf. il ne donroient de vo dangier 2 nois (Aubri fol. 48); no prezan lo pre-

zic una poma porria (G. Alb. 52), una poma peleia (G. Alb. 410), una figa (Bergued. IX. 15). 2) Kleidungsstücke: encontra leis no pretz un gan (P. O. 251) vergl. non lur laysson braga [Hosen] R. V. 109. 3) Geld und Geldeswerth: non presa un denier (Jaufre 92), mais no ls preza dos deniers monedatz (Fer. 556) und no tolc que valha un poges [ganz kleine Münze, die der Bischof von Pui schlagen ließ] G. Alb. 1310, cf. il ne vaut un denier (G. Vian. 1116), ne je, dist-il, pos aus tos 2 pugois (Aubri fol. 48). No sabo encontra lui un dat (G. Alb. 1328), no valo pas dos datz Lex. I. 469; no l daria hom mealha del quintal (Lex. I. 438). Mehr vereinzelt sind: el paubre non valria un uov (R. V. 36), cf. n'en porteront qui vaille un of pele (Aubri fol. 140) und que valha una dinnea (G. Alb. 398) auz o tenc a vent Jaufre 152. cf. Schaftesbury Charact. 2. 185 mere glosses, a nose of wax Diez Gramm. III. 398.

pres e donatz. Dieser echt ritterliche Gedanke sprach sich bekanntlich schon in der Sitte der alten Catten aus, von denen Tacitus German. 31 berichtet, daß sie im Jünglingsalter Haar und Bart wachsen ließen und einen Ring, das Zeichen der Sclaverei, trugen, bis sie einen Feind erschlagen: se tum demum pretia nascendi retulisse dignos patria ac parentibus ferunt.

31. elms de color geht wohl auf den bunten Zierrath der Helme, der bei den Kämpfen oft erwähnt wird, z. B. in Gerh. de Viane heißt es vielmals bei Olivier's und Roland's Zweikampfe „er schlug so zu, ke flors et pieres en ait jus abatu.“ cf. escut florit G. Alb. 7038 und elmes flameians 6071. Die folgende Schilderung des Schlachtgetümmels ist ganz gewöhnlich. cf. Born IV. 263 Guerra: mant caval bai e mant ferran veirem e mant elm e mant bran e mant colp ferir demanes, mant bratz, manta testa fracha, mant mur, manta tor desfacha ... Granet IV. 238: ar auran luec pro cavalier valen e soudadier ardit e coratjos, elmes e brans, tendas e papallos, escutz, ausbercx e bon cavalh corren; Blacasset IV. 216: en un bel camp rengatz . . . aqi veirem manz sirventz pecciatz, manz cavals mortz, manz cavaliers nafratz, se nulls non torna, ja non serai iratz. cf. Born Lex. I. 338 Vers 1 und 3. Gerh. Viane 1611 von der Schlacht vor Viane:

lai veissiez tantes hanstes brandie
et tante anseigne de soie damarie.
bien s'entrefierent ne s'entrespargnent mie.
cel jor i ot mainte sele voidie
et mainte targe deroute et desartie
et mainte broigne et rompue et croisie.
cil destrier courent parmi la preerie.

cf. 1624 und von der Schlacht bei Tholoza G. Alb. 1836 [cf. 4889, 5178, 6395]:

aqui viratz tans colps de dons partz ferir
dels espieuts sus lor elmes que los fan retendir
tant escut peciar e fendre e croichir . . .

Wie vollständig bezeichnen diese Citate uns jene blutige Zeit voll Fehden und Zwietracht, wo das Schwert des freien Mannes selten ruhte, wo der Mord so an der Tagesordnung war, daß ein Ritter, der seinen Feind erschlagen, zur Strafe nur gezwungen wurde, in ein Kloster zu gehen (Hist. de Lang. XVIII. 475), wo die Söhne des Königs von England mit ihrem Vater die heftigsten Kämpfe ausfochten. Nur die Sehnsucht nach Abenteuern, die ja das ganze mittelalterliche Epos durchlebt, war die Triebfeder für die Thaten eines Born und seiner Gesinnungsgenossen, nicht etwa die aufopfernde Liebe zum Vaterlande, wie sie uns schon in den griechischen Kriegsliedern des Callinus und Tyrtaeus entgegentritt. Wie schön singt nicht Jener in einer Elegie (Bergk Poetae lyrici 303):

Ehrenvoll ist es und lieblich zu streiten mit feindlichen Männern,
Ueber des Landes Besitz, schützend die Kinder, das Weib.
Dann erst trifft dich der Tod, wenn die Moire den Faden zerschneidet;
Darum fürchte dich nicht! Kühn mit erhobenem Speer,
Muth in dem klopfenden Herzen, gedeckt von des Schildes Umgürtung,
Eile sobald nur der Kampf anhub, wider den Feind.
Denn nicht ist es bestimmt, daß Einer entrinne dem Tode,
Mögen die Ahnen auch ihm stammen aus göttlichem Blut.
Oft schon entging er dem Kampf und der Wuth der sausenden Speere,
Den in dem Hause daheim raffte des Todes Geschoß.
Aber den Einen vermißt kein klagender Mann in dem Volke,
Andere, vom Adel beweint, klagt der geringere Mann;
Denn es begehret das Volk des tapfern Edelgesinnten,
Wenn er erlag, und es zählt lebend den Göttern ihn bei;
Achten sie ihn doch gleich dem Thurm an gewaltiger Mauer,
Weil er allein es vollbracht, was nicht der Menge gelingt.

So beginnt auch Tyrtaeus (Bergk 308) ein begeistertes Lied:

Unter den Ersten zu fallen geziemt sich dem tapferen Krieger,
Wenn für des Vaterlands Heil kühn er die Waffen ergriff;

so sang Pindar (Isthm. VI. 27) den Tod für das Vaterland, so Horaz sein bekanntes: dulce et decorum est pro patria mori (III. 2. 13). Der siegesfrohe Grenadier (Preußische Kriegslieder. Berlin 1778. S. 76) glaubt sich auch entschuldigen zu müssen:

Grausame kriegerische Lust
Zu tödten, war noch nicht
Gekommen sonst in unsere Brust,
Getreten in's Gesicht:

Jetzt aber, Vater! hatten wir
Nicht Herz, wir hatten Wuth!
Wir sahn den Feind mit Mordbegier,
Wir dürsteten sein Blut!

Wir stampften todtenvolles Feld,
Zu haben blut'gen Sieg.
Warum empört die ganze Welt
Sich wider Dich in Krieg?

Auch der Dichter des Albigenserkrieges zeigt mehr Gefühl als Born, indem er bei Schilderung einer Schlacht Vers 4276 sagt: la doncs pogratz vezer tant ausberc desmentit e tant bo escut fendre e tant demei cruisit e tant ponh e tant bras e tant pe sopartit e tant a sanc esparsa e tant servel fronzit, que non i a tant simple que non aia sentit; freilich sagt er 4449: e estan noit e dia en tal garreiador que perdon las mainadas tant destrier corredor, per quels fan companhia li corb e li voutor e li mort elh nafrat lor an tan mala olor que non i a tant coinde que no mut la color. — Arndt, Körner, Schenkendorf — alle trieb die Liebe zum Vaterlande, welche Born ebensowenig kannte als die nach den Erzählungen der Romane umherirrenden Ritter: ihm war seine Burg das Vaterland; was seine Macht, seinen Ruhm erhöhen konnte, erstrebte er, und so war ihm der Krieg willkommen (ans val guerra mais que cailla esparoiers Krieg ist besser, wie ein Sperber besser als eine Wachtel), IV. 176. e jovens que guerra non pais, esdeve leu flacx e savais IV. 173. — den auch Manfred in der Braut von Messina aus diesem Grunde dem verflachenden, schwächenden Frieden vorzieht.

amar a ratge, wild umherziehen, z. B. Born IV. 176 v. 13. R. V. 401. Lex. I. 508.

38. aut paratge, linhatge, barnatge sind die Adligen im Gegensatze gegen das geringe Volk, das zu Fuß kämpfte (Gerh. de Roussillon Lex. I. 207: er nos cove anar come peo), gegen das Born die heftigste Verachtung fühlte, welche er in einem Gedichte voll der grausamsten Leidenschaftlichkeit aussprach. R. IV. 260:

mout mi play quan vey dolenta
la malvada gent manenta,
qu'ab paratge mov contenta —

besonders: vilas a costum de trueia (Schwein), que de gent viure s'enueia; ... qui son vilan non aerma (drückt), en deslialtat lo ferma. Aber wie könnten wir uns über solche Ansichten wundern in einer Zeit, in der ein Erzbischof von Narbonne seine Leibeigenen dem Bischof von Bezieres vermachte? (Hist. de Lang. XVIII. 464.)

40 cf. Blacasset IV. 216: mas vueilh murir qe viure desonratz. mais val mortz ondrada que vius mendigueiar G. Alb. 3051 und Feydit IV. 55 v. 37. Ferabr. 3780. Borneil (Crescimbeni II. 229):

a Baron d'aut lignatge
val mais essez perigolatz,
qu'el viva uniz ni deshoranz,

was viv' aunitz ni deshonratz heißen muß. R. L. IV. 520. So betet G. Alb. 2222 das Heer in der Schlacht: oi Sire dieus de gloria perta santisma lei garda us de dezonor . . . que no sian auni: es ist ein im Albigenserkriege oft genug vor der Schlacht ausgesprochener Grundsatz der Krieger. Der Kampf wird unternommen des Gewinnes halber, IV. 176. v. 20:

hom tolra l'aver als usuriers
e per camis non anara saumiers
jorn afisatz, ni borjes ses duptansa...
ans sera rics qui tolra volontiers;

der Ausgang aber wird ganz in Gottes Hand gestellt: ib. IV. 176 Schluß:

mas sel reis ven, ieu ai en dieu fiansa,
qu'ieu serai vius o serai per quartiers;
e si sui vius, er mi gran benanansa,
e sieu murir, er mi grans delivriers.

41. cf. Born IV. 172: e meiller sabor mi a jais (=joie). G. Alb. 4445 manjam ab deleit e bevem ab sabor.

43. Das Feldgeschrei war gewöhnlich verschieden nach dem Namen des Feldherrn oder des Landes, für das man focht; z. B.

G. Alb. 2106 Tolzan cridan Toloza e Cumengel (Cominge hieß ihr Führer) Gascos, e Foiss cridan li autre e Montfort e Saissos; doch werden bestimmte, einzelne Völker bezeichnende Rufe angeführt, so für den Franzosen Monjoi (R. V. 114. Ferabr. 365. Gerh. Viane 531. Rou 4666. 9095), die Normannen deus aia oder vielmehr dex aie (Rou 7843. 4666), die Deutschen: A Bar, a bar (G. Alb. 1847), endlich die Engländer Arrat = huzza nach Rochg. Gl. Occit. bei Born IV. 157 v. 41, der auch die anderen Rufe erwähnte. Außerdem flehte man gewöhnlich die Heiligen an, Sant Denis zahlreich bei frzs., und besonders Dama Santa Maria (G. Alb. 2139).

44. agnir = hennir, nicht bei Rayn.; doch bei Roch. u. Honorat. Lexique provençal-français.

45. voiar, vueiar, voidar ist nicht mit Rayn. V. 457 von vacuare, sondern von viduare abzuleiten, das zu viduus (vedova, vezoa) gehörig schon im alten Latein für berauben gebraucht wurde. cf. Gerhard de Vian. 1624:

> lai veisiez mainte lance brisie
> et tantes selles de broin destrier vodie.

G. Alb. 2144 tant bon caval sont que nulhs om nol tenia und Fossat R. IV. 230: mainz destriers pres ses dar e ses vendre. Jaufre fol. 82 steht cascuns voidet los arsos aber nur für das Absteigen vom Rosse.

48. paucs öfter für Geringe, z. B. Figueiras: Sirventes im Gegensatze gegen grans; G. Alb. 2980 li pauc el majoral. Wie aus pauc wenig die Bedeutung klein abgeleitet wurde, so umgekehrt aus petit klein die Anwendung für wenig; z. B. petits companhos (G. Alb. 3062) mit wenig Genossen.

50. tronson, auch tronchon, trenson = tronçon, cf. Born IV. 149. 26: que vas cel no volon tronso gleichfalls in der Schlacht.

outrapassar heißt hindurchgehen, sonst auch aller outre mer, wie öfter in Kreuzzugsliedern: es ist gebildet wie outrasalhir, outracujar, oltracujamens G. Alb. 6485. Tyrtaeus IX. 25:

> Unter den Ersten sinkt er dahin, die männliche Seele
> Flieht, doch erwirbt er der Stadt Ruhm und dem Vater daheim:
> Vorne durchbohrte die Lanze die Brust und den rundlichen Schild ihm,
> Drang durch den Panzer hinein mitten in's klopfende Herz —

aber VIII. 19:

Schmählich ist es zu schauen den Todten im Staube des Schlachtfelds,
Dem in den Rücken des Speers mordendes Eisen gejagt.

cf. Veit Weber Schlacht von Murten (Knaben Wunderhorn I. 67): das Feld lag voller Schwerdt und Spier, die an ihnen wurden zerbrochen.

51. mettre en gatge, verpfänden, wie tener en gatge (Bergu. XVII. 30) „als Pfand haben" bedeutet. Dergleichen Geschäfte trieben damals die in Languedoc sehr zahlreichen Juden, welche überall Synagogen, in Montpellier selbst eine Akademie hatten, die 1180 privilegirt wurde. Im Gerard de Viane kommt auch ein alter Jude Joachin vor, der die Waffen für Olivier anschafft und so geachtet ist, daß Olivier ihm verspricht, seinen Sohn zum Ritter zu schlagen, wenn er sich taufen lasse (v. 2038). Freilich wurden die Juden, welche gesetzlich als Abzeichen une petite roue faite avec du fil, in Nimes eine Rose mitten auf der Brust tragen mußten [cf. Epistolae obscuror. virorum I. 2: als ihre Kleidung tunicae, magna caputia cum liripipis et gilvus circulus ante in pallio], oftmals hart verfolgt und ganz aus dem Lande gejagt, wobei wohl ihre Geldgeschäfte Hauptgrund waren, wenn auch Christi Tod und spätere Frevel vorgeschoben wurden. Am Palmensonntage predigte jährlich der Bischof von Bezers gegen sie, es war eine alte Sitte, dann ihre Häuser zu demoliren, welche nur durch Geld abgekauft wurde (cf. Hist. de Langu. cp. XVIII. 485. anno 1160). Im Albigenserkriege ist eine der ersten Bedingungen, welche man dem Grafen Ramon für seine Wiederaufnahme stellt, que giet de sa bailia totz los juzieus trufan (1381), und dergleichen Ausweisungen gehörten noch später zu den gewöhnlichsten Dingen: 22. Juli 1306 verjagte Philippe le Bel sie aus seinen Landen, 28. Juli 1315 rief man sie zurück, um sie am 7. September 1394 schon wieder zum Wanderstabe greifen zu lassen ꝛc.

Papiol erscheint hier wie in neun anderen Gedichten im Geleit als Bote und Sänger unseres Dichters, nur in IV. 261 redet Born einen Arnaut juglar an, ein Name, der auch bei Berguedan in ähnlicher Beziehung vorkommt (XVII. 52). Berguedan nennt noch zwei seiner Sänger, Ripoles und Sabata (X.), in der Biographie des Dauphin von Auvergne (Mahn I. 130) wird sein Sänger Mauret erwähnt, bei Vidal zwei Boten, die seine Lieder nach Aragon bringen Guillems e N Blascols romieus; im Ganzen

aber ist die Anführung des Boten am Schlusse seltener als die Bitte an das Gedicht selbst, die Absicht des Dichters auszusprechen.

Statt d'agradatge und vai viatz sagt Born S'abrils III. 144: sias tan arditz, pren mon chan e vai ab eis a Noc e No und Arasai IV. 94: ten ton camin e vas branditz brochan [hastig das Roß anspornend], (Rassa m'es IV. 151) ten drech sentier, non temas ver ni gelada. (Rassa tan Lex. I. 339) mon chantar recor lai on es mon bel mal senhor. cf. Bergued. III. extr.: Raimon de Pratz (?) mon sirventes romansa, anas de corn e non aias temensa.

Oc e No, der oft widersprechende Name für Richard.*) cf. R. III. 149 S'abrils extr. und Al dono non IX. 172, wo wie vor andere Eigennamen EN, die Bezeichnung eines Edeln, gesetzt wird mit einer ähnlichen Ausdehnung dieses Gebrauchs, als wie sie Folquet (R. Lex. I. 343) anwendet in: ves N'Azemar, Na Canso vos n'anatz „geht hin, Frau Canzone". Auf Richard's Beinamen spielt Faydit an (P. O. 106):

> al senhor cui Peiteus es
> man que noill pes
> d'un no qu'esper me auzitz,
> que val mil ocs afortitz. cf. Born Rayn. IV. 146.

Wir haben gesehen, mit welcher Begeisterung der Sänger die wildesten Seiten des Ritterthums pries und wie er sein Gedicht gerade dem Helden sandte, der seiner Zeit als das Ideal eines vollendeten Ritters, als ein würdiger Nachfolger Roland's und der Paladine erschien: wir wollen jetzt das Klagelied eines zweiten Troubadours, Faydit, auf den Tod eben dieses Königs betrachten, das zugleich ein würdiger Repräsentant der ganzen Gattung in der prov. Poesie sein kann.

Der Grundsatz, den nach Curtius IV. 14. 4 Alexander in einer an seine Soldaten gerichteten Rede aussprach: ob id ipsum quod

*) Die Bemerkung Rayn. L. IV. 357, daß Born mit diesem Namen den König Heinrich II. benannt habe pour designer et accuser la politesse versatile de ce prince, obwohl ähnliches IV. 325 in der provenz. Biographie steht, muß als Mißverständniß angesehen werden, da Heinrich II. bei Born sehr zurücktritt, und nur Rayn. IV. 157 feu chan V. 19 als reg annat erwähnt wird; Born sich dagegen aber vielfach an Richard wendet und ihn unzweifelhaft mit diesem Namen benennt. cf. Born bei Rayn. IV. 173 ...

ignoti essent, ignobiles esse: nunquam ignorari viros fortes; dem Horaz IV. 9. 25 so schöne Worte lieh:

Viel Tapfere lebten vor Agamemnon schon,
Doch unbeweinet schlafen und ungekannt
In ew'ger Nacht sie, weil kein heil'ger
Sänger die Edlen der Nachwelt nannte —

machten auch die Troubadours zu dem ihrigen, und Richard, der den ehrenden Beinamen Coeur de Lion erhielt (cf. G. Alb. 2918 Frances an durs los coratges e an cor leones; cor de leo G. Alb. 3993. Quor de Leon H. d. D. d. Norm. 116) wurde schon bei seinen Lebzeiten von verschiedenen Dichtern gefeiert. Wir erinnern außer Born nur an Vidal bei Diez Leben der Troub. 160:

Coms de Peitieus, bels seigner, vos et eu
avem lo pretz de tota l'autre gen,
vos de ben far et eu de dir lo gen und

gen vos vei cobrar onor,
que perderon vostr' ancessor.

cf. Folquet von Marseille III. 162.

Das schönste Denkmal aber setzte ihm Gaucelm Faydit aus Userta im Lemosinischen, ein Bürgerssohn, der, nachdem er sein Vermögen im Spiel verloren hatte, zwanzig Jahre lang als Jongleur zu Fuß die Welt durchzog, aber als Sänger wenig beliebt war, wie in seiner Biographie und in einem satyrischen Gedichte des Mönchs von Montendon R. IV. 370 zu lesen: ni auc sos chans no fon auzitz mas d'Uzercha entro qu'Agen. Wenn der Grund dafür in etwas anderem lag als darin, daß er, wie uns sein Biograph berichtet, schlecht sang, so ist dies Urtheil uns um so weniger erklärlich, als Faydit's Canzonen zum Theil sehr zart und kunstreich, und sein Klagelied auf Richard's Tod, wie ein zweites auf den Tod der Gräfin Beatrix (R. IV. 56) die gefühlvollsten Gedichte dieser Gattung sind. Fauriel's Urtheil „seine Gedichte seien sehr gefeilt, aber alles nur Nachahmung, Berechnung" scheint uns ungerecht. Sein Name war nach einer verbreiteten Sitte angenommen, Faydit heißt der Verbannte, cf. Cercamons, Cardinal etc. Crescimbeni, der ihn (I. 13) auch Anselmo Federigo nennt und erzählt, er habe seine Gedichte zu 3 und 4 Tausend livre tornesi verkauft, setzt seinen Tod fälschlich 1189, richtiger ist seine Blüthezeit mit Diez (Leben 361) zwischen 1190 und 1240 zu setzen.

Richard („blauäugig, blond, von lebhaftem, einnehmendem We-

sen, groß, aber sehr fein gebaut“ nach Markham History of England), geb. 1157, 1172 mit Aquitanien belehnt, seit dem plötzlichen Tode seines Vaters, 9. Juli 1189, König, war nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge in dem wilden Dürrenstein, dann in Trifels bis zum 4. Februar 1194 gefangen und setzte auch in den letzten Lebensjahren seine Kämpfe fort, bis er am 28. März 1199 bei der Belagerung des Schlosses Chalus durch einen Pfeil verwundet, am 6. April starb. (cf. H. d. Langued. III.)

En Pytowe gisent les boaus
del roi Richarde li naturaus.
En Normandie (in Rouen in der mere-eglyse) unt terré
le quor, ke fu de grant fierté.
A Font-Heveronde li cors est mis.
Sa alme seit en paraïs! berichtet die H. d. d. d. Normandie.

Auf ihn bezieht sich das bei Rayn. IV. 54 mitgetheilte Gedicht, dessen Uebersetzung wir nach Diez (Leben .. 367) geben:

Fortz chauza es, que tot lo major dan	Hart ist's für mich, daß ich den größten Schlag,
e'l major dol, las! qu'ieu ancmais agues,	Den größten Schmerz, ach! den ich je empfand,
e so don dei totz temps plaigner ploran,	Und zu beweinen habe Tag für Tag,
m'aven a dir en chantan e retraire;	Im Liede muß verkündigen und melden.
que selh qu'era de valor caps e paire,	Denn er, der Vater und das Haupt der Helden,
lo rics valens, Richartz, reys dels Engles,	Der mächt'ge Richard, Herr von Engelland,
es mortz, ai dieus! quals perd'e quals dans es,	Ist todt! Wie furchtbar traf uns Gottes Hand!
quant estrang mot e quant greu per auzir!	Welch grausam Wort! Wie schrecklich es uns schlägt;
ben a dur cor totz hom qui'l pot suffrir.	Der ist von Stein, den es nicht tief bewegt.
Mortz es lo reys, e son passat mil an,	Todt ist der König — tausend Jahre flohn,
qu'anc tan pros hom no fo, ni no vi res,	Es kam kein Mann wie er! Nein, nie erschien,
ni ja non fo mais hom del sieu semblan,	Nie ward geschaut solch edler Erdensohn,
tan larcs, tan pros, tan arditz, tals donaire;	So hehr, so mild, so gütig, solch ein Krieger!
qu'Alixandres, lo reys que venquet Darie,	Selbst Alexander, des Darius Sieger,
no era que tan dones ni tan messes,	Hat nicht so viel gespendet noch verliehn,
ni anc Charles ni Artus tan valgues;	Ja Carl und Artus reichen nicht an ihn;
qu'a tot lo mon se fez, qui'n vol ver dir,	Denn alle Welt — ich sag' es unverhüllt —
als us doptar et als autres grazir.	Hat er mit Liebe theils und Furcht erfüllt.
Meravil me qu'el fals secgle truan	Wie hält es doch auf dieser falschen Welt
auza estae savis hom ni cortes,	Ein Mensch noch aus, den Sinn und Tugend schmückt,
pus ren no i val belh ditz ni fait prezan;	Da edles Wort und Werk nicht sicher stellt?
e doncs presque s'estors om pauc ni guaire?	Wer mag hier mehr und minder sich bestreben?
qu'era nos a mostrat mortz que pot faire,	Denn seine Macht bewies der Tod uns eben:

qu'a un sol colp a lo mielh del mon pres,
tota l'onor, tot lo pretz, tot lo bes;

e pus vezem que res no i pot guandir,
ben deuriam meins duptar al murir.

Ai! senher reys valens, e que faran
hueimais armas ni gran tornei espes,
ni ricas cortz ni belh donar ni gran,
pus vos no i etz qu'en eras capdelaire?

ni que faran li liurat a maltraire,
silh que s'eran en vostre servir mes,
qu'atendion que'l guazardon vengues?
ni que faran cels que s degran aucir,
qu'aviatz faitz en gran ricor venir?

Avol vida e piez de mort auran
e totz temps dol, qu'en aissi lor es pres;
e Sarrazi, Turc, Payan e Persan,
que us duptavon mais qu' hom nat de maire,

creisseran tan d'orguelh tot lor afaire,
que plus greu n'er lo sepulcres conques;
e dieus o vol, quar s'il non o volgues,

e vos, senher, visquessetz, ses mentir
de Suria los avengra a fugir.

Jamais non ai esperanza que i an
reys ni princeps qui cobrar lo pogues;
pero tug silh qu'el vostre log seran,
degran saber cum fos de pretz amaire,
e qual foron vostre dui valen fraire,
lo joves reys e'l cortes coms Jaufres.

e qui en loc remanra de vos tres,
ben deu aver fin cor e ferm cossir
de totz bos aips enansar e grandir.

Bel senher dieus, vos qu'ets vers perdonaire,
vers dieus, vers hom, vera vida, merces!
perdona li, que ops e cocha l'es;
e non gardetz, senher, al sieu falhir,
e membre vos, com vos anet servir!

Er hat das Edelste, was uns beglückt,
Preis, Ehr' und Heil mit einem Streich entrückt! [schaun,
Und da den Tod nichts hindert, wie wir
So sollt es uns auch minder vor ihm graun.

Ach hoher Fürst, wie soll's in dieser Zeit
Mit Waffen, wie mit prächt'gen Spielen gehn,
Mit schönen Spenden, großer Festlichkeit,
Seitdem ihr Hort und Führer ging von hinnen?
Was werden die Verlornen nun beginnen,
Die sich gefreut, in eurem Dienst zu stehn,
Und ihrem Lohn umsonst entgegen sehn?
Was jene, die ihr machtet reich und groß?
Die gäben sich mit Recht den Todesstoß!

Mehr als der Tod, ein schmählich Leben dräut
Den Elenden, das keinen Trost verspricht;
Die keiner Mutter Sohn wie euch gescheut,*)
Die Sarazenen, Türken, Perser, Heiden,

Erheben sich mit Stolz bei unsern Leiden,
So daß man schwerer nun das Grab erficht.
Doch Gott will's haben, denn wollt' er es nicht, [Trug —
Und lebtet ihr noch, Herr, dann — ohne
Entflöhen sie aus Syrien bald genug.

Daß Kön'ge oder Fürsten es noch jetzt
Erobern, darauf ist nicht mehr zu baun;
Doch die an eure Stelle sind gesetzt,
Die sollten stets auf euer rühmlich Leben
Und auch auf eurer Brüder wackres Streben,
Des jungen Königs und Graf Gottfrieds schaun.
Und wer euch drei ersetzen wollte, traun,
Dem ziemt ein redlich Herz, ein ernst Bemühn,
In dem, was gut, zu wachsen und zu blühn.

Herr, güt'ger Gott, der du wahrhaft'ges Leben,
Wahrhafter Gottmensch und Erbarmer bist,
Vergib ihm, wie er deß bedürftig ist,
Und woll', o Herr, sein Sünd'gen übersehn,
Gedenke, daß er zog, dir beizustehn.

*) Aenderung der D. Uebersetzg.

Dies schöne Lied ist um so interessanter als wir von einem Theile desselben eine altfranzösische Uebersetzung haben, die Keller Romvart 425 nach dem Vatican. Codex 1659 bekannt gemacht hat. Offenbar ist hier nicht, wie man nach Fauriel III. 290 und nach der Uebersetzung von altfranzösischen Originalromanen in das Provenzalische denken möchte (so S. Ferabras Diez Leben 614, Uhland altfranz. Epos), das französische Gedicht das ursprüngliche, sondern es zeigt sich als eine in der Normandie verfertigte Uebertragung, wie ja auch Richard's Gedicht, das er 1294 im Gefängnisse schrieb, aus dem provenzalischen Originale in das französische umgearbeitet wurde, nur mit dem Unterschiede, daß dort der französische Text vollständiger erhalten ist (cf. Millot I. 54, Diez Leben 101). Aehnlich findet sich noch das bei Raynouard III. 455 gedruckte Gedicht des Richard de Barbezieux „Tug demandon" in altfranz. Uebersetzung bei Wackernagel altfranz. Lieder 167, der die Lesart des MSS. Forkes de Mersaille als Namen des Autors richtig verbessert hat. Im Ganzen ist Keller's Text beibehalten, der aber im zweiten Verse sehr verderbt ist:

Fort chose est que tot le maür dam (cf. Burguy grammaire I. 103)
et le maür doel, las! que oncmais ages
et ço dont dei toz jorz plaindre* en plorant (*cf. Burguy 2. 238.)
m'avient a dire en chantant et retraire,
que cil qui est de valur chiefs e paire,
le viz valenz Richarz rei des Engleis. (*B. 1. 47)
est morz, chi* deus! queu perte e que dams est, (* B. 2. 402)
et cum dur mot, cum sauvage avenir!
bien a dur quer toz hom qui puet soffrir.

Mort est li rois et sunt passe mil anz
que tall preudom ne fu ne nel .... ri,
ne jamais n'ert (nuls hom?) de son semblant
tan larg tan preus .... tan* donaire, (* B. I. 193 poitevin.)
qu' Alixandre le rei qui venqui daire
ne quit qu'onc tant vausist ni tant mesist
ni onc Karles ne Artur lo vausist
qu'a to(t) le mond se fist, qui velt* veir dir, (*B. 2. 86)
as uns amar et as autres grazir.

Der Dialekt ist vorherrschend normannisch, doch enthält er auch Formen, die nur im Picard. und Burg. vorkommen und rein prov. wie ages, lo (v. 6 und 14 statt le), amar. Bemerkenswerth sind die Varianten v. 8 avenir (Zukunft) statt per auzir (zu hören),

vausist v. 15 statt dones, wohl aus v. 16 herübergekommen — wofür Leroux de Lincy Chants histor. I. 71, der das ganze Gedicht mit einigen Abweichungen französisch gibt, à oïr liest und das hier weniger passende amar statt doptar, für welches Leroux doutar setzt. Uebrigens hat dieser nicht die Quelle seines Textes angegeben, der fast wie eine jetzt gemachte Uebersetzung des prov. aussieht.

Wir wenden uns jetzt zum provenz. Texte.

v. 1. cf. Peguilain IV. 63: lo gran dol oblid' om pel majors.

v. 3. sehr gewöhnliche Häufung ähnlicher Begriffe, z. B. IV. 46 planh ni plorat, cf. Berguedan X.; sospira e gem G. Alb. 4729; trist e mantz e dolentz e iratz 5226; va, ambla e trota 5938; es savis e pervis e sabens 4954 etc.

4. m'aven, wie v. 45 mit Dativzeichen, cf. per mal que m dei avenir III. 127, für das auch venir allein steht, z. B. Jaufre 116 non sap que l'es ades a venir.

retraire = retirer, retracer, raconter (R. L. V. 404), z. B. IV. 63 no ls poiria totz retrair 'en un mes, IV. 65 qu'om sol dir e retraire.

v. 5. cf. Born IV. 48 de jovent eratz capdels e paire, Calanso IV. 65 capdels e guitz; segurs caps fos e paire per drechura dels trobadors... quan lo caps dol, van li membr' a feblen; doncx quan mor, par quelh muegran eyssamen (Santeuil R. V. 365). Es de pretz emperaire e de valor caps e paires, e fins jois es sos filhos é fin' amors es sa maires (R. V. 396), cf. Jaufre 48 paire de pretz e filltz de don; P. O. 213 heißt die Geliebte d'onor e de pretz maire. So vos etz coms de valor e de sen e coms de joy e coms d'abelhimen etc., endlich Peguilain IX. 61 miralhs e magestie dels bes und Cino da Pistoja Klagelied auf Heinrich's VII. Tod (Galvani 60): in cui virtute come in suo proprio loco dinorava. Ein anderes Bild hat G. Alb. 6733 porta l'auriflor de pretz e de largueza e de gang e d'onor.

7. la perda e l dans Borneil etc.; bei G. de Bezers IV. 47 steht dieser ganze Vers auch.

8. estrang, besonders oft wie hier in der bildlichen Bedeutung, z. B. Calanso: tan estranh dols IV. 65, error ni tan gran estranhatge IV. 46; die eigentliche Bedeutung bei Faydit III. 285 en pays estranz.

greu regiert auch a, z. B. R. L. III. 508.

Statt son passat steht sonst passat a tres jorns R. V. 32, und oft a allein: qu'anc fos, mil an a (IV. 74), lonc temps a, no fi ab vos tenso (R. V. 147). cf. Born Mon chan IV. 48: dels lo temps Rotlan ni de lai denan no fo hom tan pros ni tan guerreian ni don sa lauzors tan pel mon s'empenha, qu'aissi lo revenha m' que l'an sercan, per tot aguaran d'orien tro l sol colguan und IV. 344 de sai lo temps artic . . . G. Alb. 358 . . . dona Elienor la plus bona reina tota la bellazor que sia en crestias ni en la paianor ni tant can lo mons dura tro en terra major tant de be non diiria ni tant a de lauzor, que mais en lieis no sia de pretz e de valor.

12. so un bel semblan (Born 3. 139), franc humit semblan Faydit 3. 289. cf. R. V. 382 de tot un an non pori' om comtar la tersa part dels belhs captenemens que faziatz ni dels plazentiers ditz ... Born IV. 48 rühmt am Prinzen Heinrich:

larc e gen parlan
e ben cavalguan,
de bonas faissos
e d'urnil semblan ...

13. Freigebigkeit wird stets als eine der ersten Tugenden von den Troubadours gelobt, vom Dalfin d'Alvernhe heißt es sogar in seiner Biographie: per larguesa que fon en lui, perdet ben la meitat e plus de tot lo sieu comtat. So preist Born IV. 48:

gent aculhir e servir de bon aire,
belh respos e bel siatz vengut,
e gran ostal paguat e gen tengut,
dos e grazirs et estar ses tort faire,
manjar ab mazan
de viul' e de chan,
ab pros companhos ...

von Heinrich, welchem derselbe 2. 183 ein Lob zuerkennt: lo joren rei engles vas cui eran li plus larc cobeitos, das auch die Hist. d. D. d. N. mit den Worten bestätigt: larghes estoit sour totz homes et si estoit moult biaus. Der Gegensatz davon, ein schwerer Tadel, ist avar, z. B. Born IV. 153 sil coms m'es avinens e non avars, P. O. 380: sil servia malvaz seignor avar, que jan pogues bon guizardon cobrar; gleichen Sinn hat escar (Caravane IV. 197), Born Lex. I. 338 mainadier escars deuria hom pendre e rie home, quan son donar vol vendre —

pros erklärt P. O. 264 tan quant hom fai so que deu, es hom pros, wozu Bellinoi R. V. 5 noch fügt: qu'om non es pros, si en domnas no fia: es geht auf Geburt und Benehmen. Das Lied auf d. h. Enimia (R. Lex. I. 552) hat prohomes und profemna. So sagt Born II. 183 era del mon lo plus valens dels pros und IV. 48 pel melhor rey que anc portes escut e l plus ardit von Richard's Bruder, und von ihm selbst IV. 100:

sel que es coms e ducs e sera reis,
ses mes enan (zum Kreuzzuge), perqu' es sos pretz doblatz,
qu'el vos mais pretz c'om de las doas leis,
dels crestians ni dels no batejatz;
et el vos pretz a las obras pareis
qu'el vos tant pretz e tant bon' aventura,
perque sos pretz creis ades e meillura,
qu'el vol lo pretz del mal el pretz del be
e vol tant pretz c'ambedos los rete.

Ebenso rühmt ihn Borneil Diez Leben 144. Woher aber diese Tugenden vor Allem entspringen, sagt Faydit 3. 295:

tug cilt que amon valor,
devon sabee que d'amor
mov larguez' e guais solatz,
franchez' et humilitatz,
pretz d'amar, servirs d'onor,
gen teners, jois, cortezia:
doncs pois so n mov, ben deuria
chascus ponhar, qui bon pretz vol aver,
de fin' amor lei almen mantener.

Zu donaire vergleiche noch außer den oben angeführten Stellen G. Alb. 214, wo der Autor klagt:

mas tant vezem quel setgles torna en cruzitio
quel ric home malvatz que devrian estre pro,
que no volon donar lo valent d'un boto,
nien no lo quier pas lo valen d'un carbo
de la plus avol cendre que sia el fogairo...

So singt Eustache Deschamps aus dem XIV. saec. bei St. Palaye I. 120:

vous qui voulez l'ordre de chevalier,
il vous convient mener nouvelle vie....
estre hardis e le peuple garder,
prodorns loyaulx sans rien de l'autruy prendre....
lurgesse avoir, estre vrai justicier,
de prodomes suir la compaignie....

Alexander wird zwar neben den berühmtesten Helden, neben Ro-

land, Olivier, Galvain ꝛc. auch wegen seiner Kriegsthaten gerühmt, cf. R. V. 177 Aleysandre venquit Porus und Lex. I. 480; vor Allem aber wegen seiner Freigebigkeit; Peguilain IV. 61: non fon tan larcs, segon mon parer, Alixandres de manjar ni d'aver, und P. de la Mula V. 320: per dar conquis Aleysandres Roays e per tener perdet Daire lo Ros la batalha, que tenero li sostrays, sa gent li fes layssar e sos baros; e per doner conquis Karles Baveyra e per tener fo mortz Andronels fals; [daher Prades: Quatre vertus (R. Lex. I. 567) von Alexander sogar sagt: car un pauc si delichet (in Babylon) plus que a lui no covenia, mori n'avan que non devia]. Cavaillon IV. 208: coms si voletz esser presatz, siatz adreitz et enseignatz, larcs e de bella mession; qu'en aissi us tenra hom per bon, si als estrains et als privatz donatz e ls enemics baissatz e c'ametz mais dir oc que non.

Aehnliches Lob als unser Vers drückt G. Alb. 1131 aus durch ni milhor cavalier ni plus assegorat plus cortes ni plus pros ni ab major leialtat und besonders 1548: n'ot plus ric cavaler ni plus larc despesaire ni de major barnat —

Zu metre gehört messio, cf. Lex. I. 505: fan n'amduy gran messio (cf. R. V. 71) sie machen große Ausgaben . .

Karles, Karles magne (Fer. 870), unter welchem Namen sowohl Carl Martel als besonders Carl der Große verstanden wird, gilt unserm Dichter als bedeutender Kriegsheld, obwohl er in den Romanen, die auf ihn und seine Kriegszüge Bezug haben, sehr in den Hintergrund tritt, während Olivier und Roland Hauptrollen spielen. Borneil nennt ihn in ähnlicher Beziehung (Diez 144) ieu non cre qu'anc fos natz de Carlemagne en sai reis per tant bel assai mentaugutz ni prezatz. Artus zeichnete sich unter den Rittern seiner Tafelrunde vortheilhaft aus, und das Ende des Romans Jaufre zeigt z. B., wie er muthig auf Abenteuer ausging; eine andere Seite seiner Thätigkeit rühmt Calanso IV. 65: on trobavan cosselh tug besonhos.

17. qui n vol ver dir ist eine sehr gewöhnliche Phrase der Troubadours, um so erklärlicher, als wir gerade in dieser Poesie Uebertreibungen der großartigsten Weise sehr zahlreich finden. Alle Lobpreisungen werden so groß als möglich gemacht, die Geliebte ist stets die Schönste unter der Sonne (P. O. 30), sie ist die Herrin

auf Erden, wie Gott im Himmel (R. V. 406), sie verdunkelt die Klarheit des Tages (R. V. 146), und in den Romanen wird keine Quelle angeführt, die nicht die klarste, keine Mahlzeit, die nicht die reichlichste von der Welt wäre.*) Die Bescheidenheit des Jongleur Sabata macht sich dagegen fast komisch, wenn er sagt, er nenne sein Lied nicht die schönste der Welt, da er ja nicht Graf noch Herzog sei (R. V. 50). Daher die Betheurung P. O. 202: si com ieu dic ver, mi don dieus ab liei jazer; P. O. 29 und hier v. 44 ses mentir, P. O. 327 e non o dic a gap, Rayn. IV. 272 sens fench dire, V. 142 senes falhir, senes gienh e a descobertura (Faydit 3. 294), e s'ieu ver dir en volia (id. 295), si dir vuelh las vertatz (id. Lex. I. 374), qui ver en vol dir (Folquet de R. IV. 126), a la vera veror G. Alb. 6779: se ge voir dire vos voeil Romvart 523 und Born IV. 260 sieu ment, m'amia m menta, ohne daß man jedes Mal dem ausdrücklich Beglaubigten trauen könnte.

Zur asyndetischen Construction e qui . . ohne Beziehung auf den Hauptsatz cf. G. Alb. 4945 e qui m donava Alamanha.... eu lai no remandria —

un hat in der Bedeutung des lateinischen alter einen Plural, cf. R. V. 186: or disia mals als uns e ben als altres, Cardinal IV. 343: als us platz, als autres es salvatge, wofür G. Alb. 3978 li uni ... e l'autre steht. In anderer Beziehung ist der Plural seltener, doch findet sich unas forcas Fer. 3067, unas folas gens G. Alb. 852. cf. 5505. Ob die prov. oder die Lesart des franz. Gedichtes die richtige, ist sehr fraglich, denn wenn es auch für einen tapfern Krieger verdienstlich war, gefürchtet zu werden, so scheint solches Lob doch weniger an diese Stelle zu gehören, wo nur von liebenswürdigen Eigenschaften die Rede.

19. meravilh me steht Lex. I. 375 wie hier mit que, III. 289 mit com, und mit de — alle drei Stellen aus Gedichten Faydit's.

fals secgle truan sehr gewöhnlicher Ausdruck der Klage, cf. Born II. 183: d'aquest segle flac, plen de marrimen, s'amor

*) Mit Recht persiflirt Cervantes diese Sitte (Don Quixote 2. 5), indem er von Dulcinea sagt: ihre Schönheit ist übermenschlich, denn in ihr vereinigen sich wahrhaftig alle unmöglichen und erträumten Schönheitsideale, die die Poeten ihren Damen beilegen.

s'en vai, son joi teinh mensongier, so Born IV. 48: segle truan que l malastruc an; Faydit IV. 57: ni plus ama l segle — Bellinoc IV. 60: seigle caitiu — lo mon pejure — ib. non pretz un besan (ganz kleine Münze) ni l colp d'un aglan lo mon ni selhs que i estan — ähnlich Cino da Pistoja: che la natura a tolto al breve mondo cf. V. 37. Segle findet sich öfter mit eingeschobenem t, z. B. G. Alb. 5400, 5742, wie noch neuprovenz. cf. dotble (R. V. 421), baitle G. Alb. 2289, enjotglaritz 3314, Titbaut G. Alb. 5598.

Zu 20 cf. Peguilhain IV. 68: elh fon savis, connoyssens .... larcs e cortes...; zu 22 Faydit 3. 282: ilh e sa par (die Nachtigall) fan esfortz un pauc mon coratge.

gaire „sehr, viel" kommt oft im positiven Satze vor, z. B. Sordel IV. 68 vio guaire, e non val re. Capdueil IV. 93 s'el segles dura guaire cf. P. O. 9; R. IV. 305; P. O. 48. anc que anet gaire Gerh. Ross. 206, cf. Lex. I. 444, 496, 507, Jaufre 163; wie hier steht es bei G. Raimond R. V. 205 quan pren gaire ni pauc ni ges.

ni steht hier wie öfter ohne Negation: cf. zu Diez III. 400 noch R. V. 222 que eron al mon ni eron estat und P. O. 127 per qual dressieira vengues ni don es issitz?

23 cf. Folquet IV. 53 Dieus nos mostr' ab semblansa que sol lui dovem amar. Gewöhnlich wird der Tod angeredet, so Born II. 183 estenta mort, plena de marrimen, vanar te pods, quel melhor cavalier as tolt al mon quanc fos de nulha gen! Esteve IV. 79 greu mortz, tu fas plorans und IV. 81 mort menat as selh... Carbonel R. V. 100 ay mortz falsa co m'avetz laissat blos; R. V. 381 maudita mortz! mal nos as escarnitz! R. V. 376: dieus la maudia mortz qu'aissi us rauba tot dia qu'els melhors ne va menan...

24. grand cops de [= beaucoup] (H. de la guerre d'Albi in Prosa 23), per aquel cop für dies Mal 29.

25. cf. R. L. IV 266 an mort pretz e cavalaria; Peguilh. R. V. 12 totas honors e tuig fag benestan foron gastat e delit; Born IV. 48 joys et amors... ab vos s'en iran e lai nassaran e tug ric fag benestan und ma razon e mon gaug ai perdut (ein sonst der Liebe zugeschriebener Erfolg P. O. 251), Folquet IV. 51 tant sobrepoia l dans, que mos cors non pot pensar und

sens, larguessa, astr' e ricor nos a tolt; Bellinoi IV. 60 ab vos es mortz sens, franques' e mesura; G. Alb. 6599 pert lo grat el segle e roma encolpatz. So klagt Demosthenes in seiner Leichenrede 1396: wie, wenn einer aus dem geordneten Weltall das Licht fortnähme, unser Leben düster und unangenehm wäre: so ist durch den Tod dieser Männer das früher beneidete Glück Griechenlands der Finsterniß und üblem Rufe gewichen — so singt Cino da Pistoja: io prego lei che il mio finir sia tosto, poichè vedoro son d'ogni salute, che morto è quel per cui allegro andava . . . in uno è morto il senno e la prodezza, giustizia tutta e temperanza intera . . . malvagia fortuna in subit 'ora ogni alegrezza nel cor ci ha tagliata. cf. Berguedan X. Born 2. 183 Strophe 1.

pretz Faydit 3. 287 N Agout on pretz s'atura; bes IV. 47 beles e bos, complitz de totz bes.

guandir ist transitiv R. L. III. 422 no l pot gandir, mit de construirt: Faydit IV. 58 negus hom del colp no s pot gandir, el cors c'om no pot gandir de mort IV. III.; ferner mit a: Lex. I. 489 und P. O. 376 no posc ad amor gandir und daher mit dem Pronominalcasus i, z. B. negus no i pot ne i sap gandir (Vidal IV. 119). Zu ihm gehört Born IV. 148 dun sirventes no m qual far longor guanda und gandida = garantie Riquier 6. Sonst kommt garir de P. O. 264 und garentir guerentir contra (G. Alb. 1070) in diesem Sinne vor.

28. Zu *e* ist zu vergleichen G. Alb. 7113 a la Pentecosta . . . e vos amenarei, und der zahlreiche Anfang mit „Und" in deutschen Volksliedern, z. B. Wunderhorn III. 114, 115, 165.

armas cf. Bergued. X. 39, espes Bergued. XVII. 27.

cort = cour, Hof eines Edlen, und auch Gesellschaft, cf. Diez Beiträge zur romantischen Dichtung. 1825. S. 16, 18. ric stellt Rayn. L. I. XXXII zusammen mit der Endung in Ambiorix, dem arabischen rik, dem deutschen rich, z. B. in Chilperich: es heißt reich, prächtig. cf. G. Alb. 1256 mot ric drap de seda e mot ric pavalhon . . . (cf. V. 36). G. de Bezières IV. 47 beklagt den Tod des Vescomte de Bezers:

ric cavallier, ric de linatge,
ric per erguelh, ric per valor,
ric per sen, ric per vassallatge,
ric per dar e bon servidor,

ric d'erguelh, ric d'umilitat,
ric de sen e ric de foldat,
belhs e bos, complitz de totz bes,
anc no fo nulhs hom que us valgues;
perdut avem en vos la fon,
dont tug veniam jauzion.

Zu donar siehe Faydit III. 297 cor ses don non m'a sabor und Peguilh. IV. 64 los belhs dos ni ls grans mes.

32. ebenso bei Cairel IV. 294. maltraire ist Verb, und substantivisch wie hier gebraucht bei Born IV. 48 mon chan fenisc ab dol et ab maltraire; so auch neuprovenz.

33. Flamenca 20: en servir mes fost son percaz e sa renda — Faydit Lex. I. 369 en franca senhoria ai mes mon cor e me. servir von jedem Diener (daher sirven im Gegensatz gegen cavalier und borzes IV. 132), besonders vom Lehnsverhältniß und dem Minnedienst (III. 282: del sieu servir bz. auf die Geliebte), cf. Peguilhain IV. 62: per cui venran soudadier de luenh sai, weil er reichlich gab.

34. Der Dienst wird nur gethan, um Belohnung zu erhalten, auch der Liebesdienst erwartet schönen Lohn; nach demselben Grundsatze fordern die Dichter zum Kreuzzuge auf, weil Christus uns den großen Dienst erwiesen habe, für uns zu sterben.

35. Faydit III. 283 per pauc en ploran no m'auci; Bellinoi IV. 59 selhs son mortz que us solion amar und Peguilh. IV. 64 sagt auch: Laßt uns sterben, ihn zu suchen!

ricor als Substantiv von ric wie folor, baudor etc., Adel: Peguilh. 5. 11 el melhor coms qu'anc fos de sa ricor, Faydit 3. 288 de midons es tan grans sa ricors — zusammen mit ähnlichen Begriffen: Faydit Lex. I. 374 no m nogues paratge ni ricors, Montruc R. L. V. 95 thesaurs ni grans ricors, P. O. 248 ricor ni senhoratge, R. IV. 336 erguelh ni ricor. Dafür steht auch öfter ric cor in demselben Sinne, z. B. IV. 412. Rocaficha R. V. 3 sagt: ses valor non es ricors. Calanso IV. 66 cui semblava de cors e de faissos e de ric cor e de totz bes lo paire — Paulet IV. 73 que a cor ric. Bei Marveil IV. 411 ist ric cor die Quelle, aus der alle Tugend stammt; dafür tritt dann auch ensenhamen caut cor ein (Faydit IV. 57).

37. Ventadorn 3. 44 ben es totz hom d'avol vida qu'en joy non a son estatge, Capdueil IV. 91 avol vida val pauc, cf.

arols gens tafura IV. 287, don d'avol savaga (Faydit III. 294). piez für piegs G. Alb. 6427 wie Born IV. 176 miez neben miegz. So klagt Born II. 183 forn miels, s'a dieu plagues razos que visques el que mant autre envios, qu'anc no feron als pros mas dol et ira und Esteve IV. 81 moron aquilh qui bos son e l malvat vivon! Cino sagt: ma quei son morti i quai vivono ancora, che avean tutta lor fede in lui fermata. cf. Demosthenes' Leichenrede 1396: „Die Tapferkeit dieser Männer war die Seele Griechenlands, und da der Athem ihren Leibern entfloh, ist auch der Ruhm Griechenlands hinweggegangen" und 1399: „die Ueberlebenden sind zu bedauern, weil sie solcher Männer beraubt sind, und das Vaterland ist verödet und arm, nur reich an Thränen und Leid".

Die Klage über die Schlechtigkeit der Zeit im Allgemeinen ist eine den Troubadours sehr geläufige, die schon Marcabrun, einer der ältesten Provenzalen, (V. 225) anhob, die alle Kreuzzugslieder durchdringt und jeden Sänger die früheren Tage als besser preisen läßt. „Zu Adam's Zeit war Ruhe, Gerechtigkeit, jetzt aber ist alles geändert; es wäre gar nichts um uns, wenn die Liebe uns nicht tröstete" so klagt Marveil IV. 417; Borneil Lex. 379 geht weiter: „auch die gute alte Zeit der Liebe ist vorbei, Schlechtigkeit macht sich überall breit, besonders schaden die lauzengador, die Verläumder treuer Liebenden. Die Geistlichen taugen nichts mehr, sie predigen Liebe und rauben (IV. 279. P. O. 122), die Reichen sind zu geizig (IV. 375), die Jugend ist falsch, feige, jämmerlich (P. O. 354), die alten guten Sänger sind nicht mehr da (IV. 291), ja sogar der Gesang der Vögel hat sich verschlechtert (Lex. I. 481. R. IV. 271). Vor Allen ergeht sich Cardinal mit sittlicher Entrüstung gegen die erbärmlichen Zustände seiner Tage, wo malvestat ama hom e ten car, e li altat ten hom an fantaumia (IV. 337), wo man das ganze Gesetz auf das Leder eines Handschuhs schreiben kann (IV. 348), und Alle reif sind für foc arden, abis, ifern (IV. 354). Besondere Aehnlichkeit mit der Auffassungsweise Faydit's hat eine Stelle Cardinal's (R. V. 305): aissi com hom planh son filh o son paire o son amic, quant mort lo l'a tolgut, planc en los vias que sai son remazut fals, desleials, felons e de mal aire.

Die Feinde der Kirche werden sonst meist mit dem Beinamen gens tafura bezeichnet (IV. 121) oder gent trufana (Bergued. X.

36), la gen canha (V. 261), li nofegatz (Fer. 3516), los Turcs fals e dernofezatz (R. IV. 128), els trefanetz, menut vestitz, qui dieu ni lei ni ben non an (Lex. I. 389); la puta gen malvada Ferabr. 2745. Gewöhnlich steht ein bestimmter Eigenname, so Maurs, Soudan, Malmutz (R. L. 2. 208), deves orien li Tartari (IV. 233), Sarrazi e Tartari (IV. 361), fals Turcs desbatejatz (R. V. 6), Arabitz traitors sens lei (Lex. I. 388). Auch die Amoravis werden (IV, 129) erwähnt, der Chevalier du Temple aber sagt IV. 131: die Türken haben besiegt Francx e Tartres, Ermenis e Perses. Einen anderen Grund für die zunehmende Macht der Heiden, als den Tod eines vorzüglichen Kriegers, findet Gaucelm IV. 137: la gleisa esta tan endurmida que de passar negus homs non covida; auch der Chev. du Temple IV. 132 tadelt die Kirche, daß sie gegen die Alamans das Kreuz predige statt gegen den Islam.

40. cf. Born IV. 48: el melhor rey que anc nasquet de maire, ebenso Calanso IV. 65. Esteve IV. 80; de mere nel (Molaines bei Mätzner IV. 26), de femme nez (Romvart 692), vgl. fils de Cristiana (Bergu. IX. 32), Jaufre 165 que cristians ne cristiana anc en neguna terra vi ... 169 anc sa par non vi anc neguns Cristians, Sarazins, Insieus, ni pagans und andererseits no ditz paraula a re nescut (G. Ross. 199) [non a tort ni colpa a nulha re vivent G. Alb. 3222], neguna gent nea (G. Alb. 2764), neben dem d'autre riens nee und das lateinische res nata liegen, cf. Gessner thesaurus 2. 173 und Mätzner 166. Diez III. 399.

41. ebenso Gavaudan IV. 85 creys la forza dels Sarrazis. cf. Faydit Lex. I. 363 mos malz no vai ades creyssen und Salignac III. 394 de fin pretz, d'amicx e de poder creyssetz, Lex. I. 339 (son pretz) creys e mont e pueia. G. Alb. 6201 Dieu me vol creycher e aitant milhorar. Der Gegensatz davon ist bei Ventadorn III. 49 totz sos afars abays.

43. R. V. 382 dieus nos a volgut desheretar, cf. Chev. du Temple IV. 131, der geradezu sagt dieus dorm qui veillar solia und Austor d'orlac R. V. 54: mal o fetz dieus quar lor (den Türken) en det poder in Bezug auf Ludwig's IX. Tod. Im Ganzen sind dergleichen Urtheile selten, wie auch eine andere Kritik, die sich bei Montagnagont IV. 333 si non men l'Escriptura und

bei Cardinal (Lex. I. 462): sieu non dic ver, doncx l'Escriptura men ausspricht. Wie es hier heißt, daß die Macht der Heiden Gottes Wille sei, so läßt Peyrol III. 279 den Gott der Liebe sprechen:

Peyrols, Turc ni Arabit
ja pel vostr' envazimen
no laisseron Tor Davit.
Bon cosselh vos don e gen,
amatz e cantatz soven . . .

eine Opposition, die sich auch in Marcabruns bekannter Novelle und bei Cardinal R. V. 307 findet: amas amics et enemics e no us cal anar outra mar.

45: so nennt Calanso den König von Castilien mur contra ls Arabitz, San Didier IV. 133 rühmt den rey N Amfos de Castella in gleicher Weise.

47. Bellinoi IV. 59 e quant hom pert son bon senher e car degra morir, pus mais no l pot cobrar und Vidal (Diez Leben 160) von Richard: que gen vos vei cobrar onor, que perderon vostr' ancessor; G. Alb. 6422 pretz e paratges cobra sa dignitat.

49. cf. V. 13 Note; zu 50: Calanso IV. 66 tug li trei valen fraire: der vierte Bruder Iehans sanz-terre wird weder hier noch bei Born erwähnt; der jüngere Born hat ein Lied gegen ihn gedichtet, das freilich zeigt (IV. 199), wie wenig er den hier an Richard's Nachfolger gestellten Anforderungen genügte: e deuria s ben vergoigner, s'il membres de sos ancessors . . . mais ama l bordir e l cassar, e bracs e lebriers e austors e sojorn, perque il faill honors, e s laissa vius deseretar . . . a flac cor recrezen. Alle zusammen erwähnt die estoire de la guerre sainte (Romvart 411. cod. vatic. 1659): Henri de engleterre, li bons peres al roefne (lies joefne, cf. S. 416 Zeile 26) rei, le pere richard lenginus (ingénu), li peres giefrei de bretaine ki tant refud de grant ouraine et li peres johan sanz terre.

53. cf. Born IV. 153 (li serai) fis com fins argens, Bergued. XVIII. extr. vos es fis aurs. G. Alb. 4294 ab fis cors esmeratz, 6873 fis e entiers; 7070 tant cugei estre fis que jamais mal ni guerra ni trebalh no sufris. cossir, Gedanke, Sinnen: Faydit Lex. I. 372 en amor son ferm tuit mei cossir cf. F. III. 291; besonders kummervolles Sinnen R. II. 463. III. 113. Bergued. X. 1.

54. Bellinoi IV. 60: tug bon ayp = qualité, daher be de

sen aibitz G. Alb. 5817. — Faydit III. 291 amors s'abriva e s'enansa ab honor et ab servir; G. Alb. per pretz 6220, pel mal 6227 enansar.

55. Senher dieus oft, wie auch das aus dominus entstandene dombre oder dami vorgesetzt wird; Christus heißt sogar baros Jhesus (Vidal IV. 118). Ein solches Gebet schließt gewöhnlich die provenz. Klagelieder, entweder an die Jungfrau Maria gerichtet, die verges emperairitz, wie sie IV. 138 heißt, oder Christus selbst wird darin angeredet. Z. B. Esteve (R. IV. 82) Klagelied auf Lodeva: dieus li perdo, que'l mon sorte e lh done l'ostal deziron on so ls apostol pres de se e l gaug perdurable damon. Maire de dieu, fons de merce, la tua grans bontatz l'aon, e l meta lay on an ab te las verges gay joy jauzion. — Born schließt seine Planh auf den Prinzen Heinrich II. 183:

> celui que plac per nostre marrimen
> venir el mon e nostrais d'encombrier,
> e receup mort a nostre salvamen,
> co a senhor humils e dreiturier
> clamen merce, qu'al jove rey Engles
> perdon, si l platz, si com es vers perdos
> e l fassa estar ab onratz companhos
> lai on anc dol non ac ne i aura ira.

Wer unter den companhos gemeint, zeigt Peire d'Auvergne IV. 425: dombre dieu prec ieu et ador qu'elh nos lais el sieu renc venir ab sos angils cans novelhs dir, und Esteve IV. 82: e lh done l'ostal desîron on so ls apostol pres de se. Daher wird Gott auch gebeten, die Seele an die Seite des San Joan (Born IV. 48. Cardinal IV. 366) oder des San Jacme zu setzen (Matthian V. 262), auf einen hohen Thron (Carbonel V. 101), an einen schönen hellen Ort im Paradiese bei allen Seligen (R. V. 382). cf. R. V. 262 Matthieu de Querci:

> preguem que s'afranha
> Jhesums a lui e l gart del prevon potz
> on dieus enclau los angels malvatz totz
> e lh do los gauchz en que l'arma s refranha,
> e l corona e l fassa lay sezer
> en selh regne on non a desplazer.

So betet der Erzbischof Gales für Jaufre im gleichnamigen Roman (R. Lex. I. 148):

e prec dieu e sancta maria
qu'el meta en sa companía,

von welcher uns ein Gedicht (Romv. 621) folgendes Bild entwirft:

je voy du ciel la jherarchie,
maiz an dessus je voy marie,
je voy plus hault la trinite....

So bittet auch der Chronist (G. Alb. 930) für die Erschlagenen: dieus pessa de la arma si el s'en vol pagar car mot fo grans pecatz; so verspricht endlich der Engel, welcher die mit einander kämpfenden Helden, Roland und Olivier trennt, wenn sie gegen die Sarazenen vereint streiten würden, vos en arois molt riche gueredon et les vos aïrmes en aront mantion avockes lui enz on ciel: lai amont les metrait deus de glore (Gerh. de Viane 3049).

56. Capdueil IV. 88 sanhta Trinitatz es vers dieus e vers perdonaire, vera merces e vers salvaire, Paulet IV. 75 li denh, si l platz, per merce perdonar. G. Alb. 6054 el senher que perdon'als peccadors perdonans; Folquet Lex. I. 375 Dieus perdon'als bos perdonadors.

57. Ferabras 1268 senher vers dieus; Riquier R. IV. 390 vers paires dieus, don no ns podem pairar, vera via, vertutz e vera lutz, vers salvamens ... vera bontatz, amaires vers ... Rayn. V. 64 verais dieus, on ver' amors nays, fai nos venir al ver palays, cf. 10. 398. 423. so Gerh. de Viane 1507 vrai rois de paradis und 441 cil domedeus ke ne faut ne ne mant. Die drei Personen werden oft geschieden, cf. P. d'Auvergne IV. 297 vers dieus, vers hom ... trinus unas n'aor e n lau — Figueira IV. 126 senher verays Jhesus, cui soi aclis, lams dreituriers de vera resplandor, salvaire Crist; (cf. afrz. por amor deu qui se laisait pener en sainte crois por son peuple sauver G. Viane 2009. 2143) — dagegen pel paire e pel tos-fils G. Alb. 3817. sanctz paires dieus glorios (R. IV. 393); Seignor dreiturier dieus, qu'es senhers de tot quant es, e nuills, mais el senhers non es (Lex. I. 460), el Seiner, qu'en tot a dreitura cant es el mon e sap e ve los mals e ls bes (Jaufre 104) [cf. Gerh. Viane 2256 le peire droiturier, 2887 le verai justicier], R. IV. 475 poderos dieus, verays e merceyars; IV. 426 pair' omnipotens, G. Alb. 6254 lo reis celestials que jutja e governa e garda ls bes e ls mals [G. Viane 3056 vrai deus celestres], Lex. I. 397 dieus qu'es lo cap e la cros, don nos ven sai jos, lo bes

e l'ensenhamens e l'adreitz captenemens, Senequa 548 Dieus am cui nasquem et am cui em et am cui vivem et am cui morem. [Besonders im Altfranzösischen wird er, le pere reamant (Aubri fol. 45), deus ke sor toz estes rois (G. Vian 3561) durch viele concrete Beiworte bezeichnet, die seine Macht andeuten sollen, z. B. Quatre fils d'Aîmon 876 qui fist ciel et rousée, Roman de Rou 3312 qui fist lune et soleil, 1605 qui tone et qui esclaire etc.] Drittens heißt es R. V. 381 cre que lo Sant Esperit lo ns aya trag d'aquesta prezen vida per metre lay en la santa establida, und besonders oft wird der heilige Geist in der Dreieinigkeit erwähnt: R. IV. 426 pair' entres personas us e filhs e sans esperitz, IV. 475 dieus paire, filhs salvaire, Crist nomnatz, sayns esperitz e vera trinitatz .. cf. R. V. 272 sel qu'es visibles trinitz, verdieu, vers homs e vers sant esperitz.

58. cf. Ferabr. 3922 ar sia dieus de gloria nostre bos avocatz. Berguedan X. 14 dieu l'a pres a sa part que l sera garens dels grans forfays e dels menors, que ls angels li foron autors quar mantenc la lei cristiana. [R. V. 376 sans Miquels, siatz li denan.]

Peguilhain IV. 62 vos valha aissi cum ops ni cocha us, G. Alb. 6753 es grans obs e coita que no garde de dolor; s'ops vos avia Flam. 1 ac li ben ops lo fugir (Jaufre 73) — sonst auch so qu'om plus vol e don es plus cochos (Capdueil IV. 92). Aehnliche Bedeutung hat: a cui auria gran mestier socors (J. 59).

59. servir geht auf den Kreuzzug, cf. Faydit IV. 57 dieus nos ditz que l'anem lai servir, Capdueil IV. 93 que'l ... reys de merce ... anem servir, dagegen in anderem Sinne Romvart Ballade 4: la mort jhesus de nazareth nous met et tient en amoureux seruage. Wir schließen das mit einem Gebete für die Seele des gestorbenen Helden endende Gedicht mit einer Stelle aus Demosthenes Leichenrede 1399 in Bezug auf die Gefallenen: Sie sind glücklich, weil sie ewigen Ruhm hinterlassen, der sowohl ihre Kinder berühmt macht, als er auch ihren Eltern ein ehrenvolles Alter sichert; dazu sind ihre Leiber frei von Krankheiten, ihre Geister frei von Trauer.... sie sind die Genossen der Götter und wohnen, wie die tapferen Männer vor ihnen, auf den Inseln der Seligen.

Paris. **Sachs.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Englische Grammatik nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Von Dr. Bernh. Schmitz. 3. Aufl. (Neue Bearbeitung.) Berlin.

(Schluß.)

Ueber die folgenden Kap. (Umstands-, Verhältniß-, Binde- und Empfindungswörter p. 108 — 116) gehen wir hier schnell weg, weil wir unten darauf zurückkommen, wie wir uns denn überhaupt mit Rücksicht auf den Raum kurz zu fassen suchen. Wir heben nur beiläufig zu p. 111 hervor holily Sh. 513a; lovelily Byr. 69a. — P. 117 beginnt die Satzlehre in drei Abschnitten: 1) die Satztheile, 2) die adverbialen, 3) die adnominalen Bestimmungen. — P. 124 ff. Vom Genus. Besondere Beachtung verdient das liebkosende **it** für **he** und **she**, z. B. Goldsm. 375:

Miss Nev.: Cousin Tony promises to give us more of his company at home. Indeed, he shan't leave us any more. **It** won't leave us, cousin Tony, will **it**? — Tony: O: **it**'s a very pretty creature u. s. w. Es kommt diese Bezeichnung zunächst von Kindern (child, neutr.) her. Vgl. Sh. 236a: Young prince Mamilius: **it** is a gentleman of the greatest promise etc. — 242b: The good queen ... hath brought you forth a daughter. Here '**t** is: commends **it** to your blessing. — S. auch p. 126. und Sh. 596a: What an ass **it** is! s. §. 79, p. 219. — P. 126 unten mußte auf den auffallenden Gebrauch des walisischen Dialekts verwiesen werden, wonach she und her für alle Personen und Genera vorkommen. Vgl. Motherby's Pocket Dict. p. VIII. — Brit. Theatre p. 374b und aus Scotts Romanen folgende Stellen:

She, her, herself = I etc. Guy Manner. 3, 66; Waverl. 2, 160; Rob Roy 3, 8; 19; 138; 140; 154; 154; 168 ff.

= You: Rob Roy 3, 135; 156. — = he, his: Waverl. 2, 97; 3, 80; 171; Rob 3, 180; 4, 14; 21; 30. — = it: Waverl. 3, 118; 141. — Rob R. 3, 140. — = they: 3, 179 u. s. f.

Im älteren Engl. ist her (hir) = their, z. B. Chaucer: And small Harpers with her glees (Percy XXVIIIa);

Though ye har children, be it on or mo,
Your is the charge of all hir surveance u. o.

Ob bei Shaksp. 407b: Were our tears wanting to this funeral,
These tidings would call forth her flowing tides

ein Rest dieses alten Gebrauchs? oder Constr. κατὰ σύνεσιν, indem her (= its) auf tear (sing.) als Fem. zu beziehen?

P. 127. Die „Namen der Länder" sind natürlich „masc.", wenn sie wie bei Shaksp. oft zur Bezeichnung des Regenten stehen: aber auch, wiewohl selten, als Länder selbst: s. Shaksp. 295a nicht bloß England (i. e. the king of E.) impatient of your just demands, Hath put himself in arms, sondern auch: But thou from loving England art so far, That thou hast underwrought **his** lawful king. — S. 659a: The worthiest sir that ever Country call'd **his** und Scott, Vision of Don Roderick. Str. 46:

Grenada caught it in her Moorish hall; Galicia bade her children fight or fall, Wild Biscay shook **his** mountain coronet, Valencia roused her at the battle-call etc.

Vgl. ferner Sh. 783b: Then senseless Ilium ... Stoops to **his** base

— Dryden l. l. 2, 168: A rising town [Croton] shall take **his** name of thee; Byr. 558a, wo Rome — earth's lord und dann changing sex: Lady of the Old World genannt wird; ferner Thomson l. l. 79: Where Majestic Windsor lifts **his** princely brow, dagegen Proud of her bards imperial Windsor sits (Armstrong), vgl. castle m. Shaksp. 324b. — Weil das Detail hier zu weit führen würde, bemerken wir nur noch, daß sehr viele Flüsse auch fem. vorkommen, z. B. Allia (Dryden's Aeneis 7, 993); Bortha (Scott, Last Minstr. Notes to Canto 4th XI.), Brenta (Byr. 40b und 41a), Deva (Milt. Lycidas 55); Euphrates (Dryd. Georgic. 1, 685. — dagegen masc. Byr. 485b und 486a); Greta (Scott Rokeby II, 5; 6; 7; 8 — III, 8) u. s. f. ebenso auch manche Berge, z. B. Aetna (Dryd. Fabl. 2, 185; Aeneis 3, 747 u. o.) Jura Byron 33b; Jungfrau 45a; Sinai Spect. 6, 369; Lebanon (Mason, s. Nolte 2, 558) u. s. f.

P. 128 bemerken wir Z. 4 den Druckfehler J für I, ebenso p. 165 Z. 18 von unten; zu dem Plur. majest. gehört ourself (neben -ves). — Z. 11 von unten lies Tom Jones VIII, 10 (nicht 12) und vgl. Mac. 1, 162: George Fox had raised a tempest of derision by proclaiming that it was a violation of Christian sincerity to designate a single person by a plural pronoun u. A. m. — Wechsel zwischen thou und you oft ungemein rasch, z. B. Shaksp. 613b: If thou be'st not immortal, look about you; vgl. **I** und **we** 515b:

I am about to weep; but thinking that
We are a queen etc.

P. 129. Kap. II. „Prädicat." — P. 130 §. 8. s. ad p. 104. Who und none c. Plur.

P. 133 Kap. III. „Arten des Zeitworts." — P. 135, §. 15. Shaksp. hat oft I do repent me (z. B. 280a; 331b u. o.), I fear me u. ä m. — §. 16. It repented the Lord that ... (Genesis 6, 6 und 7). — My head is giddy, swims (Guy Mann. 2, 21. — Sterne 7, 264 u. o.) **I** would break my heart to hear. Sc. Rob Roy 3, 164 u. s. f. — §. 17. When we were finished (fertig waren) for the day (Goldsm. 21.) — We had finished our task. — §. 19. The poor bride can give her hand and say „I do" with a languishing air. (Spect. 4, 2). — §. 21. Können in negativen Sätzen meist I can, doch z. B. The other three may not find us (Goldsm. 386), vielleicht nicht, — dagegen cannot find us, können uns nicht finden. — §. 22. Vgl. become und come to be, z. B. Goldsm. When he comes to be a little stronger. (Goldsm. 329). — Zu to be drowned halte man s. g. Neutro-passiva wie to be possessed of im Besitz sein von, etwas besitzen; to be long'd Sh. 448; to be agreed 218; she is intolerably curst 220a; I should be challenged 553a; to be supposed Sc. Waverley 4, 128: to be sworn u. ä. m. — § 23. Lassen s. p. 138: What better could be expected from etc. Was ließ sich auch erwarten? (Goldsm. 378). Then I must not be seen. 380. (Dann darf ich mich nicht sehen lassen u. s. w.). Claims of which none of his predecessors had ever dreamed. Mac. 1, 69, sich träumen lassen.

P. 146. Kap. 4. Zeitformen. §. 25. Man beachte das Präs. says he u. ä. m. in eingeschobenen Sätzen, z. B. Spect. 6, 46. — Tom Jones 2, 138 — 160 u. o. P. 148. Die Stelle aus Tob. 1, 21 lautet in Smollet's Charles XII, p. 12: The Lord hath given it to me, and the Lord hath taken it from me etc. — Man vgl. Genes. 2, 2: And he rested on the seventh day from all his work which he had made und oft, Because that in it he had rested from all his work, which God made and created und oft das Impf. für das deutsche Plsqperf., z. B. Goldsm. 53, Z. 4 von unten; 56, Z. 2; 71, Ch. 18, Z. 2 u. o. — Gerade umgekehrt wie im Deutschen p. 159. She expected to have had the pleasure of sitting at the head of the table. Sie hatte erwartet das Vergnügen zu haben, wie denn die Engländer im Gebrauch des Inf. Perf. viel genauer sind als wir, z. B. Rob Roy 1, 177; 3, 155; 162; 4, 13; 4, 37. — Guy Manner. 2, 182; 3, 91. — Sterne 7, 5 — 8 — 41 — 67 — 186 — 229 — 244 — 249. — 5, 138! u. s. w. (vgl. p. 152). — P. 157.

Die Wendung: The dinner was preparing; The horses are putting to, (Goldsm. 379) hängt mit dem medialen Sinn vieler Verba zusammen, vgl. im Deutschen das vielgetadelte „eine wohlschlafende Nacht", die fallende Sucht u. s. f. — (thürmende Wellen u. a. m.). — Die passiven Formen sind übrigens auch in andern Grammatiken erwähnt, z. B. Fölsing §. 264: While the poor marquis was being fished out of the river, the cat stepped up to the royal carriage. (Push in Boots). A man that is being strangled (Lamb.) u. s. f. — §. 33. I am going (about) to — aber auch I offer, z. B. He offered to take his leave (Tom Jones 3, 185). Diese Wendung soll „veraltet" sein (Fölsing p. 98), aber auch noch in der heutigen Umgangssprache findet sich, namentlich im Infinitiv u. s. w. z. B. Talking about that, you have not handed over to me the money you were so generous as to offer to lend me — das Sie mir haben leihen wollen, wo freilich der ursprüngliche Sinn des Anbietens deutlich hervortritt, aber auch z. B. We beheld all this with mortal fear without daring to offer to defend ourselves. Arabian Entertainm. 100a. — P. 158. Modusformen. — P. 161. Einwirkung der Consecutio temporum selbst bei directer Frage: He could not help asking, 'Was it far to the end of their journey?' Waverl. 1, 200. (Z. 4 lies §. 28). — §. 37. Die Form Go we! allons! Gehn wir! (laßt uns gehen) ist, wenn man nach der Analogie des Franz. urtheilen darf, Indic., und nicht Conj. — P. 165, Z. 14 und f. die Berichtigung zu p. 338. Warum darin Th. Hood's Song of the Shirt „allzu berühmt" heißt, ist nicht abzusehen. Vgl. Freiligrath's neuere politische und sociale Ged., Heft 1, 24 und 2, 57. — P. 170. Kap. 6. Construction der Satztheile. — §. 43 und 44. Man beachte die Nachstellung des Subjekts, wenn der Satz mit einer adverb. Bestimmung anfängt, auch im abhäng. Satz, z. B. Mac. 1, 1: I shall relate ... how, from the suspicious union of order and freedom, sprang a prosperity ...; how our country etc. ...; how, by wise and resolute good faith, was gradually established a public credit u. s. w., ferner das Füllwort do, z. B. 1, 20: In so splendid and imperial a manner did the English people, properly so called, first take place etc. — 1, 42: As vainly, in the next generation, did the citizens of Saragossa stand up against Ph. — 242: So high did political animosity run that etc. —

P. 174. Zweiter Abschnitt. Die adverb. Bestimmungen in 9 Kap. — P. 182 6, s. Sterne 6, 157: What can be the reason, that all the little children of Great Britain and Ireland universally say **Me**, for **I**? etc. Der Grund für diese auffallende Erscheinung scheint uns, daß die Kinder, weil im Engl. eben die Deklination (außer bei den Pron.) ganz verloren ist, in Sätzen wie: Give me a kiss, ebenso wie in: Give Papa a kiss, Me wie Papa für das eigentliche Wort halten. — P. 183, §. 52. Bei Gibbon: Decline and Fall etc. Ch. 28 Anm. 50 fehlt to selbst vor dem nachgestellten sachlichen Dativobject: The man who gave the first blow the golden statue of Anaitis. — P. 189, §. 57. Vgl. die Recension des Unterzeichneten über die Herrig'sche Sammlung engl. Klassiker in dieser Zeitschrift, namentlich über your. Beispiele: I can read your print hand very well. Goldsm. 376. Gedrucktes kann ich [etwa: Euch] sehr gut lesen. — He's nane o'your great grandees o'chief. Sc. Rob. 3, 191. — As somebody calls your large text hand. Guy Mann. 4, 65. — Your swain has placed the capuchin round your neck. 69. — Why look ye Peter, your Spirit will creep you into an augre-hole; he'll whisk you through a key-hole etc. Addison Drummer 1, 1. — Sterne 7, 11 unten; 7, 18! — 6, 115: a book ... which gave great offence to your divines. — 134: Of all knaves your fools are the worst etc., was Göthe (Ausg. in 40 Bdn.) 3, 233 übersetzt: Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten 2c. — §. 60. „Uebersicht über den gesammten Gebrauch der Präposit. to." — Wir können es nur billigen, daß hier — und bei den Präpositionen überhaupt — auch auf die deutsche Präposition Rücksicht genommen ist; doch sind gerade hier eine Menge von Ergänzungen und Zusätzen möglich, in denen wir uns jedoch — um diese Besprechung nicht ungebührlich auszudehnen — sehr beschränken. Hier erwähnen wir deshalb nur zu p. 192, Z. 20

und der Berichtigung p. 338: Charles had taken to wife Catharine etc. Mac 1, 187 f. Sh. 612a; 631b. — p. 192 ff. „Of, from und by." — §. 64: Thou art loved of this. Byron 496b. He is hated of his own barbarians. 482a. §. 68. „Nur in wenig Ausdrucksweisen, in denen im Deutschen von steht, gebraucht der Engländer eine andere Präp. als of, from oder by." — Wir geben einige Ergänzungen. Von durch keine Präp. ausgedrückt: A man whom we knew never to break his word u. s. w., to speak music (parler musique); a fine house without; descend my throne. Sh. 453b. Banish'd the Kingdom. 524a. Give me leave to speak (of) him 524a u. s. w. — We country persons (Leute vom Lande) u. a. — Durch Adverb: The favourable wind seemed as if providentially (von der Vorsehung) sent etc. Irving 642a; providentially ordered. 643a. — The situation of C. was daily (von Tag zu Tag) becoming more and more critical. He was naturally (von Natur) a handsome young man u. a. m. — What do you know about (concerning, relative to, with regard to, as to, as for) his circumstances u. s. f. — He is but one among(st) the many distinguished authors of this nation. — I have received many instances of friendship at your hands. I think your goodness hath not deserved this indignity at her hands u. o. He held necessity at his staff's end (sich vom Leibe). — He accounted his master for every shilling (Rechenschaft abgelegt von). That was a great oversight in you u. s. w. Not one man in five hundred. To eat in plate (of silver). He retired off the stage. Come that's a weight off my mind u. s. w.; to depend on (upon); to discourse upon; an uncle on the father's side u. s. w. He is brother to my benefactor (Dat. parentelae). I will do it with all my heart; red with drinking u. s. f. My head aches with these scenes. The vallies echoed with their cries. He was unwilling to part with me u. v. a. It is all owing to the corruption of the times (kommt her von). You professed authors are a little severe upon us who write like gentlemen (Ihr Schriftsteller von Profession seid gegen uns Dilettanten ziemlich strenge). That's a matter of course. Das versteht sich von selbst u. a. m. — P. 197, Kap. IV. „Die Verhältnißwörter überhaupt." Einige fehlen hier ganz, z. B. das schott. anent, Burns 54a; Rob Roy 3, 168; 4, 80 und 115. — Guy Manner. 2, 214; 3, 9. — Waverl. 3, 164 und 167 u. o. — Maugre (frz. malgré = notwithstanding, despite, in spite, in despite, in defiance of), z. B. Sh. 65b; 694a; 745b; Waverl. 3, 123: To press to the front through the crowd of Highlanders, maugre their curses; Irving 425a: But, maugre all these untoward accidents. — Sans (= without) das nicht bloß bei Shaksp. vorkommt, z. B. 65b, 149a, 180b, 181b, 694a, 745b, sondern auch bei neuern Dichtern, denen kurze Präpositionen willkommen sein müssen, z. B. Byr. 275b (Don Juan 10, 38); 290 (12, 15); 320 (15, 35); 323a (15, 68); 559b; 611a; malgré 254a (8, 41); 320 (15, 37) u. s. w. — In lieu of (instead of) Byr. 10b (Childe Har. 1, 67); 274b (Don Juan 10, 31); 281 (11, 15); 307b (14, 1); 334a (16, 81); 497b; 545a; 410a u. s. w. Sh. 179a; Rob Roy 3, 44; 129. Sterne 7, 136 und z. B. noch B. Disraeli (Sybil. Leipz. 1845) p. 17: in lieu of the chief magistracy u. a. m. — P. 198. Beispiele, in denen an nicht durch at ausgedrückt wird. Zu den gegebenen acht lassen sich mit Leichtigkeit achtmal soviel fügen: Remember March, the ides of March remember! See that the guests want nothing. This day they saw etc. It were best he speak no harm of Brutus. What ails your eye? Was haben Sie am Auge? His house adjoins my garden (stößt an); he passed the count without saluting him; to share the glory of the day. It is not my fault (An mir liegt die Schuld nicht); they called it my weak side. He trembled every joint (Sterne 7. 262) u. s. w. He does not care at all about what you say. About (near) three thousand foot (near weniger, ab. mehr oder weniger) u. s. w. My little sister once bumped her head against the table; set the ladder against the window; dry it against the fire. In all their ports along the sea-coast; to roast before the fire. My father lived

beside the Tyne. I knew him by his gait. Pluck Casca by the sleeve. By the rivers of Babylon we sat down: He had a long sword by his side. She had not her equal for beauty. You hinder me from writing u. s. w. He that laughs in the morning, weeps at night. In the beginning God created the heaven. Let there be lights in the firmament of heaven. In this place I laid me (myself) down. This repartee made up by abuse what it wanted in wit; to believe in God u. v. a. To remind of, partake, despair, doubt of u. s. w. Sick of an ague (to die of); I am well in body, but sick in mind; for want of money; to make an example of this good-for-nothing fellow. Of an afternoon. He is not worse off (dran). We have all an equal right to the throne. Accustom to patience; to address oneself to u. s. f. The country abounds with (in) fruit; to find fault with (etwas auszusetzen haben an). I have been within the verge of the gates of Death. The ball struck the ship between wind and water (hart am Wasser) u. s. f. — Man wird aus dem Gegebenen hinreichend erkennen, wie reiche Nachträge sich gerade zu dem Kap. von den Präpositionen liefern ließen; doch kann es unsere Absicht nicht sein, derartiges hier zu geben; wir gehen daher über das Folgende kürzer weg. P. 200. Anglicismen mit into (und out of) durften nicht fehlen, z. B.: to buy into silence this ... ruffian (Bulwer). He was whipped into a confession of his guilt. They frightened him into compliance. He was at length reasoned into the belief of miracles. He has drunk himself into an apoplexy. We are not to be hectored, and bushed, and beat into compliance. My niece was frightened and terrified into taking this measure. I'll beat you into good manners. S. Rob Roy 1, 108; 4, 45; 103; 183. — Guy Manner. 1, 10; 2, 61. — Sterne 7, 38; 48. — Irving 642a; — Sh. 536b; 537a u. s. f. — They will argue me out of what is right. Waverl. 4, 25. He was frightened out of his wits. Rob Roy 3, 183. — I had wrote myself pretty well out of conceit etc. Sterne 7, 16. — He, perhaps, may laugh him out of his resolution. Goldsm. 374. — We are doing our endeavours to drink this same drummer out of our heads. (Addison, The Drummer 1, 1.) — To beat one out of countenance; to look presumption out of countenance. Did not he physic your father out of life? Did he not cheat you out of your money. (Munchhousen flogs a fox out of his skin etc.) — S. Nro. 11 p. 206. — P. 200. 4. For. Hier fehlt — wir können natürlich nur beispielsweise Einzelnes hervorheben — z. B.: for all (aught, anything) I know, auch mit dem Zusatz to the contrary, was oft ganz unserm „vielleicht" entspricht, z. B. Sterne 7, 6; Goldsm. 360, 361. Sh. 709a; Rob Roy 1, 51 u. a.; for all I care u. a. — (p. 201, Z. 2 lies last.) P. 202. „Mit", z. B.: He snaps his fingers; gnashes his teeth; the dog is wagging his tail. He nods his head etc. He presented the partridges to the king as he had done the rabbit u. s. f. He that is not handsome at 20, nor strong at 30, nor rich at 40, nor wise at 50, will never be handsome etc. — To go by steamer, by railroad. — A coach and six u. v. a. — 6. Schiffsausdrücke ahead, astern of. Zu 'some years ago' halte man: many years back; On Monday was fortnight (This day come fortnight, über). Last Sunday two months heißt, je nachdem es sich auf Zukunft oder Vergangenheit bezieht, über oder vor zwei Monaten u. ä. m. Wir beschränken uns nach dem Gegebenen, zu einer Präp. (ohne) einige Ergänzungen zu geben. Schmitz führt außer without nur an: a thousand men besides the women. Sans s. o. withouten Byron Ch. Har. 1, 3. Es dürfen aber jedenfalls nicht unerwähnt bleiben but (There is no smoke but there is [= without] fire); but for, save for, were it not for, had it not been for, if it had not been for u. s. f. but from u. s. w.; out of question; a parson wanting pride; a woman lacking wit. Sh. 518b; bare, void, devoid, destitute of, exempt from, namentlich auch die Verbindung von andern Präp. mit der Negation: It was of no value; Shall then my father's will be of no force? You need be under no uneasiness.

Two nations with no thoughts of sympathies in common. Bad Cayenne pepper, very hot, with no taste. On the bare earth exposed he lies, With not a friend to close his eyes. Vgl. Alone, unfriended, and in a strange land (Waverl. 2, 194). With scarcely an exception (fast ohne Ausnahme). It often proceeds from no provocation. We sink among no sighs except our own. It will be to no purpose. S. namentlich Tillotson's Predigten in Nolte und Ideler's Handb. (Berl. 1823) 1, p. 20: almost upon no occasion: devoted to his service and interest for no reason; obliged to him for no benefit; afflicted too for no cause u. s. f. Thou thing of no bowels. Sh. 537a; a fusty nut with no kernel. Sh. 537b u. ä m. Having no compass to aid him. Irving 2, 239. Aber auch, wie bereits angedeutet, die bloße Negation. Every thing is, undoubtedly (no doubt, no question) to be feared. I question (doubt) not but . . . Sums unexampled in our history; unprecedental; unparalleled; matchless. I am sorry for the pain I unconsciously gave you u. ä. m. P. 207. 12, vermissen wir, daß between und among zur Bezeichnung des Gemeinschaftlichen verwandt werden (s. o. selbsechst) z. B. Sh. 112a: You have, among you, (Beide, gemeinsam) killed a sweet and innocent lady. — 692a: We are not brought so low, But that, between us, we can kill a fly. — Goldsm. 47: We were persuaded to buy the two gross between us. Castor and Pollux with only one soul between them (Locke). — Wir erwähnen ferner noch: I stood among them, but not of them. Byr. 36a (Ch. Har. 3, 118). P. 208, Z. 8 lies Quere. — P. 210, §. 71. Hier fehlen z. B. die schon erwähnten wanting, lacking, ferner: barring (= excepting) u. ä m., namentlich owing to = because of, wegen (Byr. 682a) auch weil. It was owing to her not admitting some troublesome visitors. Sterne 7, 190; Irving 901a; Rob Roy 4, 75 u. a. — §. 72. In virtue of. Mac. 1, 55. Es findet sich auch spite of (Sh. 730b), despite of (Rob. Roy 1, 158) u. a. In thy despite. Sh. 423a u. s. w. Man beachte (Guy Manner. 1, 169): In my despite and in defiance of me; ferner in their steads (Sh. 623a); for our (their own) sakes (Byr. 429a; 399a). Z. 4 von unten lies in. — P. 211 oben. On either hand thee. Sh. 420b u. A. m. — Zwei Präpositionen auf einander folgend (de chez moi): from under (from among, between), from before me u. ä. m.; not till (erst) after ten o'clock; at after supper Sh. 496a; till after the wedding. Goldsm. 7 u. s. w.

P. 216. Kap. V. Umstandswörter. P. 217 z. B.: Fine spoken, Madam. (Goldsm. 377). So I have been finely used here among you (378) u. ä. m. — P. 219 oben. Wie: You melancholy, Mr. Frederick; come, there's a good one! Ach, gehen Sie! Sie sind mir auch der Rechte!). There's a good mother (grandm.). Sh. 295b; auch that und it, z. B.: That's my noble master. Sh. 4a; Why, that's my noble spirit. 3b. That's a good girl. Goldsm. 26. Well, well, it's a good child, so say no more. 274 u. s. f. (s. o. zu p. 124).

P. 221. Die Adv. „schon" und „noch" werden — zuweilen auch durch as (so) early (late) as ausgedrückt (vgl. §. 108). As early as 1474, Columbus had conceived the design of seeking a western route to India. Irving 61, 7. So early as the month of June he had assured etc. M. 2, 236. — Even so late as near the beginning of the 16th century. Sterne 6, 187. — P. 224. Diesem more than entspricht: My daughter as good as told me so. Goldsm. 381. Auch: I am quite another man **to** what I was (Spect. 8, 4). Wie different from u. ä. m., auch wohl from allein, z. B. (Sh. 73b: Write from it, if you can, in hand or phrase. — §. 82. „Ay für yes in der Kinder-, in der Schiffersprache und sonst (!!) häufig." Warum wird denn die „Schiffersprache" hier besonders erwähnt? Eher verdiente Erwägung bei Abstimmungen: „213 Ayes" u. s. f. — Nicht = no, z. B.: In no long time (M. 1, 163; affirmation in a long t.). The advice was good, but James was in no condition to take it (3, 381). He will soon be in no condition to

give you any further disturbance (T. Jones 3. 223). To the no small disappointment etc. (Spect. 4, 142) u. ä. m.

P. 227. Zu all but balte man: He was anything but happy in his mind. (Sinnet's Elementarbuch p. 68.) Alles, nur nicht = nichts weniger als glücklich. Vgl. Rob Roy 1, 171: Rashleigh is a man to be feared and wondered at, and all but loved. §. 85. Vielleicht. For all I know (to the contrary). — Who knows but u. ä. m. Wohl. You can read the name I suppose (I think, presume; I dare say). — Gewiß. I am sure, to be sure. Gefälligst. You will be pleased to. — Wirklich. I protest u. a. m. §. 86 Every now and then u. a. m. — Was not my lord the verier wag of the two? Sh. 235b.

P. 229. Kap. VI. Infinitif. §. 92. In order to vgl. §. 110. In order that, z. B. Mac. 1, 125: What they did they did in order that it might be a spectacle etc. Es findet sich auch so to the end that, z. B.: To the end therefore that Ladies may be entire mistresses of the weapon etc. Spect. 2, 115. But to the end that my readers may form to themselves a right notion etc. 116. Wir erwähnen hier gleich die negativen Absichtssätze mit lest, for fear (de peur) u. ä. m. Trust nobody, for fear you be betrayed. Sh. 446b; Let's sit down quiet, for fear we wake her. 524a u. o. My mistress held her [the cat] fast, for fear she might give a spring, and seize me in her talons. (Ma maitresse tint le chat de peur qu'il ne s'élançât sur moi) Swift. — I thought it my part to obey, and, for fear of falling (de peur de tomber), laid myself at full length upon the handkerchief. (id.) Auch to prevent. He palisadoed the table round 3 feet from the edge, and as many high, to prevent my falling over. (id.) He used frequently to observe Aram . . . stoop down to remove a snail or worm to prevent its being destroyed. (Bulwer.) — When we had dined, to prevent the ladies leaving us, I generally ordered the table to be removed. (Goldsm.) u. ä. m. z. B: She wrapped him close for catching cold u. s. f. — Wir heben zu diesem Kap. nur noch hervor, daß der Inf. Perf. wohl eine genauere Besprechung verdient hätte. Man sehe z. B.: I was much tempted to have broken the rascal's head (Rob Roy 1, 177). He had a great mind to have continued the dispute. 3, 155. To have resisted (To have offered resistance = Resistance) would have been madness. 3, 162; 4, 13 und 189. — To yield myself up on such terms, were to have laid my head on the block. 4, 167. — I have been fool enough to have been led (mich führen zu lassen) into an ambuscade. 4, 37. — S. andere Beispiele, zumal nach den Verbis der Absicht, des Hoffens, der Erwartung. Guy Manner. 3, 91; 2, 182. — Sterne 7, 5; 8; 41; 67; 186; 228; 229; 244; 249; namentlich Sterne 5, 138 ff. u. a. m. — Der Form nach fällt hiermit zuweilen ein Infinitiv mit to have in passiver Bedeutung zusammen (vgl. The father has a son born, the mother has born a son), z. B. Rob Roy 1, 137: Which I have no more right to have said to me than etc. (Was ich mir so wenig zu sagen lassen brauche).

Der Kürze halber übergeben wir das Kap. VII (Particip) und geben zu VIII und IX nur folgende Bemerkungen. — P. 249. §. 104. Since word nor look, nor gesture etc. Byr. 105a wo das erste nor fehlt. — Ne, ne, ne, nor. 6b (Ch. Har. 1, 32) vgl. 18b (2, 52) und 22a (2, 81). — Beachtung verdient auch Sh. 364a: Nay, they will be kin to us, or they will fletch it from Japhet (und wenn sie's herholen müßten). P. 250. Schlagendere Belege für for = because z. B. Sh. 218b: And for I know etc. — The rather for. 216a; 77a u. o. The rather, **For that** I saw. 288b. — P. 252. §. 108. Zwei Conjunctionen. He postponed his final decision till after the Parliament should have reassembled. P. 256 oben. Had the admistration been faultless (selbst wenn!), the enthusiasm ... could not have been permanent. M. 1, 185. — That als Ersatz für eine zu wiederholende Conjunktion, z. B. Sh. 72a: Since you to non-regardance cast my faith, And that I partly

know. — 213b: Since wives are monsters to you, And that you fly them. — 419b: when . . . and that. — 417b: If . . . and that u. o., z. B. auch Byr. 190a (Don Juan 2, 188): as if . . . and that. — P. 258. Die Berichtigung entnehme man aus folgenden Beispielen: I insist upon it, that you procure whatever may be necessary (The Bengal Tiger, a Farce p. 10). I do insist upon it, that you immediately turn back (Sterne 1, 69). I must insist on it, that you give me your word (Brit. Theatr. 443b). You may depend on it, sir, that it shall go no further (ib.). You may depend upon it, that I will not neglect (J. Ideler, Handbuch der englischen Sprache. Berlin, 1838 p. 552). How else can I account for it, that etc. (409); But he insisted on it, that (Tom Jones 2, 36, s. Schmitz 259). I will receive the sacrament upon it, never to see his face again (3, 205). How difficult must she have found it to force etc. (2, 214). — He would fain have it, that the battle was between Frank etc. (2, 127). — I said it was a mistake, but the carter would have it, they were for mylady. (Why did you die? A Farce.) I repeat it, that my compliance is indeed a sacrifice. Rob Roy 2, 13. How my adventures will conclude, I leave it entirely to Providence (Lady Montague, Letter 22). I am willing to take your (her) word for it, that (51 und 42). — I take it, she that carries up the train, Is that old noble lady, dutchess of Norfolk. Sh. 523a u. ä. m. Besondere Beachtung verdient dies it in relativen Sätzen, wo es selbst im Deutschen nicht stehen kann. Such was the title the cat took **it** in his head to bestow on his master. (Push in Boots. — C'était le nom qu'il prit en gré de donner à son maître.) To be plundered, which, now that the long nights approached, **it** would be found very difficult to prevent (Rob Roy 4, 44). Imagine what I should find **it** impossible to describe (132). If I am a piece of a philosopher, which Satan now and then puts **it** into my head I am. Sterne 7, 38 u. o. — §. 116. Man beachte zu 5, das Einschieben mehrerer Adverbe bei mehrern Hülfsverben: The line ... had, as usually, been but loosely drawn (Mac. 1, 62). — The opposition which had, during forty years, been silently gathering (61). — He had always been strongly attached 171. — Where established principles of law could not be utterly disregarded. 3, 228 u. s. f.

P. 263. Stellung der Negation bei all, each, every u. s. f. All is not gold that glitters. (Tout ce qui reluit n'est pas or.) All is not — lost that is delayed; won, that is put in the purse. Every shoe fits not every foot. All is not right u. s. f. Stellung von enough. (Ungewöhnlich Sh. 327b: Would God, that any in this noble presence Were enough noble to be etc.) — I haven't a room large enough to put it in, sir (The Bengal Tiger). A man old enough to be my father. Victory is not a name strong enough for such a scene. Ideler l. l. 242 (Southey). A Plant vigorous enough, to have etc. Spect. 6, 335. — I have no exquisite reason for't, but I have reason good enough. Sh. 61a. — He's a man good enough 533a. — To look with forehead bold and big enough. 361a. — An honest fellow enough. 551b. A melancholy place enough. Disraeli, Sybil. p. 28. — With great piety and art enough. Spect. 5. 103. It is a pleasant scene enough. 6, 243. — He is an original, it is true, and an absurd one enough. Waverley 3, 221. — A decent-looking person enough. 4, 29. — A good thing enough. Rob Roy 1, 136. — A good sort of blackguard fellow enough. Guy Manner. 1, 64. — It is full employment enough (Montague, Lett. 48). We met with an odd accident enough (ib.). It is now a good seaport and neatly built enough (35). — A damn'd shrill pipe enough. (The Devil to pay p. 12.) She seems a good sort of woman enough (Ringdoves, A Farce p. 16). A nasty concern enough (Spitalfield's Waver. 13). An honest-looking face enough (Bengal Tiger. 25). A good natured poor fellow enough (Sinnett. 15, 5). In a convenient place enough (Arab. Entert.

108b) u. a. — As they mayn't be good enough company. Goldsm. 335. A long enough lease. Waverl. 2, 161. — A broad enough hint. 4, 14. A severe enough punishment. 4, 152. A bieldy enough bit. 126. — P. 264, 3. Vgl. With each an empty milk-pail in her hand. Waverl. 1, 171. With every one her weapon in her hand Sp. 2, 116. — For one another's reputation 4, 7 u. s. f.

P. 266. Die adnominalen Bestimmungen in acht Kapiteln. — Kap. I. Der Artikel. §. 120. 1. the one = that, z. B.: That glove is not the fellow to the one which I just now produced. Rob Roy 2, 141 (vgl. p. 291. §. 237) u. a. They had wounded an elk, but he had escaped; and in pursuing him, they had found the one shot by the Captain on the preceding evening. Irving 2, 104. — Guided by thė one (sc. map) furnished by Paulo Toscanelli. 1, 904b. — 2. such and such, z. B. Spect. 7, 344 und 345; 2, 407 u. o. — 5. When bale is at highest, boot is nighest (Percy 103a B. 130). — §. 122. Der Singular mit dem Art. déf. zur Bezeichnung der Gattung weicht oft vom Deutschen ab. Z. B. Goldsm. 2: We often had the traveller or stranger (= travellers etc.) visit us. — The peculiarities of the Puritan, his look, his dress, his dialect, his strange scruples etc. M. 1, 161. — The scourge of the Philistine etc. 3, 21. — The Bourbon is by no means a cruel race; they may be misled. Sterne 7, 5. — This trade ... was subjected ... to the tedious and uncertain yourneys of the caravan. Irving 611b. Hunting the buffalo and wild horse. 2, 16; 242. (s. o. und p. 274). — P. 271, Z. 3 von unten lies Janizary (Montague 44). — §. 126, 2. Salmasues died at the Spa, Sept. 3., 1653 (Johnson, English Poets 1, 155) neben: In short, her face resembles a table d'hôte at Spa where no two (nicht 2, keine 2, s. p. 286) guests are of a (= one s. o. p. 276, 6) nation. Brit. Th. 686a. — The Milanese (le Milanais), and the two (beide, s. p. 287) Sicilies, and Franche Comté. M. 1, 195. (He was banished to his apanage of Dauphiné.)

P. 275. §. 129. He was not **a** (der) man to be imposed etc. M. 1, 167 (vgl. p. 291, §. 137 extr.). 3. Der Satz aus dem Spect. heißt genauer: Upon his being made Pope, u. s. w. Hier fehlt der Art., weil es zur Zeit gewöhnlich nur einen Papst giebt und drei Zeilen weiter heißt es auch: because his laundress was made **a** princess (deren giebt es viele). Vgl.: At the Restoration Hyde became chief minister (M. 1, 169). His daughter had become, by a secret marriage, Duchess of York u. ä. m. He made him (Joseph) overseer over his house. — Bei Sh. 363b: Look if the fat villain has not transformed him ape ist das letzte Wort gleichsam Adjectiv (vgl. La Savoie était France, d. i. französisch). Man vergleiche den Art. bei as, z. B.: Your importance as a friend etc. Waverl. 4, 24. My character as a horseman Rob Roy 1, 127. s. 140; 196; 25; 37; 4, 151. Guy Manner. 2, 12; 3, 186; 187 u. a. — 2, 206: Mac-Morlan to whom **as** sheriff-substitute of the county (es gieb nur einen) etc., dagegen 210: as a magistrate. — As father of the Duchess of York. M. 1, 191. — H.'s opinion was called in as arbiter. Guy Manner. 4, 30. — As Doge clad in the ducal robes and cap. Byr. 407b; 409a, Z 7. Ueber den fehlenden Art. vor man (gerade umgekehrt wegen der Allgemeinheit; so stehen Eigennamen — als keiner Individualisirung bedürfend — und Stoffnamen, als die Indiv. ausschließend — ohne Art.). Was I not injured as a husband? scorned As man? reviled, degraded as a prince? 375a. s. §. 122. Natürlich steht aber auch vor man und woman der Art., wo individualisirt wird, z. B. Genesis 2, 22: And the rib which the Lord God had taken from man (ohne Art.), made he **a** woman. — Alles Andere übergehend, erwähnen wir in diesem Kap. nur noch den uns Deutschen auffallenden Art. im Vokativ (vgl. Mr. le duc!): Brother, my lord the duke, Stand too and do as we! Sh. 12b. — My lady the hostess! 343a. My life, my joy, my food, my all the world! 303a. —

Kap. II. Adj. Pron. — §. 132. Im Spect. findet sich sehr häufig: These my.

papers u. ä. m. Auffallend ist der Art. nach solchen Pron., z. B. Spect. 6, 160: Upon every the least occasion u. ä. m. — P. 282. It was the death of him. Sh. 338b; to break the pate of thee. 339a. 'Tis in the nose of thee. 348b u. a. m. Beide Wendungen: In my despite and in defiance of me. Guy Manner. 1, 169. Namentlich aber beachte man Sätze wie: He has been the preserver of me and mine (Tom Jones 3, 193). In the presence only of myself and my mother (258) und vgl. damit: By hers and mine (= my) adultery. Sh. 678b. Even in theirs and the commons' ears. 604a u. s. f. — Neben Sätzen wie: Mine's not an idle cause. Sh. 805b. And mine indeed has been this woman's lot (Dies Frauenschicksal ist vor Allen meins. Göthe's Iphigenie.) findet sich auch — The Theban's fate, which had seemed to the men of old the most terrible of human destinies, was mine (Bulwer). — Der im folgenden Alinea angeführte „von den Grammatikern getadelte" Gebrauch ist sehr häufig. The past is very trifling in his eye Who sees how much there yet remains to do. (Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht u. s. w. Göthe Iphig.) I had shed the blood of his brother whose child was my betrothed (Bulwer); Byr. 499b (his death who made); Milt. Par. Lost 11, 608; Sh. 132a; 157a; 315b; 474a; 503b; 518a; 584b; 585a; 586a; 677b; 686b; 744b; 2, 44b (Ven. and Adon. Str. 171).— Spect. 3, 210; 5, 42; 410 u. o. The peace of heaven is theirs that lift the sword. Sh. 295a. — P. 283. §. 133. „Jener . . . dieser (auf zwei vorhergenannte Gegenstände hindeutend)" — bei Dichtern auch durch this und that ausgedrückt, z. B: Mars, stern destroyer! and Bellona dread, Flame in the front, and thunder at their head; This swells the tumult and the rage of fight; That shakes a spear etc. Pope's Iliad 5, 726 ff. — Once fought th' Aetolian and Curetian bands; To guard it those, to conquer, these advance. 9, 654 u. m. — §. 134 extr. Zu what is he for a fool müßte wohl die Stelle näher bezeichnet werden. Sh. 98b. — P. 285. Dem no two (s. o.) entspricht: Their prayers, therefore, are not exactly the same in any two assemblies u. s. w. (M. 1, 52). — All mit dem Sing., z. B.: all thought, jeden Gedanken (M. 2, 237). — Every three years (1, 173). Verstärkt: all and each, wie im Deutschen, z. B. Rob Roy 1, 101; 153. Waverl. 1, 141: all and every one of these errors. Sterne 1, 90 u. o. — He lost his all. Rob Roy 1, 143. I packed up my little all. Tom Jones 3, 252. — To me whose all not equals Edwards moiety. Sh. 479b (Der ich ganz, mit Leib und Leben). — He's all the mother from the top to toe. 489a. — All seraph as he is. Byr 435a (tout . . . qu'il est). — Fair virtues all, To which the Grecians are most prompt. 584b (Alles, lauter schöne Künste). — I expect him every moment. Guy Manner. 1, 116. Mark Antony is every hour in Rome expected. Sh. 630b. —

P. 287. Beachte: The common blood that run in both their veins (in beider Adern). As a reward for both your fidelities. Br. Theat. 890b. —

P. 289. Kap. III. Von Zahlwörtern (s. o.). Hier erwähnen wir nur statt any one u. s. w., auch anybody (doch nicht mit nachfolgendem Genitiv), vgl.: If you had been drinking too, as I have been, you would not be in such a passion with a body. Brit. Theatr. 864b (= one, me s. p. 124); ferner: The great folks game and the poor folks (= ones) rob. ib. 864a. — Man beachte: The modern fair-one's jest (Goldsm. 29); we fair-ones. Sp. 7, 346 mit dem Bindestrich; im Vokativ ohne one: My dear, my dearest! aber my dearest lost one, my treasure! Goldsm. 98. — One ersetzt zuweilen auch ein Adjectiv und Substantiv, z. B.: He had an obvious motive for wishing that there might be a barren queen; and he was therefore suspected of having purposely recommended one. M. 1, 191 (eine solche). Good sir, give me good fortune! — „I make not, but foresee." — Pray thee, foresee me one. Sh. 626. — Wir heben noch folgende Stelle hier hervor: Others made it their business to collect in voluminous herbals all the several leaves of some one tree (Spect. 6, 334) = Eines gewissen Baumes. Siehe auch

Sh. 659b: There's an Italian some vgl. an English one. Sterne 7, 35. — Eins = etwas, one thing, z. B. The government and the Protestants had only one thing in common, hatred of the Papal power (M. 1, 49). — Man beachte das (gegen das Deutsche) pleonastische and one in Sätzen wie: My father is a very eminent man in this kingdom, and one who bears considerable offices in it (Spect. 3, 196). I lost the best of fathers, and one whom I so entirely love (Tom Jones 2, 138). Giving advice to a man with whom I am so little acquainted, and one with whose behaviour to me I have so little reason to be pleased (3, 29) u. o. vgl. §. 165. — Als Einzelnes heben wir hervor: That's thousand (ohne a) to one good one. Sh. 586a. — P. 292, Z. 3. „Macaulay schreibt immer: Louis the Fourteenth u. dgl." Sollte auf den Gebrauch dieses Schriftstellers (daß er nämlich nicht XIV. schreibt) soviel Gewicht gelegt werden, so war ebenso zu beachten, daß er Lewis schreibt (z. B. 1, 187 u. o.). — ib. 6. Man beachte z. B. auch 25%: The income of every landed propriety was diminished by 5 shillings in the pound. M. 1, 187. — A shilling in the pound (Goldsm. 7) = 5% u. a. m. — Ferner: Half the sovereigns of Europe. Die Hälfte der Fürsten u. a. m.

P. 292. Kap. 4. „Eigenschaftswörter." §. 139 z. B.: A neck-or-nothing gallop. Irv. 2, 237. That hap-hazard expedition 31; 237 u. s. f. He had a „Where shall I go? What can I do for you?" expression of face . . . difficult to describe otherwise than by the awkward combination which I have attempted. Rob Roy 3, 8. — §. 141. Wir bemerken hier den freilich zu den adverbialen Bestimmungen gehörigen Gebrauch des Superlativ: I barricaded the door as I best could. Rob Roy 4, 187 (quam optime). The Roman Catholics externated their offence as they best might. M. 1, 184 u. s. f.

P. 294. „Genitiv 2c." — §. 142. Fälle, wo der nachgestellte Genitiv im Deutschen ungebräuchlich ist: The resolution of no man (Keines Menschen Entschluß) was more immoveable. Rob Roy 1, 26 u. s. f. In both their veins (s. o.). — Fälle in denen der sächsische Genitiv stehen muß (s. §. 143 und 147). Let Dick's (sc. lump = that of Dick) be the largest u. s. w. The earth is the Lord's (Psalm 24, 1). The Kingdom is the Lord's (22, 28; vgl. Thine is the kingdom). Whose is this image and superscription? And they said unto him, Cesar's . . . Render to C. the things that are Cesar's and to God the things that are God's (S. Matth. 22, 15; S. Mark. 12, 17; S. Luke 20, 24). And those were Jacob's. Sh. 156b. So the feebler were Laban's, and the stronger Jacob's. Genes. 30, 42. The muff, I acknowledge, is the young lady's (Tom Jones 2, 215). Come, tell me whose it was. 'Twas one's that loved me better than you will. Sh. 553a. — Zu §. 132 halte man noch z. B. Spect. 3, 83: When Socrates his fetters were knocked off. (Wir möchten Socrates hier als eine Art Dativ auffassen: vgl. Papa'n sein Haus, ihm sein Haus) und 2, 293: The same single letter (s) on many occasions does the office of a whole word, and represents the His or Her of our forefathers. — §. 143. Gehäuftes of, z. B. M. 1, 160: At that season the poor were admitted to partake largely of the overflowings of the wealth of the rich, whose bounty was peculiar acceptable on account of the shortness of the days and of the severity of the weather. (Man kann sagen: my father's wealth, aber nur the wealth of the rich — Adjectiv! —) — P. 299. A wheen codlings = a number of c. Rob Roy 1, 118 u. a. m. — P. 302. If son to Talbot die at Talbot's foot. Sh. 422b.

P. 304. Kap. 6. Apposition. P. 305, Z. 8 von unten lies psalms, und Z. 16 Catharine. — Man beachte die Fortlassung des Artikels in manchen Fällen. Queen Elizabeth; Uncle Toby; doch the Emperor Charles, neben Charles V. emperor of Germany. Dionysius the tyrant of Sicily (Spect. 6, 243). He himself, poor sinner, wanted etc. (6, 174). The owl, shrill chorister of the night. Tom Jones 2, 191. Only Susan chambermaid

was now stirring (ib.) u. s. w. Bemerkung verdient auch, daß Scott und andere Schriftsteller vor Lord, Lady mit dem Namen den Artikel setzen, z. B. Disraeli, Sybil. p. 35: the Lady Arabella u. a.

P. 307. Kap. 7. „Adnominalsätze." §. 156. Ueber den Wechsel zwischen who und it, — which und he oder she s. das oben über das Genus Angedeutete; (z. B. the moon which . . . she. Tom Jon. 2, 186; the hare which (fem.) ib. 191 u. a. m.) über den ältern Gebrauch s. Spect. I, No. 78. — §. 157, p. 312. Für that that wird ein Beispiel Ao. 1399 gegeben und doch findet sich diese Zusammenstellung oft genug — obgleich von den Grammatikern nicht beachtet!! — bei Sh. z. B. 42a: Pursuing that, that flies; 72b: And that, that I did, I was set on to do't by sir Toby; 175a: If you swear by that, that is not; 415b: It is not that, that hath incens'd the duke; 522b: Mark but my fall and that, that ruin'd me; 553a: But that, that likes not you, pleases me best; 594a: I talk of that, that know it; 592a: At that, that I have killed. — P. 312. §. 158. In den Beispielen von such as tritt as nur als Subjekt und Objekt auf, wir fügen deshalb hinzu Spect. 3, 217: Such things as we pray for, or such things as we do not pray for s. p. 264. — In Bezug auf das „fortgelassene" Relativ beschränken wir uns auf den Fall 4 p. 316. Das Prädikat des Hauptsatzes braucht hier keineswegs immer „ein intransitives Zeitwort" zu sein, z. B.: I have no guilt hangs upon me. Spect. 3, 202. You have a tongue would undo a Vestal. Addison's Drummer Act 4 u. a. — P. 320. Alin. 3, s. Sh. 608b: Thy honourable metal may be wrought from that it is dispos'd (etwa = from that to which it is d). — Hier mögen auch noch einige von uns vermißte Einzelnheiten ihren Platz finden: I have lost what I held most dear upon earth. Tom Jon. , 203 (ce que j'avais de plus cher). — The hopes of soon seeing all I held dearest upon earth. Goldsm. 97 u. ä. m. — Ferner: What is the night? — Almost at odds with morning, which is which. Sh. 284a. Stay, stand apart. I know not which is which. 272a. I am an old fellow, ant know what's what. Goldsm. 381. cf. 376: Dear Sir, — ay, that's thad (Das ist richtig). §. 165 s. z. B. auch Tom Jones 2, 175. — Zu §. 167 fügen wir einige Beispiele englischer Satzverflechtung. I only echo the voices of empires, Which he who long neglects not long will govern. Byr. 477a. — This drama . . ., which whilst I then saw, even in my dream, I resolved to write down. Spect. 6, 166. I dropt into a slumber, which, whether it were the effect of fumes and vapours, or my present thoughts. ib. 165 (von dem ich nicht weiß, ob 2c.). — But lend it rather to thine enemy; **Who if he** break, thou may'st with better face exact thy penalty. Sh. 156b. — That advice which I had been happy had I followed. Tom Jones 262. These are the vices which true philanthropy abhors, and which rather than see and converse with, she avoids society itself 2, 117 u. ä. m. Beelzebub, than whom, Satan except, none higher sat. Milt. Par. Lost 2, 299 u. o.

Endlich P. 325. Kap. VIII. §. 168. 1. S. Sh. 448b: In this so good a mind; 305a: so new a fashion'd robe; 669b: But not so citizen a wanton (= so w. a. c.) u. A. m. 2. Vgl. with any the smallest particu- . Spect. 7, 488. All the wit of any the finest reply. 5, 206 (= the very finest). — With Poins and other his continual followers. Sh. 375a (. in andern ihren Figuren. Winkelmann 4, p. 330). Thou hast some children, And . . . I . . . Have other some (= auch welche, j'en ai aussi). Wenn wir hier nun auch unsere Besprechung schließen, so können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir gern Vieles, was in der Schmitz'schen Grammatik unbeachtet geblieben ist, näher erörtert hätten, wir erwähnen beispielsweise den directen Fragesatz statt unsers indirecten mit ob: Canst thou carry Trismegistus in thy head . . .? — Can I? Ob ich kann? s. Tom Jones 3, 284. Will I? said Mrs. Miller u. a. — oder as if = as though (Genes. 40, 10; Byron 563b. Mazeppa V. 215 und 361) = as if that (Sh. 498a) = as

(119a; 276a; 429a; 492a; 505b; 586b; 600b; 614a; 627a; 643b; 645b; 670a; 678a; 729a; 746a; 805b; Young, Night. 1, V. 23 — 381. 3, 1 u. s. f.) = an (I will roar you an't were a nightingale. Sh. 118a; an't were an aspen leaf 355b) u. s. f. — Manches hierher Gehörige haben wir in Herrig's Archiv, namentlich in einer Rezension der Heussi'schen Grammatik besprochen; Anderes müssen wir einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Strelitz. Dr. **Daniel Sanders.**

Ueber deutsche Orthographie. Von K. G. Andresen. Mainz, Kunze. 1855.

Es ist bekannt, welche Rührigkeit gegenwärtig im Gebiete der Orthographie herrscht. Die alte Schreibweise hat lange, wie ein Alp, auf der Nation gelastet, und man erwacht und erweckt endlich zur Abwehr. Versuche und Theorien treten allenthalben hervor, und der Kampf wenigstens ist da, so entfernt auch die Abhülfe noch sein mag. Niemand pflegt gern das Alte, Gewohnte zu missen, und selbst ein wissenschaftlicher Alp erscheint uns unentbehrlich, sofern er uns nur recht lange gedrückt hat. Deutsche Gründlichkeit schließt deutsche Schwerfälligkeit ein. Ohne dreißigjährigen Kampf ringt sich die deutsche Nation, selbst bei einfachen, harmlosen Gegenständen, selten aus der Allseitigkeit ihres Denkens zu jener lichtvollen Einseitigkeit empor, welche das Handeln bedingt. Begrüßen wir darum mit Freuden jede neue Schrift, welche Zeit und Zahl erfüllen hilft, und doppelt freudig, wenn sie wie die vorliegende, noch etwas mehr thut.

Der Verfasser gehört seiner Hauptrichtung nach der historischen Partei an, und beurtheilen wir ihn, ohne diesen Standpunkt anzugreifen, so dürfen wir sein Werk entschieden ein vortreffliches nennen. Der ganze Gegenstand ist mit Umsicht aufgefaßt, scharfsinnig durchforscht und mit großer Klarheit, Ruhe und Genauigkeit dargestellt. Das Einzelne wird fast überall bis in seine letzten Gründe verfolgt und zeugt von eigener Anschauung und gewissenhaftem Studium. Bleibt hie und da Etwas in den etymologischen Ableitungen problematisch, so trägt der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft und ihre Natur die Schuld, nicht der Verfasser; und das Werk dürfte demnach wesentlich zur Entscheidung des Streites, und zur Festsetzung einer neuen Orthographie beitragen, wenn — das überhaupt so leicht thunlich wäre.

Daß es Hrn. Dr. Andresen weniger um Aufstellung oder Unterstützung eines Systems zu thun ist, als um praktische Nutzbarkeit seiner Vorschläge, geht aus den Grundsätzen hervor, welche er Seite V ausspricht. Er will so weit von dem historischen Prinzipe abweichen, wie nothwendig ist, um mit der Aussprache nicht in scharfen Widerspruch zu gerathen, und hofft, es wird ihm kein Vorwurf daraus erwachsen, daß er bei Verfolgung des Hauptzweckes auch auf andere Verhältnisse der Sprache Rücksicht genommen habe. Unläugbar liegt darin ein großer Vorzug und zugleich die Eigenthümlichkeit des Buches: es bildet eine ähnliche Fraktion in der historischen wie R. v. Raumer's Ansichten in der phonetischen Partei; aber dem Tadel der strengen Fachmänner wird es eben dadurch unausbleiblich verfallen. Von dem Standpunkte des Systems aus scheut man keine Consequenz auch wenn sie noch so schroff wäre, und verwirft jedes Zugeständniß an die Forderung der Außenwelt als unwissenschaftlich. Das Publikum freilich bezeichnet solche Inconsequenzen gewöhnlich als verständig und man sollte schon dieser Bezeichnung wegen äußerst behutsam darüber urtheilen. Wenn Hr. Dr. Andresen z. B. beweist, daß etymologisch statt: Schöffe, schöpfen, Schöpfer, stöhnen, wölben, zwölf, löschen, ergötzen: Scheffe, schepfen, Schepfer, stehnen, welben, leschen, ergetzen, zu schreiben sei, aber dennoch auf Beibehaltung der erstern Schreibung in der Praxis dringt, und nur ergetzen davon ausnimmt; wenn er ferner: Hüfthorn, Sündflut, ereignen, bläuen rc. statt Hiefhorn, Sintflut oder Sinflut, eräugnen, bleuen, ähnlich behandelt,

so sind das handgreifliche Inconsequenzen; aber statt sie zu tadeln wird das Publikum wünschen, das ganze Werk möchte aus Aehnlichem bestehen, und da das Publikum zwar keine Stimme, aber desto mehr Gewicht hat, so dürfte es auch für den Gelehrten ersprießlich sein, solche Ansicht näher in's Auge zu fassen.

R. v. Raumer hat anschaulich dargethan, daß wir eine Orthographie besitzen; an eine regellose Willkür in der Schreibung ist nicht zu denken. Seit Lessing hat sich wenig an derselben geändert, und man darf also nicht über den Mangel an einem bestimmten Systeme klagen, sondern nur über den Mangel bestimmter, leichtfaßlicher Regeln innerhalb dieses Systems. Mit großer Mühe und beklagenswerthem Zeitaufwande lernt unsre Jugend deutsche Rechtschreibung; aber sie erlangt doch schließlich eine Sicherheit, die auf allgemeiner Anerkennung ruht. Unbedeutende Schwankungen abgerechnet wußte jeder Gebildete noch vor wenig Jahren, wo er ein unnützes h oder e oder eine unnütze Vokalverdopplung zu setzen oder wegzulassen hatte, und diese Fertigkeit, einmal erlangt, bot keine allzugroße Uebelstände für die Praxis dar. Nur der Lernende empfand den Druck, und für ihn erstrebte die orthographische Reformation Erleichterung. An gelehrte Zwecke konnte das Publikum nicht wohl denken, sondern es hatte den Nutzen im Auge, und Referent ist überzeugt, daß die Wünsche des Volkes durch die beiden Begriffe: Faßlichkeit und Deutlichkeit, ... vollständig auszudrücken seien. Fasslich sollen die Gesetze werden, nach welchen man die Lautzeichen zur Darstellung der Laute verwendet, und deutlich die Schreibung der einzelnen Wörter, so daß sich möglichst jedes Wort von dem andern unterscheidet. Käme man demnach dem praktischen Sinne des Volkes durch das Licht und die Kraft der Wissenschaft zu Hilfe, so müßte sich allmälig eine Orthographie gestalten, welche, durch ihre absolute Einfachheit, die sichtbare Darstellung der Worte, wie die Auffassung des sichtbar Dargestellten gleich leicht machen und jede ohne Verschwendung an Zeit und Kraft entfernen würde. Die italienische und spanische Orthographie beweisen, daß die Annäherung zur Vollkommenheit nicht unmöglich sei. Im schroffsten Widerspruche mit diesen populären Forderungen aber stehen die Bestrebungen der deutschen Historiker. Für sie ist die historische Berechtigung der verschiedenen Schreibungen Alles, das übrige Nichts oder Wenig. Ob durch die historische Revision unsere Orthographie faßlicher und deutlicher werde, darf ihnen nie und nirgends als Entscheidungsgrund dienen, sondern höchstens wünschenswerth erscheinen, wenn es durch das Zurückschreiten zum Alten zufällig hervorgerufen wird. Die etymologische Sprachforschung neuerer Zeit hat, an und für sich betrachtet, großen Werth, und berührt mannigfache Gebiete, wo sie auch praktisch nutzbar wird, bei der Umgestaltung moderner Orthographie aber verkennt sie gewiß ihren Beruf, wenn sie als Gesetzgeber auftritt. Im Interesse des Volkes sollten ihr die Männer der Wissenschaft selbst nur eine entfernt berathende Stimme zugestehen, wo es sich um praktische Dinge handelt. Oder ist dem Volke in Wahrheit damit gedient, wenn es orthographische Unterscheidungen lernt, welche sich auf Lautverhältnisse beziehen, die nicht mehr existiren? Und wenn es reale Unterscheidungen aufgiebt, für welche allerdings nur im Volksbewußtsein, nicht aber im Altdeutschen ein Grund aufzufinden steht? Wir sollen künftighin schreiben: wißen und missen, während doch kein Deutscher den geringsten Unterschied in der Aussprache wahrnimmt oder hervorzubringen im Stande ist. Dagegen soll die Schreibung: saßen und fassen, in: saßen und faßen umgeändert werden, wo doch alle Deutschen einen Unterschied hören lassen oder doch hören lassen können*). Solche Neuerungen bringen den Erwachsenen die schwere Mühe des Neulernens und den Kindern mindestens keine Erleichterung. Für die bisherige Unterscheidung des ß und ss lag doch ein leidlicher Grund im Volksbewußtsein vor Augen, für die neue gar keiner. Auch die Aushilfe, daß den armen Kleinen zur Erleichterung der erschwerten Regel gesagt werden soll: Setze ein ß, wo das Gothische ein t hatte, paßt schwerlich für den Elementarunterricht irgend eines deut-

*) Vergl. den Aufsatz R. v. Raumer's in dem 1. Hefte der Zeitschrift für österr. Gymnasien.

schen Landes, und die andere Regel: Setze ein ß, wo man im Niederdeutschen ein t spricht, findet nur in einem Theile Norddeutschlands Anwendung, und selbst da unvollkommen, weil theils manche Wörter in den verschiedenen niederdeutschen Provinzen erloschen oder nie vorhanden gewesen oder umgestaltet sind, z. B. Ameise, büßen, erdrosseln, Fessel, Fluss, Gasse, gleißen, Horniss, Kreis, schleißen, Geißel, weissagen, äußern, Biss, Geis, grüßen (dies und die folgenden Wörter lauten, wenn sie etwa gebraucht werden, meist wie im Hochdeutschen), Kürbis, Loos, Meißel, rasseln, Ruff, scheusslich, Strauß, Sims 2c.; theils weil selbst Weinhold Wörter, wie Erbse, Obst, Bimstein, Gemse, Samstag, Sims, Schöps, Binse, feist, das, es, was, die etymologisch mit ß geschrieben werden müssen, unverändert läßt, während er Krebß Simß, auß und biß empfiehlt, (plattdeutsch: dat, et, wat, krëvet, ut, bet; aber: sims), und unser Buch wenigstens den Unterschied von: das und dass, aufrecht erhält und vor den Formen des sächlichen Adjektivs: guteß, schöneß (niederdeutsch gutet und gutes, schönet und schönes), zurückschreckt. Fast möchte man behaupten, daß diese Neuerungen, selbst wenn sie consequent durchgeführt würden, auf theoretischem Wege zu erlernen dem Schüler schwerer fallen würde, als die ganze bisherige Orthographie, und nach der vorliegenden Aufstellung unmöglich. Nur auf mechanischem Wege wird man sie erfassen, und sie tritt, praktisch, damit in die Reihe solcher Wörter, wie Meer, mehr; Hut, Muth; Brot, Noth 2c. Was auch über derartige Verbesserungen geurtheilt werden mag, und wie sehr die Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die sich dabei augenfällig offenbaren, anzuerkennen sind: die Praxis muß dagegen protestiren mit aller Macht und allen Mitteln. Das Finden jeder, also auch einer philologischen Wahrheit macht Freude; aber das Gefundene taugt darum nicht immer für das Leben. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus hat man die Forderung gestellt, sich zu: Eräugniss zu überwinden, und Hr. A. bemerkt dagegen, man solle lieber bitten, sich von solcher Forderung nicht überwinden zu lassen (S. 64). In dieser Gegenbitte liegt in der That eine Hochherzigkeit, welche in ihrer ganzen Bedeutung zwar nur von dem mühsam forschenden Gelehrten erkannt und gewürdigt zu werden vermag, aber auch bei dem Volke instinktmäßige Verehrung und Dankbarkeit findet. Auch die Bemerkung, welche Hr. A. zu Silbentrennungen, wie: abs=trakt. trans=itiv 2c. macht, so Etwas möge wohl dem philologischen Bewußtsein schmeichlen, aber es sei schwerlich für die deutsche Sprache passend (S. 172), dürfte hier passend erwähnt und als eine anderweitige Hinwendung zur praktischen Seite gepriesen werden. Das Publikum wird sofort geneigt sein, diesen Ausspruch auf die ganze gelehrte Orthographie anzuwenden, und ihn als Feldgeschrei in dem bevorstehenden orthographischen Kampfe zu gebrauchen. Prinzipiel Wichtigeres konnte nicht ausgesprochen werden.

Das Publikum kann sicherlich nicht wünschen, die Mühseligkeiten einer orthographischen Revolution durchzumachen, wenn die Endresultate nur der Gelehrsamkeit, nicht dem Leben dienen. Wissenschaftlich ist es wichtig, ob wir: Hermann oder Herrmann schreiben; praktisch nicht. Die bisherigen Bemühungen, die historischen sammt den phonetischen, haben nur dazu gedient, uns jegliche sichere Orthographie zu rauben und unsere ganze Literatur in ein unabsehbares orthographisches Chaos zu stürzen. Nichts ist mehr allgemein gültig. Jeder verwundert sich über den Andern, und siegt die historische Partei, so wird das Publikum nicht begreifen können, warum alle die Mühe gewesen sei. Wir haben alsdann eine Orthographie, die dem philologischen Bewußtsein, als organisch angenehm erscheint, und dem Publikum noch regelloser, als die alte. Aber vielleicht kommt es zu einem völligen Interregnum, wo Jedermann orthographischer Selbstherrscher ist, und kein System, sondern nur sein Ohr befragt. Das wäre schauerlich, aber doch zum Heile.

Ließe sich voraussehen, daß die historische Richtung siegt, dann wäre es die ernsteste Pflicht jedes Schulmanns, das vorliegende Werk nicht blos zu beachten, sondern entschieden zu gebrauchen, denn es vertritt eine gemäßigte Richtung, und ist dem Extreme ebenso vorzuziehen, wie der Verwirrung. Siegt indeß die Phonetik, so behält es nicht minder einen bleibenden Werth, da der Phonetiker stets der historischen Forschung bedarf, und diese ausreichend in Hr. A.'s Werke findet.

Auch eine phonetische Orthographiereform darf nicht in die Luft gebaut werden, soll sie festen Grund bekommen. Das ist an sich verständlich und wer noch zweifelt, der belehre sich z. B. aus dem Werke: Aufruf zu einer Revolution der deutschen Rechtschreibung, von Held, weder Magister noch Professor; Leipzig, Hartknoch, 1844. Auch zu einer phonetischen Reform sind die umfassendsten wissenschaftlichen Kenntnisse erforderlich; sie darf nur von Magistern und Professoren ausgehen. Der Gelehrte kann für Ungelehrte schreiben, sobald er die oben angedeutete Selbstüberwindung errungen hat; aber nie der Ungelehrte für Gelehrte, oder er müßte so gewissenhafte Studien machen, daß er darüber zum Gelehrten würde. Wer Hrn. A.'s. oder ein ähnliches gediegenes Werk nicht benutzen kann oder mag, bleibe von allen orthographischen Reformationsversuchen fern.

Daß sich Hr. A. für Einführung der lateinischen Schrift und Abschaffung der Majuskeln erklären würde, stand nach seinem Systeme zu erwarten, und es ist erfreulich, daß hierin doch zwei Punkte vorliegen, welche zu den Ansichten beider Parteien passen. Namentlich verfolgt man die Majuskeln mit einer gewissen Erbitterung und Einhelligkeit, welche übrigens auffallen muß, da man nur schwache wissenschaftliche Gründe gegen dieselben vorzubringen pflegt. Der historische Grund hat kein Gewicht für den Phonetiker und ist überdies bestritten; der grammatische Grund aber: das Substantiv sei kein Hauptwort, verdiene also nicht die Auszeichnung, ruht auf schwankender Prämisse, da die gegenwärtige Ueberschätzung des Verbs nur eine Phase der Grammatik bildet. Das ist freilich ein Streit, an dessen Wiederaufnahme und Umkehr der historische Grammatiker kaum denkt, wiewohl er ihn bereits gegen sich entschieden hat, indem er die Berechtigung der Eigennamen auf die Majuskel als wohlbegründet anerkennt. Der Eigname ist ohne alle Widerrede ein Substantiv, und es war völlig logisch und folgerichtig, daß man die Personennamen nach den Eigennamen und die Sachnamen nach den Personennamen groß schrieb. Als „die Unsitte“ aufgekommen war, z. B. den Eigennamen: Bäcker, groß zu schreiben, drängte das Gefühl der Konsequenz selbst den Ungelehrten, auch den Personennamen Bäcker ebenso zu behandeln und schließlich bis zu dem Sachnamen: Bäckerei vorzudringen. Man könnte zwar diese Konsequenz durch Hinweisung auf die Ungleichheit der drei genannten Substantivarten abbrechen, allein dieser Unterschied besteht bekanntlich darin, daß die Eigennamen den kleinsten und die Gemeinnamen den größten Umfang haben, und sonach käme den Letztern ein größeres Recht zu, oder, will man nach dem Inhalte urtheilen, ein kleineres, aber immer doch ein Recht. Daß aber der Gebrauch schwankt, liegt theils in der Natur alles Irdischen, theils in der unvollendeten Entwicklung des Systems. Betrachten wir die Verwendung der Majuskel z B. in A. v. Humboldt's Kosmos, und thun kühn noch einige Schritte vorwärts, so haben wir in der Majuskel eine Vollkommenheit der geschriebenen Sprache, wie sie keine andere Sprache der Welt aufweist und die auch durch kein anderes Mittel zu erreichen stände. Da indeß die Tilgung der Majuskel praktisch nützlicher erscheint, als die Beibehaltung, so gilt hier, wenn irgendwo, die Pflicht, sich durch eine philologische Forderung nicht hinreißen zu lassen, sondern entschlossen der Abschaffung beizustimmen. Nur Gerechtigkeit soll man walten lassen, und anerkennen, was anzuerkennen ist. Vollends wer deutsches Wesen und deutsche Sprache innig liebt und ehrt, möge doch auch das nicht verunglimpfen lassen, was, obgleich an sich werthvoll, aus höheren Gründen entfernt wird.

Die Silbentrennung nach der Aussprache, welche Hr. A., im Widerspruche mit Weinhold und Andern, empfiehlt, ist wiederum ein Zugeständniß an das Bedürfniß, und kühnes Ueberwinden philologischer Forderung. Wenn aber Hr. A. diese Silbentrennung eine natürliche nennt (S. 171), so wäre es wünschenswerth gewesen, diese Benennung zu rechtfertigen, da die Gegner nicht anstehen werden, gerade die Trennung nach Abstammung als natürlich hinzustellen. Freilich würde ein solcher Beweis etwas über die Gränzen einer orthographischen Abhandlung hinausgeführt haben.

Zu tadeln ist, nach meiner Ansicht, in dem Buche nur der Abschnitt über Interpunktion und über das Apostroph. Das Letztere trägt jedenfalls zur Vollkom-

menheit der geschriebenen Sprache, vorzüglich in etymologischer Hinsicht bei, und es handelt sich also darum, zu entscheiden, ob die Erleichterung beim Schreiben, welche aus der Abschaffung hervorgeht, wichtiger sei, als die Deutlichkeit, welche wir aufgeben. Man darf immerhin verlangen, daß jeder Deutsche seine Sprache genugsam erlerne, um: las't und Last, auch wenn sie: last und last, geschrieben werden, nicht zu verwechseln; aber die Kenntniß sämmtlicher Eigennamen der verschiedenen Völker, ja, nur der deutschen Nation, wird man uns schwerlich zumuthen können. Gesetzt, ich will Jemand mittheilen: Grivas Thaten, Peters Geschichtsforschung, so versteht er mich nicht, wenn er es nicht zufällig schon weiß, oder ich schreibe ihm: nicht Grivas, sondern Grivas Thaten, nicht Peters, sondern Peters Geschichtsforschung, so ist das Verständniß unmöglich, und doch können zwei Männer Thaten vollbringen, von welchen der Eine Griva, der Andere Grivas, Peter und Peters heißt. Wenn überhaupt die Schrift, als vollendet gedacht, jede Schattirung des Lautes wiedergeben und dem Auge erfaßbar machen soll, so schreiten wir hier zur Unvollkommenheit zurück, und dieser kleine Schritt rückwärts, in einer Sprache, die an so viele Eigennamen schon im Nominativ gelegentlich ein s hängt, dürfte gewiß ernster zu erwägen sein. Soll der Apostroph Einschränkung erfahren, so möge er aus den Gemeinnamen getilgt werden.

Ueber die Interpunktion dürfen wir eigentlich mit Hrn. A. nicht richten, da er ausdrücklich ein näheres Eingehn darauf abweis't (S. 179); aber gewiß hätte er höchst Dankenswerthes geliefert, wäre er diesem Vorsatze ungetreu geworden. Dafür spricht seine Gründlichkeit in den übrigen Untersuchungen. So aber hat er vorzüglich nur eine allgemeine Grundlage geben wollen, und diesen Zweck, bei der Schwierigkeit des Gegenstandes und der Kürze seiner Darstellung, verfehlt. Mindestens ist es ihm nicht gelungen, die Willkür aus der Interpunktion zu verbannen. Er findet den größten Uebelstand in der Unbestimmtheit des Begriffes: Satz, und weis't die verkürzten Sätze zurück. Demgemäß schreibt er z. B. (S. 126): so wird es angemessen sein nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, während er vor: daß, ein Komma zu setzen pflegt, und also schreiben würde: so wird es angemessen sein, daß wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Nun sind aber die beiden Sätze: nicht — stehen zu bleiben, und: daß wir nicht — stehen bleiben, logisch und rhetorisch einander so gleich, daß schon der Grundsatz willkürlich erscheint, zumal wenn man — um eine allenthalben bekannte Schrift zu nennen — z. B die allgemeine Augsburger Zeitung vergleicht, welche das Komma vor: daß, tilgt, und dagegen vor einem Infinitivsatze beibehält, also gerade den umgekehrten Grundsatz, und zwar mit gleichem Rechte, aufstellt. Geben wir Herrn Andresen indeß seine Grundsätze auch ohne Weiteres zu, so bleibt der Willkür dennoch hinlänglich Raum. So steht S. 49: schwören mhd. swern, und in der nächsten Zeile stöhnen, im 17. jahrhundert stehnen, also ein Mal vor einem erklärenden Zusatze ein Komma, das andere Mal nicht. Ferner auf derselben Seite: bei Luther, Keisersberg u. a., und dicht darunter: zwölf ahd. zuelif goth. tvalif engl. twelve; also eine Aufzählung, ein Mal mit, das nächste Mal ohne Komma, des Uebelstandes zu geschweigen, daß der Nichtgelehrte erst am Schlusse der Zeile darüber Aufklärung findet, ob er: zwölf ahd., zuelif goth., tvalif engl., oder zwölf, ahd. zuelif etc. lesen soll. Ferner begegnen uns Relativa mit und ohne Komma, und ebenso Konjunktionen. Ob es indeß möglich sei, alle Willkür aus der Interpunktion zu verbannen, dürfte noch zu ermitteln sein, und ich erkühne mich, zu behaupten, daß die Interpunktion in ihrer innersten Natur willkürlich sei, eben so willkürlich, wie der Ausdruck des Sprechenden. Vor allen Dingen müssen wir uns von der Idee loswinden, daß unsere Interpunktion rein logisch und die der Franzosen und Engländer rein rhetorisch sei oder sein dürfte. Es bleibt der Forschung auf diesem Felde noch viel zu thun übrig, und nicht um Hrn. A. zu tadeln, habe ich ihm Willkürlichkeiten nachgewiesen, sondern um seine Aufmerksamkeit von Neuem auf diesen Gegenstand und zwar nach einer andern Richtung hinzulenken. Es giebt keine leichtere und — undankbarere Mühe, als wenn ein Schriftsteller dem andern Willkür in der Interpunktion vorwirft. Niemand ist frei von ihr, und Jeder hat seine Berechtigung, warum er so und nicht anders schrieb.

Auf das Einzelne einzugehen würde die Gränzen einer Anzeige überschreiten. Jede Seite des Buches bietet Interessantes und Lehrreiches dar. Auch die umfassendste Rezension könnte und dürfte Niemand von der Mühe und dem Genusse, das Werk selbst zu lesen, entbinden wollen.

Wiesbaden. Dr. **W. Fricke.**

Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander von Dr. A. Steinthal. Berlin, 1855.

Der Verfasser, schon früher durch einzelne Schriften über Gegenstände der allgemeinen Sprachwissenschaft bekannt, hat es in dem vorliegenden größeren Werke unternommen, die Prinzipien der Grammatik festzustellen und zu begründen, indem er das Wesen der Sprache von ihrem Entstehen an, in ihren Verhältnissen zum menschlichen Geiste seiner Untersuchung unterwirft. Es kam dabei besonders darauf an, die Beziehungen zu erforschen, in denen die Sprache zum Denken steht, und diese Untersuchungen leiteten unmittelbar auf die Logik und die Psychologie, als denjenigen Wissenschaften, welche das menschliche Denken der Form wie dem Stoffe nach zum Gegenstande haben. Es zerfällt demnach das Buch in zwei Haupttheile, den ersten, welcher das Verhältniß der Grammatik zur Logik beurtheilt, den zweiten, welcher die Grammatik in ihrem Verhältniß darlegt, dieser thetisch, jener kritisch.

Der erste Theil beginnt mit einer ausführlichen Kritik der logischen Grammatik, als deren Hauptvertreter hier K. F. Becker und sein System, wie er es im Organismus der Sprache aufgestestellt hat, der Beurtheilung unterworfen werden. Der Verf. weist die Bedeutung des Organischen für die Sprache zurück (man vgl. S. 379), namentlich weil er den Gegensatz, das Unorganische in seiner Beziehung zur Sprache nicht zu finden vermag, aber gerade darin liegt eine schwache Stelle der Kritik. Allerdings hat Becker's Arbeit nicht geleistet, was sie versprach, sie hat keinen Organismus der Sprache in seiner Nothwendigkeit nachgewiesen, aber doch darf man nicht zugeben, daß ihm untergeschoben werde, was er nicht gewollt hat. Hr. Steinthal sucht zu zeigen, daß bei Becker organisch und natürlich dasselbe sei, und meint, demnach sei im ganzen All nichts unorganisch (S. 4). Dies ist richtig, wenn man das All als ein Ganzes betrachtet, zu dessen Bestehen ein jedes Ding nothwendig ist, wenn das Ganze seinen Zweck erfüllen soll; aber aus dem Ganzen herausgerissen, bleibt es nicht organisch: die Gebirgsmassen im Zusammenhange mit der Erde sind organisch, aber für sich betrachtet sind sie es nicht. Dem Verf. lag wohl der chemische Begriff des Organischen und Unorganischen vor; aber gerade hier zeigt sich das Verhältniß beider, denn aus unorganischen Elementen sind die organischen Körper gebildet. Becker hat vielmehr dem Organischen das Mechanische entgegengesetzt, jenes als das Nothwendige, dieses als das Willkürliche angesehen, und das Verfehlte seines Systems liegt, wie es auch der Verf. bemerkt, in der Unklarheit und Unsicherheit der Durchführung, nicht in den Grundlagen, in der Einführung von leitenden Momenten, deren Nothwendigkeit nicht dargethan ist, wie der Begriff des Gegensatzes. Diese Inconsequenzen, welche das System lockern und zerrütten mußten, nachgewiesen zu haben, ist ein anzuerkennendes Verdienst des Verf., so wie die Darlegung von der Vermischung und Verwechslung der Logik und Grammatik, welche sich aus jenem unberechtigten Einführen des Gegensatzes ergab. Mit Uebergehung der genaueren Ausführung dieser Kritik, so wie der am Schluß dieses Abschnittes den Ansichten W. v. Humboldts gewidmeten Worte, wenden wir uns zu dem Theile, der das Verhältniß von Grammatik und Logik erörtern soll.

Der Verf. sagt hier S. 138: „Die theoretischen Thätigkeiten des Menschen lassen sich unter zwei Klassen zusammenfassen, oder beruhen sämmtlich auf zwei geistigen Handlungen: urtheilen und beurtheilen. Im Urtheil liegt eine Erkenntniß, in der Beurtheilung liegt ein ausgesprochenes Lob oder ein Tadel." Diese Eintheilung scheint nicht stichhaltig, beide Thätigkeiten lassen sich nicht coordiniren.

Das Urtheilen enthält eine Erkentniß, und das Beurtheilen sollte sie nicht enthalten? vielmehr beruht gerade die Beurtheilung auf einer vorausgegangenen Erkenntniß. Es ist demnach die Beurtheilung nur eine besondere Art des Urtheils. Wenn nun der Verf. fortfährt: „Es giebt also Wissenschaften, welche Thatsachen und thatsächliche Verhältnisse, Existenzen und Gesetze zu erkennen, zu ergründen suchen, und es giebt auch andere, welche Maßstäbe der Beurtheilung, Gründe für Lob und Tadel aufzufinden streben", so ist dies falsch, denn keine Wissenschaft kann ohne Erkenntniß von Thatsachen sich mit bloßen Maßstäben beschäftigen, die sie ja ohne Thatsachen nirgends anlegen, nirgends hernehmen könnte, und auch die Logik, auf welche jene Erklärung deutlich hinzielt, ist keine solche Wissenschaft. Doch dies zugegeben, so soll nach S. 145 die Logik beurtheilend, die Sprachwissenschaft erkennend sein; also müßte nach den eben gegebenen Bemerkungen die Sprachwissenschaft die allgemeinere, die Logik die besondere Wissenschaft sein, und das wird doch Niemand zugeben, auch nicht der Verfasser, welcher S. 151 sagt: „Daher steht die Grammatik wie jede andere Wissenschaft unter der Logik." Es kehrt sich demnach das Verhältniß von Logik und Grammatik durch jene Eintheilung in urtheilen und beurtheilen gerade um; und wie wenig haltbar jene Eintheilung sei, erkennt der Verf. selbst an, der von der beurtheilenden Logik S. 145 sagt: „Die Logik will nicht, wenigstens nicht bloß, thatsächlich vorhandene Gegenstände und Verhältnisse erkennen", denn dieses wenigstens nicht bloß hebt den ganzen Unterschied auf, die Logik will also doch erkennen, wenn sie auch noch etwas Anderes will. Die strenge Scheidung von Logik und Grammmatik gelingt in diesem Punkte nicht. Die Logik ist doch nicht so rein formal, als sie der Verf. aufstellen möchte, sie soll nur die Richtigkeit des Gedachten, nicht Wahrheit lehren, aber auch das kann sie nicht, ohne in die Begriffe einzudringen, mit denen sie operiert; die Logik ist keine Tabelle, welche die Richtigkeit einer Rechnung mit gleichartigen Größen nachweist, für ungleichartige aber nicht ausreicht. Wenn demnach der Verf. die Logik als rein formal ansieht, die formale Natur der Grammatik auch nicht leugnen kann und hinzufügt: „Aber im Verhältniß zur Logik ist die Grammatik, wie die reine Mathematik, schon etwas Materiales, indem in beiden ganz bestimmte Denkprozesse vorkommen, welche sich als ein bestimmter Inhalt in logischer Form offenbaren. Die sprachliche Form ist ein Stoff, eine besondere Anwendung und Verkörperung der logischen Form" so giebt dies auch keine feste Scheidung von Logik und Grammatik. Die Grammatik betrachtet die sprachliche Form und diese ist eine Verkörperung der logischen Form; das ist denn doch auch nicht viel anderes, als der vom Verf. getadelte Ausdruck Beckers, die Sprache sei der in die Erscheinung tretende Gedanke. Wir geben nach den bis dahin geführten Betrachtungen zu, daß Logik und Grammatik nicht identisch sind, aber die Identität hat auch Becker nicht behaupten wollen, denn er giebt der Sprache neben der logischen Seite noch eine phonetische. Die Verschiedenheit von Grammmatik und Logik legt dann der Verf. dar, indem er nachweist, daß das Denken nicht der Sprache bedarf, daß Wort und Begriff, Satz und Urtheil nicht identisch sind, wobei er den Unterschied von kategorischem und hypothetischem Urtheil als rein grammatisch, den von bejahendem und verneinendem Urtheil als rein logisch nachzuweisen sucht. Dieselbe Verschiedenheit wird dann darin nachgewiesen, daß die Logik keine Copula und kein Object wie der Satz kennt, und daß das logische Subject und Prädicat nicht immer dem grammatischen Subject und Prädicat entsprechen; endlich daß die grammatischen Kategorien nicht die logischen sind und die Redetheile sich aus der Zergliederung des Urtheils nicht finden lassen. Durch diese Betrachtungen kommt der Verf. zu dem Resultat, daß die Sprache nicht der organische Abdruck der logischen Form des Denkens, also in diesem Sinne nicht logisch sei, vielmehr nur insofern logisch genannt werden könne, als sie den Gesetzen der Logik gemäß, so gut wie jede andere Wissenschaft eingerichtet sei, und dies ist allerdings ein anderes Resultat als die von Becker aufgestellte Ansicht, daß die formalen Denkgesetze sich in der Sprache wiederfinden.

Nachdem nun der Verf. die Sprache und Grammatik gewissermaßen von der Logik frei und selbständig gemacht hat, kommt es darauf an, ein anderes Princip

ihrer Bildung aufzustellen, und er thut dies in dem positiven Theil seines Werkes.

Die Sprache als Erzeugniß der Seele führt auf die Psychologie, und da sie durch den Körper zur Ausführung kommen, auf die Physiologie. Die auf einander folgenden Stufen der Seelenthätigkeit, Gefühl, Empfindung, Anschauung giebt der Verf. als durch Localisierung und Isolierung des äußeren Eindrucks aus einander hervorgehend an, verbunden mit einer zunehmenden selbständigen Thätigkeit der Seele gegenüber den auf sie eindringenden Eindrücken der Außenwelt. Mit dieser zunehmenden Thätigkeit sucht sich die Seele gewissermaßen von der Gewalt jener Eindrücke zu befreien — durch das Hervorbrechen der Sprache. Die Sprache sucht der Verf. als Reflexionsbewegung der Nerven zu erklären, gestützt auf Analogie von andern körperlichen Bewegungen namentlich in den Gesichtsnerven und Gesichtsmuskeln und in den Athmungswerkzeugen, indem er eine Uebertragung der Bewegung von dem nervus facialis, der als Leiter leidenschaftlicher Erregungen auf die Bewegung des Gesichts anzusehen ist, auf den die Zungenbewegung bewirkenden nervus vagus voraussetzt. Wir hätten mit dieser Annahme, deren Bestätigung allerdings physiologischen Untersuchungen überlassen bleiben muß, eine sehr bemerkenswerthe Erklärung des Uebergehens der Empfindungen in die Sprache. Wie nun die Nerven der übrigen Sinnesorgane sich von den Erschütterungen der äußern Eindrücke gewissermaßen befreien, indem sie vermittelst der motorischen Nerven Bewegung der Organe veranlassen, so auch hier durch Erregung des Tons. Die Verwendung des Tons zur Sprache geschieht aber erst mit dem Erwachen des Bewußtseins, indem sie von den in der Seele gebildeten Anschauungen wiederum eine Anschauung bildet, und der mit dieser Anschauung hervorbrechende Ton durch Association sich dauernd mit derselben verknüpft. Die Anschauung der Anschauung ist Vorstellung, also die Vorstellung die Bedeutung des Lautzeichens, die Verknüpfung beider nennt der Verf. innere Sprachform, und mit ihrer Entwicklung entwickelt sich auch die Sprache. Zuerst nämlich ist der Laut nichts als Reflex des Gefühls ohne Bewußtsein, durch dessen Hinzutritt sich die Interjection bildet, indem die Art des Lautes eine Beziehung zu der erregten Empfindung erhält. Daran schließt sich die Onomatopöie, welche auf der Verwandtschaft des Lautes mit der Anschauung beruht; die charakterisierende Stufe bezeichnet die Anschauungen, indem sie ein charakteristisches Merkmal derselben angiebt. Dadurch aber, daß das entwickeltere Selbstbewußtsein bald andere wichtigere Merkmale wahrnimmt, aber den ursprünglichen Laut beibehält, geht allmählig dessen ursprüngliche Bedeutung verloren und er bleibt nur ein Zeichen, das aber die Summe aller Momente der Anschauung zur Einheit, d. h. zur Vorstellung erhebt. So bildet sich das Wort, das als solches aber weder Substantiv noch Verbum, sondern ein ganzer Satz und zwar ein Erkennungs- oder Benennungssatz ist. Dadurch daß die Seele an dem benannten Dinge andere Merkmale unterscheidet und ablöst, bildet sich der explicite Satz, indem jene Vorstellung zu einem festen Punkte wird, auf den sich andere beziehen: es entstehen Ding-, Merkmal-, Thätigkeitswörter, und die Vorstellung erhebt sich zum Begriff, indem die sämmtlichen Merkmale durch das Bewußsein auf dieselbe bezogen werden.

Das Innere der Sprache ist also dieser Darstellung gemäß das vom Verf. sogenannte instinctive Selbstbewußtsein, d. h. das Bewußtsein als Anschauung der Anschauung, das Aeußere der Laut, danach sind die Principien der Grammatik innere Sprachform und Laut, ihre Theile Bedeutungslehre und Lautlehre. Die Lautlehre übergeht der Verfasser unter Verweisung auf Heyse's System der Sprachlaute mit wenigen Bemerkungen, rücksichtlich der Bedeutung wird die Sprache als Darstellung der Gedanken, d. h. nur als Schein oder Erscheinung des Gedankens angesehen. Der Gedanke hat Inhalt und Form, beide stellt die Sprache durch besondere Mittel dar, den Inhalt durch die Wurzel, die Form durch die Endung.

Eine weitere Entwicklung des Systems wird nicht gegeben, vielmehr schließt der Verfasser sein Werk mit einigen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Sprachen und deren Grund, so wie über die Bedeutung der Sprachwissenschaft für die Völkerpsychologie.

Wenn wir nun die im kurzen Auszuge hier gegebene Darstellung überblicken, so müssen wir anerkennen, daß der Versuch, die Sprache aus psychologischen Principien abzuleiten, ein richtig begonnener und für die Sprachwissenschaft bedeutender ist, aber der Abschluß fehlt. Die Entstehung der Sprache mit der Entwickelung des Denkens ist vor uns aufgerollt, aber die Ausbildung fehlt. Der Verfasser hat namentlich S. 328 einen Ansatz gemacht, die Redetheile abzuleiten, aber er giebt diesen Versuch auf (vgl. S. 362), und doch war gerade das nothwendig, um zu zeigen, wie sich die Sprache rein psychologisch ohne Hülfe der Logik entwickeln konnte; er giebt S. 359 an, daß die Sprache ihre Kategorien wie Sylbe, Wort, Wortbeugung, Wortfügung, Lautgesetze und syntaktische Gesetze habe, aber eine Ableitung aus den aufgestellten Principien vermissen wir, und doch sind gerade das die Punkte, in denen bis jetzt die Grammatik sich besonders auf die Logik gestützt hat. Wollte der Verf. die Grammatik von der Herrschaft der Logik befreien, so mußte er gerade auf diese Punkte, namentlich auf die Satzverbindungen sein Hauptaugenmerk richten. Das ernste wissenschaftliche Streben, das aus dem ganzen Buche hervorleuchtet, läßt erwarten, daß der Verf. sein System, dessen ausführliche Kritik nicht meine Absicht war, nicht unfertig lassen werde.

So viel als Ergebniß des Eindruckes, den eine erste Lesung des Buches gemacht hat; leider ist derselbe durch den hochmüthigen Ton getrübt worden, den der Verf. in der Vorrede angeschlagen hat. Die Wissenschaft mag keine Bescheidenheit kennen, aber dem Menschen geziemt sie sehr wohl, und da Selbsterkenntniß die schwierigste Erkenntniß ist, so ist es gerathener, das Urtheil über eigene Leistungen Anderen zu überlassen, die das Wahre anerkennen, aber auch ohne Vorliebe und Haß eine aufgedrungene Dictatur nicht dulden werden.

Berlin. Dr. **Büchsenschütz.**

Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16ten Jahrhundert. Nach den ältesten Drucken herausgegeben von Dr. J. Mützell, Professor am Königl. Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Dritter Band. Verlag von Enslin. 1855.

Mit dem vorliegenden 3. Bande ist also das hymnologische Werk glücklich vollendet, über dessen Zweck und Bedeutung wir im Archiv beim Erscheinen der zwei ersten Bände (XVI. 4) ausführlich berichtet haben. Die Absicht dieser Zeilen kann daher nur sein, eben auf diese Vollendung des Ganzen aufmerksam zu machen. Ist doch die Anerkennung, welche der Arbeit Mützells schon in kurzer Zeit so vielfach zu Theil geworden ist, nicht in Zufälligkeiten begründet, sondern vielmehr in der consequenten Attribie, mit der er die gesammelten und durch ihn so reich vermehrten Materialien zu einem klar erkannten Zweck benutzt. Was den Inhalt des Bandes angeht, so enthält derselbe zunächst den Schluß des 1. Abschnittes (der 3. Abtheilung), in welchem die Lieder vereinigt stehen, deren Verfasser angegeben werden. Besondere Beachtung verdienen Martin Mollar (über welchen in den Vorbemerkungen (zu 418) wichtige literarische Mittheilungen gemacht werden), Martin Bahamb, Philipp Nicolai. Das letzte Lied dieses Abschnittes: Auf meinen lieben Gott wird nach den ältesten Drucken auf 5 Strophen zurückgeführt und die Abfassung desselben durch S. Weingärtner mit Grund in Zweifel gezogen. Unter den sechzig Liedern, die sodann als „anonyme Lieder" das Werk schließen, sind mehrere, die zu den Besten zählen, was wir in unserer Kirche haben, wie z. B. Nro. 563: Ich weiß mir ein Blümlein, hübsch und fein, 565: Des Morgens, wenn ich früh aufsteh, 576: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, 585: Christus (der) ist mein Leben, u. A.

Nach einem Nachtrag von 11 Liedern und einer Reihe von Zusätzen zu den Vorbemerkungen folgen mehrere Register: I. Uebersicht des Inhalts. II. Alphabetisches Verzeichniß der Liederdichter, 150 an der Zahl. III. Chronologisches

Verzeichniß der Gesangbücher und hymnologischen Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, welche zu den Vorbemerkungen benutzt sind. („Die Einzeldrucke sind in das Verzeichniß nicht aufgenommen. Auch schien es nicht passend, sämmtliche Werke aus dem bezeichneten Zeitraume aufzuführen, die der Herausgeber hat benutzen können.") Trotz der Unvollständigkeit des Verzeichnisses umfaßt es doch (von 1525 — 1700) nicht weniger als 292 Nr. und liefert so einerseits eine Anschauung von dem Material, das zu bewältigen war, andrerseits für Jeden, der auf dem hymnologischen Gebiete arbeiten will, ein genaues und bequemes bibliographisches Hülfsmittel. Das IV. Register ist ein Verzeichniß der wichtigsten Lieder nach dem Inhalt geordnet. Ein alphabetisches Register schließt das Ganze.

Zuletzt möchte ich dem Verf. noch die dringende Bitte aussprechen, daß er seine hymnologischen Arbeiten nicht mit dem vorliegenden Werke abschließen, sondern bald die Grenzen überschreiten möge, welche er sich in dem großen Gebiete des deutschen Kirchenliedes, gewiß zum Theil unfreiwillig, gesteckt hat, wäre es auch nur, um dem Subjectivismus, dem es hierin am wenigsten an Vorwänden fehlt, bei dem gebildeteren Theile der christlichen Gemeinde immer mehr Grund und Boden abzugewinnen.

Berlin. **Hollenberg.**

Miscellen.

Des ersten Bandes erstes Heft vom „Weimarischen Jahrbuche für deutsche Sprache, Literatur und Kunst", herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade, empfiehlt auch ohne Vorrede dieses neue Unternehmen durch eine Anzahl der verschiedenartigsten Aufsätze, und die Zeitschrift verspricht somit bei der anerkannten Befähigung der Herausgeber ein für das Studium der deutschen Sprache sehr erfreulicher Beitrag zu werden. Den Reigen eröffnet eine Abhandlung „über die Grundzüge der altdeutschen Metrik" von Dr. Schade, durch welche dieser, auf Lachmann's, leider nie vollständig zusammengestellten, Principien weiterbauend „denen, die Lust an unsrer alten Poesie haben," die Erkenntnisse derselben zu erleichtern beabsichtigt, und sehr ausführlich in 4 Abschnitten, auf eine Masse von Beispielen aus althochdeutscher und mittelhochdeutscher Poesie gestützt, deren metrische Grundsätze dieselben sind, die aus diesen abgeleiteten Regeln aufstellt; freilich ohne die gediegene Arbeit Rieger's vor Plönnies Gudrun überflüssig zu machen, die den wesentlichen Vorzug der viel mehr gefeilten Darstellung hat, während Schade's Styl oft den Wunsch in uns erweckt nach Befolgung des bekannten horazischen „nonum ... prematur ..."

Es folgt S. 58 ein interessanter Aufsatz von H. v. F. über einen talentvollen, aber leider durch den Trunk dem Armenhause verfallenen Mann, Erduin Julius Koch, dem ein Rückblick auf die mancherlei Bestrebungen und Leistungen im Gebiete der deutschen Philologie vorangeschickt ist.

S. 73 ff. handelt Koberstein „über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt" und zeigt besonders an der Frage von dem Hervorwachsen von Blumen aus dem Grabe Liebender,*) die sich in aller Poesie findet, daß hierin ein Familienzug zu erkennen sei, der den Völkern schon von ihrer gemeinsamen Abstammung her eigen: die Idee von einer Art Seelenwanderung, welche aus dem heidnischen Glauben mit hinüber genommen. Warum K. die den Lesern dieser Zeitschrift doch wohl bekannte Sage aus dem Tristan so sehr ausführlich beibringt, dagegen aber, um andres zu übergehen, die hierhergehörigen Gedichte aus Percy „Lord Thomas and fair Annet", Ballad of the Douglas tragedy und Prince Robert aus Minstrelsy of the Border nicht anführt, ist ebensowenig klar, als weshalb er den gediegenen Aufsatz Grimms (in den altdeutschen Wäldern, Band I.) über diesen Gegenstand gar nicht erwähnt, der wie alles, was Grimm geschrieben, die umfassendsten Gesichtspunkte aufstellt. S. 101 berichtet H. v. F. über eine weimarische Liederhandschrift vom Jahre 1537 (8°. No. 146), die ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der altniederländischen Volkslieder ist, und somit, da diese auch auf die deutsche Poesie Licht werfen, ist der Abdruck von 20 Liedern und 34 Sprüchen ein sehr willkommner für die Forscher auf diesem Gebiete. Es folgt S. 132 eine ästhetische Skizze von A. Schöll über Schillers Fiesco, in der zuerst der dem Drama zu Grunde liegende Stoff, wie er in der Geschichte erscheint, klar dargelegt, dann die Aufnahme desselben bei dem das Ganze idealistisch gestaltenden Dichter gezeigt und endlich die Form ausführlich erörtert wird, welche besonders Shakspeare's und Lessing's, dann auch Schubart's und Klopstock's Einfluß auf das Gemüth des jugendlichen Dichters verräth. In einem eigenen Abschnitte über den Bildungsgang unsres Dichters wird das Werk dem Zeitraum zugewiesen, in dem Schiller mit seinem Idealismus der Menschenwürde und freien Thatkraft in gewaltigsten Conflict gegen die ihn umgebende Welt trat: daher das Gespreizte und Gewaltsame im Tone des Dramas, daher das darin aufgestellte negative Ideal, das bedeutend unter den in reinerem Sinne aufgestellten Prinzipien seiner größten charaktervollen Meisterschöpfungen steht.

*) Es hätte auch verglichen werden können die Form dieser Sage, wie sie sich in den Contes devots zeigt. (Catalogue des livres du duc de Vallière No. 2713 d'un clerc mort de cui issoit un flor de la boiche et i auoit escrit ave maria.

Die kunsthistorische Skizze (171) „über die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Musik", von Joachim Raff, deren Aufnahme die Vielseitigkeit der Zeitschrift bezeugt, kommt nach einer übersichtlichen Darstellung der Hauptepochen in der Geschichte der Musik im §. 53, Seite 213 zu den Schlußsätzen, daß der wesentliche Ursprung der abendländischen Musik in der Auffindung und Durchbildung der Harmonie durch die Deutschen liegt; daß dann diese verinnerlichte Harmonie ihren Durchgang durch die objectiveren romanischen Völker nimmt und sich dort in Hinsicht ihrer äußeren Erscheinung weiterbildet; daß aber die internationale katholisch-deutsche Schule (Gluck, Haydn, Mozart) die Gegensätze ausgleicht und der nachfolgenden nationalen (Beethoven, Schubert, Weber) in Einheit von Gestalt und Erscheinung übergiebt; daß schließlich die Musik, welche aus den romanischen Völkern allmählig verschwindet, bei den Deutschen ausschließlich verbleibt und sich in stetiger Weiterbildung erhält, woraus folgt, daß die Aeußerung (sic) dieser Kunst in der Gegenwart den Deutschen belassen und pflichtig bleibt. Diese Arbeit, die freilich an einer nicht ganz verdauten, ziemlich unmusikalischen philosophischen Sprache leidet, zeigt einen sein Fach wohl beherrschenden, denkenden Kritiker.

Gleichfalls eine Kritik, aber unter komischer Maske bringt uns der letzte, vielleicht etwas zu umfängliche Aufsatz No. 7 von Bacmeister „Oskar von Redwitz und seine Dichtungen" S. 115 ff., in welcher ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Vorlesung Amaranth und das Mährchen humoristisch — und das ist wohl die einzig geeignete Form für diese Opuscula — durchgenommen, das Widersinnige des Inhalts, wenn auch mitunter etwas craß aufgedeckt, und auch die so gerühmte Formvollendung in ihrem wahren Lichte betrachtet wird. Schade ist es, daß B. nicht seiner Blumenlese noch einzelnes aus des Dichters neuestem Erzeugnisse, Sigelinde, beigebracht hat, das früher vergessen ist als seine nicht sehr bedeutende Parodie Merkel's, und das selbst von besonneneren Romantikern, trotz Redwitz's gewaltigen Bestrebungen, es bekannt zu machen, entschieden verlacht wurde. Oder hat B. geglaubt, es sei seiner unwürdig, über einen Todten noch Worte zu verlieren?*)

Das zweite Heft des 4. Bandes von Höfers **Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache**, Greifswald 1854 enthält eine Abhandlung über die Comparativpartikeln der griechischen und der verwandten Sprachen von Schömann, welcher zu erweisen sucht, daß ὡς nach dem Comparativ rationell vollkommen ebenso gut berechtigt sei als ἤ, und Analogien aus german. und roman. Gebiete beibringt. Dr. Crecelius in Büdingen theilt nach neuverglichnen Mscptn. eine Stelle des Augustinus über Etymologie aus dem nach ihm ächten Werke des Kirchenvaters de dialectica mit, in welchem „für die Geschichte der Sprachwissenschaft interessanten Abschnitt" z. B. die Stelle vorkommt: verbum dictum est quasi a verum boando hoc est verum sonando. Wenige sich anschließende kurze Bemerkungen suchen einige lautliche Erscheinungen der roman. Sprachen schon in späteren römischen Inschriften zu zeigen. Dr. Häckermann bespricht im ersten Theile eine Zusammenstellung von

*) Daß dies nicht der Fall, zeigt das 2. Heft des Jahrbuches in dem zuerst B. seinen Aufsatz über Redwitz beendigt, welches dann von Hoffmann v. F. einen auch nach Kahlert's Monographie anziehenden Bericht über Angelus Silesius und 9) eine Satire über die deutschen Sprachverderber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bringt, woran sich 10) eine Abhandlung von Koberstein, „Zu und über Göthe's Gedicht, Hans Sachsens poetische Sendung" anschließt. 11) giebt H. v. F. Mittheilungen aus einem Complimentirbuche von 1634 und 12) Bemerkungen über das Rotwelsch, 13) Th. Sickel, Zeitungen der Fugger zu Augsburg aus den Jahren 1568 — 1604; Weiske handelt 14) über die Minneverhältnisse Walter's von der Vogelweide; Sauppe giebt eine sehr interessante Monographie über Charlotte von Kalb; S. Kassel 16) Beiträge zum armen Heinrich, und Köhler schließt 17) durch einen Nachtrag zu Kobersteins Aufsatz No. 3 den ersten Band des Jahrbuches, das hoffentlich auch neben dem gleichfalls neu in's Leben getretenen Henneberger's (Meiningen 1855) weiter erscheinen wird.

Spitz- und Spottnamen bei den römischen Satirikern, 20 derartige Bezeichnungen aus Juvenal, die meistens griechischen Ursprungs sind; Kosegarten handelt in Bemerkungen zur niederdeutschen Sprache, 1) vom Präsens particip. transitiver Verba mit passivem Sinne, 2) von Sustantiven in er mit passiver Bedeutung, 3) vom Plural in es oder s, 4) von weiblichen Nominibus mit dem Genitiv in s; Höfer selbst von dem Gebrauch des Genitivs im Niderdeutschen. Dr. Holzapfel gibt einen, früher als Programm erschienenen, Aufsatz „über Namen und Begriff des Heidenthums“ in veränderter Form, und zeigt nach Besprechung von *βαρβαροι*, mit dem er das arabische adschem, unser Wälsch und das ebräische gojim vergleicht, daß pagani, Landleute, der Name der Heiden geworden sei, da sich auf dem flachen Lande jede Art von Aberglaube länger halte, daß auch unser Wort Heide auf den Begriff Volk zurückzuführen sei, als Uebertragung des hebr. goi, und daß darin der Gegensatz zwischen Juden und Christen einerseits, und den Bekennern aller übrigen Religionen andrerseits liege. Dr. Düntzer, „Zur Etymologie griechischer Namen“ deutet Homer als Unterpfand, Tydeus als Schläger, Polydeukes „den durch seine Schläge im Faustkampf viel Schmerz Bereitenden“, Laestrygon gewaltig verzehrend, Palamedes kunstsinnig; Crecelius leitet amarus und mare von einer Wurzel mit dem Begriff des Bitterseins. Den Beschluß bildet die Fortsetzung der sprachwissenschaftlichen Bibliographie vom Herausgeber.

Berichtigung.

Eine einfache Bemerkung über den Imperativ: **gehen wir** und ähnliche, die ich in Bd. XVI., Heft 3, S. 367 d. Bl. machte, ist leider durch einen geehrten Mitarbeiter mißverstanden, woran ich wohl selbst schuld bin durch Undeutlichkeit der Rede, indem ich zweierlei der Kürze wegen als Eines benannt habe, nämlich: undeutsche **Paradigmen**formen — und undeutsche **Redeweise.**

Die Form: gehen wir, einen Imperativ zu **nennen,** ist falsch: die erste Person, so habe ich behauptet und behaupte es noch, ist unfähig in den Imperativ zu treten, und zwar in allen Sprachen unfähig: denn wenn *ἰω, ἰωμεν*, eam, eamus kein Imperativ ist, so ist auch allons keiner, sondern nur fälschlich so genannt. Also nicht die Form ist undeutsch, sondern die Benennung verkehrt von französischen Grammatikern erfunden in einer Zeit, wo das grammatische Studium in der Kindheit war, um nun endlich auszumerzen.

Dagegen die anderen Gebilde: werde gelobt — werden gelobt werden — sind undeutsche **Formen.** — Ich danke dem Beurtheiler, daß er mich auf jene Undeutlichkeit aufmerksam gemacht, und bitte ihn, diese Berichtigung für genügend zu erkennen.

Aurich. Dr. **Eduard Krüger.**

Der Aufsatz im 2/3. Hefte, XVII. Bandes, p. 228 hat nicht Herrn **Hauff,** sondern Herrn **C. F. S. Haupt** in Stettin zum Verfasser.

In der Abhandlung über die „Auswahl des Uebungsstoffes“ u. s. w., Bd. XVI des Archivs, sind folgende Verbesserungen zu treffen:

S. 97, Z. 17 v. o. lies des Pädagogen st. der Päd.
S. 106, Z. 11 v. o. „ die Ansichten st. Ansichten.
Ebendas. Z. 23 v. o. „ Buches st. Beispiels.
S. 109, Z. 7 v. u. „ seiner Entdeckung st. seine Entdeckung.
S. 111, Z. 1 v. o. „ L'Autriche st. L'autriche.
S. 112, Z. 10 v. u. „ janvier st. jaevier.
S. 117, Z. 10 v. u. „ sans st. san.
S. 122, Z. 13 v. u. setze st. des Semikolon ein Komma.

Fr. Ad. Wagler.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

De l'Etude des Langues. I P. Premiers principes d'éducation avec leur application spéciale à l'étude des langues; par M. C. Marcel. (Paris, Borrani & Droz.)

Lexikographie.

F. E. Feller. Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano. 2 voll. (Leipzig, Teubner.) $1^2/_3$ Thlr.

Grammatik.

Principes de grammaire générale. (Théorie du verbe) p. Saint-Hubert Theroulde. (Paris, Duprat.)

J. Kehrein. Grammatik der deutschen Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts. 2 Theile, Wortbildungslehre. (Leipzig, Wigand.). $1^2/_3$ Thlr.

Traité de prononciation p. M. Morin. (Paris, Tresse.) 1 fr. 50 ct.

Literatur.

W. Grimm. Ueber Freidank. 2. Nachtrag. Göttingen, Dietrich.) 8 Sgr.

Göthe's Faust. Andeutung über Sinn und Zusammenhang des I. und II. Theils von Fr Deycks. (Frankfurt a/M., Hermann.) $1^1/_3$ Thlr.

Schiller's Briefe, mit geschichtlichen Erläuterungen. (Berlin, Hempel.) à Lfrg. 4 Sgr.

Geschichte des evangelischen Kirchenliedes für Schule und Haus. (Wiesbaden, Friedrich.) 18 Sgr.

Wangemann. Kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. (Stettin, Saunter.) 15 Sgr.

J. G. Th. Grässe. Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. (Dresden, Schönfeld.) à Lfrg. $^1/_6$ Thlr.

Etude sur le Parcival de W. d'Eschenbach, et sur la légende du saint Graal p. G. A. Heinrich. (Paris, Franck.) $2^1/_2$ fr.

Marie Stuart de Sch., traduite en vers italien p. André Maffei. (Paris, M. Lévy frères.) 1 fr. 50 ct.

Ballades et chants populaires de la Roumanie recueillis et traduits p. V. Alexandri. (Paris, Desoye.) 3 fr.

La vie publique de Michel Montaigne p. Alph. Grün. (Paris, Amyot.) 7 fr.

Oeuvres posthumes de F. Lamennais. (La divine Comédie de Dante précédée d'une introduction.) (Paris, Paulin & Lechevalier.) 5 fr.

H. Reed. Introduction to English Literature, from Chaucer to Tennyson. (London, Harrison.) 2 s.

C. Rogers. Modern Scotch Minstrel: with memoirs of the poets. (London, Longman.) 5 s.

Hilfsbücher.

The British classical authors. Select specimens of the National Literature of England from G. Chaucer to the present time with biographical and critical sketches. Poetry and prose by L. Herrig. 5. ster. Edition. (Brunswick, G. Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Müller. Englisches Lesebuch. (Stuttgart, Metzler.) 12 Sgr.

Edmonds. Notes on English grammar: for the use of juvenile minds. (London, Tallant.) 9 d.

T. Goodwin. The student's practical grammar of the Engl. language; together with a commentary on the I. book of Milton's Parad. Lost. (London, Law.) 4 s. 6 d.

Poetical grammar of the English Language by R. Clarke. (London, Houlston.) 2 s. 6 d.

Schiller's Parasit und der Neffe als Onkel. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische, bearbeitet von Nossek. Leipzig, Baumgärtner.) 12 Sgr.

25